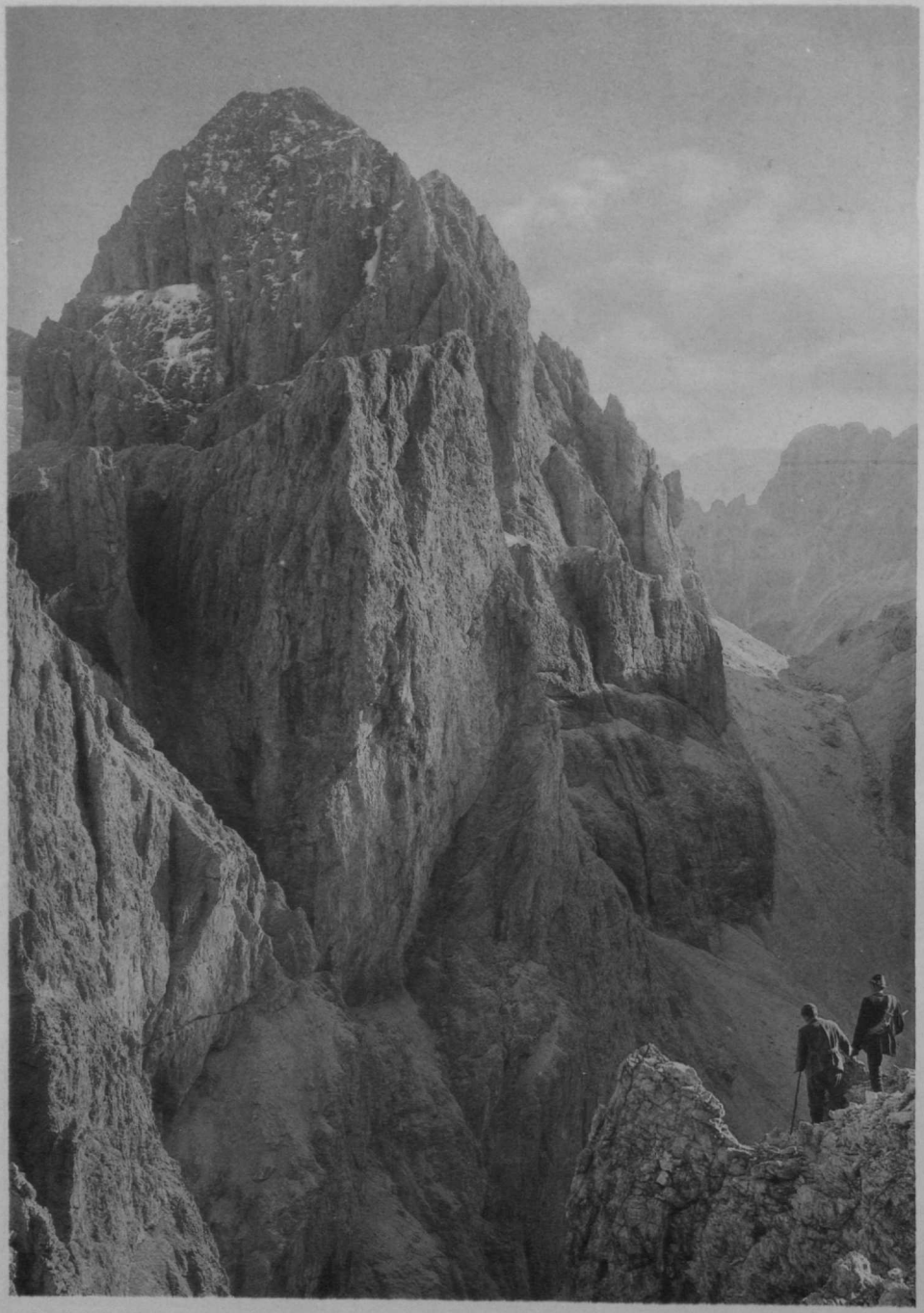


Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Kesselkogel vom Molignon.

ZEITSCHRIFT

DES

DEUTSCHEN UND ÖSTERREICHISCHEN

ALPENVEREINS.

REDIGIERT

VON

H. HESS.

JAHRGANG 1897. — BAND XXVIII.

GRAZ, 1897.

VERLAG DES DEUTSCHEN UND OSTERREICHISCHEN ALPENVEREINS.

HERGESTELLT DURCH DIE VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN.

IN COMMISSION FÜR DEN BUCHHANDEL BEI DER J. LINDAUER'SCHEN BUCHHANDLUNG IN MÜNCHEN.

UB INNSBRUCK
+C136874202

(10994)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift ist untersagt; alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzung bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Arbeiten.

I/4 98. Prof. Löwit 28.

BRUCKMANN'SCHE BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI, MÜNCHEN.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Dr. med. Franz Kronecker: Reisen in den südlichen Alpen Neuseelands 1
Ferdinand Löwl: Kals 34
Albrecht Penck: Gletscherstudien im Sonnblickgebiete 52
Oswald Redlich: Über Ortsnamen der östlichen Alpenländer und ihre Bedeutung . . . 72

Hans v. Zwiedineck-Südenhorst: Die Ostalpen in den Franzosenkriegen 88
Hans Grasberger: Aus dem alten Tauriskerlande 114
Richard v. Strele: Der Palmesel. Eine culturhistorische Skizze 135

Ludwig Purtscheller: Aus dem Alpenkranze des Defereggerthales 155
Dr. Fritz Koegel: Die Reichenspitzgruppe 188
M. v. Prielmayer: Die Alpen des Grosinathales 229
Joseph Enzensperger: Der Wilde Kaiser 264
L. Norman Neruda: Die Rosengartengruppe 293
H. Steinitzer: Eine Wanderung durch die Bergamasker Alpen 334
Julius Pock: Aus den Bergen der südlichsten deutschen Sprachinsel: Die Sauris oder Zahre im Friaul 358

Vollbilder:

Zu Seite

1. Kesselkogel vom Molignon. Photographie von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann . . . . . Titelbild
2. Minarets und Mount Elie de Beaumont. Autotypie von C. Angerer & Göschl . . 17
3. Das oberste Patscherthal mit dem Hochgall. Gezeichnet von A. Heilmann. Lichtdruck von F. Bruckmann 161
4. Reichenspitze und Wild-Gerlosspitze. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 209
5. Reichenspitze von Nordwest. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 225
6. Cima di Piazzi vom Passo di Verva aus. Gezeichnet von M. v. Prielmayer. Lichtdruck von F. Bruckmann 241
7. Rifugio d'Eita und Monte Maurigno. Gezeichnet von M. v. Prielmayer. Autotypie von C. Angerer & Göschl 257
8. Hinterbärenbad im Kaiserthal. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 265
9. Wilder Kaiser mit Stripsenjoch. Gezeichnet von E. T. Compton. Lichtdruck von F. Bruckmann 273
10. Ackerlspitze und Griesenerkar. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 289
11. Seekogel vom Grasleitenpass. Photographie von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 297
12. Kleiner und Grosser Valbuonkogel. Photographie von F. Benesch. Autotypie von J. Löwy 305
13. Östlicher Molignon vom Westgipfel. Photographie von F. Benesch. Lichtdruck von F. Bruckmann 313
14. Schwarze Schneide und Fallwand. Photographie von F. Benesch. Autotypie von J. Löwy 321
15. Valle di Scalve mit der Presolana. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 337
16. Gromo im Valle Seriana. Gezeichnet von E. T. Compton. Autotypie von C. Angerer & Göschl 353

Bilder im Text:

		Seite
1. Mount Cook vom Mount de la Bêche	Nach einer Phot. gez. von E. T. Compton	1
2. Hermitage mit der Scaly Range	Nach einer Photographie	7
3. Mount Cook vom Tasman-Gletscher	Nach einer Phot. gez. von E. T. Compton	13
4. Mount de la Bêche mit den Minarets	„ „ „ „ „ „	15
5. Bivouac de la Bêche	Nach einer Photographie	17
6. Glacier Peak	Nach einer Phot. gez. von E. T. Compton	21
7. Mount Darwin vom Tasman-Gletscher	„ „ „ „ „ „	23
8. Das Goldbergkees vom Knappenhause	Nach einer Phot. von Dr. A. E. Forster	57
9. Das Wurtenkees im September 1896	„ „ „ „ „	61
10. Geschrammter und ausgebrochener Gletscherboden vom Goldberggletscher	„ „ „ „ „	67
11. u. 12. Christus auf der Eselin	Nach Photographien	153
13. Rothspitze und Weissspitze	Gez. von A. Heilmann	173
14. Regenstein vom Zwenewaldthal	„ „ „	177
15. Arnhörner, Rappler und Gölbmer	„ „ „	179
16. Todtenkarspitze vom Klammljoch	„ „ „	181
17. Bödensee und Umrandung	„ „ „	183
18. Lasörling vom Virgenerthörl	„ „ „	185
19. Steinkarspitze vom Lahnerkees	„ „ E. T. Compton	193
20. Zillerplatten- und Zillerschartenspitze	„ „ „	203
21. Eingang in das Rainbachthal	„ „ „	209
22. Reichenspitze vom Windbachthalkopf	„ „ „	211
23. Richterhütte gegen den Schwarzkopf	„ „ „	213
24. Kamm zwischen Wildgerlos- und Schönachthal	„ „ „	227
25. Cime di Redasco	Nach der Natur gez. von M. v. Prielmayer	235
26. Cima di Piazzi und Corni di Verva	„ „ „ „ „ „	245
27. Corno di Dosdè	Nach einer Phot. von A. Vonwiller gez. von M. v. Prielmayer	249
28. Cima Viola	Nach einer Phot. von A. Vonwiller gez. von M. v. Prielmayer	251
29. Lago Spalmogruppe	Nach einer Phot. von G. Sinigaglia gez. von M. v. Prielmayer	255
30. Rothe Rinnscharte mit dem Treffauer Kaiser	Gez. von E. T. Compton	273
31. Kaiserkopf und Elmauer Haltspitze	„ „ „	275
32. Steinerne Stiege bei Hinterstein	„ „ „	283
33. Predigtstuhl vom Stripsenjoch	„ „ „	287
34. Foppolo mit dem Monte Pegherolo	„ „ „	339
35. Rifugio della Brunone	„ „ „	343
36. Pizzo Redorta und Punta di Scais von Westen	„ „ „	345
37. Pizzo Redorta und Punta di Scais von der Val di Coca	„ „ „	347
38. Cima di Concarena	„ „ „	353
39. Corno del Dente	„ „ „	355

Kartenskizze der Bergamasker Alpen 335

Beilagen:

1. **Karte vom Ötzthal und Stubai, Blatt III: Gurgl.** 1:50000. Von S. Simon. Kartogr. Institut von Giesecke & Devrient, Leipzig.
2. **Skizze der Zunge des Klein Fleiss-Keeses.** **Skizze der Zunge des Goldberg-Gletschers.** **Skizze des Wurten-Keeses.** 1:10000. **Karte des centralen Theiles der Neuseeländischen Alpen.** 1:400000 — Von A. E. Forster und Albrecht Penck. — Kartographische Anstalt von G. Freytag & Berndt in Wien.
3. **Rundschau von der Kassianspitze, 2583 *m*.** Nach der Natur gezeichnet von J. R. von Siegl.
4. **Venedigergruppe und Zillerthaler Alpen vom Glockenkarkopf.** Naturaufnahme von F. Würthle & Sohn (vormals Würthle & Spinnhirn) in Salzburg.

Mount Cook vom Mount de la Bêche.

Reisen in den südlichen Alpen Neuseelands.

Von

Dr. med. Franz Kronecker.

Unserem schönen Bergsport erschliessen sich von Jahr zu Jahr neue Gebiete. Freilich gewähren die Alpen Europas auch dem unternehmendsten und verwegensten Gipfelstürmer hinreichende Gelegenheit, seine Ausdauer, Kraft und Gewandtheit an würdigen Aufgaben zu messen. Aber wem das hohe Glück zu Theil geworden, hinausziehen zu dürfen in die ferne Welt, der wird es so leicht nicht versäumen, die Kenntnisse und Erfahrungen, welche er in der Schweiz, in Tirol, in Salzburg u. s. w. gesammelt, auch in aussereuropäischen Gebirgen zu verwerthen.

Im entlegenen Süden, der antarktischen Eiswelt schon nicht mehr allzufern, finden wir auf der Südinsel Neuseelands ein ausgedehntes Berg- und Gletschergebiet, welches bereits zu Anfang der achtziger Jahre die Aufmerksamkeit, namentlich der englischen Alpinisten, auf sich zog. Es sind dies die »Southern Alps«, wie sie der berühmte Capitän Cook, der Erforscher Neuseelands, benannte.

Über einige Wanderungen und Besteigungen, welche ich im März des Jahres 1894, zu Ende des südlichen Sommers, d. h. in dem unserem September der nördlichen Hemisphäre entsprechenden Monat, in diesen Bergen ausführte, sollen die folgenden Blätter handeln. Glücklicherweise kann ich hierbei von einer ausführlichen Einleitung mit Auseinandersetzungen über Lage, Ausdehnung und Configuration der neuseeländischen Alpen fast völlig Abstand nehmen. Sind doch jene Verhältnisse bereits durch Robert v. Lendenfeld im Eingange seiner in dem Jahrgange 1889 dieser Zeitschrift abgedruckten Abhandlung: »Die Alpen Neuseelands«[1]) mit markigen Strichen so meisterhaft gezeichnet worden, dass meine eigene Darstellung lediglich in einer Wiederholung bestehen könnte. Wer sich noch genauer zu unterrichten wünscht, dem empfehle ich das fesselnd geschriebene, jetzt ziemlich selten gewordene Buch Lendenfeld's: »Australische Reise«,[2]) II. Theil: »Neuseeland«.

Nur in allgemeinsten Umrissen will ich daher dem Leser zu Beginn meiner Arbeit das Bild der Southern Alps noch einmal in das Gedächtniss zurückrufen: Die Inselgruppe Neuseeland umfasst zwei grössere, durch die »Cookstrasse« getrennte Eilande, um welche sich ein ganzer Schwarm kleiner Inselchen gruppiert. Während die nördliche jener beiden Hauptinseln ausgesprochen vulkanischen Charakter besitzt, mit thätigen Feuerbergen, heissen Quellen, kochenden Seen, Geysern u. s. w., sehen wir auf der Südinsel Spuren vulkanischer Thätigkeit nur in sehr beschränktem Maasse. Die letztere zeigt weit mehr europäisches Gepräge, ja sie weist eine in manchen Punkten frappante Ähnlichkeit mit der Apenninischen Halbinsel auf. Langgestreckt, wie jene, wird auch sie durchzogen von einem Gebirge, welches gleichsam ihr Rückgrat darstellt und die Insel in ihrer ganzen Länge durch beinahe fünf Breitengrade bis fast zur Foveauxstrasse im Süden durchsetzt, immer der Westküste parallel streichend und derselben meist bis auf wenige Meilen sich nähernd. Dieser mächtige Bergstock stellt sich im Grossen und Ganzen als Kammgebirge dar; indessen ist dieser Charakter eigentlich nur in seiner mittleren, höchsten Partie scharf ausgeprägt. Dort, im Mount Cook-Gebiet, vermögen wir eine deutliche Centralkette zu unterscheiden, von welcher Querketten nach Westen wie nach Osten abzweigen. In seinem nördlichen Dritttheile hingegen spaltet sich das Gebirge in eine grosse Anzahl von Ketten, die in den Kaikora-Ranges, im Mount Odin, sogar noch bis über 3000 *m*, aufsteigen und bis nahe an die Ostküste ausschweifen, wobei es fast unmöglich erscheint, zu bestimmen, welche der zahlreichen Parallelketten die eigentliche Fortsetzung des Hauptkammes darstellt. Im Süden hingegen flacht sich das Gebirge zu einem Plateau ab, welchem allerdings noch eine Reihe von Hochgipfeln entragen. Dort strecken sich von Osten her tiefe, von klaren Alpenseen ausgefüllte Längsthäler in das Herz des Bergmassivs hinein, während von Westen her das Meer in Gestalt zahlreicher, vielverzweigter Fjorde in das hier bis hart an die Westküste herantretende Gebirge einschneidet.

Lediglich von meinen Fahrten in dem höchsten, centralen Theil des Gebirges, den um den grossen Tasman-Gletscher sich gruppierenden Bergketten, sollen die folgenden Blätter handeln. Wohl umfasst diese zwischen dem 43° und 44° südlicher Breite gelegene Partie den zweifellos wichtigsten Abschnitt des umfangreichen Gebietes, indessen bildet sie nur ein kleines Stück der »Southern Alps«. Nordwärts, besonders aber südwärts davon, fehlt es keineswegs an Hochgipfeln und Gletschern. Der herrliche Milford Sound, der schönste der Fjorde Neuseelands, ist eingefasst von mehr als 2000 *m* hohen, eisgepanzerten Gipfeln, welche in schroffen

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1889, S. 470 ff.

[2]) Australische Reise von R. v. Lendenfeld. Innsbruck 1892, S. 168 ff.

Wänden unvermittelt in das Meer abstürzen. Das oben erwähnte, ausgedehnte Seengebiet des äussersten Südens wird nach allen Richtungen von Bergketten durchzogen, und dort sind es besonders der Lake Wakatipu und Lake Wanaka, welche bis in das Herz des Hochgebirges eindringen.

Während sich an der Nordspitze des ersteren der Mount Earnslow erhebt, mit seinem schönen, schroffen Firnscheitel dem Galenstock in der Schweiz nicht unähnlich, — er wurde mehrfach bestiegen und ist für tüchtige Alpinisten ohne erhebliche Schwierigkeiten zugänglich, — erfreut uns am Nordostgestade des Lake Wanaka ein noch stolzeres Hochgebirgsbild. Hier entragt der Mount Aspiring als jäher Felszahn einem gewaltigen Firn- und Gletscherbecken, umgeben von einem Kranze kleinerer, nicht minder schroffer Zacken; als Ganzes dem Dachsteinmassiv gleichend, während jener höchste Felsthurm das umgebende Firnfeld um ein Beträchtliches mehr überragt, als dies bei unserem lieben steirischen Freunde der Fall ist. Der Berg erreicht eine Höhe von beinahe 3300 *m*; seine vollständige Besteigung ist, so weit mir bekannt, bis heute noch nicht gelungen.

Welch' eine überreiche Fülle von Naturschönheiten findet der Reisende an dem Gestade dieser Alpenseen, wo er die ganze Pracht der süd-neuseeländischen Vegetation in dichten Waldungen der neuseeländischen Buche, der Black-, Red- and White Pine, der Totara, und vor Allem der herrlichen Farnbäume, bewundern darf, die im schroffen Gegensatze zu der Öde und Kahlheit steht, welche ihn am Ostsaume des Centralstockes der südlichen Alpen erwartet. Dass auch der Bergsteiger in dem südlichen Seengebiete seine Rechnung findet, dürfte nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen.

Der Gletschermann und Gipfelstürmer wird indessen seine Aufmerksamkeit in erster Linie jenem höchsten Theile des Gebirges zuwenden, welcher an Schroffheit und Wildheit die zahmen Nachbargebiete im Norden und Süden weit hinter sich lässt und deren höchste und bestbekannte Partie sich um den Mount Cook, den Beherrscher der Inselwelt, und den riesigen Tasman-Gletscher gruppiert. Zu der Schilderung der von mir in jenem Allerheiligsten der Alpenwelt Neuseelands ausgeführten Touren will ich nunmehr übergehen, während ich später einmal an anderer Stelle eine Reihe von Exkursionen schildern werde, welche ich in dem Seengebiete ausführte, bevor ich mich dem stolzen Mount Cook zu nähern wagte.

Wohl kaum ein anderes Bergland verdient so sehr den Namen der »Südlichen Schweiz« als jener centrale Theil der neuseeländischen Alpen. Steht auch die absolute Höhe seiner Gipfel derjenigen der Schweizer und sogar der höchsten Tiroler Berghäupter wesentlich nach — der Mount Cook erreicht mit seiner Höhe von 3768 *m* nicht ganz diejenige des Gross-Glockners (3798 *m*) und seine nördlichen Nachbarn, Mount Hector und Mount Tasman, welche den zweiten und dritten Platz unter den Spitzen der Süd-Alpen einnehmen, gipfeln in ca. 3400 *m* —, so hat dieser Umstand um so weniger zu sagen, als das Piedestal, auf welchem sich die Bergriesen Neuseelands aufbauen, d. h. der Boden des Tasman- und Hookerthales, nur 600—800 *m* über dem Meere liegt, die relative Höhe der Gipfel also kaum minder beträchtlich ist, als diejenige der Berner Alpenriesen über dem Lauterbrunnen- und Grindelwaldthale. Im Hinblick auf die Schroffheit und Nacktheit der Felswände, auf die Jähheit und Zerrissenheit der Schneefelder und Firnschneiden, insbesondere aber in Bezug auf Ausdehnung und Zahl der Gletscher lassen die neuseeländischen Alpen die europäischen weit hinter sich.

Einen ungeheuren Vorzug behaupten indessen die Hochgebirge der Schweiz, namentlich der Ostalpen, vor dem Centralstocke der »Südlichen Alpen«, nämlich die Fruchtbarkeit, die reiche Wald- und Wiesenvegetation des Vorlandes und die

grosse landschaftliche Schönheit der mattenbedeckten, in kühnen Schrofen, Hörnern und Zacken gipfelnden Kalkalpen. Beides geht Neuseeland vollkommen ab. Der Osthang des Gebirges — und von Osten her ist dasselbe bislang allein gut zugänglich — entbehrt fast völlig jeder, auch der unbedeutendsten Waldvegetation; Wald ist hier nirgends vorhanden, Vorberge fehlen durchaus. In furchtbarer Wildheit und Nacktheit erhebt sich die zerrissene, firnbedeckte Hauptkette aus der Ebene, während die Ausläufer, welche weit gegen Osten ausstrahlen, zum kleineren Theile mit magerem, graugelbem Grase bekleidet, zum grösseren indessen mit ausgedehnten, hässlichen Geröll- und Schutthalden bedeckt sind. Die breiten Flussthäler aber, welche in die Berge tief eindringen, stellen sich dar als dunkle, schutterfüllte, von einem Netzwerke grauer Gletscherbäche durchzogene Gefilde, auf deren steinigem Grunde nichts fortkommt als garstiges Gestrüpp, fast ganz aus dem »Wild Irishman« (Discaria toumatosa) bestehend, einem grauen, mit Stacheln bedeckten Strauche.

Auf der Westseite freilich, wo sich das Gebirge bis auf wenige Meilen der Küste des Oceans nähert, sieht es anders aus. Da sind die Abhänge bedeckt mit dichter, von Schlingpflanzen durchfilzter Waldung, von neuseeländischen Buchen, Totara und einer überreichen Farnvegetation, aus welchen die Berghäupter schroff und unzugänglich ihre firngepanzerten Spitzen, Hörner und Thürme erheben, während breite, zerklüftete Eisströme, vor Allem der herrliche Franz Joseph-Gletscher, bis tief hinab in das geheimnissvolle Waldesdunkel dringen. Indessen dürfte dieser Umstand für den Charakter der »Southern Alps« vom touristischen Standpunkt so lange belanglos bleiben, als das Gebirge von dieser Seite so gut als unzugänglich bleibt. Ich muss daher durchaus das Urtheil Lendenfeld's unterschreiben, das wie folgt lautet:[1]) »In den europäischen Alpen entzückt uns die Wildheit der Gletscher und Felswände, weil sie zur Kultur der nächsten Umgebung in so schönem Kontraste steht. Dieser Gegensatz erhöht die Schönheit sowohl der Gebirge, als auch der fruchtbaren Thäler. In Neuseeland fehlt dieser Kontrast ganz: alles ist gleich wild und öde, von Kultur nirgends eine Spur, und die wenigen Hirtenhütten, welche in der Umgebung des Gebirges angetroffen werden, sind gerade so wild als die Berge. Ich muss also jedenfalls den Preis der Schönheit den europäischen gegenüber den neuseeländischen Alpen zuerkennen.«

Doch es wird Zeit, dass ich mich nunmehr der Schilderung meiner Touren in der Mount Cook-Gruppe zuwende.

Am Donnerstag den 8. März 1894 verliess ich gegen 7½ Uhr morgens Pembroke, einen am Südende des schönen Wanaka-Sees anmuthig gelegenen Flecken, um mich nordwärts dem Mount Cook zuzuwenden. Für die circa 100 engl. = 25 deutsche Meilen betragende Strecke bis Pukaki hatte mir die bekannte Reisefirma Cook & Sons einen trefflichen Einspänner beschafft; von Pukaki bis zur Hermitage am Fusse des Mount Cook hatte ich dann noch 36 engl. = 9 deutsche Meilen mittelst Post zurückzulegen. Die zweitägige Wagenfahrt bis Pukaki durch die Landschaften Vincent und Waitaki, beide der Provinz Otago angehörend, deren Hauptstadt Dunedin ist, bot landschaftlich sehr wenig. Interessanter, wenn auch nicht eigentlich schön, gestaltete sich die Reise, als wir die Ufer des grossen Pukaki-Sees erreichten. Der Lake Pukaki ist der mittlere von drei Seen, in welche sich die den Gletschern und Firnfeldern entströmenden Bergwasser ergiessen, und zwar empfängt er den wichtigsten jener Torrenten, den Tasmanfluss, der dem gleichnamigen Riesengletscher seinen Ursprung verdankt. Öde und reizlos ist die Umgebung des Sees, dessen milchweisse Farbe uns in recht prägnanter Weise daran

[1]) Australische Reise, S. 174.

gemahnt, dass seine Zuflüsse dem ewigen Eise entstammen. Nur ein versöhnendes Moment besitzt jenes unerfreuliche Bild: das ist der Blick auf das Hochgebirge, welches im Norden über dem Flussdelta des Tasman in eisiger Pracht aufsteigt, eingefasst von zwei wirkungsvollen, dunklen Bergcoulissen, der Ben Oahu Range zur Linken und der Mary Range zur Rechten. In der Mitte erhebt sich der Beherrscher dieser mächtigen Bergwelt, der gesammten Inselgruppe und ganz Australiens, wenn man von den theilweise noch unbekannten, aber ohne Zweifel erheblich höher ansteigenden Gebirgen Neu-Guineas absieht, der 3768 *m* = 12349 engl. Fuss hohe Mount Cook. Selten mag ein Gebirge von dieser gewaltigen Ausdehnung einen alle anderen Gipfel so weit und dabei so schroff überragenden Monarchen aufzuweisen haben, als es hier der Fall ist. Die Höhendifferenz zwischen dem Montblanc und den umgebenden Aiguilles ist zwar erheblich grösser, aber der Riese von Savoyen ist ein milder Herrscher; sanft schwillt sein Schneedom über die ihn umgebenden Nadeln und Hörner an zu so riesengewaltiger Höhe, dass Niemand ihm die Herrschaft über die Alpenwelt und über Europa streitig zu machen wagt. Ganz anders der Mount Cook. Wohl überragt er seine Umgebung nicht so bedeutend, z. B. den Mount Tasman um circa 300, den Mount Hector um nur knapp 200 *m*; aber was ihm an Höhe abgeht, ersetzt er durch Steilheit und Wildheit. Vergebens späht man da nach einer sanft geschwungenen Linie, alles ist Ecke und scharfe Kante. In furchtbaren Wänden baut sich sein Massiv auf, ein Zelt, ein riesiges Giebeldach, dessen First in einem zersägten Grate mehr als 2 *km* weit von Süden nach Norden verläuft, auf dieser langen Linie die gleiche Höhe im Ganzen beibehaltend, während dem nördlichen Dachfirst die höchste Spitze gleich einem Dachreiter aufgesetzt ist. Wäre das Matterhorn der höchste Gipfel der europäischen Alpen, dann würden die Southern Alps in diesem Sinne unseren Alpen gleichen. Der Mount Cook hat freilich mit dem Matterhorn wenig gemein; nicht minder schroff als jenes ist er doch um so viel massiger und in gewisser Hinsicht auch imponierender. Die Eingeborenen Neuseelands, die Maoris, nannten den Bergriesen Aorangi. Über die Bedeutung des Wortes ist viel gestritten worden. Manche behaupten, es hiesse so viel als »Himmels-Durchbohrer« oder »Wolken-Durchbohrer«. Andere wieder meinen, Aorangi heisse so viel als »Licht der Sonne«, da der Berg, weil seine Umgebung weit überragend, der erste ist, welcher das Licht der aufgehenden Sonne empfängt und der letzte, welchen das scheidende Tagesgestirn küsst. Wie Pygmäen erscheinen die schroffen Zinken, welche das Riesendach Aorangis umlagern, verglichen mit dem gewaltigen Herrscher. Man erblickt vom Südufer des Pukaki-Sees aus zur Linken des Mount Cook den Mount Sefton und einige Spitzen der Sealy-Kette, zur Rechten das Silberhorn, welches schon von hier aus seinem Schweizer Namensvater auffällig ähnlich ist, und den Mount Tasman, den dritthöchsten Gipfel Neuseelands. Der Mount Hector, die höchste Spitze nächst dem Mount Cook, ist nicht sichtbar.

Am folgenden Morgen, den 10. März, setzte ich meine Reise fort, und zwar mittelst der im Sommer zweimal wöchentlich zwischen Pukaki und dem am Fusse des Mount Cook gelegenen Bergwirthshaus »Hermitage« verkehrenden Postkutsche. Die Fahrt geht jetzt durch die Landschaft Mackenzie, einen Theil der grossen Provinz Canterbury, deren Hauptstadt Christchurch etwa 150 engl. Meilen nordöstlich von Pukaki, in einer schönen, fruchtbaren Ebene nahe dem Meere gelegen ist.

Raummangel verbietet es mir, auf die nicht eigentlich schöne, an fesselnden Momenten aber keineswegs arme Weiterfahrt ausführlich einzugehen. Unser Weg führte in nördlicher Richtung erst eine Strecke am westlichen Gestade des Pukaki-Sees entlang und später am rechten Ufer des Tasmanflusses hoch über dem breiten Strombette. Die ganze Grossartigkeit der wilden Gebirgsscenerie thut sich jetzt dem

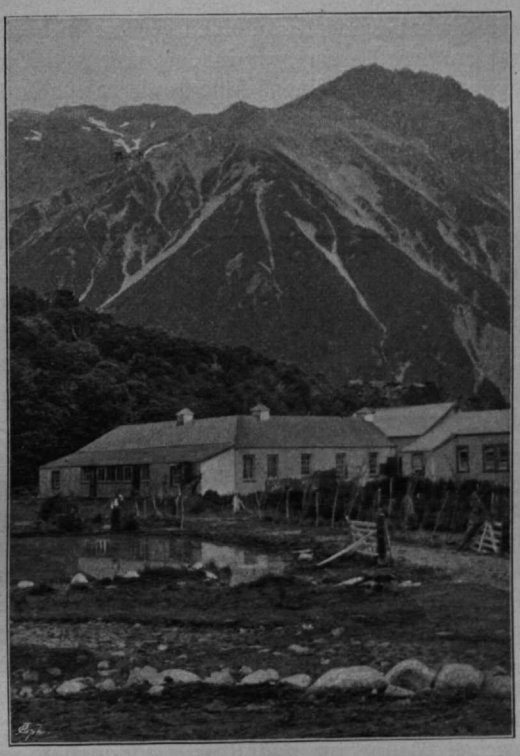
Reisenden auf. Zur Rechten schweift der Blick über das mehr denn eine deutsche Meile breite Thal des Tasmanflusses. Es sieht aus wie eines unserer grossen Alpenthäler nach einer schlimmen, verheerenden Überschwemmung. Der ganze ungeheure Thalboden ist durchzogen und durchsetzt von einem Netzwerke milchig-weisser Streifen, deren Wasser theils wild brausend und kochend, theils träge dahinschleichend oder durch Schuttrillen zu kleinen Teichen gestaut erscheinen. Die Zahl dieser Wasseradern zu bestimmen wäre schwer; von Tag zu Tag wechseln sie ihre Lage, ihre Gestalt und Beschaffenheit. Hier strahlt ein breiter Arm in ein ganzes Büschel schmälerer aus, dort fliesst wieder eine Reihe anderer zu einer grösseren Ader zusammen; Gabelungen und Spaltungen zeigen sich, kurz es ist ein verwickeltes Labyrinth von Wasserstrassen aller Grössen und Gattungen. Getrennt sind jene Myriaden von Rinnsalen, Bächen und Strömen voneinander durch hohe Wälle von Moränenschutt, untermischt mit einzelnen Felsblöcken, sowie durch dicke Lagen weissen Triebsandes, welcher eine gar schöne, angenehme und glatte Passage zu versprechen scheint. Aber wehe dem Gefährt, welches der sanften Aussenseite einer solchen Triebsandfläche trauen wollte! Bis zu den Achsen oder tiefer würde der Wagen einsinken, und stundenlanger Arbeit würde es bedürfen, ihn wieder flott zu machen. In Berücksichtigung der grossen Gefahren, mit denen eine Durchquerung des Tasmanstromes verknüpft ist, zieht man es vor, die nach der Hermitage bestimmte Postkutsche über Pukaki zu leiten. Würde sich die Post von Tekapo, dem an dem gleichnamigen östlichsten der drei oben angeführten Gebirgsseen gelegenen Platze, direkt der Hermitage zuwenden können, so würde die ganze Reise von Fairlie Creek, dem Endpunkte der Eisenbahn, bis zum Mount Cook in einem Tage absolviert, und man könnte in zwei Tagen von Cristchurch wie von Dunedin aus in das Gebirge gelangen, während man jetzt dreier benöthigt.

Ihre ganze wilde Schönheit und Erhabenheit entfaltet die Landschaft, welche wir von Pukaki nach der Hermitage durchfahren, erst auf der allerletzten Strecke, eine halbe deutsche Meile vor unserem Ziele, nachdem wir das nach Nordost abbiegende Hauptthal des Tasman verlassen und in dasjenige seines bedeutendsten Nebenflusses, des Hooker-River, eingetreten sind. Der Mount Cook, welcher lange schon hätte sichtbar sein sollen, war von grauen Wolkenmassen verhüllt, ebenso der Mount Sefton, der nördliche Abschluss des Hookerthales. Aber der Hang des Mount Sefton ist in seiner ganzen Breite eingenommen von dem gigantischen Huddleston-Gletscher, dessen obere Partie sich als ein Conglomerat zerrissener, zerklüfteter und durchfurchter, blaugrün schimmernder Eismassen darstellt. Weiter unten spaltet sich der Gletscher in eine Unzahl breiterer und schmälerer, jäh zu Thale stürzender Eisströme, zwischen welchen das entzückte Auge sich hier zum ersten Male seit geraumer Zeit an dem Anblick von jungem, frischem Grün, Buschwerk und sogar etwas Hochwald laben darf. Ein Gletschermassiv in solcher Ausdehnung, Jähheit und Zerrissenheit möchte man in den Gebirgen Europas, Norwegen nicht ausgeschlossen, vergebens suchen.

Das kleine, behagliche, sauber gehaltene Wirthshaus, die »Hermitage«, ist erreicht, und nun kann der Gipfelstürmer sein Glück in diesem bisher grösstentheils noch jungfräulichen Gebiete versuchen. Eine Skizzierung der Topographie der hier in Betracht kommenden Abschnitte der Southern Alps soll dem Leser durch die diesem Bande beigegebene Kartenskizze erspart werden.

Auf dem grünen Thalboden des Hookerthales, unmittelbar hinter seiner Vereinigung mit dem Müllerthale, liegt das kleine, saubere und comfortable Bergwirthshaus, die Hermitage, ca. 800 *m* über dem Meeresspiegel. Dicht hinter dem Hotel erhebt sich der 150 *m* höhere, mit hübschem Buschwald bedeckte White Horse

Hill (Weisse-Ross-Hügel), dem Häuslein einen wirksamen Schutz gewährend gegen die Lawinen, welche Tag und Nacht von den Bergriesen der Nachbarschaft herabdonnern. Der Blick thalauf auf die schroffe Pyramide des Mount Cook, dessen südliches Giebeldach sich von hier aus zeigt (während der Dachfirst sowie die höchste nördliche Spitze verdeckt sind), eingeschlossen auf beiden Seiten von grünen Bergcoulissen, ist überaus reizvoll; jedem Kenner der europäischen Alpen muss sich dabei der Vergleich mit dem Blick auf die »Jungfrau« von Interlaken aus aufdrängen. Das Schaustück der ganzen Scenerie aber, der Löwe des Hookerthales, das ist der Mount Sefton. Einer senkrechten Mauer gleichend, so ragt er auf in schier unerhörter Schroffheit und Wildheit mit seinem kühngeschwungenen Gipfelgrat, welcher scharf wie die Schneide eines Messers erscheint. Sein südlicher, der Hermitage zugewandter Steilhang zeigt sich in seiner ganzen Breite bepanzert mit den Eismassen des Huddleston-Gletschers.



Hermitage mit der Sealy Range.

Fast beständig, Tag und Nacht donnern hier die Eislawinen zu Thal; nie wollen die finsteren Mächte des wilden Gebirges schweigen, und wenn sich der Wanderer müde nach harter Tagesarbeit unter dem gastlichen Dach des Wirthshauses zur Ruhe streckt, fährt er nicht selten mitten in der Nacht aus dem Schlummer auf und greift nach den Kleidern, nicht anders vermeinend, als eine gewaltige Erderschütterung drohe ihm Unheil. Gebe der Himmel, dass es nie nöthig werde, nahe der Hermitage einen Friedhof anzulegen für die Opfer des Bergsports, wie ein solcher sich an der Kapelle zu Zermatt befindet. Eine schlechte Ruhestätte würde das sein, denn das Donnern und Krachen jener Eislawinen müsste ja selbst Todte erwecken!

Wenn je ein Gipfel von mässiger Höhe den Namen »Unersteiglich« zu verdienen schien, dann war es der Mount Sefton. Am nackten Fels, und sei er senkrecht, lässt sich wohl mit Geduld und viel Geld ein Zugang erzwingen; aber wie sollte es gelingen, eine Wand zu bezwingen, welche in ihrer ganzen Breite eingenommen ist von ab- und ausgebrochenen Gletscherströmen und welche ununterbrochen von Lawinen gefegt wird? Auf der anderen, nordwestlichen Seite sieht die Sache womöglich noch verzweifelter aus. Th. Fyfe hatte vermeint, von Norden her einen Zugang erzwingen zu können, indem er nach Erkletterung des dem Mount Sefton nördlich benachbarten »Footstool« den Grat in Angriff nahm, welcher beide verbindet. Aber vergebens! Jener Grat erwies sich als viel zu lang, messerscharf, zersägt und brüchig und zum Überfluss mit Firneis gepanzert, so dass auch hier nicht die geringste Aussicht auf Erfolg winkte. Und doch sollte selbst jener furcht-

bare Gipfel seinen Überwinder finden in dem für Neuseelands Alpen so ereignissreichen Sommer 1894—95, ein Jahr, nachdem ich jene Gebiete verlassen hatte. Freilich zählt seine Besteigung, welche dem englischen Alpinisten E. A. Fitz-Gerald und dem berühmten Führer Zurbriggen aus Macugnaga nach fünfmaligem, vergeblichen Ansturm gelang, unter die schwierigsten und gefährlichsten bergsteigerischen Leistungen, welche je ausgeführt worden sind. Hierüber Näheres am Schlusse der Arbeit.

Viele überwältigende Gebirgsbilder habe ich schon anstaunen dürfen, aber noch nicht ein einziges hat mich so ergriffen als der Anblick dieser breiten, schroffen, eisgepanzerten Mauer. Zum Greifen nahe, wirkungsvoll kontrastierend gegen das Azurblau des Himmels, so erschien mir der Mount Sefton, als ich an dem herrlichen Morgen des 11. März vor das Thor des Hôtels trat. Kein Wunder, dass sich sofort heisser Thatendrang in mir regte.

Die Hauptschwierigkeit bestand darin, einen geeigneten Führer zu finden. Das Institut der »Patentierten Bergführer« war in dem erst seit Kurzem erschlossenen, zu jener Zeit meist noch unerforschten Alpenlande naturgemäss vollständig unbekannt. Adamson, der Verwalter des kleinen Bergwirthshauses Hermitage, leistete freilich Führerdienste, indessen war sein Repertoir ein überaus unbedeutendes und beschränkte sich auf die Endmoränen und tieferen Partieen der umliegenden Gletscher, Müller, Hooker und Tasman. Mich ihm allein anzuvertrauen für Exkursionen in entlegenere Gebiete, die ihm und mir gleich unbekannt waren, dazu schien mir der gutmüthige, fette, etwas schläfrige Herr nicht sehr geeignet. Aber das Glück, welches mir auf dieser grossartigen Reise schon so oft und weit über Gebühr gelächelt, spielte mir hier einen Haupttrumpf in die Hand. Schon seit Monaten hielt sich in der Hermitage ein gewisser Thomas Fyfe aus Timaru in Neuseeland auf, seines Zeichens Klempner, ein frischer, junger Mann von 23 Jahren, von mittlerer Grösse, schlank, muskulös und sehnig, gewandt und schnell wie eine Katze, von ungewöhnlicher Fassungsgabe und Intelligenz, mit einem Auge scharf wie ein Adler, kurz ein Mann zum Bergsteiger und Entdecker neuer Pfade wie geschaffen. Mannering und Ross, die beiden bedeutendsten Kenner der neuseeländischen Alpen, ersterer Bankbeamter in Christchurch, letzterer im Bureau der Union Steamship Compagny zu Dunedin angestellt, hatten die ungewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Mannes längst erkannt; sie hatten ihn zum Begleiter bei ihren Erforschungsreisen im Mount Cook-Gebiet gewählt und ihn zum ersten Gletschermann und Gipfelstürmer der Insel herangebildet. Mit jugendlichem Feuer hatte Fyfe dem jungen Sport sich in die Arme geworfen, mehr als acht Wochen hatte er schon auf eigene Kosten in den Bergen gelebt und auf eigenes Risiko Bedeutendes unternommen; Aufgaben, welche die erfahrenen Bergsteiger Mannering und Ross nicht hatten vollbringen können, von ihm wurden sie fast spielend gelöst. Zehnmal war von beiden Obgenannten der Sturm auf den Mount De la Bêche gewagt und zehnmal waren sie, oft unweit vom Gipfel, zurückgeschlagen worden. Fyfe glückte die vollständige Besteigung beim ersten Anlauf; ebenso bezwang er den steilen und lawinengefährdeten Footstool, den nördlichen Nachbar des gewaltigen Mount Sefton, auf dessen messerscharfem Gipfelgrat er eine Anzahl photographischer Aufnahmen machte. Ausserdem gelang ihm die Besteigung des Mount Sealy, bis wenige hundert Meter unterhalb des Gipfels und ferner führte er, wie oben gezeigt, die Vorarbeiten zur Auffindung eines praktikablen Überganges über die Centralkette am Ursprung des Müller-Gletschers aus. Bei allen vorgenannten Unternehmungen war er nur begleitet von einem Kameraden, einem gewissen Graham, welcher ihm selbst an Gewandtheit und Intelligenz nachstehen soll. Noch eine dritte Erstlingstour allerersten Ranges war ihm in demselben Sommer geglückt, die vollständige Be-

steigung des 3255 *m* hohen Pic de Malte Brun, welchen er am 7. März 1894 ganz allein erkletterte!

Mit einem solchen Manne als Führer und Helfer durfte ich mich auch wohl an schwierigere Aufgaben wagen. Es gelang mir auch nach einigem Zögern von seiner Seite, den ausgezeichneten Mann als bezahlten Führer zu gewinnen. Ein derartiges Zögern mag den Europäer überraschen, doch muss man bedenken, dass man in Neuseeland auf einem urdemokratischen Boden steht. Der Arbeiter und Handwerker, welcher dort meist glänzend honoriert wird und im ganzen Lande die erste Violine spielt, im Parlament wie in der Verwaltung der grösseren und kleineren Plätze, ist nicht leicht zu bewegen, seinem Mitmenschen gegen Bezahlung einen Dienst zu leisten, welcher ausserhalb seines eigentlichen Berufes liegt. Meinem guten Fyfe nun schien es vollends eine Entweihung, den schönen Bergsport, welchem er sich mit jugendlicher, glühender Liebe und mit so beispiellosem Erfolge hingegeben, als Führer eines ihm in keiner Hinsicht ebenbürtigen Gefährten gegen Entgelt auszuüben. Erst einigen Zuredens und Schmeichelns von meiner und Adamson's Seite bedurfte es, bevor er mein Anerbieten annahm.

Es war anfänglich meine Absicht gewesen, nur den grossen Tasman-Gletscher zu besuchen und, wenn möglich, bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Adamson indessen empfahl mir, die Besteigung des Hochstetter Doms hiermit zu verbinden. Ich hatte meine Bedenken. Die Schilderung v. Lendenfeld's, welche mir damals erst auszugsweise bekannt war, hatte mich zur Genüge über die Schwierigkeiten und Gefahren aufgeklärt, welche er bei der ersten Besteigung des Gipfels gefunden. Indessen stellte mir der gute Adamson vor, wie die Verhältnisse des Berges seit Lendenfeld's Zeiten sich wesentlich gebessert und wie erst vor wenigen Wochen drei Herren, Angehörige der Colonie und in den Bergen noch wenig erfahren, unter Führung von Graham und unter Begleitung von Jacques Clark, des knapp 20jährigen Knechtes aus der Hermitage, die Expedition glücklich vollführt hätten. Letzterer Umstand entschied. Mein Entschluss stand sofort fest, neben Fyfe, welchem der Hochstetter Dom noch unbekannt war, Jacques Clark als zweiten Führer mitzunehmen, und ich war somit in der glücklichen Lage, neben dem ersten Bergsteiger des Gebietes noch einen Mann aufgetrieben zu haben, welcher selbst auf der Zinne des Hochstetter Domes gestanden hatte. Alles schien sich vorzüglich anzulassen, als ein ganz unerwartetes Ereigniss eintrat, welches das Gelingen der Expedition in Frage zu stellen drohte. Drei andere Hotelgäste, ein Mr. M. nebst seiner Frau aus Hobart, Tasmania, und ein Mr. G. aus Liverpool, England, bestanden darauf, die Unternehmung mit mir zu wagen. Alle drei waren, wie mir hinreichend bekannt, durchaus Neulinge im Bergsport, keiner von ihnen hatte bisher auch nur einen Gletscher betreten. Und doch wollten die drei, darunter eine Dame, einen tagelangen Marsch über Moränenschutt, Eis und Schnee machen und schliesslich eine Besteigung unternehmen, welche bisher nur drei Mal ausgeführt worden! Alle Warnungen und Gegenvorstellungen fruchteten nichts; es handelte sich eben um hartnäckige, willensstarke Kinder Albions! Indessen die Ausdauer und eiserne Energie, mit welcher die drei Novizen die lange, harte, strapaziöse und theilweise sogar schwierige Tour unternahmen und auch zu Ende führten, verdienen die höchste Anerkennung.

Unter diesen Umständen engagierte ich Adamson als dritten Führer, und unsere Partie brach, ziemlich gut ausgerüstet, am 11. März gegen 2 Uhr nachmittags auf. Es war verabredet worden, dass Fyfe uns begleite, dass dagegen Clark und Adamson erst am folgenden Tage im Bivouak De la Bêche zu uns stossen sollten.

Was die Hochstetter Dom-Tour ungewöhnlich beschwerlich macht, das ist ihre bedeutende Länge. Volle 24 englische Meilen, d. h. sechs deutsche Meilen, hat der

Reisende zurückzulegen, bevor er auch nur den Fuss des Berges erreicht. Hiervon kann er die erste Hälfte bis zur Unterkunftshütte am Fusse des Ball-Gletschers reiten, dann aber heisst es noch drei volle deutsche Meilen über kolossale Moränen und das weisse Eis des Tasman zurückzuwandern, bis der ersehnte Berg erreicht ist! Es waren nicht genug Reitpferde für unsere Karawane aufzutreiben, und daher mussten wir Männer auch das erste Stück theilweise zu Fuss zurücklegen, indem wir abwechselnd die Pferde benutzten, während Frau M. ritt.

Unser Weg führte anfangs südwärts des Hookerthales hinab und dann um den Südausläufer des Mount Cook herum. Hier sperrt der Hooker-Bach, welcher den letztgenannten Bergzug umfliesst, um nahe der Südseite desselben in den Tasman zu münden, den Weg in das Tasmanthal. Eine Brücke existiert noch nicht, nur ein jämmerliches Surrogat, eine sogenannte »Cage Bridge«. Es ist dies nichts als ein quer über den Wasserlauf gespanntes Drahtseil, an welchem ein roh gezimmerter, würfelförmiger Holzkasten hängt. Mittelst zweier Rädchen bewegt sich derselbe dem Drahtseile entlang. Der Punkt, wo das Südende des Seils fixirt ist, liegt erheblich tiefer als der entsprechende Punkt am nördlichen Ufer, sodass auf dem Wege zum Tasman-Gletscher die im Kasten sitzende treibende Kraft sehr scharf am Seile ziehen muss, um das Gefährt auf das bergige Nordufer des Hooker-Flusses hinaufzuarbeiten, während umgekehrt bei der Rückkehr die Geschichte unheimlich schnell abläuft. Man kann derartige »primitive« Brücken auch wohl in unseren Alpen finden; ich entsinne mich, eine solche von der Gotthardbahn aus, zwischen Altdorf und Flüelen, die Reuss überbrückend, bewundert zu haben. — Wir Männer zogen es vor, das Wildwasser zu Pferde zu passieren, während Frau M. von unserem braven Fyfe in der Cage Bridge hinüber bugsiert wurde.

Nunmehr gieng es das Tasmanthal hinauf in nördlicher Richtung. Bald lag die Stirnmoräne des grossen Tasman-Gletschers vor uns, ein Moränenwall von mehr als 150 *m* Höhe, welcher das hier ungefähr eine halbe deutsche Meile breite Tasmanthal fast vollkommen abschliesst. Ja, die Moränen der neuseeländischen Gletscher! Niemand, der so glücklich gewesen ist, den Fuss in diese grandiose Bergwelt setzen zu dürfen, vermag ihrer zu vergessen. Sie bilden einen integrierenden Theil der Southern Alps und mögen in ihrer Art und Ausdehnung auf der ganzen Erde schwerlich noch ihresgleichen finden. Die Gletscher und Gletscherströme Neuseelands führen solche Unmassen von Sand, kleinen Steinen und Gerölle zu Thale, dass die breite Thalsohle meist vollständig mit diesen Stoffen angefüllt wird. — Wie in der Einleitung erwähnt ist, welche Lendenfeld seinem in unserer »Zeitschrift« vom Jahre 1889 veröffentlichten Artikel vorausschickt, sind diese Gebirge viel älter als unsere europäischen Alpen. Das geschichtete, hoch gefaltete Sedimentgestein, mit welchem wir es hier zu thun haben, unterliegt der Verwitterung in hohem Grade und die Fragmente werden durch Eis und Wasser als gewaltige Schuttmoränen zu Thal gewaschen. Neben der Verwitterung, d. h. der langsamen, allmähligen Zerstörung des Gesteins durch die Einflüsse des Wetters, finden wir hier Kräfte, welche weit rapider und wirksamer arbeiten, nämlich die kolossalen Temperaturschwankungen, welche in den höheren Partieen des Gebirges herrschen. Diese Schwankungen sind weit erheblicher als in unseren Alpen, da das Mount Cook-Gebiet erstlich in einer wesentlich niedrigeren geographischen Breite liegt, etwa unter einem der Breite von Rom entsprechenden Grade, zweitens aber die Atmosphäre Neuseelands einer weit grösseren Klarheit sich erfreut, als man sie in unseren Alpen zu beobachten pflegt. Der Reflex der Sonne auf die gewaltigen Eis- und Firnflächen ist hier sehr bedeutend, und die Hitze auf den Gletschern und Schneefeldern Neuseelands während des Tages daher ungleich intensiver, als wir es in der Schweiz und Tirol finden.

Nicht selten steigt auf den neuseeländischen Gletschern das Thermometer schon um 10 a. m. auf + 20° C., um kurz nach Mittag an geschützten Stellen bis + 30° C. und höher hinauf zu klettern. Sobald die Sonne hinter den benachbarten Bergwällen verschwindet, tritt eine starke Wärmeausstrahlung ein, und rasch sinkt die Temperatur, um kurz vor Sonnenaufgang des folgenden Tages tief unter 0° C. nicht selten auf — 15° C., zu sinken. Was dies für Folgen haben muss, ist leicht zu begreifen. Eine starke Eis- und Schneeschmelze hat stattgefunden, nicht allein auf dem Gletscher selbst, auch an den Bergwänden bis zu den höchsten Spitzen und Firnen hinauf; zahllose Sturzbäche brausen herab, Lachen haben sich zwischen dem Gestein gebildet, das Eis in den Ritzen und Spalten der Felsen ist geschmolzen. Jetzt kommt die Kälte der Nacht. Alles erstarrt. Das in den Lücken, Spalten und Klüften des Gesteins angesammelte Wasser ist wieder Eis geworden, und da Eis einen erheblich grösseren Raum beansprucht als jene Wassermenge, welcher es entstammt, so sprengt es die Felsen auseinander, welche nun als Steinlawinen zu Thale donnern. Es bedarf nicht erst der Wärme des Tages, um die Eis-, Stein- und Schuttmoränen in Bewegung zu setzen. Ein Elementargesetz unserer Alpen besagt, dass man sich während der Nacht und kurz nach Sonnenaufgang vor Lawinen ziemlich sicher weiss, — in Neuseeland stürzen die Lawinen zu jeder Tages- und Nachtzeit, nie ist der Wanderer vor ihnen sicher, und mir selbst ist es beim Bivouakieren am Tasman-Gletscher mehr als einmal passiert, dass mich der Donner der Geschütze, welchen die feindlichen Naturgewalten spielen liessen, kurz vor Sonnenaufgang aus dem Schlafe weckte. — Auch hier ist es wieder Lendenfeld, welcher uns aufmerksam gemacht hat auf die wichtige Rolle, die den Temperaturschwankungen bei der Configuration der Südalpen zufällt. Er legt dar, wie die glatten, gerundeten Fragmente in den tieferen Regionen durch Verwitterung entstanden sind, während die umfangreichen Felsbrocken, mit rauher Oberfläche und mit Kanten scharf wie Messer, der sprengenden Gewalt des Eises ihren Ursprung verdanken.

Die nähere Bekanntschaft mit den Leiden und Beschwerden des Moränenkletterns sollte uns an diesem ersten Tage unserer Wanderung noch erspart bleiben. Wir nahmen unseren Weg thalaufwärts, hart am Westrande der grossen Stirnmoräne, zwischen dem Schuttwall zur Rechten und dem Bergwall zur Linken, wo ein schmaler, zu Pferde allenfalls zu passierender Pfad gebahnt ist, nur hatten wir hier und da einige Geröllhalden, Ausläufer der grossen Stirnmoräne zu queren.

Die neuseeländische subalpine- und alpine Flora entfaltet sich hier in einer Höhe von wenig über 900 *m* in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Als Hauptvertreter des subalpinen Gestrüpps erscheint das »Wild Irishman« (Discaria toumatosa). Es ist das ein hässlicher, grauer, unliebenswürdiger Bursche, bewehrt mit fingerlangen, nadelscharfen Stacheln. Derselbe besitzt eine geradezu widerwärtig starke Verbreitung über die ganze Südinsel und er ist es besonders, welcher das Vordringen über die tieferen Regionen der Berge so beschwerlich und unsäglich qualvoll macht. Sein Rivale in Hinsicht auf Bösartigkeit und Hinterlist ist das neuseeländische »Schwert- oder Speergras« (Aciphyllum), eine ganz besonders tückische Pflanze, deren starre, scharfspitzige Blätter bis zu 0,5 *m* breite, halbkugelige Rosetten bilden. Von der Mitte der Rosette erhebt sich ein mannshoher Blüthenschaft, starrend von Stacheln.[1]) Der Leser kann sich unschwer den Hochgenuss vorstellen, welchen es dem Reisenden gewährt, sich durch ein derartiges Gestrüpp durchzuwinden.

Neben diesen bösartigen Sträuchern fehlt es aber auch nicht an schönen Pflanzen, welche das Auge erfreuen und uns mit der alpinen Vegetation Neu-

[1]) Lendenfeld. »Australische Reise«.

seelands wieder aussöhnen. Von Bäumen, welche hier schon eine zwergartige Statur haben, finden wir die neuseeländische Weissbuche (Fagus Solandri), deren Blätter indessen kaum den vierten Theil des Umfanges der Blätter unserer heimischen Weissbuche besitzen, den schönen Berg-Totara (Podocarpus Totara nivalis), dem Eilande ganz eigenthümlich. Am weitesten verbreitet in den subalpinen und alpinen Regionen Neuseelands und für dieselben hervorragend charakteristisch ist indessen das Genus »Veronica«, welches durch mehr als 60 Species vertreten wird. Einige der hier verbreitetsten Arten bezeichnet der Ansiedler fälschlich als Mountain Heather. Unter den Blumen behauptet Ranunculus Scyallii, die wundervolle Mount Cook-Lilie, den ersten Rang, auch die weisse Aster (Celmesia) ist stark vertreten, sodann mehrere Arten von Everlasting, unseren Gänseblumen und Camillen ähnlich. Überhaupt ist unter den Blumen dieser Regionen die weisse Farbe die vorherrschende. Zwischen dem Gestein wächst das mattgelbe Tussakgras, sowie das weiche, grüne Pampasgras in dichten Büscheln. Besonders üppig wuchern auch hier die über die Inselgruppe so ungewöhnlich stark vertretenen Farrenkräuter, unter welchen im oberen Tasmanthal Aspidium aculeatum den Vorrang behauptet.

Etwa halbwegs zwischen dem Hookerfluss und der Unterkunftshütte, welche unser heutiges Reiseziel bilden sollte, passierten wir den Blue-Lake, einen anmuthigen, kleinen Gletschersee, auf dessen blaugrauem Wasserspiegel sich zahlreiche buntgefiederte Paradiesenten vergnügten. Unser Führer sagte, dass das Niveau dieses kleinen Sees stets gleich bleibe, ob nun das Wetter trocken sei, oder ob das Bergwasser, welches ihn speist, nach heftigem Regen anschwelle. Obschon wir rüstig ausschritten, brach die Dunkelheit herein, lange bevor wir unser Quartier erreichten. Laternen führten wir nicht mit uns, so mussten wir uns an dem schwachen Lichtschimmer genügen lassen, mit welchem eines unserer Pferde, ein Schimmel, weiss wie Schnee, uns erfreute; die Thiere giengen sicher und wussten ihren nächtlichen Weg weit besser zu finden als wir Menschen, welche nichts Gescheiteres thun konnten, als genau dahin zu treten, wohin erstere ihren Fuss gesetzt.

Endlich, gegen 8 Uhr abends, lag die ersehnte Hütte vor uns. Dieselbe befindet sich auf freundlicher, grüner Matte am Fusse des vom Südhange des Mount Cook herabziehenden Ballgletschers und wird daher »Ball-Hut« genannt. Sie ist von der Regierung zur Bequemlichkeit der zum Tasman-Gletscher pilgernden Touristen erbaut, gut und comfortabel eingerichtet und mit breiten Schlafplätzen nach dem Muster der Schlafplätze unserer älteren Clubhütten, mit besonderen Abtheilungen für Damen und verehlichte Paare versehen. Ja sogar ein Proviantmagazin birgt das gastliche, aus Eisenblech aufgeführte Häuslein.

Wir schliefen Alle ausgezeichnet; aus unserem Morgenschlummer aber wurden wir aufgeschreckt durch lautes Gekreische und Gezeter. Mehr als 20 Kea-Vögel hatten sich vor unserer Hütte ein Stelldichein gegeben. Es sind dies »lose Vögel« im mehrfachen Sinne des Wortes, welche es in Hinsicht auf Lärmen und ungeberdiges Betragen mit einer Bande ungezogener Gassenjungen in jeder Hinsicht aufnehmen können. Der Kea (Nestor notabilis) ist ein Papagei, und zwar unstreitig der schönsten einer. Sein Gefieder ist mattgrün, doch prangt die Innenfläche der Flügel sowie der Enden der Bürzelfedern im glühendsten Feuerroth. Der Vogel bewohnt die Bergwildnisse der Südalpen, sein lautes Geschrei: Kea! Kea!, das er mit bewundernswürdiger Ausdauer vernehmen lässt, bildet, abgesehen vom Donner der Lawinen, nicht selten den einzigen Laut, welcher die majestätische Stille dieser Bergöden unterbricht. Der Kea, von Natur Pflanzenfresser, hat sich in neuerer Zeit dem Fleischgenusse zugewandt, aber er besitzt keinen plebejischen Geschmack. Muskelfleisch und Gedärm verzehrt er nur, wenn es ihm schlecht geht, seine Lieb-

lingsspeise dagegen sind Schafnieren, vorzugsweise das leckere Fett, welches die Nieren umlagert. Dabei beschränkt er sich in keiner Weise auf gefallenes Vieh. Im Gegentheil! »Sans Ceremonie« setzt er sich auf den Rücken eines schönen fetten Hammels, klammert sich mit seinen scharfen Krallen in der Wolle fest und vergräbt seinen Schnabel in den Weichen des armen Wesens. Das Schaf giebt natürlich sein Missfallen über eine derartige rohe Behandlung durch lautes Schreien kund, eine höchst verkehrte Maassregel, welche nur die Folge hat, dass andere Keas sich einfinden, ihren Collegen unterstützen und dem Thiere den Rest geben. Ist das Opfer zusammengebrochen, so beginnen die Räuber seine Nieren nebst dem Nierenfett herauszuholen und mit Musse zu verspeisen. Die Sache, welche durchaus verbürgt ist und durch fast tägliche Erfahrung in den Bergen ihre Bestätigung findet,

Mount Cook vom Tasman-Gletscher.

steht einzig da in der ganzen Naturgeschichte; der Kea darf sich rühmen, der grösste Gourmand der gesammten Thierwelt zu heissen. Dem Menschen ist indessen diese seine Vorliebe für Hammelfett keineswegs sympathisch. Er geht ihm daher zu Leibe, wo er ihn findet, und es hat sich sogar die Colonial-Verwaltung veranlasst gesehen, einen Preis von 1 Shilling auf jeden Kea-Schnabel zu setzen in Anbetracht der Verheerungen, welche der schöne Unhold unter den Schafheerden anrichtet.

Wir selbst zahlten der Rotte den Preis für das unausstehliche Frühconcert heim, indem der gewandte Fyfe zwei der Vögel mit Steinwürfen erlegte; mit ihren schönen Schwanz- und Flügelfedern zierten wir unsere Hüte. — Den Keas schien indessen das Schicksal ihrer Kameraden wenig nahe zu gehen; anstatt zu fliehen, leisteten sie uns weiter Gesellschaft, setzten sich auf Felsblöcke nahe der Hütte, von wo sie unablässig ihr Kea! Kea! erschallen liessen, eine Art aufdringlicher Vorstellung,

welche mich an das berühmte »Mein Name ist Schuhmann« im Lustspiel »Jour fix« lebhaft erinnerte, stolzierten gravitätisch um das Feuer herum, auf welchem wir unseren Frühstücksthee kochten, zankten, bissen und rupften sich gegenseitig und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ein kleines Waldhuhn zu quälen, welches zwischen den Steinen hervorkam, um auch einige der Brosamen zu naschen, welche von unserem Tische fielen. — Die kleine flügellose Waldhenne Neeseelands (Woodhen, von den Maoris »Weeka« genannt) bewohnt ebenfalls die Wald- und Bergwildnisse der Insel. Es ist ein sehr anmuthiges, unseren europäischen Fasanen ähnliches Thierchen, von nicht geringem Nutzen für das Land, da es viele der verwilderten Kaninchen vertilgt, welche durch Aufwühlung des Bodens der ganzen Colonie so unberechenbaren Schaden zufügen, und ist daher gesetzlich geschützt. Das Waldhühnchen ist ebenfalls sehr zuthunlich und besitzt gleich unserer heimischen Elster die üble Gewohnheit, glänzende Gegenstände, wie Löffel, Thermometer und dergleichen zu mausen. Sehr niedlich erzählt Lendenfeld, wie ein Hühnchen die Dreistigkeit so weit trieb, den Versuch zu machen, ihm, während er vor dem Zelte schlief, die am Hute befestigte Schneebrille zu stehlen. Da es die Brille nicht losreissen konnte, so nahm es dem Herrn Professor ohne alle Umstände den Hut vom Kopfe und eilte mit seiner Beute davon. Erschrocken fuhr der Bestohlene aus dem Schlafe und sah gerade noch, wie der kleine Räuber den Hut fallen liess und entfloh.

Erst um 8 Uhr wurde aufgebrochen; die Arbeit des heutigen Tages bestand nur in einem Marsch von 5 englischen Meilen (1¼ deutsche Meile) bis zum Bivouak am Fusse der De la Bêche, freilich stets über Moränenschutt und das weisse Eis des grossen Tasman. Zuerst hiess es einen steilen Schuttwall von über 100 *m* Höhe erklettern, hierauf war eine ganze Reihe ähnlicher Schuttwälle zu kreuzen, ehe wir unseren Fuss auf blankes Eis setzen durften. Am unangenehmsten erwiesen sich gewisse abschüssige Stellen nahe dem freiliegenden Eise. Sie waren von schwarzer Farbe, schienen mit Moränenschutt dick belegt und daher leicht gangbar. Bei ihrer nicht ganz vorsichtigen Begehung wurde man indessen durch Ausgleiten und Hinstürzen auf das Empfindlichste darüber aufgeklärt, dass es sich um blankes Eis handle, das nur oberflächlich mit Schutt verkleidet war.

Weit willkommener und angenehmer war dann der Gang über das weisse Gletschereis selbst; seine Oberfläche zeigte sich rauh, dem Fusse guten Halt gewährend. Spalten fanden sich hier auf dem unteren Dritttheile des Tasman gar nicht, hingegen umfangreiche, trichterförmige, den Gletscher nicht selten in seiner ganzen Dicke durchsetzende Löcher. Angefüllt mit crystallklarem, an der Oberfläche überfrorenem Wasser, und erstrahlend in tiefstem Azurblau, gewährten sie einen reizvollen Anblick. Waren diese Höhlungen nicht gar zu tief, so vermochten wir nahe ihrem Grunde meist einen Felsblock zu erkennen. Über die Entstehung dieser Gebilde gehen die Ansichten auseinander; Lendenfeld spricht sie als erweiterte Gletschermühlen an. Auch an zahlreichen Gletschertischen kamen wir vorüber.

Mehr noch als jene reizvollen Einzelheiten fesselte uns die Erhabenheit des Ganzen; bei dem entzückenden Wetter — kaum ein Wölckchen war am blauen Firmament sichtbar — entfaltete das Hochgebirge jetzt seine ganze Schönheit und Pracht.

Vor uns erstrahlt im Sonnenglanze gleich einem gefrorenen Riesenstrome der hier mehr als eine englische Meile breite Tasman-Gletscher, eingefasst auf beiden Seiten von mehr als 2000 *m* sein Niveau überragenden Bergwänden, unten nackten Fels aufweisend, während ihre Kämme, Hörner, Spitzen und Grate mit blendendem Firn oder glitzerndem Eis überkleidet sind. Aus allen Furchen, aus allen Klüften, selbst von den glatten, jähen Wänden winden sich andere, vielgestaltige, breitere und schmälere, von tiefen Spalten durchsetzte Eisströme zu Thal, um alle in den

Vater Tasman einzumünden. Die Bergkette zu unserer Linken, den Gletscher im Westen flankierend, ist die weitaus bedeutendere, die Centralkette selbst, sie trägt die höchsten Gipfel des Gebirges Neuseelands und, von Neu-Guinea abgesehen, ganz Australiens. Da erhebt sich, am weitesten nach Süden vorgeschoben, das eigenthümliche Giebeldach des Mount Cook. Seine höchste Spitze, dem Nordgiebel gleich einem Dachreiter aufgesetzt, ist von hier aus trefflich sichtbar. Zwei Gletscherströme umgeben sein gewaltiges Massiv: im Süden der kleinere Ballgletscher und im Norden der Hochstetter Eisfall, der bedeutendste der Nebenströme des Tasman, an Schönheit aber von keinem der zahllosen Gletscher des Gebirges auch nur annähernd erreicht. (Bild S. 13.)

Dem Mount Cook nahe, nur wenig gegen Südwesten zurückliegend, erblicken wir den Mount Hektor, ein nacktes Felshorn. Zunächst nach Norden

Mount de la Bêche mit den Minarets.

folgen sodann, gerade über dem Hochstetter Eisfall aufragend und somit den Abschluss dieses einzig schönen Eisstromes bildend: das Silberhorn, eine schlanke, in blendenden Firn gehüllte Spitze, seinem Schweizer Namensgeber thatsächlich recht ähnelnd, und der Mount Tasman, der dritthöchste Gipfel Neuseelands, ein prächtiger, eisbekleideter Felszahn, »welcher nach Nord und Süd mit steilen, scharfen Firnkanten, nach Ost und West aber mit unglaublich jähen Eiswänden absetzt. Einige Querspalten durchziehen die uns zugewandte Ostwand des Berges. Das Eis an jeder Spalte ist bedeutend abgesunken, sodass der obere Theil der bergseits gelegenen Schrundwand einer jeden dieser Spalten frei über den Schrund aufragt. Hierdurch wird der Abhang treppenförmig, es wechseln senkrechte oder überhängende Eismauern mit 60° steilen Firnhängen ab. Die Gesammtneigung des obersten Theiles des Mount Tasman dürfte wohl über 70° betragen. Beim ersten Anblick erscheint die ganze Wand senkrecht. Wenn, wie es allen Anschein hat, die Westwand

ebenso steil ist wie die Ostwand, dann dürfte wohl der Mount Tasman einer der am schwierigsten zu ersteigenden Berge sein, die es giebt«.[1])

Diese Worte Lendenfeld's citiere ich, um zu zeigen, wie selbst ein so gewiegter Bergsteiger, ein so ausgezeichneter Topograph und Kenner des Hochgebirges irren kann. Schwierig, sehr schwierig sogar ist die Besteigung des Mount Tasman gewesen, welche fast ein Jahr nach meinen Wanderungen in den südlichen Alpen am 5. Februar 1895 Fitz-Gerald, Zurbriggen und meinem braven Clark gelang, aber so schlimm, wie es Lendenfeld annahm, gestaltete sich die Sache bei Weitem nicht. (Siehe hierüber Näheres am Schluss der Arbeit.)

Nordwärts von dem breiten Hochstetter Eisfall bemerken wir einen kleineren Sekundär-Gletscher, den Freshfield-Gletscher, hierauf einen grösseren, den Haast-Gletscher. Oberhalb des letzteren sehen wir als nördlichen Nachbar des Mount Tasman, aber etwas westlich zurückgeschoben, den Mount Lendenfeld, dem der etwas niedrigere Mount Haast östlich vorgelagert ist, ein schöner, schroffer Felskegel, welchem ich zu Leibe zu gehen nicht übel Lust verspürte. Auch an den beiden letztgenannten, wie an den nunmehr zu erwähnenden Gipfeln war ein Ersteigungsversuch bislang noch nicht gewagt worden; nur ein kleiner unbedeutender Zacken, welcher hier hart über dem Westrande des Tasman-Gletschers aufragt, war durch v. Lendenfeld im Jahre 1889 behufs besserer Übersicht des Gletscherareals erklommen und zu Ehren der Gemahlin Green's »Linda's Peak« benannt worden.

Weiter nördlich, in der Hauptkette, bleibt unser Auge auf dem Mount Haidinger haften, einem der jähesten, am tiefsten zerklüfteten Berggestalten, einer Felspyramide, nackt und düster, mit nur geringer Firnbedeckung. Einen schroffen Kontrast gegen den Mount Haidinger bildet sein nördlicher Rivale, der Glacier Peak, dessen graziöser, dreikantiger Gipfel ganz aus klarem, durchscheinendem Eise zu bestehen scheint. In diesen allerliebsten, keuschen Gipfel verliebte ich mich beim ersten Anblick. Es sollte mir indessen nicht vergönnt sein, als erster Sterblicher seinen Scheitel zu küssen. Zu jeder Seite der vom Glacier Peak gegen Osten hinabziehenden Grate windet sich ein Eisstrom zu Thal. Beide haben sie ihre Namen empfangen von den wackeren Begleitern Green's, indem der südliche »Boss-«, der nördliche hingegen »Kauffmann-Gletscher« benannt ist. Im Vorblicke aber haben wir schon lange die schöne Schneepyramide des Mount De la Bêche, deren Bezwingung einen der stolzesten Triumphe unseres jungen Führers ausmacht.

Die rothbraune, schwachvergletscherte Felskette zu unserer Rechten, welche den grossen Gletscher östlich flankiert, fesselt unsere Aufmerksamkeit in weit geringerem Grade. Es ist dies die Malte Brun Range, und für den Augenblick vermag lediglich ihr höchster Gipfel, der Pic de Malte Brun, ein plumpes, aber imponierendes Felsmassiv, dessen rother Sandstein zu dem blendenden Weiss unserer Umgebung in eigenthümlichem Kontrast steht, uns einiges Interesse abzugewinnen.

Inzwischen haben wir den Westarm des Tasman überschritten und nun geht die Reise auf der breiten Mittelmoräne weiter, welche den Gletscher in einer Länge von mehr als zwölf englischen Meilen durchzieht. Auf dieser marschieren wir jetzt in nördlicher Richtung fast drei Stunden lang fort, eine etwas ermüdende Wanderung, welche durch einen guten Lunch angenehm unterbrochen wird. Etwa die Hälfte des Weges zwischen Ball-Hütte und De la Bêche-Bivouak liegt hinter uns, da taucht plötzlich vor unseren Blicken der Hochstetter Dom auf, das ersehnte Ziel der langen Bergfahrt. Ganz isoliert steht er da, zur Rechten wie zur Linken durch tiefe Einsattlungen von der Hauptkette geschieden. Aber auch in seinem Bau weicht er

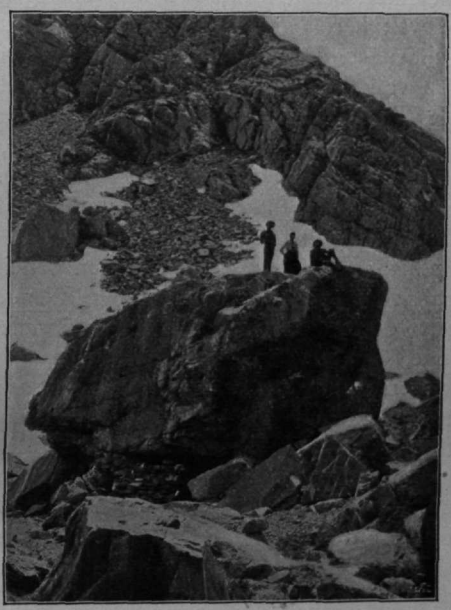
[1]) Lendenfeld, Australische Reise. S. 227.

C. Angerer & Göschl.

Minarets und Mount Elie de Beaumont
vom Tasmangletscher.

wesentlich von der Gestalt seiner Nachbarberge ab und mit keinem anderen Gipfel besitzt er auch nur die mindeste Ähnlichkeit. Keine Schrofen, keine Hörner oder nackten Felszähne sind an ihm sichtbar, nicht das geringste dunkle Fleckchen verunstaltet das Weiss seines Firnkleides, und er mag sich in dieser Hinsicht mit dem Johannisberge in der Glocknergruppe sehr wohl vergleichen lassen. Aber ohne Fehl ist der schöne Berg darum doch nicht. Je näher wir kommen, desto klarer wird es uns, dass der strahlende Firnmantel an dem uns zugekehrten, sanft sich abdachenden Südhange des Doms arg zersetzt ist. Nach allen Seiten durchkreuzen ihn breite Risse, in deren Tiefen grünes Gletschereis schimmert. Also auch hier Bergschründe, obwohl die schwache Neigung des Hanges eine Veranlassung zur Bildung solcher gar nicht zu bieten scheint! Der Berg besitzt einen Doppelgipfel: der westliche, niedrigere, bildet eine Schneekuppel, der östliche, höhere, gleicht einem abgestumpften Kegel.

Der Hochstetter Dom wurde von Lendenfeld in Begleitung seiner tapferen Frau und eines Trägers am 25. März 1883 zum ersten Male bezwungen. Die Besteigung war überaus schwierig und gefahrvoll; ungefähr 200 *m* unterhalb des Gipfels wurde die Partie durch einen breiten und tiefen Bergschrund aufgehalten, dessen Umgehung ungewöhnlich viel Zeit und Mühe kostete. Auf diese Weise benöthigte die Gesellschaft nicht weniger denn 6 Stunden zur Überwindung jener letzten 200 *m*, und so beanspruchte die ganze Besteigung mit Abstieg nicht weniger als 27 Stunden, wovon kaum 1½ Stunden auf Rasten entfielen! Die zweite Besteigung wurde dann am 7. April 1889 durch zwei Söhne der Colonie, durch Mannering und Annan, ausgeführt. Der schlimme Bergschrund war dieses Mal mittelst einer guten Schneebrücke leicht zu überschreiten; indessen erklommen die beiden Touristen nicht den höchsten, sondern den etwas niedrigeren, domartigen, westlichen Gipfel. Die dritte Ersteigung erfolgte am 20. Februar 1894, also nur drei Wochen vor unserer eigenen Unternehmung. Die Herren Kox (Aukland, Neuseeland), Dr. N. H. Kox (Timaru, Neuseeland) und H. Godfrey (Birmingham, England) waren die Theilnehmer, während der mehrfach erwähnte Graham als Führer und Jacques Clark als Träger fungierten. Dr. H. Kox versagte, die anderen Vier hingegen erreichten die höchste Spitze; wieder war der ominöse Schrund mittelst Schneebrücke zu überwinden und bis zum Sattel zwischen den beiden höchsten Gipfeln gab es keine ernsten Schwierigkeiten. So hatten denn bisher zwei Partieen mit insgesammt sieben Personen die höchste Spitze des Hochstetter Domes betreten, eine stattliche Anzahl, wenn man überlegt, wie verschwindend wenige Besteigungen bisher überhaupt in diesem höchsten Theile der Südalpen vollständig geglückt waren.



Auf dem Felsen des Bivouak de la Bêche.

Gegen 12½ Uhr p. m. schwenken wir wieder links ab und queren von Neuem den Westarm des grossen Gletschers, um unseren heutigen Bivouakplatz am Süd-

fusse des Mount De la Bêche zu gewinnen. Dieser letzte Theil der Wanderung erheischt etwas mehr Vorsicht, da hier viele Spalten zu passieren sind. Nachdem wir zuletzt über einen steilen Moränenwall uns hinabgearbeitet, sind wir am Ziel.

Ein riesiger Felsblock, von einigen kleineren Blöcken gestützt, bildet eine Art Grotte, unter welcher wir uns mittelst mitgebrachter Decken und etwas vorhandener Streu ein hübsches Lager zurechtmachen, während für Mr. und Mrs. M. ein Zelt aufgeschlagen wird. Es mag als Vortheil eines Lagerplatzes gelten, dass er durch einen Felsblock gegen Regen und Kälte geschützt ist; im Übrigen erweist sich indessen dieser Platz, wenigstens für die Ersteigung des Hochstetter Domes, ganz ungeeignet. Er liegt viel zu weit, noch mehr als fünf englische Meilen, vom Fusse des Berges entfernt, und gänzlicher Mangel an Brennmaterial, vor Allem aber an Trinkwasser, zeichnet ihn nicht zu seinem Vortheil aus. Freilich behauptete der gute Adamson steif und fest, er habe reichlich Schnee angetroffen, so oft er den Platz besuchte; wir aber fanden keinen Schnee, sondern mussten ihn, über grobes Geröll ankletternd, eine gute halbe Stunde weit her holen. Mit dem Feuerungsmaterial sieht es noch trauriger aus. Unser schneidiger Führer hatte den ganzen breiten Tasman-Gletscher zu queren, um Gestrüpp von der Malte-Brun-Seite herbeizuschleppen.

Die Umgebung des Bivouakplatzes, der ca. 1450 *m* über dem Meere liegt, ist überaus wild. Von Vegetation keine Spur, nicht ein Hälmchen, nicht ein bescheidenes Blümchen lugt zwischen dem grauen, meist aus Thonschiefer bestehenden Gestein hervor. Soweit das Auge reicht, nichts als Felstrümmer und Moränenschutt, über welche die beeisten Firnen ihre weissen Häupter erheben. Ostwärts streckt der Glacier Peak, der Hauptkette entragend, seinen eisigen Scheitel in den azurblauen Äther, südöstlich zeigen sich die schroffen, zerrissenen Wände des Mount Haidinger und im Süden schliesst der Mount Cook, dessen Nordflanke hier gut sichtbar erscheint, dass grossartige, öde Bild ab.

Mit Schlafen, Plaudern, Essen vergieng der Nachmittag; gegen Abend stiessen unsere beiden anderen Führer, Adamson und J. Clark, zu uns. Mit dem Gestrüpp, welches der brave Fyfe herbeigeschafft hatte, wurde ein lustiges Feuer gemacht und Thee gekocht, der ausnehmend erquickte. Sodann legten wir uns unter unserem Riesenstein zum Schlummer nieder, Touristen und Führer dicht und gut gepackt wie Häringe in der Tonne, um die Kälte der Nacht weniger empfindlich zu machen.

Klar und herrlich brach der Morgen des 13. März an. Schnell wurde Thee bereitet und gegen 5½ Uhr aufgebrochen zur Besteigung des Hochstetter Doms. Es sei mir indess gestattet, auf eine ausführliche Darstellung der eigentlichen Besteigung des Doms sowie auf eine Beschreibung der entzückenden Rundsicht vom Gipfel, mit welcher wir belohnt wurden, zu verzichten. Es genügt an dieser Stelle auf die lebendige und fesselnde Schilderung hinzuweisen, welche Robert v. Lendenfeld im XX. Bande dieser Zeitschrift[1]) von jener Bergfahrt gegeben hat. Ich habe sie bisher ohnehin nur wieder erzählt, um zu zeigen, wie sich auch in jenem fernen Bergland die Dinge geändert haben! Erwähnt sei hier nur, dass wir, wie unsere unmittelbaren Vorgänger, die Verhältnisse des Berges ungleich günstiger fanden, als Lendenfeld und seine tapfere Frau bei der ersten Bezwingung desselben im Jahre 1883. Den grossen Bergschrund 200 *m* unterhalb der Spitze, welcher jenen kühnen Forscher zu einem ihm mehrere Stunden kostenden Umwege zwang, konnten wir mittelst einer Schneebrücke unschwer, wenn auch nicht völlig gefahrlos, passieren. Um 3½ Uhr nachmittags, also 10 Stunden nach unserem Aufbruche

[1]) Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V., Bd. XX, Jahrgang 1889: »Die Alpen Neuseelands« von Robert v. Lendenfeld, S. 470 ff.

vom De la Bêche-Bivouak, standen wir auf dem Gipfel, und um 9½ Uhr abends hatten wir unseren Bivouakplatz wieder erreicht nach einer Abwesenheit von insgesammt 16 Stunden.

Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, sofort am nächstfolgenden Tage, den 14. März, mit Fyfe und Clark den Gletscher zu queren, um ein neues Bivouak am Fusse der Malte-Brun-Kette zu beziehen und von da aus am 15. März die Besteigung des Mount Darwin zu versuchen, während die Übrigen unter Führung von Adamson zur Hermitage zurückkehrten. Indessen war unser Proviant derart zusammengeschmolzen, dass wir hätten Hunger leiden und in sehr zweifelhaftem Kräftezustande an die Erklimmung des bisher jungfräulichen Gipfels gehen müssen. So hielten wir es denn für gerathen, mit den Anderen zum Hôtel heimzukehren, um uns später, frisch getakelt und gut versehen, an die grössere Aufgabe zu wagen. Wir erreichten am 14. die Hermitage ohne wesentlichen Unfall.

Der nächste Tag, der 15. März, brachte einen Wettersturz. Die Witterungsverhältnisse liegen östlich der Hauptkette im Allgemeinen nicht ungünstig, und diese Hochgebirgsseite hat eine erheblich grössere Anzahl heiterer Tage aufzuweisen als die Schweiz und Tirol. Wie schon erwähnt, ist die Niederschlagsmenge hier nicht bedeutend, was sich ja auch in der Waldarmuth dieser Gegenden dokumentiert. Ein Umstand, welcher dem Bergfreund besonders zu Gute kommt, ist der, dass das sogenannte »halbe Wetter«, so unangenehm häufig in den europäischen Alpen, hier fast durchwegs fehlt. Nur drei Winde herrschen im Mount Cookgebiet vor. Der Südost, ein trockener Wind, welcher klares, kaltes Wetter zur Folge hat, und der Nordwest, sowie der Südwest, welcher vom Ocean her über die schneebedeckte Hauptkette bläst, warm und feucht, dem Föhn der Schweiz vergleichbar, Wolken und heftige Regengüsse bringend. Ein Mittelding trifft man selten. Am 15. begann der Nordwest zu wehen, und dicke, schwarze Wolkenmassen ballten sich um den Mount Cook und Mount Sefton. Zu grösseren Unternehmungen war dieser Tag ungeeignet. Nach dem Frühstück gieng ich mit Fyfe aus, um einen Blick auf den Hooker-Gletscher zu thun. Gleich hinter dem Hôtel mussten wir über eine Brücke, welche hier den in tiefeingeschnittener Schlucht dahinbrausenden Hookerbach überspannt, eine Hängebrücke, deren Überschreitung zum Schwindel geneigten Personen ziemlich unmöglich sein dürfte. Denn nachdem zu Anfang zwei neben einander liegende Bretter dem Fusse bequemen Halt geboten, muss man in der Mitte, wo der tiefste Theil der Schlucht und das Wildwasser selbst zu passieren ist, auf einem einzigen Brett balancieren. Man hat sich hier das zweite Brett erspart. Die Brücke ist von einer peinlichen Länge, und da man den Blick unablässig in die gähnende Tiefe zu seinen Füssen zu richten hat, der Halt, welchen die zur Seite laufenden schmalen Drähte gewähren, ziemlich prekär ist, und das Ganze während der Benutzung erheblich auf und nieder schwingt, so erweist sich das Passieren dieser Hookerbrücke als eine kleine Muthprobe. Wir wanderten nun das Hookerthal aufwärts, immer hart an seiner östlichen Wand, welche durch den Südausläufer des Mount Cook geformt wird.

Gleich oberhalb des Brückenstieges nimmt der Hooker-Gletscher seinen Anfang. Als eine kompakte, vielgeborstene und ausgenagte Mauer steht das Eis hier hart über dem rechten Bachufer, schmutzig schwarzer Moränenschutt bedeckt seine Oberfläche, sowie die dem Flusse zugekehrte Bruchfläche; der Hooker-Gletscher ist in seinen tieferen Theilen nichts weniger wie schön.

Wir wanderten noch einige Stunden das Thal hinauf. Von dem grandiosen Thalschluss, gebildet durch den Harper Sattel, den Mount Stokes und seine Trabanten, war nichts sichtbar. — Zur Linken gewannen wir einen beschränkten Blick in das von dem reinen, weissblanken Eis des Müller-Gletschers ausgefüllte Müller-Thal, so-

wie auf die tieferen Partieen des Mount Kerrow-Gletschers, welcher sich im Nordwesten zum »Müller« hinabzieht, ferner auf die Südwand des Mount Sefton und ihre mächtige Gletscherbekleidung, den Huddleston. Weiter zu gehen hätte keinen Zweck gehabt, zumal das Wetter sich rasch verschlechterte. Auf dem Rückwege pflückten wir an der Bergwand viel herrliches Edelweiss, eine unserem Gnaphalium Leontopodium überaus ähnliche Form, Gnaphalium Grandiceps (Lendenfeld).

Kaum waren wir unter Dach und Fach, als das Wetter losbrach. Wolkenbruchartige Regen giengen nieder, die ganze Nacht und den Vormittag des 16. März goss es unaufhörlich, ebenso den Vormittag des 17. März. Als gegen Mittag des letzteren Tages eine kleine Pause eintrat, wagte ich mich in Begleitung meines braven Gefährten hinaus, um den Hookerfluss anzusehen. Wir überschritten die schwankende Brücke und stiegen zum linken Ufer hinab. Dasselbe bot einen schauerlich schönen Anblick. Zum breiten Strome angeschwollen, brauste das Wildwasser zu Thal. Die Eiswände zu seiner Seite zeigten sich noch mehr durchfurcht und geborsten als am vorgestrigen Tage. Riesige Blöcke klaren, vom Wasser blank gespülten Eises waren losgebrochen und lagen hart am Ufer, andere waren ins Wasser gerollt, wurden vom Strome hinabgerissen und zerschellten krachend an den Felsblöcken im Flussbette, ein Vorgang, der zu illustrieren geeignet war, welches Schicksal dem Unglücklichen drohte, der ein Opfer des empörten Elementes wurde.

Erst gegen Abend schien es sich aufzuhellen, doch gab es auch diese Nacht und am Morgen des 18. März noch starken Regen. Gegen 10 Uhr hatte sich indessen der Wind entschieden nach Südost gedreht, und langsam, aber nachdrücklich begann die Aufklärung. So rüsteten wir denn abermals zum Aufbruch ins Tasman-Thal, um den lange geplanten Versuch auf den **Mount Darwin** zu wagen. Freilich durften wir uns nicht verhehlen, dass die Durchquerung des wilden Hooker-River nach solchem Wetter nicht unbedenklich sein würde. Dennoch verliessen wir, Fyfe, Jacques Clark und ich, gegen drei Uhr nachmittags die Hermitage. Wirklich entdeckte Fyfe, ebenso gewandt als Reiter wie als Felskletterer und Gletschermann, sehr bald eine günstige Furth im Hookerfluss, welche er mit den Pferden durchquerte, ohne dass die Decken und Proviantkörbe erheblich vom Wasser litten, während ich selbst und Clark die oben beschriebene Cage Bridge benutzten.[1])

Da ich ein gutes Pferd ritt, erreichten wir schon gegen 7 Uhr abends die Unterkunftshütte am Fusse des Ball-Gletschers im Tasman-Thal. Wir hatten diesmal eine Doppelflinte mitgebracht und bewiesen den Keas in sehr nachdrücklicher Weise, dass es sich für sie wenig empfehle, die Morgenruhe müder Pilger zu stören. Bei der Dummdreistigkeit dieser Vögel gieng natürlich kein Schuss fehl, und während der Jäger sonst Mühe hat, dem Wilde unbemerkt sich zu nähern, so war in diesem Falle oft genug geboten, die Distanz zwischen dem Schützen und den Keas zu verdoppeln, um den Vogel nicht in Fetzen zu zerreissen. Selbst als die Nacht hereingebrochen, wurde die Jagd erfolgreich fortgesetzt, und am frühen Morgen putzte Fyfe den Rest der kreischenden Gesellen fort. Man muss es eben selbst gesehen haben, um es zu glauben, wie sich diese Vögel benehmen. Aus meiner Kindheit entsinne ich mich einer gewissen Scherzfrage: »Wenn fünf Spatzen auf dem Dache sitzen und man schiesst einen herunter, wie viel bleiben dann noch dort?« Antwort: »Keiner, da die anderen sich davonmachen.« Auf die Keas passt das ganz

[1]) Wenn die Maoris, die Eingeborenen Neuseelands, ein reissendes Bergwasser zu kreuzen haben, so betreten sie es in einer Linie parallel zu der Strömung; einer der Partie bricht auf diese Art die Gewalt des Wassers, während die Anderen ihm Hülfe leisten. Um mehr Stetigkeit zu gewinnen, tragen sie eine schwere Stange auf ihren Schultern, das erhöht ihr Gewicht und hält sie in einer Linie. Green: The high Alps of New Zealand, S. 276.

und gar nicht. Sie behaupten ihren Platz so lange, bis der letzte in seinem Blute am Boden liegt. Wir erlegten nicht weniger denn 21 dieser schönen, aber schlimmen Gesellen, und da von der Regierung 1 Shilling = 1 Mark per Kea-Schnabel gezahlt wird, so hatten meine Leute auf leichte Art 21 Shilling = 1 Guinea verdient.

Diesmal kam erst nach dem Vergnügen die Arbeit. Der 19. brachte den Marsch über den Gletscher zum De la Bêche-Bivouak, und da wir uns auf einen Aufenthalt von mehreren Tagen präparieren mussten, so hatten meine Leute sehr schwere Lasten zu schleppen und auch ich war für meine Verhältnisse ziemlich kräftig befrachtet. Ja »Swagging«, d. h. Lasten schleppen! Der Schweizer und Tiroler Tourist weiss in unseren Tagen wirklich kaum noch, was das zu bedeuten hat. Die Alpenvereine machen ihm durch ihre Hütten und Proviantmagazine die Sache zu bequem.

Glacier Peak.

Der Gletscher hatte seine Beschaffenheit nicht unwesentlich verändert; ein grosses Stück der Mittelmoräne war durch die Regengüsse der letzten Tage weggewaschen worden. Was mir indessen weit minder behagte, das war der Neuschnee, welcher auf der Malte Brun-Kette in grosser Menge gefallen war und der voraussichtlich auch den Mount Darwin — er war von hier noch nicht sichtbar — zieren musste. Ich theilte Fyfe meine Wahrnehmungen und Befürchtungen mit, als wir gegen 1 Uhr im De la Bêche-Bivouak anlangten, und auch er musste mir bestätigen, dass unter diesen Umständen auf einen Erfolg an dem Mount Darwin kaum zu rechnen sei. Er rieth mir, einen oder zwei Tage zu warten, da der Neuschnee unter der Einwirkung der heftigen Strahlenwärme eines klaren Sonnentages schnell wegschmelze, und die Zwischenzeit zu benutzen, um einen Angriff auf den nahen Glacier Peak zu machen, jene wundervolle, ganz aus Eis gebildete Spitze, eine der schönsten, stolzesten des höchsten Theiles der Centralkette, an welcher, abgesehen vom Mount Cook, noch kein ernstgemeinter Versuch einer Ersteigung gewagt worden war! Da dieser Versuch zu keinem endgültigen Resultate führte, indem wir die höchste Spitze des Glacier Peak nicht erreichten, sondern circa 500 *m*

unterhalb derselben umkehren mussten, so will ich ihn, so interessant und lehrreich er sich für mich gestaltete, hier nicht schildern.

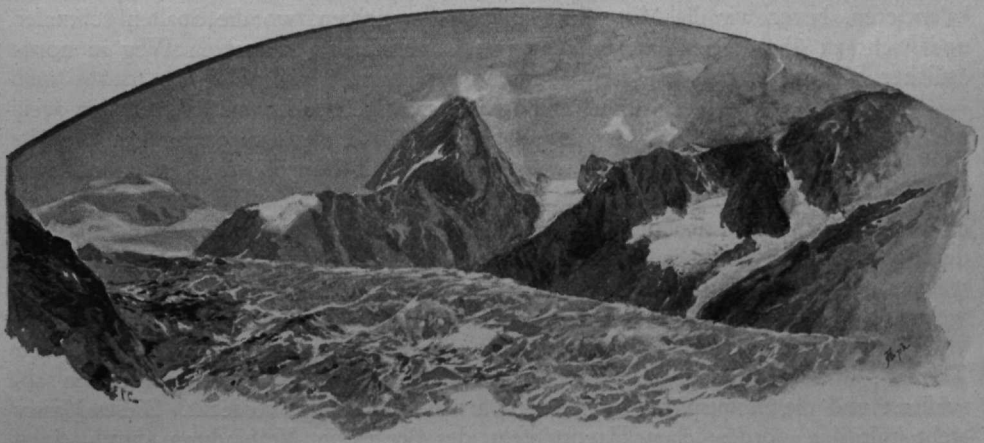
Fyfe betrachtete es nach der Rückkehr von der harten und aufregenden Arbeit auf dem Glacier Peak als für unseren Zweck erspriesslicher, vorerst unser Bivouak von der Westseite auf die Ostseite des Tasmangletschers, an den Fuss der Malte Brun-Kette, zu verlegen, was eine Ersparniss von mindestens einer Stunde für den Mount Darwin versprach. Der Umzug sollte am 21. März stattfinden, während der Hauptangriff auf den 22. März festgesetzt wurde. Wir durften uns daher einen langen Schlaf gestatten und verliessen erst gegen 10 Uhr das De la Bêche-Bivouak, um nach Übersteigung des hohen Moränenwalls den Tasman zu queren. Meine Leute hatten diesmal besonders schwer zu tragen, da auch das grosse Leinwandzelt, in welchem Mr. und Mrss. M. vor der Besteigung des Hochstetter Doms geruht, mitgenommen werden musste. Ich hatte dringend empfohlen, den Gletscher weiter oben zu passieren, da ich mich von dem Vorhandensein breiter Spalten in der Höhe unseres bisherigen Bivouakplatzes überzeugt hatte, und Clark schlug auch diesen Weg ein, während Fyfe, welcher unter seiner Last nicht wenig seufzte — sie war ja freilich gewichtig genug, und ich selbst besass leider nicht die nöthige Trainierung, um das mir gebührende Dritttheil des Gepäckes zu schleppen — von jenem Umweg nichts wissen wollte. Ich hatte mich Fyfe angeschlossen und wurde bald gewahr, dass ich mich nicht getäuscht. Die Spalten, gegen den Westrand des Tasman schmal und leicht zu überspringen, nahmen nach Osten hin an Breite schnell zu, so dass schliesslich nur noch schmale, unebene Eiswälle zwischen ihnen bestanden. Dieses Phänomen muss jeden überraschen, welcher die Karte des Gebirges[1]) studiert hat. Da der Gletscher am Ende des oberen Dritttheils seines Verlaufes einen nach Osten offenen Bogen beschreibt, so sollte man erwarten, dass seine Querspalten von Westen nach Osten an Breite abnehmen. Thatsächlich ist indessen das gerade entgegengesetzte Verhältniss zu beobachten; dies hat nach Lendenfeld darin seinen Grund, dass die Osthälfte des Gletschers sich in erheblich schnellerer Bewegung befindet als seine Westhälfte, letztere also zurückbleibt und dass die Osthälfte auf diese Art wie ein Fächer auseinander klappt. Auffallend erscheint es ferner, dass, wie schon früher bemerkt, nur das obere Dritttheil des Gletschers von Spalten durchsetzt ist, während er sich in seinem weiteren Verlaufe fast völlig frei von ihnen zeigt. Die breiten Spalten nahe dem Ostrande hatten auch schon Lendenfeld zu schaffen gemacht; er und seine Begleiter waren genöthigt, die Eiswälle zwischen denselben rittlings zu passieren, bevor sie den Fuss des Hochstetter Doms gewannen. Mir wurde die Situation zwischen diesem Spaltenlabyrinthe nicht sonderlich behaglich, und ich war schliesslich genöthigt, Fyfe zu ersuchen, mich an das Seil zu binden.

Wir machten gleich jenseits des Gletschers am Südfusse des Pic de Malte Brun einen vorzüglichen Bivouakplatz ausfindig. Wenngleich hier kein Riesenblock schützte, wie auf der gegenüberliegenden Seite, so war dafür Feuerungsmaterial, knapp 30 *m* oberhalb, sowie Wasser die Fülle auf dem kaum 30 *m* unterhalb liegenden Gletscher zu erreichen. Auch dieser Platz wurde gegen das Gletscherthal hin durch einen Moränenwall abgeschlossen, welcher sich indess nur 10 *m* über unser Lager erhob. Der Blick von dem Moränenwall aus auf den Gletscher und die sich gegenüber aufbauende Centralkette war grandios und besonders am Abend bei klarem Mond-

[1]) Die Karte des Mount Cookgebietes, welche zuerst von Julius von Haast entworfen und von Lendenfeld ergänzt und berichtigt worden, ist neuerdings von Seiten der Regierung, unterstützt von dem jungen Neuseeländischen Alpenverein, dessen Sitz in Christchurch sich befindet, umgearbeitet und mit anerkennenswerther Genauigkeit hergestellt worden, obwohl im Einzelnen noch mannigfache Irrthümer zu berichtigen bleiben.

schein sehr effectvoll. Ich bin der Ansicht, jener Bivouakplatz verdient auch für den Hochstetter Dom den Vorzug vor dem Bivouak De la Bêche. Abgesehen von dem Reichthum an Holz und Wasser, welche wichtigen Dinge dem letzteren Quartier völlig mangeln, liegt er auch dem Fusse des Berges eine halbe deutsche Meile näher und befreit vor Allem von unerwünschter Moränenkletterei.

Die Nacht zum 22. war klar, windstill und nicht übermässig kalt. Der Mond war im Abnehmen, zwei Tage früher war er voll gewesen, eine überaus günstige Phase für den Bergsteiger, da seine strahlende, noch ziemlich grosse Scheibe hoch am Firmament steht und beinahe bis zum Aufgange der Sonne vorhält. Jeder Hochgebirgstourist wird die Erfahrung gemacht haben, dass das Licht, welches der volle oder beinahe volle Mond spendet, zum Marschieren auf nicht gar zu schwierigem Gletscher oder Firn ausreicht. Der Reflex des silberweissen Lichtes auf Eis und Schnee vermehrt sehr wirksam die an sich wenig beträchtliche Lichtquelle. Der Laie bedient sich daher wohl des Ausdruckes: »Der Gletscher leuchtet«. Anders liegen die Verhältnisse natürlich auf Fels, Geröll und Moränenschutt, wo jene



Mount Darwin vom Tasman-Gletscher.

Factoren fortfallen und es obendrein geboten erscheint, den Details des Weges mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als auf dem im Grossen und Ganzen sich gleichbleibenden Eis- oder Schneefeld.

Obwohl mir meine Leute ein treffliches Lager hergerichtet, schlief ich nicht besonders ruhig, wie es in der Nacht vor der Entscheidung kaum anders erwartet werden darf. Um 1 Uhr erwachte ich; hell strahlte der Mond vom klaren Nachthimmel herab, die breite Milchstrasse zog sich quer über das Firmament, und mitten in ihr erglänzte das berühmteste Sternbild der Hemisphäre, das vielbesungene »Südliche Kreuz«; zur Rechten schimmerten zwei der Magalhâes'schen Wolken, welche ebenfalls dem südlichen Sternenhimmel eigenthümlich sind.

Die Mehrzahl der modernen Reisenden fühlt sich beim ersten Anblick des »Südlichen Kreuzes« arg enttäuscht, man gewinnt es indessen mit der Zeit lieb, seine Schlichtheit und der markante Platz, welchen es in oder nahe der Milchstrasse behauptet, imponiert. Immerhin darf nicht geleugnet werden, dass der südliche Sternenhimmel dem unsrigen an Schönheit und Mannigfaltigkeit weit nachsteht. Den Bergsteiger vollends überkommt ein Gefühl der Verlassenheit, wenn er zum Firmament aufblickt und fast keinen der lieben alten Bekannten dort wiederfindet.

Von Kindheit an sind sie ihm vertraute Freunde; der grosse Bär, der kleine Bär mit dem Polarstern, die Kassiopeia, und wie sie alle heissen mögen, die schönen, auffallenden Sternbilder des Nordens, welche schon Homer besungen. Wie oft haben sie uns freundlich zugelächelt durch die eisesklare Luft der Berge, wenn wir zu früher Stunde die Clubhütte verliessen zu einer grösseren Unternehmung, uns einen schönen Tag und einen schönen Erfolg verheissend. Kalt blicken dagegen hier auf den Wanderer die Gestirne eines fremden Himmels herab; sie kennen ihn nicht, so wenig wie er selbst sie kennt, sie scheinen ihm zuzuflüstern: »Was suchst du hier in dieser Öde und Einsamkeit, wo dein Ohr vergeblich lauscht auf den Klang der Heerdenglocken, auf den Schall des Alphornes, auf den Jodler des Almers und das freundliche Willkommen der Sennerin, wo dein Auge vergebens späht an steiler Felswand nach der schönen, schlanken Gestalt des Gemsbockes. Kalt, todt und stumm sind unsere Berge; die Titanen, welche hier Wache halten, sie reden nicht zu dir in altvertrauter Zunge, sie drohen nur, sie donnern und vernichten!«

Wir stiegen über den Moränenwall zum Gletscher ab und hatten zuvörderst wieder auf schmalen, hohen Eiswällen zwischen breiten, gähnenden Spalten zu balancieren, bevor wir die Mitte des Gletschers erreichten, wo die Spalten schmaler und leicht zu überspringen waren. Von hier nahmen wir unseren Weg in nordöstlicher Richtung direct auf den Mount Darwin zu.

Ehe ich auf die Details meiner Besteigung eingehe, der ersten und, so weit mir bekannt, bis jetzt einzigen dieses schönen Gipfels, muss ich einiges Wenige über seine Configuration vorausschicken. Der Mount Darwin stellt den nördlichen Eckpfeiler der den Tasman-Gletscher nach Osten begrenzenden Malte Brun-Kette dar; er wird getrennt von seinem höheren südlichen Nachbar, dem Pic de Malte Brun, durch den Darwin-Gletscher. Auf den Darwin-Gletscher folgt zunächst ein Felsmassiv, welches man als den südlichen Ausläufer des Mount Darwin zu bezeichnen pflegt, welches in Wirklichkeit indessen einen selbstständigen Berg darstellt.

Jenes letztere Massiv sendet einen scharfkantigen Sporn hinaus auf den Tasman, welcher das obere Firnbecken des Tasman-Gletschers gegen Süden abschliesst und die Hauptspitze des Mount Darwin selbst lange verdeckt. Dieses Massiv steht mit den nordöstlichen Hauptgipfeln des Berges in Verbindung durch einen langgestreckten, im Wesentlichen von Südwesten nach Nordosten streichenden Felsgrat. Die tiefste Stelle des Grates befindet sich unmittelbar nördlich von jenem Südausläufer des Mount Darwin, also nahe seinem Südende. Ein ziemlich sanft geneigtes Schneefeld streicht von dieser Einsenkung im Grate hinab zum Tasman-Gletscher. Ich will dasselbe Schneefeld A nennen.

Hiernach schwingt sich weiter nördlich der Grat jäh auf zu einer höheren Staffel. Von jener höheren Gratstufe senkt sich ein zweites Schneefeld zum Tasman hinab, weit steiler als das erstere, in seinen unteren Abstürzen vereist und tief zerklüftet. Ich bezeichne letzteres als Schneefeld B. Wir glaubten aus den von uns bei Gelegenheit der Ersteigung des Hochstetter Domes gemachten Beobachtungen schliessen zu dürfen, dass von jener Staffel der Grat in ungefähr sich gleichbleibender Höhe bis zu dem westlichen, niedrigeren Gipfel des Mount Darwin streiche, welcher mit dem östlichen höheren Gipfel durch ein theilweise vereistes Gratstück zusammenhängt. Indessen erwies sich das in der Folge als irrig; es befindet sich nordwärts der Gratstaffel eine weitere, wenngleich nicht so tiefe Einsenkung im Kamme, von welcher das Schneefeld B seinen Anfang nimmt. Diese zweite Einsenkung im Hauptgrat sollte uns noch übel mitspielen.

Fyfe beabsichtigte den Anstieg zum Grat über das südliche Endmassiv zu bewerkstelligen, wo rother Sandstein, wie er vermeinte, ein schnelles Fortkommen

ermögliche. Ich hatte indessen den rothen Sandstein von einer bösartigen Stelle her, welche mir bei dem Besteigungsversuch des Glacier Peak grosse Mühe bereitet, und welcher ich daher den Namen des »Mauvais Pas« verliehen hatte, in übler Erinnerung und proponierte das Schneefeld A als den leichtesten und natürlichsten Zugang zum Hauptgrate. Es war mir freilich nicht entgangen, dass auch dieses Firnfeld eine nichts weniger als tadellose Aussenseite zur Schau trug, vielmehr tief durchfurcht, d. h. von Schründen arg zerrissen sich zeigte. Indessen hegte ich die Überzeugung, wir würden uns zwischen den Schründen schon hindurchwinden, wenn wir uns nahe dem Nordrande gegen das Schneefeld B hielten. Meinem Führer gefiel dieser letztere Rath nicht; er glaubte, wir würden dort den Kanonaden ausgesetzt sein, welche der jähe, vielgeborstene Eisfall von Firnfeld B auf uns hinabschmettere. Im Übrigen acceptierte er meinen Vorschlag unter der Bedingung, dass wir südlich giengen und den Felsen des Südmassivs nahe blieben. Des Weiteren war die Anstiegsroute gegeben: Der Grat musste in seiner ganzen Länge verfolgt werden.

Auf dem Tasman-Gletscher ward rüstig ausgeschritten, dem obengedachten Sporn entgegen, und nachdem jener umgangen, wurde auf den Fusspunkt von Schneefeld A zugesteuert. Diesen letzteren Punkt erreichten wir gegen 4 Uhr morgens. Wir befanden uns hier nach meinem Aneroid ungefähr 1970 *m* über dem Meere, und da die höchste Spitze des Mount Darwin trigonometrisch auf 3035 *m* bestimmt ist, so hatten wir eine Höhendifferenz von nur 1065 *m* zu überwinden. Indessen, was konnte nicht Alles dazwischen liegen? Wir banden uns ans Seil und nahmen das Firnfeld A in Angriff. Der Schnee war gut und rasch kamen wir vorwärts. Sehr bald hatten wir indessen zu bereuen, dass wir nicht meiner ersten Eingebung gefolgt, denn unversehens steckten wir zwischen einem Gewirre tiefer, klaffender Spalten. Gerade aufwärts zu kommen war unmöglich. Bei dem trügerischen Scheine des Mondes hatten wir nach den wenigen Schneebrücken auszuspähen, welche die neidischen Schründe passierbar machten. Doch auch hiermit war es bald zu Ende, und wir beschlossen, die nächste, unseren Weg kreuzende Spalte zu durchqueren. Fyfe schlug tiefe Stufen in den uns zugekehrten Eishang, klomm hinab, schlug eine Stufe in die gegenüberliegende Wand und überschritt den Schrund ca. 3 *m* über seinem Grunde. Er verankerte sich dann, befahl Clark dasselbe zu thun, und liess mich folgen. Jetzt war die grosse Frage: Wie weiter? Denn immer neue Spalten thaten sich auf, mit der Überwindung der einen war blutwenig geschafft. Fyfe schwenkte nordwärts ab, sich der äusseren Lippe eines mächtigen Bergschrundes parallel bewegend. Ungeduldig stürmte er vorwärts. Ich war natürlich gezwungen, in gleichem Tempo zu folgen und liess hierbei die nöthige Vorsicht ausser Acht, mich dem überhängenden Rande zu sehr nähernd. Unmittelbar darauf entfuhr mir ein Ruf des Schreckens; ich war durch den Rand gebrochen und hieng in wenig beneidenswerther Lage über dem tiefen Abgrunde. Meine beiden Begleiter hielten aus, obwohl selbst stark exponiert, und so konnte ich wieder Halt gewinnen, indessen erklärte ich kategorisch, hier nicht mehr weiter gehen zu wollen. Was war zu thun? Umkehren, uns für besiegt erklären, noch ehe der Tag angebrochen, dazu hatten wir drei wenig Lust. Fyfe äusserte, jetzt müssten wir die Felsen des Südmassivs zu erreichen suchen, um sie für den Anstieg zum Grat zu benützen, indessen sei hierzu Tageslicht erforderlich. Der Mond näherte sich bedenklich der westlichen Bergkette, hinter welcher er zu verschwinden drohte, doch zu unserem Glücke dämmerte zugleich der Morgen. Wir machten kurz Kehrt und verfolgten den Rand des grossen Schrundes in südlicher Richtung; nunmehr übernahm Clark die Führung. Nach Allem, was wir erlebt, hatten wir uns auf eine tiefe Randkluft mit weit ausladender Schneewächte zwischen Firn und Fels ge-

fasst gemacht und mahnten Clark daher zur Vorsicht. Indessen — froh und munter stiefelte der gute Junge auf die Felsmauer los; wir aber fassten Posto. Wie wir erwartet, sahen wir ihn auch nach wenigen Sekunden richtig in der Kluft untertauchen. Doch wir standen gut und hielten dem kräftigen Ruck Stand.

Ich fand wenige Schritte abwärts einen Platz, wo sich die Randkluft ohne Bedenken, weit leichter als ich erwartet, passieren liess, und fünf Minuten später hatten wir die ersehnten Felsen gewonnen. Diese bestanden aus Thonschiefer, welcher hier ausnahmsweise einmal eine ziemlich solide Beschaffenheit zeigte. Inzwischen war es 6 Uhr geworden, und die ersten Sonnenstrahlen blitzten über den östlichen Felskamm, welcher unser vorläufiges Ziel bilden sollte.

Wir verfolgten ein schmales Band, das sich anfangs ganz vortrefflich anliess. Indessen schrumpfte dasselbe mehr und mehr ein; bald gewährte es nur noch knappen Halt; fest gegen die Felsen geschmiegt mussten wir uns fortarbeiten, und dazu waren mehrere fatale Ecken zu umklettern. Schliesslich war von dem Felsbande überhaupt nichts mehr zu entdecken. Wir entschlossen uns, einen erneuten Versuch an dem Schneefelde A zu wagen, und dieser glückte über Erwarten gut. Nicht allein, dass uns keine Randkluft mehr von ihm schied, es ergab sich obendrein, dass das gefürchtete Spaltenlabyrinth hinter uns lag; und ausserdem hatte der Schnee seine treffliche Gangbarkeit bewahrt. Wir querten das Schneefeld bis nahe an seine nördliche Einfassung und setzten sodann unseren Anstieg gegen den Grat hin auf demselben fort. Hier galt es, noch einzelne breite Schründe zu überschreiten, dieselben waren indessen von Schneebrücken überspannt. Immerhin hielten wir es für gerathen, diese getreuen, aber gebrechlichen Bundesgenossen zart anzugreifen und sie auf dem Bauche kriechend zu übersetzen. Hier nahe dem Nordrande von Schneefeld A entdeckten wir frische Lawinenspuren, und hierdurch wurde mir ad oculos demonstriert, dass Fyfe's anfängliche Bedenken gegen eine zu grosse Annäherung an den Nordrand doch nicht grundlos genannt werden durften.

Gegen 8 Uhr war der Hauptgrat an seiner tiefsten Stelle gewonnen, und froh schweiften unsere Blicke auf die entgegengesetzte östliche Seite hinüber. Indessen zeigte sich die Aussicht beschränkt. Nur ein weiteres Stück des Mount Darwin-Gletschers war zu erblicken, über welchem sich im Südosten eine schroffe Felspyramide, wahrscheinlich Mount Hamilton, erhob. Das Hauptstück der Aussicht bildete der südlich aufragende, röthlich strahlende Gipfel des Herrschers der ganzen Kette, des Pic de Malte Brun. Fyfe zeigte mir den Weg, welchen er bei seiner kühnen, mutterseelenallein unternommenen Erstlingsbesteigung jener Spitze eingeschlagen, welche für geraume Zeit auch die einzige bleiben dürfte. Die Sache sah wirklich, wie sich ein Sektionsgenosse einmal treffend ausgedrückt, als er einer ähnlichen waghalsigen That in unseren deutschen Alpen gedachte, einem misslungenen Selbstmorde verzweifelt ähnlich. Die oberste, überaus schlimme Wand würde Fyfe, so lautete seine Äusserung, nie überwunden haben, hätte er sich nicht der Kletterschuhe bedient, welche in unseren Alpen schon längst gebräuchlich, bei dieser Gelegenheit ihre ersten Triumphe auf Neuseelands Boden feierten. Ganz beiläufig erwähnte der verwegene junge Mann, wie er beim Abstiege vom Pic de Malte Brun plötzlich ein verdächtiges Geräusch über seinem Kopfe vernommen, und wie er, als er hinaufgeschaut, einer Steinlawine ansichtig geworden, welche den jähen Hang hinab gerade auf ihn losgeprasselt kam. Er wäre ein Kind des Todes gewesen, hätte er nicht zu einem ungewöhnlichen und scheinbar absurden Mittel seine Zuflucht genommen. Er setzte sich nieder, stemmte den Pickel ein und begann abzufahren — auf plattigem rothen Sandstein, ohne ein Atom Schnee unter sich zu haben. Diese ungewöhnliche Glissade konnte zwar seinen Beinkleidern und dem, was darunter

sich befand, nicht gerade zum Vortheile gereichen, sie entrückte ihn indessen mit der grösst erreichbaren Schnelligkeit der gefährdeten Region, und ohne erhebliche Verletzung erreichte der kühne Mann das Thal wieder. Er war mit einer niedergehenden Steinlawine um die Wette gefahren!

Für uns galt es jetzt, nachdem der Hauptgrat an seiner tiefsten Einsenkung erreicht war, wie die hohe Stufe zur nächsten Staffel zu überwinden sei. Fyfe war indessen längst über die weiter einzuschlagende Route mit sich im Reinen. Wir giengen zunächst ein Stückchen zurück bis zum Fusse einer wenig steilen, aber aus tafelförmigem Fels zusammengesetzten Wand, welche für Hand und Fuss so gut wie keinen Halt zu verheissen schien. Unser Führer wand sich auf dem Bauche gleich einer grossen Schlange hinan. Als er einen guten Halt gewonnen, zog er Pickel, Rucksäcke, sowie die Hand-Camera, welche mich begleitete, zu sich hinauf, sodann absolvierte erst ich, hierauf Clark die anziehende Kriecharbeit, indem wir von oben durch das Seil geleitet und unterstützt wurden. Ein aufwärts streichender, schmaler Ritz, in welchen man gelegentlich die Spitze eines Fusses zu zwängen im Stande war, erleichterte das Klimmen wesentlich. Und nun ergab es sich, wie ausgezeichnet der treffliche Fyfe den rechten Pfad gefunden. Denn jetzt stand uns der weitere Weg bis zu der erwähnten Staffel offen; mit Hülfe einer natürlichen Felstreppe erreichten wir sie leicht und schnell. Wir befanden uns jetzt in einer Höhe von ca. 2655 *m*; aber wenn unser Gipfel sich auch wenig mehr denn 380 *m* höher erhob, so war er doch noch weit entfernt! Der Grat, welchen wir jetzt zu verfolgen begannen, besass, in der Nähe besehen, keineswegs die harmlose Beschaffenheit, welche wir vom Gletscher aus diagnosticiert hatten. Nein, er zeigte sich rauh und sehr brüchig. Als ich diese seine Tücke scharf rügte und ungeduldig fragte, wann endlich wir uns eines gesunden Gesteins erfreuen würden, äusserte Fyfe laconisch, soliden Fels gebe es in den ganzen neuseeländischen Alpen so gut wie gar nicht! Immerhin gieng es vorerst doch noch weiter, wenngleich eine dicke, mit ihrer scharfen Kante aufwärts gekehrte Platte von mir und Clark überritten werden musste, während Fyfe wie ein Seiltänzer hinüberbalancierte. Ich beehrte diesen Platz mit dem Namen des »Steinernen Rosses«. Kurz darauf aber standen wir fest. Der Grat brach ab, jäh versanken die Felsen vor unseren Augen. Wir befanden uns im Angesicht jener zweiten, oben erwähnten Einsenkung im Kamme, auf welche wir nicht gerechnet hatten, denn vom Gletscher aus war nichts davon bemerkbar gewesen. Die Tiefe derselben mochte wohl nicht mehr als 35 *m* betragen, aber das genügte, uns den Weg völlig zu verlegen, denn der stark verwitterte Fels hieng hier thatsächlich über. Ich dachte nicht anders, als unser Schicksal sei entschieden, und es bleibe uns nichts als ein trübseliger Rückzug. Glücklicherweise zeigten meine Gefährten sich nicht so schnell entmuthigt; sie hielten dafür, in Anbetracht der frühen Stunde — es war erst wenig nach 9 Uhr morgens — sei es gestattet, ein wenig zu experimentieren. — Jenseits des Grateinschnittes ragte, gleich einem dicken, halb verfallenen Thurm, in der Morgensonne erstrahlend, der von Neuschnee eingehüllte Gipfel des Mount Darwin auf, oder vielmehr das, was wir damals noch für den höchsten Gipfel hielten. Zwischen diesem heissersehnten Ziel und unserem Standpunkt eingebettet, lag ein breites Firnfeld, das obere Becken des schon erwähnten Schneefeldes B, welches tiefer unten, seine Beschaffenheit ändernd, in eisigen, zerrissenen Wänden sich zum Tasman hinabsenkte. Es blieb uns keine Wahl; wir mussten versuchen, auf dieses Firnfeld abzusteigen. Wir kehrten unserem treulosen Grat den Rücken und kletterten erst ein Stück gegen den Tasman ab, wandten uns dann nördlich und erreichten, über losen Schutt vorsichtig hinabklimmend, den Schnee. Die Neigung des Firnfeldes war erheblich grösser als bei Schneefeld A, seine Decke ziemlich hart

gefroren, und dazu entragten derselben hier und da Pfeiler grünschillernden Eises, gleich Warnungstafeln das Vorhandensein klaffender Spalten und Schründe anzeigend. Es war geboten, eine Reihe von Stufen zu schlagen und diese Arbeit wurde dem zweiten Führer zugetheilt, da Fyfe seine Kräfte für den aller Wahrscheinlichkeit nach prekären Schluss des Werkes aufzusparen wünschte. Clark entledigte sich dieser Aufgabe ganz vorzüglich. Geschickt die Schründe meidend, schlug er die Stufen in einer aufwärts führenden Schlangenlinie und bald hatten wir die Genugthuung, den Schnee weich und ausgezeichnet gangbar zu finden, sodass wir nun ohne weitere Schwierigkeiten das Schneefeld bis an den Fuss des Hauptgipfels queren konnten. Die Erkletterung des thurmähnlichen Massivs war keine ganz leichte Aufgabe. Vorsichtig wanden wir uns in kurzen, steilen Kaminen empor; stets durfte sich nur einer vorwärts bewegen. Das Gestein war widerwärtig brüchig, und der Steinschläge halber war es nothwendig, unter einem vorspringenden Felsblock Deckung zu suchen, sobald sich der Vordermann in Bewegung setzte. Als wir höher kamen, nahm die Wand an Steilheit ab, dafür zeigte sich das Gestein jetzt mit Neuschnee bedeckt, dessen obere Kruste überfroren war. Jedem Bergsteiger dürfte es bekannt sein, wie erschöpfend das Begehen solchen Schnees wirkt, und meine schwachen Kräfte waren ziemlich aufgezehrt, als wir gegen 11 Uhr vormittags den Fuss auf den scheinbar höchsten Gipfel setzten.

Welch' herrlicher Blick, aber zugleich welch' herbe Enttäuschung! Das war die höchste Spitze des Mount Darwin noch lange nicht. Der Hochstetter Dom, nach neuesten Bestimmungen erheblich niedriger als der Mount Darwin, überragte uns noch um ein Beträchtliches. Unser Kamm aber zog sich eine gute halbe englische Meile weiter gegen Nordost fort, eine ganze Anzahl Gratthürme tragend und schliesslich in einen messerscharfen Eisgrat auslaufend, der sich ausbog zu einem spitzen Horn, dem thatsächlich höchsten Gipfel. Letzterer musste unseren Vorgipfel noch um mindestens 190 *m* überragen. Diese Wahrnehmung hätte mich eigentlich nicht überraschen dürfen. Hatte ich doch vom Tasman-Gletscher aus deutlich beide Gipfel unterschieden; den südwestlichen niedrigeren und den nordöstlichen höchsten, welcher auch von dort aus als scharfes und spitzes Horn imponierte. Indessen solch' unangenehme Wahrnehmungen ignoriert man eben gern! In Anbetracht meiner grossen Erschöpfung war ich entschlossen, nicht weiter zu gehen und den Ruhm der ersten vollständigen Ersteigung anderen, berufeneren Kräften zu überlassen. Fyfe indessen überredete mich, die Expedition wenigstens noch bis zum mittleren Gipfel auszudehnen, welcher auf halbem Wege winkte, und welcher etwas höher schien als unser augenblicklicher Standpunkt. Ich gab schliesslich nach, unter der Bedingung, dass der Grat nicht gar zu schlimm aussehe. Schön durfte man freilich auch diese Gratpartie nicht nennen, aber sie liess sich doch wenigstens mit einiger Vorsicht begehen, und als gegen 11½ Uhr der mittlere Gipfel ohne besondere Schwierigkeit errungen war, da meinte Fyfe, es würde eine Schande sein, etzt noch an Rückzug zu denken.

Leicht wurde uns auch jetzt der Sieg nicht gemacht, noch einmal schwang sich der Grat abwärts, hier gepanzert mit blankem Eis, welches sich in eine scharfe Schneide auskeilte. Die äusserste Vorsicht war geboten; immer durfte nur einer sich vorwärts bewegen, während sich die andern beiden, in den von Fyfe geschlagenen, tiefen Stufen Posto fassend, mittelst des Eisbeiles fest verankerten. Nach beiden Seiten stürzte der Eishang in furchtbar jähen Wänden ab, einerseits nach Nordwest, wo ein stachliger Felsgrat gegen den Tasman hinabzog, besonders aber nach Südost zum Darwin-Gletscher, wo der Hang das Aussehen einer absolut senkrechten Wand zeigte. Fyfe erklärte diesen für den steilsten Absturz, der ihm je vorgekommen.

Eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen diesem Endstücke des Mount Darwin-Grates und der bekannten Scharte, welche Klein- und Gross Glockner verbindet, nur dass der erstere mindestens viermal länger ist, und obendrein sich noch keine vorsorgende Alpenvereins Section gefunden hat, dem zum Schwindel Geneigten durch eine Reihe gespannter Drahtseile das Gefühl der Unsicherheit zu benehmen.

Endlich war auch dies überwunden; ganz nahe vor uns baute sich der höchste Gipfel auf. Noch einige hundert Schritte über guten Schnee und unser war der Sieg, der erste vollständige Sieg, welchen ich über einen bisher noch unerstiegenen Berg errungen. Es war 1 Uhr, wir hatten also zu der Besteigung insgesammt elf Stunden gebraucht, neun Stunden von dem Punkte, wo wir vom Tasman-Gletscher zu dem Schneefeld A angestiegen waren.

Der Gipfel des Mount Darwin besteht aus einem schneebedeckten, mit Felsbrocken übersäten Plateau, auf welchem mehr als ein halbes Dutzend Menschen bequem zu lagern vermögen, ein weit behaglicherer Aufenthalt und Ruheplatz für den Bergsteiger als der schroffe, eisgepanzerte Gipfelgrat des Hochstetter Doms.

Mein Aneroid zeigte eine Höhe von 3100 *m* an, das sind ungefähr 9900 englische Fuss. Trigonometrisch ist die Spitze auf 9715 engl. Fuss gemessen.

Das Wetter war herrlich und die Aussicht grandios. Die Rundsicht des Mount Darwin lässt jene des Hochstetter Doms weit hinter sich; des ersteren Lage hart an der Hauptkette als Wacht zwischen den beiden grössten Gletschern des Gebirges, zwischen Tasman und Murchison, ist eben eine hervorragend günstige.

Das Hauptstück des grandiosen Panoramas bildet auch hier die zerrissene, mächtig vergletscherte Centralkette, die sich jenseits des Tasman-Gletschers aufbaut, von dem Alles überragenden Firndache des Mount Cook südlich, bis zu dem graziösen Zuckerhute des Mount Green im Norden. Den reizvollsten Anblick gewährt von hier aus die schlanke Eisnadel des höchsten der Minarets gerade gegenüber von dem Mount Darwin. Auch der Mount Sefton ist als scharfkantiger Felszacken sichtbar.

Leider durften wir uns des erhabenen Bildes nicht länger als eine halbe Stunde erfreuen, obwohl die Sonne mild vom klaren Äther herabschien und den Aufenthalt auf dem Gipfel warm und behaglich machte. Indessen stand uns ein langer und schwieriger Abstieg bevor, und wir mussten vor Dunkelheit zum mindesten den Tasman-Gletscher wieder zu erreichen trachten. Wir labten uns an dem kleinen Rest Whisky, welchen wir mit hinaufgebracht hatten, und deponierten dann die Flasche, welche unsere Namen und eine kurze Notiz, in welcher wir das Recht der ersten Besteigung für uns in Anspruch nahmen, enthält, in einem stattlichen »Steinmanndl«. Gegen 1½ Uhr begannen wir den Abstieg. Fyfe hielt sich hierbei fast genau an unsere Anstiegsroute. Alles gieng schnell und glatt, bis wir die obere Partie des Schneefeldes B erreichten, welches wir wieder queren mussten. Meine Leute hatten mich mit der Aussicht erfreut, dass wir uns jetzt an dieser Stelle auf blankes Eis gefasst machen müssten, sintemalen die Mittagssonne die oberen, das Eis überdeckenden Schneelagen weggeschmolzen haben würde. Leider treffen derartige Prophezeihungen ausnahmlos ein, und wir sahen uns gezwungen, während der ganzen Querung Stufen in hartes, blankes Eis zu schlagen. Das Entlangklimmen an einem derartigen Eishange erwies sich als eine ziemlich harte Zumuthung für meine wesentlich reducierten Kräfte, waren wir doch schon mehr als 14 Stunden fast ununterbrochen unterwegs. Trotz energischer Willensanspannung vermochte ich nicht sicher genug zu treten. Zweimal glitt ich aus und den jähen Abhang hinab, nachdem ich freilich jedesmal kurz vorher ein Warnungssignal hatte ertönen lassen. So vermochte der starke Fyfe sich hinreichend zu verankern, um meine schwere Körperlast am Seile zu halten. Das Aufrichten auf der ab-

schüssigen, spiegelblanken Fläche und das Wiedergewinnen der Stufe war sehr peinlich und verzehrte den Rest meiner Kräfte. Auf dem felsigen Grat gieng es dann besser, indessen lag noch das Schneefeld A mit seinen Schründen vor uns. Es stand zu erwarten, dass die oberste, schroffste Partie dieses Firnhanges dieselbe üble Beschaffenheit besitzen würde, wie jene des Schneefeldes B. Fyfe hielt es deshalb für gerathen, den Grat weiter gegen Süden zu verfolgen als beim Anstiege, denn in seiner südlichen Hälfte erschien das Schneefeld minder steil.

Hatte mich beim Aufstiege das Entlangklettern an der plattigen, tritt- und grifflosen Wand interessiert, so gestaltete sich jetzt der Abstieg vom Hauptgrat zum Schneefeld ungleich peinlicher: es galt, einen sehr steilen Schuttkamin zu überwinden. Mehr rutschend und gleitend als steigend, gieng es abwärts, wobei die scharfen, scherbenartigen Schieferfragmente meinen Kleidern übel mitspielten.

Natürlich zeigte der obere, steilste Theil des Schneefeldes A dieselbe Metamorphose, welche mir bei B eine so bittere halbe Stunde bereitet hatte. Erst gegen 7 Uhr hatten wir den Tasman glücklich gewonnen.

Es dunkelte bereits stark; noch war nichts von dem treuen Mond zu sehen; da erstrahlten plötzlich einige Federwolken über der Einsattlung östlich vom Hochstetter Dom in feenhaftem Glanze, die eisige, bisher geisterhaft fahle Umgebung in ein silberweisses Lichtmeer tauchend. Eines schöneren, eigenartigeren Phänomens weiss ich mich kaum zu entsinnen. Gleich darauf erschien der Mond selbst, indessen minder klar als in der Nacht vorher, da inzwischen der Himmel sich leicht bedeckt hatte. Fyfe, welcher sich von heftigem Hunger geplagt fühlte — wir hatten den Tag über wenig zu uns genommen und die Vorräthe vom Malte Brun-Bivouak waren völlig, diejenigen vom De la Bêche-Camp bis auf einen winzigen Rest aufgezehrt — erklärte, noch in derselben Nacht zur Hermitage zurückkehren zu wollen. Er führte sein Vorhaben auch wirklich aus und traf an dem folgenden Tage (23. März) gegen 10 Uhr morgens wohlbehalten im Bergwirthshause ein, nachdem er auf dem Tasman-Gletscher mit dichtem Nebel gekämpft hatte. Ein zwölfstündiger Marsch, grösstentheils bei Nacht über Moränenschutt und unebene, theilweise von Spalten zerrissene Gletscher nach einer harten, schwierigen, 18stündigen Bergtour, das dürfte dem braven Gesellen so leicht keiner nachthun!

Wir beiden anderen erreichten gegen 10 Uhr abends unser Malte Brun-Bivouak nach einer Abwesenheit von insgesammt 18 Stunden.

Am darauffolgenden 23. März querten wir den Gletscher zu dem anderen Bivouak, wo wir noch einen unbedeutenden Vorrath von Lebensmitteln vorfanden, welche der gute Fyfe, trotz seines Löwenhungers, uns übrig gelassen. Gegen 4 Uhr nachmittags hatten wir die Hütte am Ball-Gletscher wieder erreicht, bis wohin uns Adamson mit Pferden entgegenkam. So waren wir in der Lage, die letzten 12 engl. Meilen bis zur Hermitage bequem und schnell zurückzulegen.

Mit der Besteigung des Mount Darwin ist, so denke ich, eine zukünftige Favoritbergtour von der Hermitage geschaffen. Wir benöthigten zum Anstieg elf Stunden, doch das nur, weil wir die erste Besteigung ausführten und dabei natürlich nicht den kürzesten und besten Weg einschlugen. In sieben bis acht Stunden wird sich künftighin der Anstieg auf dem Wege, welchen wir schliesslich aufgefunden, vom Bivouak de Malte Brun bewerkstelligen lassen. Der Aufenthalt auf dem Gipfel ist weit behaglicher, die Aussicht erheblich malerischer und umfassender als diejenige vom Hochstetter Dom. Die Besteigung bietet grössere Schwierigkeiten als jene des letztgenannten Gipfels, aber der Mount Darwin ist der Hauptsache nach Felsberg und daher der Veränderung weit weniger unterworfen als der Hochstetter Dom. Letzterer wird wieder so gut als unersteiglich werden, sobald die Schnee-

brücken über den grossen Bergschrund einstürzen; diesen zu umgehen und den Gipfel zu erringen in der Art, wie Lendenfeld es nach unsäglichen Mühen und Fährlichkeiten gelang, ist nicht Jedermanns Sache. Auch sonst kann und wird die Gestalt des so sanft blickenden, in Wirklichkeit sehr tückischen Berges in kurzem stark wechseln. Der Mount Darwin hingegen dürfte für einen tüchtigen Bergsteiger in jedem Falle zugänglich bleiben.

Der Mount Darwin war erst der fünfte Gipfel über 9000 engl. Fuss = 2815 *m* in der dem Mount Cook benachbarten Bergregion, dessen vollständige Ersteigung glückte, der siebente Gipfel der Südinsel und der achte der erstiegenen Gipfel Neuseelands überhaupt. Ich will dieselben in chronologischer Reihenfolge hier aufzählen:

1. Ruhapu, 2875 *m*, der höchste Gipfel der Nordinsel, ein erloschener Vulkan, der schroffe Kegel oben mit Schnee bedeckt, öfters bestiegen, sehr beschwerlich. Erster Ersteiger mir unbekannt.

2. Mount Odin, 3315 *m*, höchster Gipfel der Kaikorakette, eines von den Südalpen getrennten, selbstständigen Gebirgsstockes, im Nordosten der Südinsel, nahe der Cookstrasse, leicht und oft erstiegen. Erste Ersteigung mir unbekannt.

3. Mount Earnslaw, 2865 *m*, am Nordende des Wakutipu-Sees. Das erste Mal Mitte der 80er Jahre erstiegen von dem jüngeren Burleigh, dem Sohne des Wirthes des Mount Earnslaw-Hotels. Später öfter wiederholt. Unter günstigen Schneeverhältnissen nicht schwierig. Die Aussicht soll sich weit über die Fjorde der Westküste, die Foveaux-Strasse südlich von Neuseeland und Stewart Island erstrecken.

4. Hochstetter Dom, 2895 *m*. Erste Besteigung durch R. v. Lendenfeld im Jahre 1883, seitdem bis Ende des Sommers 1893—94 noch dreimal ausgeführt. Siehe oben.

5. Footstool, 2835 *m*, Nebenberg des Mount Sefton. Zum ersten und einzigen Male durch Fyfe und Graham am 31. Januar 1894 erstiegen.

6. Mount De la Bêche, 3145 *m*. Zum ersten und einzigen Male durch Fyfe und Graham am 12. Februar 1894 erstiegen.

7. Pic de Malte Brun, 3250 *m*. Zum ersten und einzigen Male durch Fyfe allein am 7. März 1894 erstiegen.

8. Mount Darwin, 3035 *m*. Durch Fyfe, Clark und den Verfasser am 22. März 1894 erstiegen. Siehe oben.

Ausserdem war die Bezwingung des Mount Cook schon im Jahre 1882 beinahe vollständig geglückt.

Am 24. März pflegte ich der Ruhe. Für den folgenden Tag hatte ich noch eine kleine Tour zum Hooker-Gletscher geplant. Indessen begann von neuem der feuchte Nordwest zu blasen, das Gebirge hüllte sich ein, und so zog ich es vor, diese Expedition zu unterlassen. Vom Hooker- und Müller-Gletscher mit ihrer grandiosen Umgebung habe ich nur verschwindend wenig gesehen. Indessen, ich durfte zufrieden sein, es war mir mehr geglückt, als ich mir vorgenommen und in Anbetracht meiner geringen bergsteigerischen Leistungsfähigkeit erwarten durfte.

Weitere Unternehmungen, welche ich noch zum Hooker- und Müller-Gletscher geplant, vereitelte das Wetter. Am 26. März verliess ich in der wenig comfortablen Postkutsche die Hermitage, und am 28. erreichte ich nach mannigfachen, durch das Hochwasser der letzten Tage uns bereiteten Schwierigkeiten und Gefahren, Christchurch. Mitte Mai 1894 verliess ich dann die mir so überaus liebgewordene Inselwelt Neuseelands und dampfte hinüber nach dem Festlande Australiens.

Nachtrag.

Der Sommer von 1894 auf 1895, welchen ich nicht mehr auf Neuseelands schöner Erde verbringen konnte, sollte für die »Südlichen Alpen« überaus ereignissreich werden. Die höchsten und wildesten Gipfel der Centralkette, welche während meiner Anwesenheit in dem Gebiete noch in trotziger, keuscher Jungfräulichkeit ihre jähen, zerklüfteten Grate aus ewigem Eise in den blauen Äther streckten, fanden ihre Überwinder. Noch einmal gelang es Aorangi, dem so oft erfolglos bestürmten Herrscher Australiens, seine Angreifer zurückzuschlagen; vom 23.—28. November 1894 versuchte Dixon, einer der besten Alpinisten Neuseelands, in Begleitung mehrerer Herren vergebens den Gipfel von Osten, d. h. von der Tasman-Gletscherseite aus, auf dem von Reverend Green eingeschlagenen Wege zu bezwingen. Doch schon war das Geschick des Bergriesen besiegelt.

Mein schneidiger Kamerad Thomas Fyfe war es, in dessen erfinderischem Hirn zuerst die Idee auftauchte, den Mount Cook von der entgegengesetzten Seite, vom Hooker-Thale aus, d. h. vom Westen in Angriff zu nehmen. Am Morgen des 18. Dezember 1894 brach er in Begleitung von Graham und meinem braven, damals noch nicht 20 Jahre zählenden Begleiter Jacques Clark von der Hermitage auf, nachdem mehrtägige, genaue Rekognoscierungen vorangegangen waren. Gegen 4 Uhr nachmittags erreichte man einen leidlichen Bivouakplatz. Am nächsten Morgen ward um 2 Uhr morgens aufgebrochen, und nun gieng es den schönen Empress-Gletscher, welcher sich vom Hooker-Gletscher in nordöstlicher Richtung bis zu der höchsten Spitze Aorangis hinanzieht, ziemlich steil aufwärts. Bergschründe wurden auf gebrechlichen Brücken gequert, steile Schneekamine überwunden, der harte Firn erheischte langes Stufenschlagen. Nach elfstündiger Arbeit, um 1 Uhr nachmittags, hatte die Partie die Spitze des Mount Hektor, des zweithöchsten Gipfels von Neuseeland, 3805 $m = 12\,178$ engl. Fuss hoch, erreicht. Die Firnkappe des Mount Cook, nur noch 55 m höher, erschien ganz nahe. Der Grat, welcher beide Gipfel verbindet, zeigte sich indessen derart zerrissen durch Schründe, dass an ein Hinüberkommen nicht zu denken war, und man sich für jetzt mit diesem theilweisen Siege abfinden musste. Fyfe giebt in seinem Berichte[1]) der Ansicht Raum, die Ersteigung des Mount Hektor biete nur unbedeutende Schwierigkeiten und sei berufen, eine Favorittour von der Hermitage aus zu werden.

Auf diesem Wege also gieng es noch nicht vollständig, es musste deshalb eine Route etwas weiter nördlich eingeschlagen werden, welche direct auf die höchste Spitze Aorangis losführte. Schon am 21. Dezember 1894 ward von neuem aufgebrochen und am Abend ein Bivouak im Hooker-Thale bezogen.[2]) Am 22. wurde der Marsch den Empress-Gletscher aufwärts fortgesetzt. Ein sehr böser Bergschrund war zu durchklettern, und am frühen Nachmittage wurde dann weiter oben wieder ein sehr frostiges Bivouak bezogen. Am nächsten Tage erfolgte der Aufbruch um 3 Uhr 15 Min. morgens und nach einer theilweise sehr schwierigen, durch Steinschläge arg gefährdeten Kletterei standen die drei unermüdlichen Belagerer am 23. Dezember, d. h. dem Tage vor dem heiligen Abend des Jahres 1894, um 1 Uhr nachmittags, als die ersten Sterblichen auf der höchsten Spitze des stolzen Mount Cook. Eine eingehende Schilderung der hochinteressanten Gipfelbildung lässt Fyfe's Bericht leider vermissen.[3])

Inzwischen war der hervorragende englische Alpinist E. A. Fitz-Gerald mit dem Führer Zurbriggen aus Macugnaga in Neuseeland angekommen, und jetzt fiel einer der Hochgipfel der südlichen Alpen nach dem andern. Am 22. Januar 1895 ward durch die genannten Herren die erste Besteigung des Mount Sealy ausgeführt, und zwar in einem Tage von der Hermitage aus; die Besteigung bot bis auf sehr brüchigen Fels keine Schwierigkeiten. Zwillingsgipfel bilden den Culminationspunkt.

Schon vorher war von Fitz-Gerald und Zurbriggen von der oft erwähnten, am Westrande des Tasman-Gletschers gelegenen Ball-Hut aus ein Versuch auf den Mount Tasman gewagt worden. Am Abend des 15. Januar hatte man das Whymper-Zelt auf dem bekannten Bivouakplatz der Mount Cook-Besteiger aufgeschlagen und am folgenden Tage den Grat erreicht, welcher vom Mount Cook nordwärts streichend diesen mit dem Mount Tasman verbindet. Am Fusse des Silberhorns, welches etwas südlich vom Mount Tasman dem Grate aufgesetzt ist, hatte man durch schlechtes Wetter sich zur Umkehr genöthigt gesehen. Glücklicher war die Partie, bestehend aus Fitz-Gerald, Zurbriggen und Clark, als sie den Versuch am 4. und 5. Februar 1895 wiederholte.

Um 10 Uhr 30 Min. morgens des letzteren Datums setzten die kühnen Alpinisten zum ersten Male den Fuss auf die Spitze des zierlichen Silberhorns, nachdem mehrere sehr schlimme Bergschründe ihnen arg zu schaffen gemacht hatten und auf dem Grate, sowie namentlich zuletzt an dem sehr steilen Eishange des Silberhorns selbst ein schier endloses Stufenschlagen nöthig gewesen war, trotz der trefflichen Steigeisen, welche Fitz-Gerald und Zurbriggen trugen. Noch weit böser

[1]) The New Zealand Alpine Journal, Bd. II No. 7, S. 33 ff.
[2]) Ebenda Bd. II Nr. 7, S. 33 ff.
[3]) Ebenda Bd. II No. 7, S. 33 ff.

erwies sich der Mount Tasman, an dessen Gipfelgrat ein fast senkrechter Eiswall von 10 *m* Höhe forciert werden musste, bevor die drei Gipfelstürmer gegen 1 Uhr nachmittags desselben Tages als die ersten Besteiger diese schöne Spitze, die dritthöchste Neuseelands, betraten. Fitz-Gerald bemerkt in seinem Berichte[1]) ausdrücklich, er sei überrascht gewesen, zu finden, dass der scharfe Eisgrat des Mount Tasman **nicht** in eine gleich scharfe Spitze, sondern in ein **Plateau** von dreieckiger Gestalt ausläuft, geräumig genug für zwei Zelte! Es findet bei dem Mount Tasman also genau dasselbe Verhältniss statt, wie ich es bei dem Gipfel des Mount Darwin beschrieben habe, nämlich dass ein fast messerscharfer Eisgrat schliesslich in einem schönen, breiten Plateau endigt.

Am 8. Februar wurde durch die drei vorgenannten Alpinisten von dem mehrerwähnten Plateau des Mount Cook-Massivs aus die erste Besteigung des Mount Haidinger ausgeführt, und zwar von Südwesten über den Grat, welcher den Haast Peak mit dem Mount Haidinger verbindet. Wieder bildeten breite Schründe und überaus brüchiges Gestein die Hauptschwierigkeiten. Um 10 Uhr 20 Min. morgens stand man bei entzückendem Wetter auf dem bisher jungfräulichem Gipfel des Mount Haidinger, wo beinahe drei Stunden verweilt wurde.[2])

Die grösste bergsteigerische Leistung aber, welche bisher in den Alpen Neuseelands zu verzeichnen gewesen, gelang Fitz-Gerald und Zurbriggen am 14. Februar 1895.[3]) An jenem Tage glückte es nämlich den beiden kühnen Alpinisten, den furchtbaren Mount Sefton zu bezwingen. Von ihrem Bivouak am Ostfusse des Berges stiegen die waghalsigen Männer über den fürchterlich zerklüfteten Huddleston-Gletscher an, mit welchem die Südostwand des Mount Sefton bepanzert ist. Zwischen klaffenden Spalten, auf brüchigen Eisbrücken mussten sie sich bei dem unsicheren Scheine des Mondes ihren Weg suchen. Ein Theil des Gletschers hieng über, der Fels, welchen man weiter oben in Angriff nahm, besass eine selbst in Neuseelands Alpen unerhörte Brüchigkeit. Die mächtigen Blöcke, mit denen der Gletscher und das Felsmassiv übersät waren, **balancierten** förmlich auf ihrer Unterlage. Jeder Schritt drohte durch Eis- und Steinlawinen verderbenbringend zu werden. Um 5½ Uhr morgens gelangten die beiden unerschrockenen Bergsteiger auf den Grat, welcher den Footstool im Norden mit dem Mount Sefton im Süden verbindet. Der Grat war fast messerscharf, dazu abscheulich brüchig und bedeckt mit Steintrümmern. Während der Überwindung einer Gratstaffel wurde Fitz-Gerald durch einen Block, welchen er gelöst, schwer an der Brust verwundet. Dieser Unfall geschah an einer besonders bösen Stelle, und das Leben der Touristen hieng für Minuten sozusagen an einem Zwirnsfaden. Um 10 Uhr 25 Min. morgens standen sie auf dem höchsten Gipfel, einem Eiskegel; das Wetter war herrlich und die Aussicht grandios, aber die Sorge um den Abstieg liess eine reine Freude nicht aufkommen. Dennoch ward auch dieser, trotz der Verwundung Fitz-Gerald's, sicher, wenn auch langsam und unter enormen Schwierigkeiten, bewerkstelligt, und um 1 Uhr nachts langten die beiden unerschrockenen Männer nach 24stündiger harter und gefahrvoller Arbeit in der Hermitage wieder an.

Am 24. Februar wurde dann von Fitz-Gerald und Zurbriggen ein Pass über die Hauptkette oberhalb des Hooker-Gletschers, halbwegs zwischen Mount Stokes und Footstool, entdeckt.[4]) Der Übergang selbst war sehr leicht und dürfte nach Fitz-Gerald's Ansicht selbst für Pferde gangbar zu machen sein. Das Hinabdringen zur Westküste durch das dicke, zähe, verfilzte Gestrüpp am Westhange der Hauptkette aber war höchst unerquicklich und kostete beinahe drei Tage. Am 4. März forcierte man den Rückweg über die Hauptkette zum Kronprinz Rudolph- und Tasman-Gletscher an einem Punkte etwas südlich von dem oben erwähnten Lendenfeld-Sattel. Dieser Pass, bei dem es einen arg zerschründeten Gletscher zu überwinden galt, war erheblich schwieriger.

Den Schluss des überaus erfolgreichen Werkes des Sommers 1894—95 bildete die zweite vollständige Besteigung des Mount Cook, welche Zurbriggen allein am 14. März ausführte, und zwar von Osten, von der Tasman-Seite aus.[5]) Indem er sich erheblich mehr südlich hielt als Green's Partie, glückte es ihm, die gefährlichen Eiskamine zu vermeiden und eine vergleichsweise unschwierige Anstiegsroute zur Spitze des so lang unüberwundenen Herrschers der Inselwelt aufzufinden.

So ist denn der Nimbus der Jungfräulichkeit und Unnahbarkeit geschwunden, welcher während meines Aufenthalts in Neuseelands Alpen noch ihre schroffen, zerrissenen Spitzen und Grate umwehte. Trotz alledem bleibt noch viel zu thun übrig und kein Alpinist, welcher die wundervolle Insel im fernen Süden betritt, sollte es sich nehmen lassen, seine Kräfte an hochinteressanten, bisher noch ungelösten Aufgaben zu versuchen.

---

[1]) The New Zealand Alpine Journal, Bd. II No. 7, S. 45 ff.
[2]) Alpine Journal, Bd. II No. 8, S. 108 ff.
[3]) Ebenda, Bd. II No. 7, S. 48 ff.
[4]) Ebenda, Bd. II No. 8, S. 110 ff.
[5]) Ebenda, Bd. II No. 7, S. 37.

Kals.

Von

Ferdinand Löwl.

Die nachfolgende geologische Skizze ist der Erinnerung an das mir lieb gewordene Kalserthal gewidmet. Sie ist gemeinverständlich abgefasst, setzt nur das landläufige Maass geologischer Laienkenntnisse voraus und soll die wissbegierigen Kalser Führer und wohl auch manchen sinnigen Berggänger, der keinen Record zu schlagen braucht und daher unterwegs Zeit findet, sich ein wenig umzusehen, auf diesen und jenen bemerkenswerthen Zug in der Landschaft aufmerksam machen. Die Topographie setze ich, um oft und gut Gesagtes nicht noch einmal sagen zu müssen, als bekannt voraus.

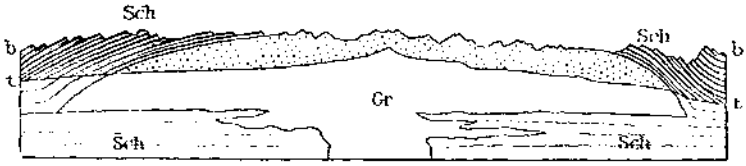
Der Ursprung des Kalser Thales liegt in dem grossen, nahezu kreisförmig umrissenen Granitkern, der im Stubacher Sonnblick und in der Granatspitze gipfelt, auf dem Tauernkamme vom Schoppmannthörl bis zur Kastenscharte reicht und in der Ammerthaler Öd, der Dorfer Öd, in den obersten Thalästen von Stubach, sowie zuhinterst im Landeck- und Dorfer Thal durch die Erosion tief gekerbt wurde. Auf dem Abstieg vom Kalser Tauern zum Dorfer See befindet man sich noch mitten im Granit. Das Gestein ist von ziemlich grobem Korn und wird von glänzenden weissen Glimmerhäutchen, denen der schwarze Glimmer nur in spärlichen Schuppen beigemengt ist, so regelmässig durchflasert, dass eine deutliche Schieferung zustande kommt. Im Kleinen stellt sich demnach die Felsart als Gneiss dar. Es ist der sogenannte Centralgneiss, der im Tauernzuge ausgedehnte, von Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer und anderen krystallinen Schiefern umhüllte Kerne bildet. Diese Kerne wurden erst durch die Zerstörung ihres ursprünglichen Schieferdaches blossgelegt und verrathen dem Geologen durch die Beziehungen, in denen sie zum Schiefer stehen, dass sie nicht gleich diesem aus alten Sedimenten hervorgiengen, sondern in geschmolzenem Zustande aus der Tiefe in den Schiefer hineingetrieben wurden und in ihm erstarrten, statt bis zur Erdoberfläche emporzudringen und dort Vulkane ins Leben zu rufen. Nach seiner Entstehung ist daher der Centralgneiss trotz seines schieferigen Gefüges ein echter Granit. Das beweisen schon die häufigen, zumeist vielfach verzweigten Ausläufer, die von seiner Oberfläche in die Schieferhülle eindringen und diese bisweilen gleich einem engmaschigen Netzwerk durchziehen oder gar durch und durch mit granitischem Stoff erfüllen. Die Schieferungsflächen des Granits liegen auf der Tauernhöhe und im Dorfer Thalschluss, wie überall im Innern des Kerns, annähernd wagrecht, und parallel zu ihnen gehen auch noch Klüfte durch den Fels, die ihn in lauter fuss- bis meterdicke, regelmässig übereinander liegende Bänke zerlegen. An den Abstürzen des Tauernkammes von der Granatspitze bis

zur Medelz ist diese grobe Plattung deutlich wahrzunehmen, und man erkennt auch, dass sich die Granitbänke im Medelzkopf und im Hohen Kasten allmählig aus der wagrechten Lage gegen Südosten neigen. Senkrecht durch die flache Plattung gehen zwei andere Kluftrichtungen, die sich rechtwinkelig kreuzen und dadurch eine Zerspaltung des Granits in derbe, vierkantige Pfeiler bewirken. Auf den Spitzen und Graten stellten Regenspülung und Spaltenfrost mit Hilfe dieser prismatischen Klüftung die abenteuerlichsten Thürme und Stacheln her. Die zersplitterten Schneiden in der Höhe, die lichtgrauen Granitmauern und schuttstarrenden Hänge, die ins Thal niedergehen, die trostlosen Trümmerhalden unten im Grunde, schaffen in vollem Einklang ein Bild grauenhafter Wildniss. Es ist eine wahre »Öd«, in der der Kalser Bach entspringt. Nirgends geht uns über dem grauen Fels und grauen Schutt eine leuchtende Firnspitze auf, und nirgends schauen wir vom Rand einer jähen Stufe ins grüne Thal hinunter. Wie durch eine sanft geneigte Schuttrinne führt der Weg abwärts zum Dorfer See, der durch einen ungeheueren, von Bergstürzen herrührenden Trümmerwall abgedämmt wurde. Im Thalgrunde steht, wie links und rechts auf den Hängen, noch immer der lichtgraue, flaserige Granit an, dessen Bänke allmählig ein Gefäll gegen Süd bekommen; oben auf der Höhe des westlichen Grenzkammes aber zeigt sich zum ersten Male die Schieferhülle, die den Granitkern vormals ganz und gar überdeckte. Die Granatspitze, der borstige Bärenkopf und auch noch die unauffällige Spitze zwischen dem Grauen Thörl und dem Schnackenthörl sind bis in ihre obersten Zacken hinein granitisch. Südlich vom Schnackenthörl aber legt sich der dunkle Schiefer flach auf den lichten Granit und sticht von dieser Unterlage so scharf ab, dass er einem schon auf dem Kalser Tauern in die Augen springt. Der schneidige Gipfel der Aderspitze gehört bereits ganz dem Schieferdache an, das gerade an dieser Stelle als Einschaltung im gemeinen Gneiss ein schwarzes, dichtes, sehr hartes und sprödes, kieseliges Schiefergestein enthält. Spärliche Haldentrümmer dieser Felsart finden sich unten am Dorfer See in dem Haufwerk von Granitblöcken verstreut. Blickt man aus dem Thalgrund zur Aderspitze hinauf, so scheint die flach gegen Süd geneigte Grenze zwischen dem Granitkern und seinem Schieferdach im Zickzack zu verlaufen. Es sieht so aus, als ob der Granit in kurzen, stumpfen Keilen aufwärts in den Schiefer eindränge. In Wirklichkeit liegt der Schiefer ganz regelmässig und ebenflächig auf dem Scheitel des Kerns, und die Zickzacklinie kommt in der Perspective dadurch zu stande, dass die Felsmauer der Aderspitze nicht geschlossen, sondern in Nischen und Wandpfeiler gegliedert ist. Nur an einer Stelle, gerade über dem Dorfer See, tritt in der That eine Verzahnung des Granits mit dem Schiefer ein.

Der öde Dorfer See liegt noch immer 1930 *m* hoch; doch wenn der Wanderer, der über den Tauern kam und stundenlang nichts als Fels und Felsgetrümmer sah, über den äusseren Abhang des stauenden Blockwalles zu Thal steigt, merkt er bald, dass er sich wieder dem grünen Leben nähert. Mitten in dem groben Maurach, durch das sich der Pfad abwärts windet, hat hie und da ein zäher Nadelbaum Wurzel gefasst und dem Tauernwind stand gehalten, und weiter draussen, auf den steilen, felsigen Hängen, die vom Laperwitzkees niederziehen, erscheint auch schon ein kümmerlicher Bergwald. Der Geolog, der zum ersten Male auf dem Tauernwege nach Kals strebt, wird jedoch nicht von der Sehnsucht nach Wald und Alm, sondern von dem ungeduldigen Verlangen, die Schieferhülle ins Thal herabkommen zu sehen, in eine raschere Gangart gebracht. Wenn ein schildförmiger Granitkern, den die Schieferhülle nicht mehr zudeckt, sondern nur noch umgürtet, von der Thalerosion ungefähr radial zersägt wird, so müssen seine Ränder in den Thalgründen zungenförmig vorspringen, während auf den Kämmen, die zwischen den

Thälern stehen blieben, die Reste der Schieferhülle in einwärts zugespitzten Zwickeln den Granit überlagern. Die Gesteinsgrenze wird daher auf der Karte wie in der Vogelschau in aus- und einspringenden Winkeln verlaufen, und die einen wie die anderen werden umso weiter reichen, je sanfter der Rand des Kerns sammt dem aufgelagerten Schiefer abfällt.

Fig. 1. **Schematischer Durchschnitt eines abgedeckten Granitkerns.**



Gr Granitkern. *Sch* Schieferhülle. *bb* Bergprofil. *tt* Thalprofil. Die Verhältnisse unter dem Thalprofil sind hypothetisch und daher nur angedeutet.

Der Granatspitz-Kern keilt auf der Südseite sehr langsam aus, und darum strecken sich die Schieferzungen auf den Kämmen ungefähr 3 *km* weit einwärts. Der First des Kammes zwischen dem Landeck und dem Dorfer Thal besteht nordwärts, wie wir sahen, bis zum Schnackenthörl aus dem Schiefer, während der Granit in der Tiefe des Landeckthales bis zum Ausgang des flachen Schwemmbodens oberhalb der Landeckalm und im Dorfer Thal sogar bis Böheim-Eben reicht. Erst bei diesem traulichen Alpenweiler kommt die Schieferhülle von den beiden Thalwänden zum Bache herab. Böheim-Eben (1750 *m*) liegt auf dem grossen, flachen Schuttkegel, der aus dem Frussnitzgraben stammt und theils berast, theils mit schütterem Wald bestockt, theils mit Steinmuhren übergossen ist. Das Thal hat sich geweitet und lässt den Ausblick auf die Höhen frei. Nordwärts, gegen den Tauern gewandt, haben wir einen vierschrötigen, lichtgrauen Kogel vor uns stehen, in dem die Dorfer Granitzunge knapp vor ihrem Ende noch eine auffällige Erhebung (2475 *m*) bildet. Es ist der Träger des räthselhaften Namens Spinnevitrol, dessen Etymon die Kalser so übel zugerichtet haben, dass es vermuthlich auch für einen Sprachforscher nicht mehr zu erkennen ist. Mitten unter Namen mit dem Ortssuffix ic, wie Laperwitz, Frussnitz, Muntanitz, wird man wohl an ein slavisches Fossil denken dürfen. Rechts vom Spinnevitrol, hoch über dem Eingang ins Dorfer Seethal, erscheint das kleine, schmale Kastenkees, überragt von der schwarzen Felsmauer, die sich zwischen dem Kasten- und dem Laperwitzfirn südwärts herabzieht, und von den Bergen des Tauernkammes, dem Hohen Kasten und dem Eiskögele. Über die Scharte zwischen diesen beiden Spitzen streicht die Gesteinsgrenze aus dem Odenwinkel herüber. Der Hohe Kasten gehört noch dem Granitkerne an, dessen Rand hier mit 40—45° unter den dunklen Chloritschiefer und Gneiss einfällt. Mit dem scharf gestuften Westgrat des Eiskögeles und mit der schwarzen Kastenwand, der »Ader« unserer Vereinskarte, bricht die Schieferhülle jäh ab. Ihre Schichten, die hier noch ostwärts verflächen, führen auf der kurzen Strecke vom Eiskögele und von der Romariswand bis Böheim-Eben eine Schwenkung um volle 90° aus, indem sie, dem Granitrand folgend, aus dem südlichen Streichen mit raschem Umbug in das westliche übergehen. In Böheim-Eben sieht man den dunklen Chloritschiefer und den rostig angewitterten Gneiss im Hangenden des lichtgrauen Granits auf beiden Thalwänden herabkommen. Geht man von den Hütten weg über die innere Abdachung des Schuttkegels auf die östliche Thalwand los, so findet man leicht die Gesteinsgrenze und kann die regelmässige Auflagerung der Schieferhülle auf den

Granitrand in der Nähe besehen. Der Schiefer, unter dem der geflaserte Granit verschwindet, ist ein Chloritschiefer mit häufigen weissen Feldspathkörnchen (Albit). Das Hauptgestein der östlichen und südlichen Schieferhülle, der zweiglimmerige Gneiss und Glimmerschiefer, stellt sich erst über dem Chloritschiefer ein. Leider fehlen bei Böheim-Eben die bezeichnenden Contacterscheinungen, aus denen zu schliessen ist, dass der Schiefer nicht, wie man früher annahm, auf dem älteren »Centralgneiss« abgesetzt wurde, sondern dass dieser als jüngerer Granit erstarrte, nachdem er im Schiefer zu einem laibförmigen Kerne aufgequollen war.

Wer dem Kalser Tauern von Kaprun her über das Thörl zustrebt, stösst gleich beim Abstieg zum Riffelkees auf den Ostrand unseres Granitkerns. Der Weg führt, bevor er die alte Ufermoräne des Gletschers erreicht, unter den Felsen des Eisergrats über Haldenschutt abwärts, und es ist kaum möglich, zur Rechten die Stelle zu übersehen, wo im Chloritschiefer ein mächtiger weisser Lagergang von Granit aufsetzt. Es ist dasselbe Gestein wie in dem grossen Kern und führt gleich diesem auch Blätter, die sich durch ihre starke Schieferung und durch den Mangel an dunklem Glimmer auszeichnen. Wenn man nun den Weg verlässt und am Fuss der Felswand weiter geht, kommt man noch an einigen fussdicken Lagergängen vorbei und erreicht endlich im Liegenden des Chloritschiefers, der bis zum Kapruner Thörl hinauf mit östlichem Verflächen ansteht, den Rand des Kerns. Das Vorkommen von Gängen spricht für den Auftrieb des Granits. Da es aber nur Lagergänge sind, deren Zusammenhang mit dem Kern nicht blossgelegt ist und die sich daher auch als gewöhnliche lager- und linsenförmige Einschaltungen im Schiefer deuten liessen, kommt ihnen keine zwingende Beweiskraft zu. Sie bedürfen der Unterstützung durch gewöhnliche Gänge, die nicht in aufgesprengten Schichtfugen, sondern in durchgreifender Lagerung erstarrten und so das Eindringen des schmelzflüssigen Breies in den Schiefer darthun. Solche Gänge und unregelmässig verzweigte Ausläufer aller Art kommen im Ausgang des Landeckthales und nördlich davon im Bereiche des Tabergletschers vor. Bei Böheim-Eben fehlen sie. Auch nach Lagergängen sieht man sich hier vergebens um. Dafür stellt sich am Fusse der westlichen Thalwand, gerade gegenüber von Böheim-Eben, in der kleinen Klamm, durch die der Sturzbach herabspringt, eine andere bemerkenswerthe Contacterscheinung ein. Zur Linken, an der südlichen Wand der Klamm, hat man die Schichtenköpfe des Chloritschiefers vor sich, der 45° Süd fällt, und auf der anderen Seite steht der Granit an, der den Schiefer gerade in der Klamm unterteuft. Während seine Bänke auf dem Tauernkamm noch wagrecht liegen und im Dorfer Seethal nur ein schwaches Gefäll gegen Süd bekommen, neigen sie sich hier am Rande parallel zum Abschwung des Kerns unter 45°. Dabei werden sie so dünn, dass sie an die plattige Zerklüftung des Phonoliths erinnern; und wenn man das Gestein prüft, zeigt sich, dass es nicht mehr gleichmässig gekörnt ist wie im Innern des Kerns, sondern haselnussgrosse Feldspathkrystalle in einer feinkörnigen Grundmasse von Quarz und Feldspath enthält. Diese Strukturänderung weist auf eine beschleunigte Erstarrung des Granits in der Berührung mit dem Schieferdache hin und reiht sich somit den Beweisen für den plutonischen Ursprung des Kerns an.

Von Böheim-Eben weg durchschneidet das Dorfer Thal die West-Ost streichenden und mit zunehmender Entfernung vom Granitrande immer steiler gegen Süd einschiessenden krystallinen Schiefer der südlichen Tauernabdachung. Zuerst geht es 3 *km* weit durch den zweiglimmerigen, granatführenden Gneiss und Glimmerschiefer, der auf der Westseite von dem Kammstück Aderspitz-Luckenkogel-Muntanitz und auf der Ostseite vom Eiskögele und von der Romariswand zu Thal kommt. Der Fels ist in der ganzen Schichtenfolge rostig angewittert und hebt

sich durch seine braunrothe Färbung auffällig von den lichten Granitbergen des Hintergrundes ab. Von dem Thalwege aus, der über die wüste, vermuhrte Aussenböschung des Frussnitzer Schuttkegels[1]) zur Alm Frussnitz-Eben hinabführt, erblickt man nur die schroffen Abstürze des Muntanitz zur Rechten und zur Linken über dem Wunderwerk der Laperwitzer und Frussnitzer Eisbrüche die Romariswand. Was man weiterhin von Bergen sieht, gehört schon der nächsten Schichtenreihe, dem Kalkglimmerschiefer, an. Es ist einerseits das Südende des Muntanitzkammes und der Gradözkopf, andererseits die Zollspitze, Säulspitze und die Bretterspitze, hinter denen sich das Teischnitzkees mit dem Glocknerkamm verbirgt. Das südliche Einfallen der Schichten bringt es mit sich, dass man links und rechts auf den Gipfeln bereits den deutlich geschichteten, lichten, röthlichgrau angewitterten Kalkglimmerschiefer über den rothbraunen, schrofigen Wänden des Gneisses erblickt und im Thale noch eine gute halbe Stunde, bis über Schön-Eben hinaus, zu gehen hat, ehe man die Gesteinsgrenze erreicht.

Das Dorfer Thal ist insofern von ungewöhnlichem Bau, als seine Sohle im Gegensatze zu der anderer Hochthäler nirgends den anstehenden Fels zu Tage treten lässt. Der Weg führt über Gehängschutt, der sich in Sturzhalden und Schuttkegeln ausbreitet, und wo der Grund nicht in seiner ganzen Breite verschüttet ist, hat ihn der Bach mit einem flachen Schwemmboden überzogen. Den Fels bekommt man nirgends zu sehen, nicht einmal dort, wo das Thal gestuft ist. Inner Böheim-Eben, im Ausgange des Seethales, mag wohl eine Felsstaffel vorliegen, aber sie ist verhüllt durch den Bergsturz, der den Dorfer See aufdämmte. Der nächste Gefällsbruch, die 70 *m* hohe, mässig geneigte Stufe zwischen Böheim und Frussnitz ist nichts anderes als die äussere Abdachung des grossen Schuttkegels, der aus dem Frussnitzgraben hervorquillt und das Böheimer Becken abriegelt. Weiterhin kommen nicht einmal mehr solche Dammstufen vor. Der Bach fliesst auf seinem eigenen Schwemmboden mit gleichmässigem Gefälle dahin, und die Almen links und rechts tragen der Eigenart des Thales mit dem bezeichnenden »Eben«, das ihrem Namen angehängt ist, Rechnung: Frussnitz-Eben, Rumesoi-Eben u. s. f. bis Maier- und Bergerweiss-Eben. Gleich ausser Schön-Eben tritt das Thal aus dem Gneiss in den Kalkglimmerschiefer ein, ohne sich irgendwie zu ändern. Erst $1^1/_3$ *km* ausser der Gesteinsgrenze, bei Bergerweiss-Eben, beginnt die unwegsame Daberklamm, die das Dorfer Thal von seiner Fortsetzung, dem Kalser Thal, abschnürt. Dass die beiden Thalstücke inner und ausser der Klamm nicht unter einem Namen zusammengefasst wurden, hat einen guten Sinn und leuchtet Jedem ein, der vom Tauern herabkommt und zu böser Letzt von Maier-Eben (1612 *m*) weg wieder 200 *m* hoch auf den von der Daberklamm durchbrochenen Riegel hinaufsteigen muss. Der steile Zickzackweg, zu oberst die »Stiege« geheissen, kreuzt eine 500 *m* starke Lage von Chloritschiefer, der strichweise viel gelblich-grünen Epidot führt und von dem lichten Kalkglimmerschiefer, dem er eingeschaltet ist, auffällig absticht. Man sieht den Ausbiss als dunkles, blaugrünes Band schräg über das Gehänge herabstreichen und auf der westlichen Thalwand drüben, in zwei Lager gegabelt, wiederum einwärts zur dunklen Gradözwand hinansteigen. Der Kalkglimmerschiefer ist in den Tauern überall von Chloritschieferlinsen durchschossen, aber so mächtige Einschaltungen, wie die auf der Stiege, trifft man nicht oft an.

Die Oberfläche des Daber Riegels und dessen Abhang zur Klamm bezeugen durch ihre Rundhöcker den Schurf des alten Kalser Gletschers. Die Klamm dagegen

[1]) Der Bach legt einem hier die schönste Musterkarte der Gesteine des Frussnitzkars vor: Schiefergneisse, Kalkglimmerschiefer und dunkelgrüne Blöcke eines prächtigen Serpentins.

weist an beiden Wänden nur regellose Abrissflächen auf, woraus zu schliessen ist, dass sie erst nach dem Rückzuge des Eises erodiert wurde, und dass die Dorfer Eben damals ein grosses Seebecken darstellte. Auf der Höhe des Riegels thut man gut, den Weg zu verlassen und über die Bergwiesen bis zum Waldrand weiterzugehen, wo sich ein entzückender Blick auf Kals und die Schoberberge dahinter aufthut. Der Schober und seine Nachbarn wahren durch ihre Vergletscherung wie durch ihre Gipfelformen den Hochgebirgsrang, und die nächste Umgebung unseres Standortes, das wilde Teischnitzthal, die Bretterspitze und das Kammstück Gradöz-Kendlspitze lassen es auch nicht an Schroffheit fehlen. Dazwischen aber geht von West nach Ost ein Streifen durch das Gebirge, der durch die tiefe Erniedrigung der Gipfel, die Verflachung der Rücken, die Abschrägung der Gehänge, die Ausbreitung der Pflanzendecke, überhaupt durch ein gewisses Abflauen der Hochgebirgsnatur schon von weitem Aufsehen erregt. Im Kalser Thal erreicht dieser Streifen eine Breite von 3 *km*. Sein Nordrand ist aufs schärfste bezeichnet, da der Kalkglimmerschiefer wie überall, wo seine Tafeln steil einschiessen, mit geschlossenen Schichtflächen, den »Bretterwänden«, abstürzt. Von unserem Luginsland sehen wir diese seltsamen, unersteiglichen Wände, die als Riesentafeln gegen Süd niedergehen, aus nächster Nähe. Jenseits der Daberklamm bilden sie den jähen Abfall des Kendlspitzgrates zum Hohen Thörl und diesseits den der Bretterspitze ins Teischnitzthal.[1]) Dieses Thal bildet aber noch nicht die Gesteinsgrenze. Sein südlicher Hang zeigt bis zum Voledischnitz hinauf die Schichtenköpfe des Kalkglimmerschiefers, und erst auf dem jenseitigen Abfall des Voledischnitzrückens in den Graben von Wurg schiesst der Kalk steil unter die hangende Schichtenreihe ein. Fürs erste genüge die Angabe, dass diese Schichtenreihe, in deren Bereich das Gebirge eine allgemeine Erniedrigung erfährt, hauptsächlich aus weichen, blättrigen Glanzschiefern besteht, die sich durch den bunten Wechsel quarzitischer, kalkiger und dolomitischer Einschaltungen auszeichnen.

Auf dem Abstieg vom Daber Riegel erreicht man den Schieferstreifen gleich bei den ersten Kalser Höfen, den Bauern der Taurer-Rotte (1470 *m*). Beim Spöttling am Ausgang der Daber- und der Teischnitzklamm, steht noch mit steilem Südfall der Kalkglimmerschiefer an. Aber schon $^1/_2$ *km* weiter, bei dem kleinen, zwischen Rundhöckern versteckten Anwesen Laboares, geht die Grenze, die vom Hohen Thörl über die Bergwiesen zwischen dem Rumpelbach und dem Gschlössbach herabsteigt, quer übers Thal, um dann auf dem Nordhang des Wurger Grabens in ostnordöstlicher Richtung zur Voledischnitzscharte zwischen der Freiwandspitze und dem Fiegerhorn emporzuziehen. — Bevor wir auf dem Wege nach Kals in den Glanzschieferzug eintreten, wollen wir noch in der Taurer-Rotte Umschau halten. Der rasche Abstieg über den waldigen Hang des Daber Riegels brachte uns in eine ganz neue Landschaft. Es ist nicht so sehr das Aufkommen des Getreidebaues und die Ausbreitung von Feld und Wiese über den Thalboden, als das Hervortreten des höckerig abgeschliffenen Felsgrundes, was uns nach den Eindrücken der Dorfer Eben auffällt. Der Teischnitzbach, der Kalserbach, der Rumpel- und der Gschlössbach haben zwar mit ihren Geschieben das vom alten Kalser Gletscher ausgeschürfte Becken der Taurer-Rotte zugeschüttet, aber schon in dem niedrigen, flachen Walle,

[1]) Der Gipfel der Bretterspitze und die Blaue Wand daneben gehören dem mächtigen Lager von Chloritschiefer an, das wir auf der »Stiege« kreuzten. Der helle, röthlichgrau angewitterte Kalkglimmerschiefer haftet auf der Südabdachung nur noch in einzelnen Lappen an der steil gegen Süd einfallenden Schichtfläche des blaugrünen Chloritschiefers. Dank dem starken Farbencontrast nimmt man die Anlehnung des Kalks an den Chloritschiefer schon aus weiter Ferne, z. B. von Kals aus, wahr.

der dieses Becken abschliesst und vom Bache entzwei gesägt wurde, kommt der Felsgrund — auch unter der Pflanzendecke an seiner rundhöckerigen Oberfläche erkennbar — in der ganzen Breite des Thales zum Vorschein. Der Weg steigt von Laboares etwa 20 *m* an und führt dann auf dem sanften, äusseren Abfall des Riegels über die Rotte Wurg in die 150 *m* tiefer gelegene Thalweitung von Kals hinab. Man befindet sich mitten im Glanzschiefer und merkt an den sanften Bergformen links und rechts den Einfluss dieses weichen, leicht zerstörbaren Gesteins. Da und dort aber starrt aus den gleichmässig abgeschrägten Hängen ein Felsriff hervor, das einem durch seine Form wie durch seine Farbe in die Augen sticht. So zweigt sich auf der westlichen Thalseite zwischen der Taurer- und der Ganoz-Alm von dem südwärts zum Matreier Thörl streichenden Rücken ein rothbrauner, klotziger Felsgrat ab, der vom Thal aus profiliert als Thurm erscheint und einen Namen wie Rothkopf oder Röthenstein herausfordert. Es ist der mächtige Serpentinkeil Ganoz. Auf den Karten gerieth der Name an eine unrechte Stelle. Er bezieht sich nicht auf die Erhebung südlich vom Hohen Thörl, sondern auf den früher bezeichneten Seitengrat und besonders auf dessen östlichsten, steil zur Ganoz-Alm abstürzenden Thurm. Andere, kleinere Riffe, z. B. die Mauer, die südlich vom Gschlössbach aus dem Fuss der westlichen Thalwand vorspringt, geben sich durch ihre weisse Farbe und ihre bezeichnenden Abbrüche als die Ausbisse von Kalk- und Dolomitlinsen zu erkennen. Bisweilen liegt aber auch nur eine Einschaltung von Quarzit vor. Wo der blättrige Glanzschiefer herrscht, hat die Erosion leichtes Spiel. Sobald eine der berasten oder mit Wald bestockten Lehnen vom ablaufenden Regenwasser angerissen wird, frisst sich ein Tobel ein, in dem der blossgelegte Schiefer von jedem Regenguss arg mitgenommen wird. Das ganze Gelände neigt zu Muhrbrüchen, und darum häuften sich in der Kalser Thalweitung so starke Schuttkegel an. Der grösste stammt aus dem kurzen, unter dem Matreier Thörl entspringenden Rosseckgraben. Vor der gegenüberliegenden Mündung des Ködnitzthales wurde ein viel kleineres Delta abgesetzt, weil der Ködnitzbach immer so wasserreich war, dass er seine Geschiebelast eher bewältigen und in den Hauptbach schwemmen konnte als der unbedeutende Rosseckbach. Die beiden Schuttkegel wuchsen, nachdem sie einander erreicht hatten, noch weiter fort und erhöhten so den Thalboden um mehr als 30 *m*.[1]) Hierauf erodierte der Kalserbach längs ihrer Verschneidungslinie seine gegenwärtige Schlucht, an deren westlicher Wand die Structur des Schuttkegels gut aufgeschlossen ist, und nöthigte dadurch seine Zuflüsse, den Ködnitz- und den Rosseckbach, ihre Betten gleichfalls zu vertiefen und somit ihre eigenen Ablagerungen anzuschneiden. Sie thaten dies beide auf dem thalauswärts gerichteten Abfall ihrer Schuttkegel, der Ködnitzbach längs dem äussersten Rand, der Rosseckbach nahe daran. Die Schlucht des letzteren ist wohl 30 *m* tief und klafft wie ein Messerschnitt. Ihre senkrechten Wände zeigen die Aufeinanderfolge und den vielfachen Wechsel von schlammig-sandigen und groben, blockreichen Absätzen noch deutlicher als der Graben des Hauptbaches. Das Einschneiden der Bäche hatte die wohlthätige Folge, dass die beiden Schuttkegel weiteren Überschwemmungen und Vermuhrungen entzogen wurden und der Besiedlung die allergünstigsten Bedingungen boten. Die meisten Häuser und alle Felder von Grossdorf liegen auf dem Rossecker-,

[1]) Die Specialkarte und die Vereinskarte geben das Gelände von Kals insofern unrichtig wieder, als sie wohl den grossen Schuttkegel des Rosseckgrabens verzeichnen, den kleineren Ködnitzer aber als scharf geränderte, wagrechte Terrasse darstellen. Der Kartenleser gewinnt den Eindruck, dass der Rosseckkegel den Ködnitz-Ausgang verlegte und daselbst einen See aufdämmte, der vom Kalser- und Ködnitzbach zugeschüttet wurde. Die Terrasse wäre dann durch das nachträgliche Einschneiden der Bäche zustande gekommen.

die Kirche mit dem Widum und dem oberen Wirth, sowie die Rotte Glor auf dem Ködnitzer Schuttkegel. Dem Steilrande des letzteren entlang führt unser Weg zur Kalser Kirche, die sich in der Südecke des zerschnittenen Deltas zwischen der Schlucht des Kalser- und der des Ködnitzbaches erhebt.

Vor der Kirche, wo sich am Sonntag ganz Kals im Festkloden versammelt und in fröhlichen Gruppen den wochenweis aufgespeicherten Gesprächstoff verspinnt, lädt das schmucke Gasthaus des Bergerweiss zur Rast ein. Doch wer am Historischen hängt, den zieht's zum Unteren Wirth in den Graben hinab. Es ist eine Freude, von Thomas Groder auf der Schwelle des alten Glocknerwirthshauses begrüsst zu werden. Wenn man den sechs Schuh hohen Bergveteranen mit dem leicht eingezogenen, mächtigen Haupt vor sich stehen hat oder bedächtig mit langen festen Schritten in Haus und Hof umhergehen sieht, fallen einem flugs die Thaten ein, die er in jungen Jahren auf dem Grossglockner, im Ödenwinkel und an anderen üblen Örtern verrichtete. Wer aber in Kals eingeregnet wird und dem prächtigen Alten näher rückt und sieht, wie herzensgut er als Hausvater ist, und wie er die Widerwärtigkeiten des Lebens, von denen die Luft nicht einmal in Kals frei bleibt, mit der Ruhe des Weisen trägt, der gewinnt erst das richtige Verständniss für die Anerkennung, die Stüdl seinem philosophischen Pfadfinder zollte, und gönnt dem Wackern das otium cum dignitate, das ihm als Glocknerwirth beschieden ist. Es sei gesegnet das gastliche Dach Thomele's! Tausende von Bergstreichern sah es seit den Tagen Hofmanns und Stüdls kommen und gehen; dem einem war dies, dem andern das nicht recht, heute wird die und morgen jene Neuerung vorgeschlagen und eindringlich empfohlen — doch die Wirthschaft bleibt unbeirrt in ihrem Geleis, sie ist heute noch geradeso ursprünglich, so wohlmeinend, so rührend unbeholfen, so uneigennützig, gemüthlich und gut wie vor Jahren, als man in dem anheimelnden braunen Holzhause zusammenrücken musste, und der weissgetünchte, steinerne Kasten dahinter nur als Vorsatz eines ausschweifenden Unternehmungsgeistes existierte. Ernstlich zu tadeln und zu bedauern ist nur eines, und das hat nicht Thomele, sondern ein Vorfahr zu verantworten: die Niederlassung in dem arg bedrohten Graben des Kalser Bachs. Man findet in den Bergen nicht leicht eine so schlecht gewählte Siedelstätte. Doch wenn der Mensch etwas recht Unkluges vollbracht hat, bleibt es ihm noch immer unbenommen, zur Abwendung der übeln Folgen einen geeigneten Heiligen heranzuziehen; und so schaut denn von der Rückseite des Glocknerwirths der bewährte Johannes von Nepomuk wasserbeschwörend das Thal hinauf. Freilich wird Thomele trotz dieser frommen Vorkehrung bei anhaltendem Regen immer von einer leichten Unruhe befallen, wenn der Messner ausser der Zeit zum Glockenstrang greift. Wem der Wildbach so nahe am Haus vorüberläuft, der mag das Wetterläuten nicht hören. — Nun wollen wir aber die Rundschau geniessen und steigen daher aus der Schlucht wieder zum Kirchhof, dem Kleinod von Kals, hinauf. Es ist einer der weihevollen kleinen Bergfriedhöfe, in denen uns der Tod so versöhnend anmuthet. Da schlafen rings um das alte Kirchlein, mitten in der Gemeinde der Lebenden und von deren Liebe und Treue behütet, die früheren Kalser Geschlechter; und die ewigen Berge schauen still herab auf das winzige Stückchen Menschenwelt, das da zu ihren Füssen lebt und stirbt.

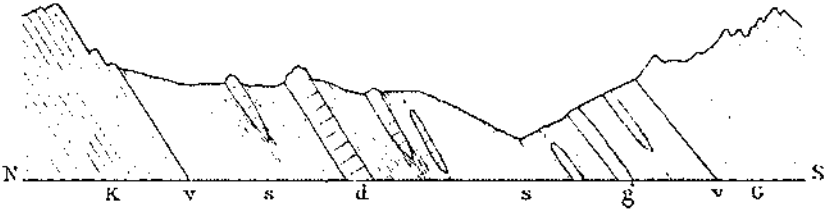
Über die niedrige Kirchhofmauer sieht man auf allen Seiten frei hinaus in die Landschaft. Da breitet sich zunächst jenseits des Kalserbachs der riesige, wohl angebaute Schuttkegel aus, der oben beim Brunner aus dem Rosseckgraben hervorquillt, und an dessen nördlichem Saume die sonnverbrannten Holzhäuser von Grossdorf in lustigem Durcheinander beisammen hocken. Durch den Graben schaut

zwischen zwei waldigen Kuppen der flache Thörlrücken mit seinen fahlen Bergwiesen herab. Es ist das richtige Glanzschiefergelände. Links davon, in dem Grate des Rothenkogels, nimmt das Gebirge wieder die Schroffheit des Gneisses an. Aus Gneiss bestehen auch die steilen Gehänge, zwischen denen sich der Kalserbach, von dem starken Lessacher Schuttkegel nach rechts gedrängt, seinen Weg sucht, und Gneissberge sind es, die draussen vor dem Thalausgang, in dem Winkel zwischen Defereggen und dem Iselthale, aufragen. Die Grenze zwischen dem Glanzschieferzuge und dem rauhen, braunroth angewitterten Gneissgebirge, das im Rothenkogel und in den Schoberbergen gipfelt, kreuzt südlich vom Matreier Thörl im Abstand von $^3/_4$ *km* den Kamm, der sich zum Rothenkogel erhebt. Dann steigt sie ostwärts ins Thal herab, überschreitet dieses $^1/_2$ *km* südlich von der Kalser Kirche, biegt sogleich in das Ködnitzthal ein und läuft auf dessen Südhang in geringer Höhe über dem Bach bis zum Thalzwiesel fort. Gornetschamp (Schönleiten), Tschadin, Böses Weibele gehören also schon dem Gneiss an, und der auf der Auslage beruhende Gegensatz zwischen der waldigen Schattseite und der gut besiedelten und angebauten Sonnseite von Ködnitz, der Berger-Rotte, wird durch den Gesteinswechsel noch verschärft. In der Ködnitzer Thalgabel erscheint der breite Karberg zwischen Berger- und Peischlach-Thörl. Sein Schrofenscheitel besteht aus Glimmerschiefer, während die Bergwiesen darunter den Glanzschiefer überziehen. Die Grenze steigt in nordöstlicher Richtung schräg an und läuft dann knapp neben dem Berger-Thörl, unter der Nordwand des Karbergs ins Leiterthal hinüber. Links vom Ködnitzthal steigt das zahme Glanzschiefergebirge des Schalotz auf, ein Seitenstück zum Thörl-Rücken. Der Blick verweilt nicht lange darauf, sondern dringt sofort in das obere Kalser Thal ein, wo er zunächst von der niedrigen Stufe von Wurg und dann von dem hohen Daber Riegel aufgefangen wird. Links und rechts davon schiessen die lichten Bretterwände des Kalkglimmerschiefers herab, zwischen denen das Dorfer Thal ausgeht. Auf seiner Westseite erkennen wir hinter dem Kalk- und Chloritschiefer des Gradöz den braunen Schiefergneiss des Muntanitz und des Luckenkogels. Der granitische Thalschluss aber wird durch die Blaue Wand und die Bretterspitze verdeckt. Vor der westlichen Bretterwand, dem Absturz des Kendlspitz-Grates, fährt aus dem Glanzschiefer der Ganoz auf, der alle anderen Kalser Berge schlägt: ein schroffer, rother Serpentinklotz mit auffälligen blauen Flecken. Links von ihm sitzt der Weisse Knopf rittlings auf dem Thörl-Kamm. Es ist der Ausbiss eines starken Dolomitlagers im Schiefer. Von ihm weg stuft sich der Rücken sacht zum Matreier Thörl ab.

Was da zur Kennzeichnung der Kalser Rundschau vorgebracht wurde, lässt sich von unserem Belvedere aus natürlich nicht sicherstellen, sondern nur auf Treu und Glauben hinnehmen. Wem's darum zu thun ist, einen tieferen Einblick in die beschriebenen Verhältnisse zu gewinnen, der muss zu den Aufschlüssen in den Gräben und auf den Kämmen emporsteigen. Zur Vorbereitung werden ein paar Angaben über den Schieferzug, der über Kals hinwegstreicht, dienlich sein. Schon das untere Virgenthal und das Matreier Becken liegen in einem 2 *km* breiten Streifen von grauen bis schwarzen, blättrigen Glanzschiefern, die steil gegen Süd einfallen und daher eine gewöhnliche Einschaltung zwischen dem Gneissgebirge im Süden und dem Kalkglimmerschiefer der Bretterwände im Norden zu bilden scheinen. Da sie jedoch in den obersten Lagen — im Matreier Bürgerbachgraben — Gypslinsen, und in den mittleren und unteren Lagen ganze Riffe von Dolomit, wie er in den Kalkalpen auftritt, enthalten — Burgfelsen von Weissenstein, Falkenstein auf dem Nordhange des Bürgerbachgrabens — können sie nicht zu den alten krystallinen Schiefern der Tauern, sondern nur zu deren jüngeren Decke gehören. Diese

Decke, eine mächtige Schichtenreihe, die in der Triaszeit und wohl auch noch später auf dem abgetragenen und eingeebneten Grundgebirge zum Absatz kam, wurde durch die letzten Alpenfaltungen streifenweise in ihre Unterlage eingeklemmt und entgieng dort der Zerstörung, während sie auf der Oberfläche des krystallinen Sockels in dem langen Zeitraum, der zur Herstellung des gegenwärtigen Bergreliefs nöthig war, den Angriffen der Atmosphäre erlag. Doch die geringe Widerstandsfähigkeit des Glanzschiefers äussert sich, wie wir schon in Kals sahen, auch im Bereich der eingekeilten Streifen. Sie bewirkt daselbst eine allgemeine Erniedrigung des Gebirgs. Hinter dem Rücken von Windisch-Matrei und zum Verderben dieses armen Ortes arbeitet der Bürgerbach nur zu erfolgreich an der Ausräumung des blättrigen Schiefers zwischen dem Rothenkogel und der Bretterwand. Die Lagerungsstörung, durch die der junge Schiefer als scheinbare Einschaltung in das alte Grundgebirge gerieth, ist nicht ohne weiteres klar. Wenn eine zusammengeklappte und nordwärts überschlagene Schichtenmulde vorläge, müsste deren südlicher Schenkel dem nördlichen entsprechen, also gleichfalls Dolomitlinsen enthalten, und die gypsführende Stufe dürfte nur in der Mitte, im Muldenkern, vorkommen. In Wirklichkeit aber liegt auf dem Kalkglimmerschiefer der dolomitführende Glanzschiefer, auf diesem der gypsführende und auf diesem unmittelbar der alte Gneiss. Die Einkeilung des Glanzschiefers muss sich also in der Weise vollzogen haben, dass das Grundgebirge von Süden her auf ihn hinaufgeschoben wurde. Senkung und Überschiebung giengen Hand in Hand und die Grenzflächen des Schieferstreifens gegen den Gneiss auf der einen und den Kalkglimmerschiefer auf der anderen Seite, sind somit trotz der parallelen Lagerung der Schichten als Bruchflächen aufzufassen; und was vom Matreier Profil gilt, gilt auch von den Profilen, die man auf dem Thörl, in Kals, im Ködnitzthal, auf dem Berger Thörl und im Leiterthal, am Ostende des Schieferzuges, aufnehmen kann. Überall ist dieselbe Art der Einklemmung und Überschiebung anzutreffen. Dagegen treten in der Zusammensetzung des Sedimentstreifens erhebliche Änderungen ein. Während im Virgenthal und bei Windisch-Matrei der Glanzschiefer herrscht, nehmen auf dem Thörlrücken und noch

Fig. 2. **Schematisches Profil des Kals-Matreier Schieferzuges.**



G Gneiss und Glimmerschiefer. *K* Kalkglimmerschiefer. *s* Jüngere Schiefer mit Dolomit- und Kalkriff (*d*) und Gypslinsen (*g*). *v* Verschiebungsflächen.

mehr in den östlichen Profilen Kalk- und Quarzitschiefer lagenweise stark überhand. Der häufige Gesteinswechsel lässt auf eine unruhige Sedimentation, etwa gleich der des Flysches, schliessen. Der Glanzschiefer wurde als Thonschlamm, der Kalkschiefer als Mergel, der Quarzit als Sand abgesetzt. Freilich ist die ursprüngliche Beschaffenheit der drei Gesteine längst verwischt. Die Quarzite weisen auf den Schieferungsflächen gewöhnlich äusserst zarte, seidenglänzende Häutchen von weissem Glimmer (Sericit) auf, und auch die Kalkschiefer sind bisweilen so glimmerreich, dass man sie im Handstück nicht von dem alten Kalkglimmerschiefer unterscheiden könnte.[1])

[1]) Diese Übereinstimmung darf nicht befremden. Der alte Kalkglimmerschiefer kann ja ursprünglich auch nur ein Mergel gewesen sein.

Doch an Ort und Stelle beseitigt ihre Wechsellagerung mit dem Glanzschiefer, der dem gemeinen Thonschiefer doch noch näher steht als dem Phyllit, und die Einschaltung der Dolomit- und Gypslinsen jeden Zweifel. Die Dolomitlinsen bestehen bald aus weissem und lichtgrauem Dolomit allein, bald aus einem regellosen Gemeng von Dolomit und dunklem, klüftigem, von Kalkspathadern durchzogenem Kalk, der oft als Breccie ausgebildet, d. h. aus deutlich abgegrenzten Brocken zusammengesetzt ist. In der Regel kommen auch noch Quarzadern und Flasern von Glanzschiefer hinzu, so dass der Bestand einer solchen Linse ausserordentlich bunt wird.

Wie bei Matrei so bleibt der dichte Dolomit auch bei Kals und bis zum Berger Thörl auf die untere Stufe des Schieferzuges beschränkt. In der oberen löst ihn überall der Gyps ab. Das deutet auf eine tiefgehende Änderung in den Umständen der Sedimentation hin. Ist der Glanzschiefer sammt dem Quarzit- und Kalkschiefer ein Meeresabsatz, was freilich erst durch Versteinerungsfunde sichergestellt werden könnte, dann liessen sich die Dolomitlager als Riffe und die Gypslinsen als Niederschläge in abgeschnürten Buchten erklären. Es ist aber auch möglich, dass der Gyps in abflusslosen Binnenseen gefällt wurde. Unter allen Umständen bezeichnet er eine Periode starker Austrocknung.

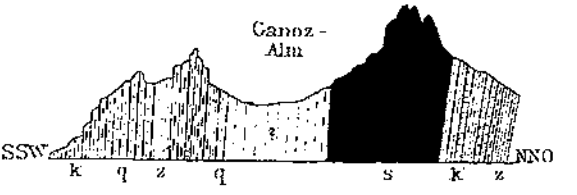
Nun wollen wir aber aufbrechen, um den Sachverhalt an Ort und Stelle zu prüfen. Zwei Ausflüge sind besonders zu empfehlen: Der eine führt auf den prächtigen Serpentinthurm des Ganoz und dann über das Matreier Thörl auf den Rothenkogel, der andere durch das Ködnitzthal auf den Karberg und hinüber in das Leiterthal. Auf beiden werden wir den vielbegangenen Thörl-Weg von Windisch-Matrei nach Heiligenblut öfter kreuzen, ihm streckenweise auch folgen, und nicht nur lehrreiche Aufschlüsse, sondern auch die schönsten Ausblicke auf das Hochgebirge gewinnen.

Der Anstieg auf den Ganoz führt von Grossdorf zunächst nordwärts in den schütteren Lärchenwald, der den Riegel von Wurg auf dieser Thalseite bedeckt. Überall schimmern Dolomitblöcke als weisse Kleckse zwischen den Stämmen durch. Sie lassen vermuthen, dass hier ein Riff durchstreicht. Anstehend aber trifft man das Gestein erst, wenn man zur Linken 400 *m* hoch zu der Bergmahd »Am Walde« und über diese noch 200 *m* höher zu der Kuppe südöstlich von der Ganoz-Alm emporsteigt. Die Kuppe und der lichtgraue Felsrücken, in dem sie sich gegen West fortsetzt, sind der Ausbiss einer starken, senkrecht aufgerichteten Dolomitlinse, die bis zum Riegel von Wurg hinabreicht. Ein anderes Lager dieser Art streicht vom Ostende des Ganoz-Rückens zu Thal, und jenseits des Kalserbachs kommen in der Verlängerung dieser beiden Dolomitriffe, vielleicht auch im Zusammenhang mit ihnen, auf dem Südhange des Wurger Grabens zwei weitere Einschaltungen von Dolomit zum Vorschein. Wer sich in der Umgebung von Kals orientieren will, kann keinen besseren Punkt wählen als unsere, in 1½—2 Stunden erreichbare Dolomitkuppe »Am Wald«. Man überschaut hier die ganze in den Glanzschiefer eingesenkte Thalweitung, die schroffen Schoberberge hinter ihr, den grünen Thörl-Rücken zwischen Rothenkogel und Ganoz, dann das Dorfer Thal vom Daber Riegel bis hinauf zum Medelzkopf und rechts davon den Glocknerkamm in seiner vollen Pracht.

Die Schichten, in denen der Dolomit steckt, sind ½ *km* weiter gegen West, auf dem zum Thörl-Rücken emporziehenden Grate, aufgeschlossen: Sericitische Quarzite, Kalkschiefer und schwarze Glanzschiefer, die mehrfach wechseln und, senkrecht aufgerichtet oder gar südwärts überkippt, dem Grat entlang gegen Ostsüdost streichen. In der breiten, mit Sturzhalden überschütteten Mulde zwischen dem Schieferkamm und den braunrothen Serpentinwänden des Ganoz liegt die

Alm, die denselben Namen führt. Gleich nördlich von den Hütten (2050 *m*) geht der mächtige Serpentinkeil, der den ganzen Ganoz-Grat aufbaut, zu Ende; und da seine Grenze gegen die Schiefer auf der Nordseite nicht verschüttet ist, empfiehlt es sich, ihn dort, über die Bergwiesen der Taurer Alm, anzugehen. Wenn man sich nicht gleich dem 2567 *m* hohen Felsthurm zuwendet, sondern links, östlich von ihm, etwa in der Höhe von 2200 *m* den hier noch recht breiten Rücken betritt, kreuzt man auf dem Anstieg die Unterlage des Serpentins, eine bunte Schichtenreihe, die gegen Nordwest zum Hohen Thörl hinaufstreicht. Da stehen zunächst

Fig 3.



z Glanzschiefer. k Kalkschiefer. k' Breccioser Kalk. q Quarzit. s Serpentin.

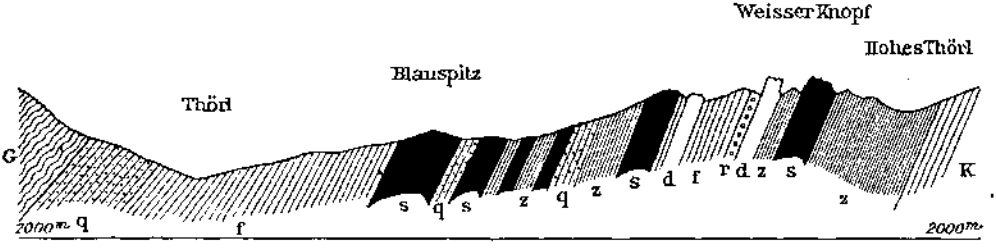
schwarze Glanzschiefer an, hierauf röthlichgraue, blättrige, glimmerreiche Kalkschiefer und weisse Quarzitschiefer, dann nochmals Glanzschiefer, dann eine starke Bank von Brockenkalk mit dünnen Glanzschieferlagen, dann wieder Glanzschiefer und schliesslich noch einmal Quarzite, die auf der Höhe des Kammes mit steilem Südwest-Fall den gleichförmig aufgelagerten Serpentin unterteufen. Gegen West steigt der Serpentinrücken noch einige hundert Meter weit sanft an, dann aber schwingt er sich jäh zu dem Thurme auf, der einem in Kals so in die Augen sticht. Man weicht rechts aus und kommt von Norden her über Blockhalden und klotzige Felsen leicht hinauf. Nur die letzten paar Schritte und Tritte, die auf den frei ins Ganozkar hinausspringenden Strebepfeiler führen, wird mancher Besucher des schönen Gipfels überflüssig finden. In der Rundschau kommt neben dem Grossglockner, dessen dunkelgrüne Chloritschieferwände aus dem Firn heraus himmelhoch über die lichten Kalkberge der Teischnitz emporragen, kein anderes Berghaupt auf. Wenn der Westen frei ist, werden sich die Schneebreiten des Gross-Venedigers, der über dem Thörl-Rücken aufsteigen muss, wohl zur Geltung zu bringen wissen, und der Contrast zwischen den beiden Tauern-Fürsten mag um so wirksamer sein, als der Ganoz den finsteren Felsbau des einen, wie das gleissende Firndach des anderen gerade in der richtigen Entfernung zeigt: den Glockner in nächster Nähe, den Venediger in vortheilhaftem Abstand. Ist aber die Westhälfte der Rundschau verhängt, und bekommt man nur die Kalser Seite zu sehen, so lässt sich das Auge von nichts fesseln, sondern kehrt vom Schober im Süden und vom Eiskögele im Norden ebenso wie aus der Tiefe des Kalser und des Dorfer Thals immer wieder rasch zum Glockner zurück.

Das Gestein des Ganoz ist ein magneteisenreicher Serpentin, der auf frischen Bruchflächen das charakteristisch abgetönte Grün, in angewittertem Zustande aber eine braunrothe Rinde aufweist. Die Klüfte, die ihn durchziehen, werden von Adern des lichtgrünen, seidenglänzenden Faserserpentins eingenommen. Sehr häufig kommen glatt polierte, spiegelnde Verschiebungsflächen, »Harnische« vor, zu denen sich eine wellige Schieferung des Gesteins zu gesellen pflegt. Die bauchigen Gleit- und Schieferflächen glänzen oft wie Kacheln an den Serpentinwänden, und wo sie sich häufen, wo etwa eine Schutthalde hauptsächlich aus geschieferten Serpentintrümmern besteht, erscheint das Gestein aus der Ferne gesehen nicht roth und

braun, sondern blau. So kommen die seltsamen blauen Flecken zu stand, die man in Kals an den Abstürzen des Berges wahrnimmt.

Vom Ganoz-Thurm weg streicht der Serpentinkeil, steil aus groben Trümmerhalden aufsteigend, in westnordwestlicher Richtung auf den Thörl-Rücken los. Sein Grat senkt sich zunächst ein wenig und steigt dann wieder sanft an. Wir verlassen ihn jedoch in der Einsattlung, um zur Linken in den Ursprung des Ganozkars hinabzukommen und die Grenze des Serpentins gegen die hangenden Schiefer aufzusuchen. Da der Haldenschutt alles verdeckt, müssen wir über die grasige Rückwand des Kars wieder zu der Scharte hinansteigen, die den Thörl-Rücken nördlich vom Weissen Knopf kerbt. Hier ist zunächst die Einschaltung der Dolomitlinse in den Glanzschiefer aufgeschlossen; überschreitet man aber den steil gegen Süd einfallenden, mit papierdünnen Kalkblättern durchschossenen Glanzschiefer, der eine kleine Kammerhebung bildet, so gelangt man in eine zweite, etwas höhere Kerbe und stösst hier auf den Rand des Serpentinkeils. Es zeigt sich, dass der Schiefer den Serpentin mit derselben Regelmässigkeit überlagert, mit der er ihn auf der Nordseite unterteuft. Dem Anschein nach liegt also eine flötzartige Einschaltung gleich der des Dolomits vor, und da der Serpentin der Tauern überall in dieser Lagerungsform auftritt, wurde er früher zur Schieferhülle geschlagen und als umgewandelter Hornblendeschiefer aufgefasst. In jüngster Zeit aber hat eine sorgsame Untersuchung seiner Contactverhältnisse, insbesondere seiner Einwirkung auf Kalksteine, ergeben, dass er aus dem Schmelzfluss erstarrt sein muss, und dass demnach die Linsen, die er im Schiefer bildet, nicht als Lager, sondern als Lagergänge und Kerne zu deuten sind. — Der Serpentinrand, vor dem wir stehen, ist sehr stark geschiefert und sondert sich von dem hangenden Glanzschiefer, dem zwei Bänke von dunklem Brockenkalk eingeschaltet sind, mit einer auffallenden, gelb bis roth angewitterten Randbildung ab. Die äusserste, fussdicke Lage besteht nämlich aus einem Filz weisser, zarter Hornblendefasern, der kleine, unregelmässig begrenzte Brocken von Serpentin umschliesst.

Fig. 4.



G Gneiss. *K* Kalkglimmerschiefer. *z* Glanzschiefer. *q* Quarzit. *f* Glanzschiefer, Quarzit und Kalkschiefer in raschem Wechsel. *d* Dolomit und Kalk. *r* Rauchwacke. *s* Serpentin.

Das Profil Fig. 4 durchschneidet längs des Thörl-Rückens den Kals-Matreier Schieferzug in seiner ganzen Breite vom Hohen Thörl bis zum Nordgrat des Rothenkogels. Die Schiefer im Liegenden des Serpentins sind dieselben, die wir im Anstieg auf den Ganoz kreuzten. Im Hangenden folgt zunächst der Weisse Knopf, ein schroffes, von Quarzadern durchzogenes Dolomitriff, das seltsamer Weise quer auf das Streichen in senkrechte Platten zerklüftet ist. Seine Mächtigkeit beträgt kaum weniger als 30 *m*. Die oberste Lage ist eine rothe Rauchwacke. Weiterhin folgen bis zum Matreier Thörl hinab in unaufhörlichem Wechsel

schwarze Glanzschiefer, weisse Quarzite, Kalkschiefer und Plattenkalke, Dolomite und Serpentine. Wo immer der einförmige Rücken eine Felskuppe aufwirft, tritt ein Dolomitriff oder ein Serpentinkeil zu Tage. Die Schiefer sind fast durchwegs mit Bergwiesen überzogen, so dass ihre Aufeinanderfolge nur in den vom Rosseckbach und seinen Zuflüssen eingerissenen Tobeln sicherzustellen ist. Wer auf dem sanft abgestuften, breiten Rücken zum Thörl hinabsteigt, muss sich an die Lesesteine und an die unauffälligen Schichtenköpfe halten, die hie und da aus dem Grasboden herausschauen. Man übersieht dabei nur zu leicht etwas, weil die Aufmerksamkeit immer wieder von den Bergen gefesselt wird. Zur Linken schiessen die Hörner und Thürme des Glocknerkammes und der Schobergruppe auf, zur Rechten breitet sich hinter den Matreier Bretterwänden der Venedigerfirn aus — eine nordische Landschaft. Auf dem Thörl ist die Scenerie nicht mehr so schön. Man steckt zu tief zwischen den grasigen Lehnen, die den Ausblick, besonders gegen Nord, verlegen. Auch ragen manche der entfernteren Gipfel nicht mehr so frei über ihre Vorberge empor; der Gross-Venediger geht sogar ganz hinter dem Rainerhorn unter. Kein Besucher des Thörls sollte daher versäumen, von der Unterkunftshütte weg entweder gegen den Weissen Knopf oder gegen den Rothenkogel so weit anzusteigen, bis sich die Rundschau in allen Richtungen aufthut. Wer aber gut berathen ist, geht bis auf den Gipfel des Rothenkogels hinauf. Die Ansicht der Venediger- und Glocknergruppe, die einem dort oben geboten wird, ist ja längst zur Berühmtheit geworden. Der Steig quert zunächst Quarzite und Kalkschiefer und führt dann durch den weissen Quarzit allein in einer Viertelstunde zu den rothbraun angewitterten Schrofen des Gneisses empor, der den Quarzit dem Anschein nach regelrecht überlagert. Es ist ein stark geschieferter Gneiss mit weissen Glimmerhäuten auf den Ablösungsflächen. Erst weiter oben auf dem Grat, also scheinbar im Hangenden, nimmt das Gestein auch schwarze Glimmerschuppen auf. In Wirklichkeit ist dieser zweiglimmerige Gneiss, da der ganze Berg einem nordwärts überschlagenen Gewölbe angehört, älter als der weissglimmerige, auf den er zu liegen kam; und wenn man den Glanzschieferzug nur aus den Matreier Profilen kennt, wo der Quarzit zurücktritt, glaubt man, dass der zweiglimmerige Gneiss durch den einglimmerigen mit dem sericitischen Quarzit verknüpft wird, dass also dieser noch zum Grundgebirge gehört, und dass die Überschiebungsfläche erst im Liegenden, knapp neben dem Thörl zu suchen ist. In den Kalser Profilen wechsellagert jedoch derselbe sericitische Quarzit so oft mit dem Glanzschiefer, dass an seiner Zugehörigkeit zu dem eingekeilten Schieferstreifen nicht gezweifelt werden kann. Die grosse Überschiebung der jüngeren Schiefer durch das Grundgebirge ist demnach an die obere Grenze des Quarzits zu verlegen. — Der Abstieg vom Thörl nach Kals führt an einer Reihe von Aufschlüssen vorbei, in denen die Wechsellagerung des Glanzschiefers mit kalkigen und quarzitischen Schiefern gut zu beobachten ist. Wer jedoch vorher auf dem Ganoz und auf dem Thörl-Rücken war, erfährt hier nichts Neues und braucht sich nicht aufzuhalten.

Der Ausflug auf das Bergerthörl und auf den Karberg macht uns gleich im Ausgang des Ködnitzthales mit einem trefflichen Profile der oberen, gypsführenden Stufe des eingeklemmten Sedimentstreifens bekannt. Der Felsriegel, den der Bach inner Glor in gewundener Klamm durchbricht, besteht aus einem sericitischen, durch Chlorit grüngefleckten, lagenweise mit Schwefelkies erfüllten Schiefer, der Blätter und Linsen von Quarz, von körnigem Kalk und von einem Gemenge beider enthält. In diesem 70—80° Süd einschiessenden Schiefer steckt am Fuss der südlichen Thalwand ein durchschnittlich etwa 50 *m* starkes Flötz von gelblichweissem, feinkörnigem Gyps, der von dünnen Schiefermitteln durchflasert wird. Schon vor

der Klamm, bei dem letzten Häuschen auf dem linken Ufer, kommt der Gyps zum Vorschein, hinter dem Riegel aber tritt er mit einer steilen Wand ans Bachbett heran und lässt sich weiterhin in einer fortlaufenden Reihe solcher Aufschlüsse bis zum Ködnitz-Peischlacher Zwiesel verfolgen. Man erkennt ihn von dem sonnseitigen Wege aus sofort an seiner weisslichen Färbung und an dem erdigen Abbruch seines Schichtenkopfes. Auch zwischen den zur Berger-Rotte gehörigen Hangsiedelungen der Sonnseite beissen gewiss einige Gypslinsen aus; doch fehlt es auf dieser gut angebauten Lehne an Entblössungen. Nur an einer Stelle, dort wo der Weg nach der Überschreitung des ansehnlichen, auf der Karte verzeichneten Tobels eine Strecke weit längs der Isohypse von 1600 *m* fortläuft, findet sich zur Linken ein kleiner Gypsaufschluss. Hinter dem obersten Bauern (Groder, 1719 *m*) kommt der Weg endlich zu anstehendem Fels. Steil aufgerichtet tritt hier aus der Thalwand der dunkle, mit Quarz- und Kalkblättern durchschossene Glanzschiefer zu Tag, und in der Form einer regelmässig eingeschalteten Linse setzt darin ein kleiner Serpentinkeil auf. Nun geht es durch Wald in das obere, nordwärts gegen den Grossglockner ansteigende Ködnitzthal hinein. Auf dem gegenüberliegenden Abhange des Karberges sieht man die Fortsetzung des grossen Gypsflötzes vom Peischlacher Zwiesel weg in nordöstlicher Richtung schräg gegen das Berger Thörl emporziehen. Die erste Entblössung liegt noch im Waldgürtel, etwa 1850 *m* hoch; dann folgt 250 *m* höher eine zweite, die sich als kleiner weisser Fleck scharf von den grünen Bergwiesen abhebt. Weiterhin ist der Schiefer sammt dem Gyps, den er noch führen mag, überwachsen und zu oberst unter den groben Sturzhalden der Karbergwände begraben.

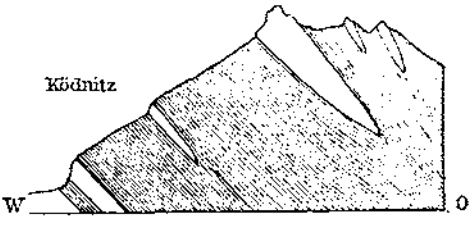
Von der Brücke weg, wo die Steige zum Berger Thörl und zur Stüdl-Hütte auseinander laufen (1852 *m*), folgen wir dem letzteren und erreichen durch den Graben des wild herabtosenden Ködnitzbaches das geräumige Becken, in dem die Reihe der Almen beginnt, und der erhabene Thalschluss sichtbar wird. Die Anhöhe zur Rechten, die man allerdings bequemer vom Thörlwege aus gewinnt, ist der beste Standort zur Betrachtung des schönen und charaktervollen Bildes. Die felsigen Hänge, die links zur Fiegerhöhe und rechts zur Glatten Schneid ansteigen, fallen noch in den Glanzschiefer und weisen daher, dem raschen Wechsel harter und weicher Felsarten entsprechend, eine äusserst verworrene Skulptur auf. Das Thalbecken zwischen ihnen wird erst knapp vor seinem Ausgange von einem flachen Schwemmboden eingenommen. Dahinter steigen aus den Gräben der Fiegerhöhe grosse Schuttkegel nieder. Die Grenze des Glanzschiefers streicht von der Voledischnitz-Scharte quer über das Thal zur Pfortscharte, kommt aber dabei, weil die Schichten mässig steil, 40—50°, gegen Süd fallen, in dieser Richtung schräg über die Gehänge in den Thalgrund herab und bildet somit einen ausspringenden Winkel. In diesem Winkel tritt der Kalkglimmerschiefer unter dem Glanzschiefer zu Tag, und seine hellen, röthlich grauen, ebenflächigen Tafeln stürzen auch hier in Bretterwänden von der Freiwandspitze und der Langen Wand ab. Das Ködnitzthal steigt zwischen diesen Kalkmauern in Staffeln aufwärts und zeigt, da der Gehängschutt nur einen schmalen Haldensaum bildet, überall seinen buckeligen, vom Eise bearbeiteten Felsgrund. Zu hinterst, in den Schrofen unter dem Ködnitzkees und der Vanitscharte, steht der blaugrüne Chloritschiefer an, der den ganzen Thalschluss bis hinauf zur Spitze der Glocknerpyramide beherrscht.

Im Vordergrunde des herrlichen Bildes zeigen sich im Glanzschiefer, der mit mächtigen Stössen quarzitischer Schiefer wechsellagert, die Dolomitriffe der Unterstufe. Besonders deutlich sind ihre Ausbisse auf der Abdachung der Glatten Schneid, die man am besten von der anderen Thalseite, von den Schuttkegeln der Fieger-

höhe aus, übersieht. Gerade unter dem scharfen Zahn des Medelspitz tritt aus dem Fusse der Thalwand ein ungefähr 30 *m* starkes, von Quarzadern durchzogenes Riff zu Tage. Darüber stecken noch ein paar dünne Linsen in dem scheinbar flach gelagerten, in Wirklichkeit aber 40—45° Ost-Süd-Ost fallenden Schiefer, und zu oberst erscheint in einer Mächtigkeit von etwa 100 *m* das Riff des Medelspitz, das in nordnordöstlicher Richtung als ein breites, weisses Band schräg zur Glatten Schneid emporzieht. Wer dieses Riff — das grösste und am besten aufgeschlossene des ganzen Kals-Matreier Schieferzuges — aufsuchen will, hat den Thörlweg, der ohnehin nichts bietet, in der Höhe der Gratzahn zu verlassen und längs dem Ostrand des kraterförmigen kleinen Kars, auf dessen Grund die Hütten dieser Alm liegen, aufwärts zu steigen. In dem Halbrund der steilen Karwände, das auf unserer Vereinskarte gut zum Ausdruck kommt, ist der Nord-Ost streichende und 50° Süd-Ost fallende Glanzschiefer vortrefflich aufgeschlossen. Gleich östlich von der Alm steckt in ihm ein 30 *m* starker Serpentinkeil, und auf der anderen Seite drüben, auf dem vom Medelspitz herabziehenden Rücken, sieht man das grosse Dolomitriff auskeilen. Wir umgehen nun, immer dem Abrissrand entlang, das Kar und erklettern schliesslich von Osten her den schneidigen, aus lichtem Dolomit aufgebauten Gipfelgrat des Medelspitz, der einen wunderschönen Blick in das Ködnitzthal und auf den Grossglockner bietet. Über den Abhang der Glatten Schneid, der jetzt vor und unter uns liegt, streichen die Schichtenköpfe der Glanzschiefer und ihrer Einschaltungen fast wagrecht gegen Nord-Nord-Ost, so dass der Beobachter im Thal unten den Eindruck einer flachen Lagerung gewinnen muss. Hier oben aber zeigt sich, dass die Schichten unter mittleren Winkeln vom Thal weg, also gegen Ost-Süd-Ost, verflächen. Es liegt eben eine untergeordnete Störung vor, durch die das allgemeine östliche Streichen unter dem Berger Thörl gegen Nord abgelenkt wurde.

Die Einlagerung des Dolomits in den dunkeln Schiefer ist vom Medelspitz herab aufs deutlichste zu beobachten und auf der leicht zugänglichen Abdachung der Glatten Schneid mit Händen zu greifen. Gleich nördlich vom Medelspitz zweigt sich von dem Rücken, der diesen Felszahn mit der Glatten Schneid verbindet, gegen Süd-Ost, also gegen den Thörlweg, eine kurze Bergrippe ab, die schon von weitem dadurch auffällt, dass sie von den weissen, felsig emporstarrenden Ausbissen eines 10 und eines 30 *m* starken Riffes gekreuzt wird. So enthält denn der Glanzschiefer zwischen dem Ködnitzthal und dem Thörl nicht weniger als fünf Dolomitriffe übereinander. Da im Streichen der obersten Riffe, auf dem Südabfall der Glatten Schneid, ein Serpentinkern im Glanzschiefer aufsetzt, und da südlich vom Thörl der Glimmerschiefer des Karbergs das weiche Glanzschiefergelände in rothbraunen Felsmauern überragt, ist das Bild des Berger Thörls landschaftlich wie geologisch bunt genug.

Fig. 5.

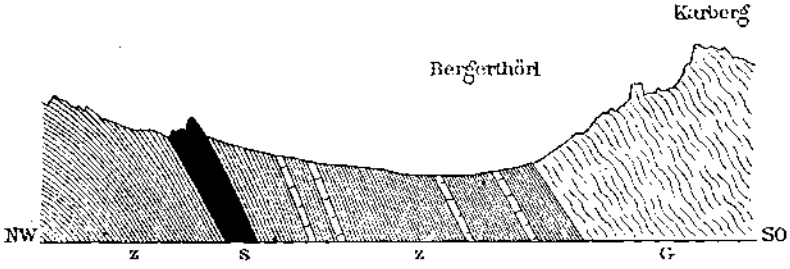


Riffe im Glanzschiefer.

Der Karberg — Punkt 2823 der Karte — ist vom Joch weg in einer halben Stunde über Blockhalden und Schrofen leicht zu ersteigen und bietet eine gute Übersicht der nächsten Umgebung, zumal des Leiterthals. Der Hintergrund wird auch hier von dem blaugrünen Chloritschiefer eingenommen, der den Glocknerkamm bis knapp an das Schwerteck aufbaut. Von der Salmshöhe und vom Schwerteck bis hinaus zur Stockerscharte lehnen sich die hellen Tafeln des Kalkglimmerschiefers an den Chloritschiefer. Das mit Bergwiesen

überzogene, vom Glatzbach zerschnittene Rundhöckerfeld unter dem Karberg endlich gehört dem Glanzschiefer an, der mit weissem Quarzit abwechselt und häufige, aber nicht sehr starke Linsen von eisenreichem, roth angewittertem Dolomit enthält. Die Grenze gegen den Kalkglimmerschiefer im Norden streicht von der Pfortscharte in ostsüdöstlicher Richtung in das oberste Leiterthal, kreuzt den Glatzbachgraben, durch

Fig. 6.



G Glimmerschiefer *Z* Glanzschiefer mit Dolomitbänken. *S* Serpentin.

den der Steig zum Thörl heraufführt, oberhalb seiner Mündung und erreicht über den Nordhang des Hohen Bühels (2454 *m*) den Ausgang des Peischlachthals. Die Grenze gegen den Glimmerschiefer im Süden läuft dem Fuss der Karbergwände entlang in einer schnurgeraden, seichten Furche gegen Ost-Nord-Ost und kreuzt das Peischlachthal genau am Fuss seiner ersten, rundhöckerig abgeschliffenen Felsstaffel. Der Glanzschieferstreifen, der im Thörl-Profil noch immer eine Breite von $1^3/_4$ *km* besitzt, schrumpft in Peischlach schon auf 700 *m* ein, und $1^1/_4$ *km* weiter, in dem Kar unter dem Saukopf, keilt er ganz aus, so dass der Glimmerschiefer unmittelbar auf den Kalkglimmerschiefer hinaufgeschoben erscheint. Da aber in der kleinen Zirknitz, am Mocherberge, Quarzite mit einem starken Gypsflötz vorkommen, ist anzunehmen, dass sich im Streichen der grossen Überschiebung nach einer kürzeren oder längeren Unterbrechung neuerdings die Kals-Matreier Schichtenreihe einstellt. — Doch wir haben keinen Abstecher in das Möllthal vor, sondern kehren jetzt auf dem Thörlwege nach Kals zurück. Dabei mag der Serpentinkern, den der Bergerbach vor seiner Vereinigung mit dem Ködnitzbach angeschnitten hat, aufgesucht werden. Er bildet das mächtigste Glied in der Kette von Serpentineinbrüchen, die sich vom Groderhofe genau im Streichen des Glanzschiefers über die Gratzalm bis zum Südabhang der Glatten Schneid aneinander reihen, verdient aber nicht nur wegen seiner Grösse, sondern auch desshalb Beachtung, weil er Ausläufer in den Schiefer treibt.

Der unterste Abschnitt des Kalser Thales beginnt jenseits des eingeklemmten Schieferstreifens und fällt bis zum Ausgang in den Gneiss des Schobers und des Rothenkogels. Zwischen Kals und dem Lessachthal steht, wie südlich vom Matreier Thörl, ein stark geschieferter, fast blättriger Gneiss an, der nur weissen Glimmer führt. Erst im Hangenden — die Schichten fallen steil Süd — folgt der zweiglimmerige Hauptgneiss, der jedoch nicht über dem weissglimmerigen abgelagert wurde, sondern, wie wir früher sahen, erst durch die nordwärts gerichtete Überfaltung des grossen Schichtengewölbes auf ihn zu liegen kam. Dieser Sachverhalt lässt sich aber nur auf den Berghängen erkennen, denn der Thalgrund wird bis zu der Brücke ausser Haslach von Schuttkegeln eingenommen, die den Bach bald an die linke, bald an die rechte Wand drängen. Der tief angeschnittene Kegel von Lessach ist der grösste darunter. Die geologische Einförmigkeit, von der auch die landschaftliche Scenerie nicht unberührt bleibt, wird nur durch das Aufsetzen eines

starken Lagergangs — oder dünnen Kerns — von Flasergranit und durch das häufige Vorkommen von Tonalitgeschieben gemildert. Der zweiglimmerige, mit grossen Feldspathkrystallen und vereinzelten, feinkörnigen, dunklen Knollen ausgestattete Granit kommt zwischen den steil gegen Süd einfallenden Gneissbänken aus dem Iselthal über den Rothenkogel ins Kalser Thal herüber, besitzt hier bei Arnig eine Mächtigkeit von 1½ *km* und streicht ostwärts in die Lessacher Vorberge des Hochschobers hinein. Wo der Tonalit ansteht, ist erst herauszubringen, und es wäre sehr verdienstlich, wenn ein Bergsteiger ein paar freie Tage darauf verwendete. Man findet das graue, granitartige Gestein, das neben schwarzen Glimmerblättern gedrungene, faserige Prismen von schwarzgrüner Hornblende und bisweilen recht auffällige braunrothe Granaten enthält, zwischen der Lessachmündung und Haslach in grossen Blöcken unter den Geschieben des Kalserbachs. Es ist derselbe Tonalit, der den Kern der Rieserferner bildet, im Hochgall gipfelt und durch Defereggen bis über Zotten hinaus verfolgt wurde. Bei St. Johann im Walde und östlich vom Ausgang des Kalser Thales, beim Oblasser Bauern, setzt das Gestein gangförmig im Schiefergneiss auf, und von solchen starken Gängen dürften auch die erwähnten Findlinge bei Haslach herrühren. Wer die Schuttablagerungen der Seitengräben absuchte, würde bald in Erfahrung bringen, in welchem dieser Gräben er aufwärts zu steigen hat, um den Tonalit anstehend zu finden.

Bei der Brücke (1096 *m*) ausser Haslach und dem schönen, über die Schichtenköpfe des Gneisses herabschiessenden Wasserfalle des Almbachs beginnt die Klamm, die der Kalser Bach nach dem Rückzuge des Kalser Gletschers in den alten Thalgrund einschnitt. Der buckelig abgeschliffene Fels der vormaligen Eisbahn kommt nicht überall zum Vorschein, sondern ist zum guten Theil noch mit der Grundmoräne überzogen. Ohne diese Decke von fruchtbarem Blocklehm wären die ansehnlichen Bauern von Stanischken und Peischlach, die allerdings auch durch ihre Auslage gegen Südost und Süd begünstigt sind, nie aufgekommen. Stanischken (1099 *m*) liegt auf einem leistenförmigen Absatz des rechten Hanges und Peischlach (1057 *m*) auf der Ausgangstaffel des Thales. Das kurze Stück Weg zwischen den beiden Höhensiedelungen ist nicht leicht zurückzulegen, da der Glockner und die Glocknerwand, die dem thalauswärts Wandernden immer höher und höher über dem Kalkschiefer-First des Volcdischnitz aufsteigen, nicht oft und nicht lang genug angestaunt werden können. Der waldige Vordergrund mit der tief eingerissenen Klamm, an deren Rand der Pfad dahinzieht, stimmt aufs beste zu dem prachtvollen Hochgebirgsbild.

Der Abstieg über die Peischlacher Staffel in das breite, freundliche Iselthal führt zu guter Letzt noch an einigen bemerkenswerthen Aufschlüssen vorbei. Dort, wo sich der Weg über Rundhöcker der Klamm nähert, und dort, wo er zur Berglehne zurückkehrt und durch Wald zur Sohle des Iselthales hinabsteigt, setzen in dem steil aufgerichteten Gneiss starke Lagergänge und auch durchgreifende Gänge von grobkörnigem, weissem, mit silberglänzenden Glimmertafeln und stellenweise auch mit schwarzen Turmalinprismen erfülltem Granit (Pegmatit) auf, wie sie rings um den Tonalitkern der Rieserferner so häufig vorkommen. Diese Pegmatiteinbrüche gehören ebenso wie die Tonalitgänge, die beim Oblasser gefunden wurden und bei Haslach noch zu suchen sind, dem langen, durch den Auftrieb tonalitischen Magmas bezeichneten Strich der Centralalpen an, der sich von den Rieserfernern noch weit gegen Ost fortsetzt.

Gletscherstudien im Sonnblickgebiete.

Von

Albrecht Penck.

Neben den grossen Gletschern, welche in die Thäler der Alpen herabsteigen, verdienen die kleinen, hoch oben an den Gehängen lagernden ähnliche Beachtung, wie die Wildbäche neben den Flüssen. Sie sind weit mehr als die grossen Schwankungen unterworfen, und klar lässt sich überblicken, in welcher Weise sie Gesteinsschutt verfrachten.

Firnfeld und Zunge liegen bei ihnen eng beisammen. Veränderungen in der Nährung und der Auflösung beeinflussen daher in auffälliger Weise ihre Grösse. Eine einfache Überlegung erweist dies. Wir denken uns einen Gletscher auf einem regelmässig ansteigenden Gehänge. Fällt dies von einem Firste von gleicher Höhe ab, so zieht er sich in seiner ganzen Breite bis zu einer bestimmten Höhe herab; und nach den wichtigen Untersuchungen von Kurowski (Die Höhe der Schneegrenze, Geogr. Abh. V, 1., 1891) verläuft die Schneegrenze als Scheide zwischen Firnfeld und Zunge genau in seiner Mitte, sie halbiert ihn, wie Ed. Richter kürzlich an den Hängegletschern von Jotunheim durch directe Beobachtung feststellte (Geogr. Zeitschr. II, 1896, S. 318). Wächst nun das Firnfeld an, so zieht dies eine ebensolche Vergrösserung der Zunge nach sich, und der Gletscher muss, damit ihn die Schneegrenze nach wie vor halbiert, sich doppelt so tief herabsenken, als diese. Die Veränderungen in der Höhenlage seines Endes geben also die der Schneegrenze vergrössert wieder.

Ein solch' idealer Gletscher, der ein Gehänge bis zum Firste hinauf überdeckt, kann keine Oberflächenmoränen besitzen, da ihn kein Fels überragt. Die Quelle, welche den Schutt der Seiten- und Mittelmoränen auf den Thalgletschern liefert, ist für ihn nicht vorhanden. Was er an Trümmern bewegt, ist nicht zufällig auf ihn herabgefallen, sondern ist von ihm selbst von seiner Unterlage entfernt worden. Was er in seinen Endmoränen anhäuft, ist nicht Gehängeschutt, der auf einem riesigen Schlitten verschleppt wurde, sondern entstammt dem Gletscherboden und erweist dessen Erosion.

Es giebt in den Alpen eine ganze Anzahl von Gehängegletschern, welche diesem idealen Typus recht nahe kommen. Meist aber sind die Geländeformen zur Entfaltung eines solch geometrisch regelmässigen Gebildes nicht günstig. In der Regel werden die Gehänge durch Rippen und Nischen gegliedert, in diesen liegen, überragt von jenen, die Gletscher, und selten reichen sie bis zum Grate hinauf; sie werden meist von seinen steilen Wänden als Hintergehänge umspannt. Sie sind daher weit mehr Kar- als Gehängegletscher. Ein von Wänden überragter Kar-

gletscher kann nie so vollständig schuttfrei sein, als ein typischer Gehängegletscher, aber je mehr er sich demselben nähert, desto reiner wird seine Oberfläche erscheinen, desto mehr wird der oberflächliche Schutttransport ausgeschlossen sein. Gleich ihrer Umgebung ist aber auch die Unterlage der Kargletscher in der Regel stark uneben, und da ihr Eis wenig mächtig ist, so kann es über Aufragungen des Bodens leicht zerreissen. An derartigen Stellen bietet sich die Möglichkeit eines Einblickes in die Gletschersohle, und ein solcher verleiht ihrem Studium besondere Bedeutung für die Erkenntniss der mechanischen Wirksamkeit der Gletscher überhaupt.

Als im verflossenen Jahre der Central-Ausschuss des Alpenvereins mich mit der Aufgabe betraute, jüngere Kräfte in der Beobachtung von Moränen zu schulen, konnte ich kein besseres Übungsfeld wählen, als die Sonnblickgruppe, welche die verschiedensten Formen kleiner Gletscher, vom echten Gehängegletscher bis zum grossen Kargletscher mit Zungenansatz birgt. Mehrfach sind hier Gehänge bis zu den Gipfeln hinauf verkeest, so besonders der Hochnarr und der von ihm ausgehende Westgrat. Hier liegt das Weissenbachkees, einer der grössten Gehängegletscher der Ostalpen; und auch das Hochnarrkees kommt wenigstens in seiner oberen Partie als solcher in Betracht. Die Sonnblickgletscher: das Goldberg-, Kleine Fleiss- und Wurtenkees, sind allerdings durchwegs Kargletscher, grosse zweiter Ordnung nach v. Sonklar, ja die Gebrüder Schlagintweit führten sogar den Goldberggletscher unter den Thalgletschern an. Aber ein jeder zieht sich auf einer Seite wenigstens bis auf die höchsten Spitzen hinauf; der Sonnblick ist im Süden ebenso wie das Schareck ein Schneegipfel. Dazu kommt, dass das Studium gerade dieser Gletscher zur Beurtheilung der Gletscherschwankungen werthvolles Material zu liefern verspricht; in ihrer Mitte liegt die höchste permanente meteorologische Station der Alpen, und sie befinden sich in einem Gebiete, in welchem der Bergbau seit Jahrhunderten im Kampfe mit dem Eise liegt, sodass hier mehr als sonst die Möglichkeit zu erwarten ist, Nachrichten über ältere Schwankungen zu erhalten. Ich begrüsste daher mit Freude, dass sich Herr Dr. A. E. Forster mir in der Absicht anschloss, die Lage der Gletscherenden genauer festzulegen.

Der ungemein regnerische Sommer 1896 war dem Unternehmen allerdings nicht günstig. Es musste von Woche zu Woche verschoben werden, bis endlich keine Wahl mehr blieb. In der Nacht vom 11. zum 12. September langte ich mit Dr. Forster in Taxenbach an, wo uns stud. Machaček erwartete, während stud. Angerer uns erst auf dem Goldberggletscher erreichte. Am 12. September wanderten wir bei strömendem Regen auf völlig durchweichten Wegen das Rauriser Thal hinauf. Abends heiterte es sich aber auf; wir hatten am 13. gutes Wetter für den Beginn unserer Untersuchungen, bei welchen uns die Führer Mayacher und Saupper begleiteten, und nachdem am 14. ein Regenschauer vorübergezogen, konnten wir fünf aufeinanderfolgende prachtvolle Tage ausnutzen. Am 15. verliessen wir Kolm Saigurn, das uns bisher als Hauptquartier gedient hatte, und verlegten dies auf den Hohen Sonnblick, in der Erwartung, dass das dortige Gelehrtenzimmer, das uns von der österreichischen meteorologischen Gesellschaft zur Verfügung gestellt war, einen angenehmeren Aufenthalt bieten würde, als die öden, leeren Räume von Kolm. Diese Hoffnung war trügerisch. Der Beobachter und Wirthschafter Waggerl hatte dort seinen Weinkeller eingerichtet, und es war für irgend welche Arbeiten kein Platz zu finden; überdies waren die Preise für die Verpflegung so hoch, dass ich meinen Begleitern ein längeres Verweilen im Zittelhause nicht zumuthen konnte. Nachdem wir am 16. das Kleine Fleisskees und am 17. das Wurtenkees untersucht hatten, kehrten wir wieder nach Kolm zurück, um von dort aus das Studium des Goldberggletschers zu beenden.

Das geschah am 19. September abends. Am 20. trat dann, als wir eben noch das Hochnarrkees untersuchen wollten, ein Wettersturz ein, welcher Neuschnee bis in die Thalsohle herab brachte. Wir mussten daher bei ebensolch' nassem Wetter das Thal verlassen, wie wir es acht Tage vorher beim Eintritte gehabt hatten, ohne die reinen Gehängegletscher untersucht zu haben. Allerdings konnte von einem Besuche des Weissenbachkeeses kein grosser Erfolg erwartet werden; stud. Machaček hatte es Ende August noch bis unten herab beschneit gefunden.

Wenn nun als Frucht einer einzigen, freilich sehr angestrengten Arbeitswoche im folgenden nicht bloss über die Moränen der drei grösseren Sonnblickgletscher, sondern auch an der Hand von Kartenskizzen über den gegenwärtigen Stand der Gletscher berichtet werden kann, so ist dies vor allem Dr. Forster's Verdienst. Er hatte in Ertl's Verticalwinkel-Messinstrument eine ungemein zweckmässige Ausrüstung für die tachymetrische Einmessung der Gletscherenden gewählt, und sich dadurch in die Lage versetzt, eine förmliche Aufnahme derselben auszuführen. Während er Visuren nahm, wobei ihm unsere Führer Mayacher und Saupper behilflich waren, untersuchten wir anderen das Gebiet so eingehend als möglich; stud. Machaček führte am Wurten- und Goldberggletscher eine Markierung durch; ich selbst krokierte das Gelände und gab Anleitungen zum Moränenstudium. Dr. Forster nahm ferner eine Reihe Photographien auf, um den jetzigen Gletscherstand bildlich festzuhalten. Nach ihnen sind die beigegebenen Bilder gefertigt.

Dr. Forster wird über seine Aufnahmen einen eigenen Bericht erstatten. Die Construction der Karten geschah im doppelten Maassstabe der beifolgenden Skizzen, nämlich 1 : 5000. Dr. Forster entwarf das Netz der eingemessenen Punkte, das dazwischen befindliche Gelände zeichnete ich nach meinen Krokis. Die gemessenen Höhen wurden mit Hilfe von Koten der Originalaufnahme auf den Meeresspiegel bezogen; die Anschlusspunkte waren: am Goldbergkees das Knappenhaus 2341 *m*, am Kleinen Fleisskees die Kote 2658 *m* am linken Gehänge, am Wurtenkees die Höhe des Abflusses vom Weisssee 2363 *m*. Der Vergleich unserer Kärtchen mit der Originalaufnahme 1 : 25000 des k. u. k. militärgeographischen Instituts ermöglicht den Rückgang der drei untersuchten Gletscher seit 1871 festzustellen. In diesem Jahre mappierte Hauptmann Ullmann das Rauriser Thal, also auch den Goldberggletscher, Lieutenant Domansky nahm das Möllthal und Seitenwinkelthal, also das Wurten- und Kleine Fleisskees auf. Durch das freundliche Entgegenkommen des Directors des k. u. k. militärgeographischen Instituts, des Herrn GM. Reichsritter von Steeb, wurde mir ein Einblick in die prächtig ausgeführte Zeichnung der Originalaufnahme ermöglicht. Letztere ist übrigens für das Sonnblickgebiet im Februarhefte der meteorologischen Zeitschrift 1887 in sehr sauberer Weise photolithographisch wiedergegeben. Sie liegt der Specialkarte 1 : 75 000 ebenso zu Grunde wie dem Kärtchen der Sonnblickgletscher 1 : 50 000 auf Tafel 3 von Ed. Richter's Werk über die Gletscher der Ostalpen und der Karte des Sonnblick und Umgebung von Gustav Freytag in Jahrgang 1892 dieser Zeitschrift. Nachdem G. Freytag ausdrücklich erklärt hat, dass er in den Sommermonaten 1891 und 1892 die Veränderungen der Gletscher und Moränen an Ort und Stelle gezeichnet und für deren Richtigkeit einstehe (Peterm. Mitth. 1895, S. 54), so konnte erwartet werden, dass seine Karte als Dokument für den Nachweis von Gletscherschwankungen dienen könnte. Es zeigt sich aber, dass dies nicht der Fall ist. Dagegen stützt sich Posepny's Übersichtskarte des Bergrevieres am Rauriser Goldberg 1 : 7500 (Archiv für praktische Geologie I., 1885, Taf. II, Fig. 5) sichtlich auf bergmännische Aufnahmen und kann mit Erfolg zum Vergleich herangezogen werden. Gleiches gilt von den älteren Aufnahmen des k. u. k. militärgeographischen Instituts 1 : 28 800,

nämlich der Section 21 Col. IV und V der 1807—1808 aufgenommenen Karte von Salzburg für den Goldberggletscher und die 1834 von Czykanek mappierte Section 1 Col. VIII der Karte von Illyrien für das Kleine Fleiss- und das Wurtenkees. Ferner wurde das grosse Keil'sche Relief 1 : 48000 von Salzburg beachtet. Es giebt den Stand unserer Gletscher anders an, als die eben erwähnten Originalaufnahmen, welche nach Aberle (Mittheilungen der Gesellsch. f. Salzburger Landeskunde VII., 1867) bei Ausarbeitung des Reliefs als mathematische Grundlage dienten. Keil verwendete hier sichtlich eigene Beobachtungen, die aus dem Anfang der sechziger Jahre stammen dürften. Endlich standen mir die grossen Jägermayer'schen Photographien von 1863 und einige Aufnahmen des Sonnblicks von Dr. E. Suchanek von 1883 aus der Bibliothek der Section Austria, sowie die reiche Sammlung von Originalphotographien des Präsidenten des Sonnblickvereins, des Herrn Oberst A. v. Obermayer, zur Verfügung. Es sei mir gestattet, ihm gleichwie Herrn Generalmajor von Steeb für das mir erwiesene Entgegenkommen auch hier herzlichst zu danken.

1. Der Gletscherrückgang.

Der Goldberggletscher breitet sich über das Hintergehänge des Rauriser Thales und erfüllt das grosse Vogelmeier Ochsenkar zwischen Sonnblick und Herzog Ernst. Von jenem bekommt er seinen Hauptzufluss, die Firnfelder auf diesem speisen ihn, ebenso wie die des Kleinen Sonnblicks, heute nicht mehr. Der Gletscher zerfällt in drei ebenere Partien, den oberen, mittleren und unteren Keesboden, die durch zwei Stufen getrennt werden, über welchen das Eis stark zerklüftet ist; er wird daher »grupetes Kees« genannt. Das obere grupete Kees verläuft thalaufwärts, das untere thalabwärts gebogen. Vom oberen Gletscherboden erstreckt sich das Firnfeld bis zum Sonnblickgipfel hinauf; ein felsiger Kamm überragt ihn im Süden 50—60 *m* hoch. Der mittlere Keesboden bekommt einen kleinen Zufluss vom Altenkogel, früher auch einen solchen vom Kleinen Sonnblick. Der untere Boden wird links von den Wänden des Kleinen Sonnblicks überragt, über welchen das Kleine Sonnblickkees endet. Rechts wird es durch eine grosse Moräne vom Neunerkees am Abfalle des Herzog Ernst geschieden. Es ist stark im Rückgange begriffen. Ein weites Trümmerfeld liegt vor seinem unteren Ende. Daraus erhebt sich ein Felsbuckel, aus den sogenannten schwarzen Schiefern bestehend, während sonst im Gletschergebiete Centralgneiss herrscht. Wir nannten den Felsen nach dem verehrten Präsidenten des Sonnblickvereins »Obermayer«. An seinem Südwestfusse endet der Gletscher in 2240 *m* Höhe, 450 m weit von der Endmoräne des letzten Hochstandes. Diese quert den Gletscherbach dort, wo ihn der Sonnblickweg überschreitet, bei Kote 2190 *m*. Bis hierher reichte das Eis noch Anfang der sechziger Jahre, als es, wie Reissacher berichtet (Mittheilungen des Österreichischen Alpenvereins 1863, I., S. 81), nahe bis zur Aufzugsmaschine reichte; in der That sind es nur 225 *m* bis dahin. Auch Keil's Relief und eine der grossen Photographien Jägermayer's, der Rauriser Goldberg 1863, aufgenommen von der Durchgangalm am Wege nach Neuhaus, zeigt hier das Ende des Gletschers; die Photographie lässt aber erkennen, dass er bereits etwas unter seine Ufermoräne eingesunken war. Dies bestätigt eine Angabe Leon Turner's, wonach der Goldberggletscher 1850 bis 1866 niedriger geworden ist, wenn auch nicht gerade, wie dort angegeben, um 28 *m* (15 Klafter). (Jahrbuch des Alpenvereins, IV., 1868, S. 339.) Die Originalaufnahme von 1871 verzeichnet das Gletscherende 320 *m* weit vom Radhause und hat hier die Kote 2255 *m* auf dem Eise. Der Punkt kommt etwas westlich vom Felsbuckel beim Reichschartel im verlassenen Gletschergebiete zu liegen, wo Höhen

von 2210—2220 *m* herrschen. Hiernach ergäbe sich eine Mächtigkeit der damaligen Eisbedeckung von 30 *m*. Die Zeichnung des Gletscherendes auf der Originalaufnahme ist etwas unsicher. Viel bestimmter ist sie bei Posepny von 1875. Er lässt von Kote 2255 *m* noch eine schuttbedeckte Gletscherzunge bis 250 *m* vom Radhause reichen. Hiernach wäre für die ganzen sechziger Jahre nur ein unbeträchtlicher Rückgang des Gletschers anzunehmen. 1885 hingegen erwähnt Hans Stöckl (diese Zeitschrift 1885, S. 387), dass der Gletscher in seiner Länge mindestens um 300 *m* zurückgegangen sei, was wohl etwas zu viel ist, denn eine 1883 von E. Suchanek vom Knappenhause aufgenommene Ansicht des Hochnarr zeigt gleich dem Sonnblickbilde zu Stöckl's Aufsatz den Gletscher noch über dem Obermayerfels, sowie bis in die westlich gelegene Schlucht reichend; an ihrem Ausgange liess Rojacher nach den Aussagen Saupper's noch 1880 für Kolm Saigurn Gletschereis holen. Als ich Juli 1888 das Goldbergkees zum ersten Male besuchte, endete es auf dem Obermayerfels; das hier befindliche Steinmanndl liess Rojacher, wie Saupper erzählte, 1889 errichten; wir haben also während der achtziger Jahre einen Rückgang von 150 *m*; das ist ebenso viel wie in dem vorhergehenden Vierteljahrhundert.

In ähnlicher Weise scheint der Rückgang auf der Seite des Knappenhauses erfolgt zu sein. Nach Reissacher's Schilderungen lag letzteres Anfang der sechziger Jahre wie eine Oase mitten in der Eiswüste; so ist es auch auf einem Farbendruck im Album der Deutschen Alpen dargestellt worden. Auch die Originalaufnahme giebt 1871 ringsum Schnee, beziehungsweise Eis an; aber dieses Jahr war, worauf Ed. Richter aufmerksam machte, besonders schneereich, und die Mappeure haben viele nicht perennierende Schneeflecken eingezeichnet (Gletscher der Ostalpen, S. 255). In der That kann es gar nicht fraglich sein, dass das Knappenhaus nie vom Goldberggletscher umflossen war; es war nur an den Seiten und rückwärts von Schneeflecken umgeben, der Gletscher aber endete 75 *m* vor ihm auf den Schutthalden des Bergwerkes. Dies erhellt aus den Ufermoränen und aus der Darstellung auf Posepny's Karte. Sie zeigt den Felsrücken nordwestlich vom Knappenhaus 1875 ungefähr 20 *m* hoch ausgeapert; der Bergbau bemächtigte sich des eisfrei gewordenen Gebietes und es wurde der Beust-Unterbau angelegt. Dies geschah nach Saupper 1876. Wir haben im ersten Vierteljahrhundert des Rückganges hier also, wie unfern des Radhauses, im wesentlichen ein Einsinken der Gletscheroberfläche. Dann erst beginnt der rasche Rückzug auf dem flachen Gletscherboden. Ed. Richter erwähnt, dass man zur Zeit der Abfassung seines 1888 erschienenen Werkes mehrere hundert Schritte zurückzulegen hatte, um vom Knappenhause zum Eise zu gelangen (A. a. O. S. 257). Gleiches erweisen verschiedene Photographien des Obersten v. Obermayer aus den ersten neunziger Jahren. Namentlich eine Ansicht des Sonnblicks, oberhalb des Knappenhauses am 3. August 1891 aufgenommen, lässt deutlich erkennen, dass damals der Felsen unseres Standpunktes bei Kote 2286 *m* eisfrei geworden war. Zwischen ihm und dem Obermayerfels endete eine Zunge des Gletschers, etwa am Zusammenflusse der Gletscherbäche, eine zweite reichte bis an den Eingang der Schlucht. Ganz ebenso ist die Lage des Gletscherendes auf einer Photographie von Obermayer vom 29. Juli 1892. Die gleichzeitige Darstellung auf G. Freytag's Karte kann daher nicht richtig sein. Auf ihr endete der Gletscher in einzelnen Lappen 500—600 *m* südlich vom Radhause; das Knappenhaus ist noch stärker umgeben mit Schnee als auf der Originalaufnahme; der seit 1889 gänzlich ausgeaperte Obermayerfels steckt noch unter Eis. Auch sonst hat die Karte in der Umgebung des Gletschers Fehler; es wird z. B. der Übergang des Sonnblickweges an die oben erwähnte Kote von 2255 *m* der Originalaufnahme, also zu weit südlich und namentlich viel zu hoch gerückt.

Die Veränderungen im Gletscherstande seit 1892 sind sehr beträchtlich. Die rechte Gletscherseite wich um über 100 *m* zurück,[1]) ebenso weit die linke. Allerdings füllten die Schneemassen einer grossen Lawine den ganzen Raum zwischen Schlucht und Eis aus; viel weiter als angegeben dürfte aber letzteres schwerlich reichen. Bei Marke 3 maassen wir 92 *m* bis zum Eise. Wir haben also einen Gletscherrückgang von über 20 *m* jährlich. In der Mitte des unteren Keesbodens kam eine ausgedehnte Felspartie zum Vorschein. Sie heisse Rojacherfels. Ihr höchster Punkt liegt 2340 *m*; zwischen ihr und dem Obermayerfels befindet sich unter beträchtlicher Überschüttung mit Grundmoränenmaterial noch ein Rest Eis mit recht grossen Körnern. Es reicht bis 21 *m* von Marke 4. Am linken Saume des unteren Keesbodens aperten ferner zwei Felsen aus (Koten 2251 und 2321 *m*), der obere wurde 2 *m* vom Eise (Marke 2) markiert. Weitere Verände-

Das Goldbergkees vom Knappenhaus. September 1896.
Nach einer Photographie von Dr. A. E. Forster.

rungen sind am unteren und oberen grupeten Kees erfolgt. Bereits 1883 war, wie eine Photographie von E. Suchanek lehrt, an der linken Seite des unteren ein grosser Felssporn ausgeapert, welcher auf den Jägermayer'schen Bildern von 1863 nicht sichtbar ist. 1891 und 1892 reicht er auf Obermayer'schen Photographien bis etwa Kote 2420 *m*, seither hat er sich um 30 *m* verlängert. 6·8 *m* vom Eise wurde hier Marke 1 angebracht. Ferner ist an der rechten Seite ein Felsstreifen zum Vorschein gekommen, den keine Photographie von 1883 oder 1891 zeigt. Das untere grupete Kees ist durch beide Felsen auf 500 *m* Breite, gegenüber 750 *m* der Originalaufnahme eingeengt worden. Noch auffälliger sind die Veränderungen am oberen grupeten Kees. Suchanek's Sonnblickphotographie von 1883

[1]) Bei Marke 5 maass stud. Machaček 15 *m* zum Gletscher, bei Marke 6 11·6 *m* bis zum Eise unter der Ufermoräne. Beide Marken befinden sich auf Blöcken.

zeigt hier in der Fortsetzung des südöstlichen Sonnblickgrates eine Felspartie, welche sich bis in die Nähe unserer Kote 2516 *m* erstreckt. Ebenso weit reicht sie auf von Obermayer's Bildern von 1891 und 1892. Jetzt hat sie sich 120 *m* weit nach Süden verlängert, und in den nächsten 100 *m* ist das Eis noch an zwei Stellen, unseren Koten 2555 und 2577 *m*, zerrissen, sodass hier Felsenfenster zum Vorschein gekommen sind. Letzteres ist nach Aussage der Führer erst im Sommer 1896 geschehen. Das obere grupete Kees, auf der Originalaufnahme 800 *m* breit, hat sich nunmehr auf 500 *m* eingeengt. Dies deutet darauf, dass auch die oberen Keespartien stark in Minderung begriffen sind, und dass das Rückschreiten der Zunge noch anhalten wird. Geschieht es in gleichem Maasse fort, wie seit 1892, so verschwindet der untere Keesboden in 12—15 Jahren.

Gegenwärtig liegen die Endmoränen 50 *m* hoch über dem eisfrei gewordenen Gletscherboden; so hoch überragt auch die linke Ufermoräne, wie unsere Karte zeigt, das Eis. Allerdings ist hier die Aufnahme nicht ganz sicher. Um mindestens 30 *m* ist ferner der mittlere Keesboden eingesunken. Selbst im oberen Boden macht sich eine Minderung des Eises fühlbar, die Felsrippe, welche sich auf der Originalaufnahme von Kote 2973 *m* des südöstlichen Sonnblickgrates abzweigt, hat sich beträchtlich verlängert. Dieser in unserer Abbildung (S. 57) wiedergegebene Stand des Gletschers ist der kleinste unseres Jahrhunderts. Die alte Aufnahme von Salzburg, so verzerrt sie auch den Goldberggletscher wiedergiebt, lässt deutlich erkennen, dass 1807/8 der Gletscher 200 *m* südwestlich vom Knappenhause endete, also etwa dort, wo er 1891 sich befand. Weiterhin aber reichte das Eis sichtlich in einer Zunge über den Obermayerfels hinaus, etwa bis zum Stande von 1883. Vor ihm erstreckte sich eine eigens ausgeschiedene Schuttfläche, deren Grenzen mit den Endmoränen zusammenfallen. Dies deutet darauf, dass bereits nicht allzulange vor 1807 der Gletscher einen Hochstand ähnlich dem letzten gehabt hat, derselbe dürfte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eingetreten gewesen sein. H. und A. Schlagintweit geben ferner an (Neue Untersuchungen 1850, S. 130), dass der Rauriser Goldberggletscher 1846 20 *m* von der letzten Endmoräne am Knappenhause endete, er muss also damals sehr hoch gestanden sein und zuvor einen noch grösseren Stand gehabt haben. Ob letzterer mit dem von Ende des vorigen Jahrhunderts identisch ist, lässt sich nicht sicher entscheiden; möglich ist jedenfalls, dass das Goldbergkees gleich anderen Alpengletschern in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts vorgestossen hat, sodass im Ganzen in hundert Jahren drei Hochstände zu unterscheiden wären.

Eine Stütze erhält diese Muthmaassung dadurch, dass sich die Endmoräne des Goldberggletschers am Felsbuckel unweit des Reichschartels in drei Wällen auflöst. Der äusserste, bereits stark verwittert, besteht vornehmlich aus Schiefergeschieben, der zweite aus grossen eckigen, mit Flechten bewachsenen Gneissblöcken, der dritte endlich aus frischen Gneissplatten. Dem Aussehen nach sind diese drei Wälle verschieden alt, aber der Altersunterschied erscheint nicht gross. Sie dürften drei Hochständen der jüngsten Zeit entsprechen. Anders nordwestlich vom Knappenhause. 50 *m* vor der Endmoräne des letzten Hochstandes, welche sich auf die Schutthalden am Knappenhause legt, und etwa 50 *m* höher verläuft ein Wall von riesigen, stark ausgewitterten, mit Flechten bewachsenen Gneissblöcken, von denen ein besonders grosser bis 2355 *m* aufragt. Die Fortsetzung dieser alten Moräne wird von den Schutthalden des Bergwerks überdeckt. Wir vermögen also hier zwei Hochstände des Goldberggletschers zu unterscheiden, welche getrennt werden durch die Periode des Bergbaues. Während der Blüthezeit des letzteren war der Gletscher klein, nach dem Waldner'schen Tagebuch von 1570 existierte ein Erbstollen, der nach

Posepny 40 *m* tiefer als der jetzige tiefste Bodenstollen, also in 2300 *m* Höhe lag. Eine solche Stollenanlage wäre selbst bei dem jetzigen Tiefstande des Gletschers kaum möglich, da er sich eben erst auf 2300 *m* Höhe zurückgezogen hat. Ist ferner die Folgerung Posepny's richtig (Archiv für praktische Geologie I., S. 28), dass dieser Bartholomäusstollen 320 *m* südwestlich vom heutigen Bodenstollen endete, so hat man sein Mundloch im Bereiche des Neunerkeeses, hart am Fusse der grossen Ufermoräne zu suchen, an einer Stelle, wo unsere Karte die Eisoberfläche in 2320 bis 2330 *m* Höhe verzeichnet. Wenn zur Zeit der Abfassung des Waldner'schen Tagebuches nach Posepny schon 20 *m* Eis über dem Mundloche lag, so muss damals, 1570, der Gletscherstand ähnlich dem gegenwärtigen gewesen sein, aber bei der Stollenanlage, die ins 15. Jahrhundert fallen dürfte, muss die Gegend des Mundloches eisfrei gewesen sein, d. h. es konnten weder Neuner- noch Goldbergkees auf 2300 *m* herabreichen; um diese Zeit dürfte der ganze untere Keesboden unvergletschert gewesen sein; die aus dem Namen Vogelmeier Ochsenkarkees hergeleitete Muthmaassung, dass dieser Gletscher eine Ochsenweide erfüllt, erscheint uns hiernach nicht so gewagt wie Ed. Richter. Welches Alter die ältere von den beiden Endmoränen des Knappenhauses hat, lässt sich nicht bestimmen. Ihrer allgemeinen Lage nach gehört sie in das System der Endmoränen des jetzigen Gletschers; sie ist, geologisch gesprochen, recent. Ihr dürften die Trümmerwälle entsprechen, welche 300 *m* westlich vom Radhause liegen, ebenso weit entfernt von der Endmoräne des letzten Hochstandes.

Grössere Veränderungen noch als der Goldberggletscher haben seine kleinen Nachbarn erlitten. Vermochte zur Zeit des Hochstandes das Kleine Sonnblickkees seine Moränen auf den unteren Boden des Goldbergkeeses herabzuwerfen, so musste es bis zum Firste seiner End- und Ufermoränen angeschwollen sein. Bereits zur Zeit der Aufnahme der Jägermayer'schen Bilder war es unter dieselben eingesunken; jetzt liegt es zwischen ihnen als eine unscheinbare, stark verschneite Zunge. Eine zweite Zunge zog sich zum mittleren Goldbergkeesboden herab, den sie auf einer Ansicht des Sonnblicks von der Fraganter Scharte im zweiten Jahresberichte des Sonnblickvereins (nach einer Photographie des Obersten v. Obermayer von 1891) noch erreichte; jetzt ist sie von ihm durch einen Moränenwall geschieden. Endlich zeigen die Jägermayer'schen Photographien 1863 das Kleine Sonnblickkees noch in stattlicher Breite mit dem oberen Boden des Goldberggletschers zusammenhängend. Bereits 1871 verzeichnet die Originalaufnahme dazwischen einzelne Felsen, jetzt ist eine breite Gesteinsfläche ausgeapert. Reicht auf der Originalaufnahme das Kleine Sonnblickkees hinauf bis auf den Grat, welcher den Kleinen Sonnblick[1]) mit dem Abfalle des Hohen verbindet, so sind nunmehr hier ausgedehnte Flächen ausgeapert. Weiter sind die prallen Wände des Sonnblicks selbst bedeutend schneefrei geworden.

Das Neunerkees erscheint auf der Originalaufnahme als ein Theil ausgedehnter Schneemassen, die sich, unterbrochen von einzelnen, nordwestlich streichenden Felsgraten, den Neunern, bis zum Herzog Ernst und Altenkogel ziehen. Gerade hier dürfte die Schneebedeckung beträchtlich zu gross dargestellt sein; denn bereits Juli 1875 nahm Posepny wahr, dass jene schmalen Felsgrate der Originalaufnahme viel breiter als die daneben befindlichen Schneestreifen waren. 1896 beschränkte sich das Neunerkees lediglich auf das dreieckige Feld am Fusse des Neuner Bolfach zwischen der grossen rechten Ufermoräne des Goldberggletschers und etwa der

[1]) Dieser Name kommt der Kote 2638 *m* der Originalaufnahme, und nicht, wie G. Freytag's Karte fälschlich angiebt, einem Gipfel auf dem Südostgrat des Sonnblicks zu.

2500 *m*-Kurve der Originalaufnahme. Das darüber befindliche Gehänge war mit wenigen Ausnahmen ausgeapert. Ein Firnstreifen zog sich in der Wintergasse in die Höhe, wo nördlich und westlich des Tauernkopfes grössere Firnflecken lagen. Zur Zeit des Gletscherhochstandes war das Neunerkees dem Goldberggletscher tributär, jetzt wird es von ihm durch seine grosse rechte Ufermoräne geschieden. Sein Ende liegt 25 *m* tiefer als deren First; es wird unterirdisch durch sie hindurch entwässert. In seiner heutigen Gestalt ist es nur eine dünne Gehängeüberkleidung; sein Eis zeichnet sich durch prachtvolle Bänderung aus.

Das Kleine Fleisskees liegt auf der Westseite des Sonnblicks in einem Kare im Thalschlusse des Kleinen Fleissthales. Sein Firnfeld steigt bis zur Sonnblickspitze hinauf, und wird nur von den Gipfeln der Goldbergspitze und des hinteren Sonnblicks 60—80 *m* hoch überragt. Abwärts reicht der Gletscher bis zu dem steilabfallenden Hintergehänge des Kleinen Fleissthales. Seine kleine Zunge liegt im Schatten des links sich erhebenden Rothen Mannes (3088 *m*), der sie einige hundert Meter überragt. Sie reicht nirgends bis zum rechten Kargehänge, das erst in einiger Entfernung von ihrer Ufermoräne ansteigt. Eine Stufe zerlegt den Gletscher in einen unteren und einen oberen Boden.

Das Ende des Kleinen Fleissgletschers ist bestimmt durch den Abfall des erwähnten Hintergehänges. Es befindet sich heute noch an derselben Stelle wie 1871 zur Zeit der Originalaufnahme, sowie 1891, als Oberst von Obermayer vom Seebichlhaus eine Photographie der Zunge aufnahm; nämlich an der oberen Kante jenes Abfalls. Zur Zeit des Gletscherhochstandes hat es sich allerdings wie ein Vorhang eine Strecke weiter abwärts erstreckt, die oberen Partieen des Abfalles zeigen Glättungen, und auf der Aufnahme von 1834 reicht es fast 300 *m* weiter abwärts, bis unter 2400 *m* Höhe. Ebenso weit erstreckt es sich auf Keil's Relief, das neben der Zunge die tiefe, auf der alten Aufnahme nicht wiedergegebene Schlucht des Gletscherbaches verzeichnet, und dadurch verräth, dass Keil hier nach eigenen Beobachtungen arbeitete. Wir dürfen daher annehmen, dass die Zunge noch um 1860 über die Wand herabhing. Damit stimmt die Kote von 2353 *m*, welche v. Sonklar neben dem Kleinen Fleissgletscher (Hohen Tauern, Wien 1866) nach unbekannten Quellen angiebt. 1848 fanden dagegen die Gebrüder Schlagintweit den Gletscher 20 *m* von seiner letzten Endmoräne, was auf einen kleinen Rückgang deutet. Gleichwohl hat die Zunge des Kleinen Fleissgletschers seit der Originalaufnahme einige Veränderungen erfahren. Letztere verzeichnet hier auf dem Eise die Kote von 2544 *m*, — auf Freytag's Karte fälschlich an den Gletscherrand gerückt — wir erhielten nur 2513 *m*, und wenn auch einige Unsicherheit im Anschlusse unserer Höhenmessungen an die der Originalaufnahme besteht, so ist diese doch weit geringer, als die Differenz, um die es sich hier handelt, und wir haben ein unverkennbares Schwinden der Zunge vor uns. Dasselbe hat bis nach 1891 angehalten. Von Obermayer's erwähnte Photographie zeigt den Gletscher über der erwähnten Schlucht, in welcher sein Hauptbach ihm in der Richtung gegen Nordwest entfliesst, mit einer Aufwölbung; jetzt ist das Eis hier eingesunken. Eine schmale Zunge, auf Grundmoräne gelagert, streckt sich südwärts hiervon bis 2490 *m*; die Originalaufnahme verzeichnet allerdings die 2500 *m*-Kurve erst etwas tiefer, sie ist sichtlich erst nach der Geländezeichnung hier eingetragen, und dürfte auf der steilen Felsplatte nicht verlässlich sein, ebenso wie die 2600 *m*-Kurve auf dem Gletscher. Beiderseits dieses Vorsprunges ist das Gletscherende mit kleinen Endmoränen umrahmt, die bereits auf v. Obermayer's Ansicht von 1891 entgegentreten, die rechte liegt jetzt 5—10 *m* vom Eise entfernt. Zwei riesige erratische Blöcke bei Kote 2514 *m* unseres Kärtchens auf dem felsigen Gletscherboden am Fusse der grossen Ufermoräne können hier zur Orientierung

dienen. Wir maassen bis zum Eisrande südwärts 55 *m*, südöstlich 38·5 *m*, östlich am Fusse der Ufermoräne entlang 52 *m*. Das stattliche Schwinden des Gletschers wird namentlich an der mehrfach erwähnten rechten Ufermoräne ersichtlich. Sie überragt den unteren Gletscherboden durchschnittlich 35 *m* hoch, unter der Stufe gegen den oberen Boden sogar 45 *m* hoch; hier ist neben ihr ein 70 *m* breiter Gesteinsstreifen zu Tage getreten; er ist bereits auf einer Photographie des Obersten v. Obermayer von 1894 sichtbar. Der obere Keesboden liegt nur 10—20 *m* unter der Ufermoräne, das Einsinken ist hier also geringer.

Das Wurtenkees ist in Bezug auf seine Lage ein Gegenstück zum Goldberggletscher. Es entsteht in dem weiten Halbkreise zwischen Schareck und Altenkogel, und sein Firnfeld reicht bis auf ersteres hinauf. Im Norden wird es vom Felsabfalle des Herzog Ernst nur mehr 200 *m* hoch überragt, sowie 100 *m* hoch vom Gold-

Das Wurtenkees im September 1896.
Nach einer Photographie von Dr. A. E. Forster.

bergtauern und 200 *m* vom Altenkogel. Südwärts erstreckt es eine schmale, flache Zunge zwischen den sanften Abfall des Weinflaschenkopfes und die steileren des Weissseekopfes. Dieser in obenstehender Abbildung wiedergegebene flache Gletschertheil erinnert durch seine Lage, seine Gletschermühlen und seine Mittelmoräne bereits an einen Thalgletscher; er befindet sich aber hoch über der Sohle des Wurtenthales.

Die Lage der Gletscherzunge wird auf den vorliegenden Karten sichtlich verschieden angegeben. Auf der Aufnahme von 1834 liegt ihr Ende 1200 *m* oberhalb des Ausflusses vom Weisssee, auf der Originalaufnahme von 1871 beträgt die Entfernung 1050 *m*, auf G. Freytags Karte nur 750 *m*. Da kein weiterer Anhaltspunkt für die Lage der Zunge zu gewinnen war, als der erwähnte Seeabfluss, so musste die Vermessung bis dahin ausgedehnt werden. Sie ergab für die fragliche Entfernung 1110 *m*. 50 *m* vor dem Eise wird das Thälchen des Gletscherbaches von einer niedrigen, 2—3 *m* hohen Endmoräne gequert; sie staut

einen kleinen Moränensee auf, in welchem der Gletscher endet. Unterhalb dieser Endmoräne trifft man auf keine frischen Gletscherspuren mehr. Zwar fehlt es nicht an Rundhöckern, aber diese sind mit Flechten überwachsen und lassen kaum noch Gletscherschrammen erkennen. Es ist daher ganz ausgeschlossen, dass noch 1891 oder 1892, als G. Freytag die Veränderungen der Gletscher notierte, das Wurtenkees bis 750 *m* vom Ausflusse des Weissensees, bis in die engste Stelle des Thales oberhalb jenes Sees reichte. In gleicher Richtung weist eine Inschrift am Felsen links über der Endmoräne. Hier ist 300 *m* oberhalb der Stelle, wo nach Freytag der Gletscher 1892 endete, zu lesen: L. M. Wenger, 3. IX. 1884. Gegenüber brachte stud. Machaček 30 *m* vom Gletscher Marke 3 an (Gl. E. N. 60 E.), von den beiden anderen Marken 1 und 3 ist es 5 bezw. 3·5 *m* bis zum Eise.

Der durch die Endmoräne fixierte Gletscherstand entspricht genau dem der Originalaufnahme; wir haben es bis dahin seit 1834 mit einem Anwachsen von im Ganzen 150 *m* und dann im letzten Vierteljahrhundert mit einem Rückzuge von nur 50 *m*, also von nur 2 *m* im Jahre zu thun, wobei das Ende von 2372 auf 2375 *m* hinaufgerückt ist. Gleichwohl ist das Gesammtschwinden des Wurtenkeeses auch ein recht beträchtliches, wird doch seine Zunge zur Linken von Stücken einer an das Gehänge gepressten Ufermoräne durchschnittlich 30 *m* hoch überragt, bemerkenswertherweise jedoch nahe am Ende weniger (nur 20 *m*), als in der Mitte (35 *m*). Auch der obere Theil des Gletschers ist stark eingesunken. Seine linke Seite wird bis an den Fuss des Weinflaschenkopfes von einer Ufermoräne überragt, welche bereits auf der Originalaufnahme als solche hervortritt und daher ein vor 1871 stattgehabtes Schwinden des Gletschers erweist. Ferner sind am Abfalle des Scharecks, Herzog Ernst und Altenkogels, Felswände ausgeapert, und auch am rechten Ufer treten streckenweise Ufermoränen hervor.

Die Aufnahme von 1834 ermöglicht die Lage des Endes vom Wurtenkees mit aller Bestimmtheit zu fixieren, lässt aber seine Zunge nicht deutlich hervortreten. Dies kommt daher, dass das ganze vom Gletscher umzogene Gehänge des Weinflaschenkopfes als verkeest angegeben ist. Auf der Originalaufnahme erscheint es grösserentheils von Schnee eingenommen, welcher durch Felsrippen unterbrochen wird. Gegenwärtig waltet zwischen Fels und Schnee, hier wie am Neuner Bolfach, das umgekehrte Verhältniss ob; der Schnee beschränkt sich auf schmale Streifen, die sich dem Felsen unterordnen. Es ist auf G. Freytag's Karte richtig dargestellt. Dass das Gehänge jüngst vergletschert gewesen, ist nicht wahrscheinlich. Es zeigt keine frischen Spuren der Eiswirkung. Zwei eigenthümlich gestaltete Konkavitäten des rechten Gletscherufers, welche auf der Originalaufnahme bei den Koten 2565 und 2513 *m* angegeben sind — Freytag's Karte stellt sie irrthümlich als Felsbuckel dar — waren 1896 nicht vorhanden. Das Eis reichte in sanfter Abdachung bis an seine Ufer.

Alle drei Gletscher der Sonnblickgruppe haben laut ihren Ufer- und Endmoränen vor nicht allzulanger Zeit einen Hochstand gehabt. Beim Goldberggletscher ist er nach Turner 1850 eingetreten; bei den beiden anderen Gletschern dürfte er gleichzeitig gewesen sein; beim Goldbergkees hat er sich in den Grenzen zweier früherer Hochstände gehalten, über welche seit Beginn des Bergbaues das Kees nicht hinausgegangen ist, beim Wurtenkees ist er der grösste nachweisbare, beim Fleisskees gieng ihm ein ähnlich grosser in den dreissiger Jahren voraus. Seit diesem Hochstande haben die Gletscher einen beträchtlichen Rückgang erfahren, und das Goldbergkees ist so klein wie wahrscheinlich nicht seit 400 Jahren, denn wäre es inzwischen weiter zurückgegangen, so wäre der Bartholomäus-Erbstollen wieder in Gebrauch gesetzt worden, worüber keine Aufzeichnungen berichten.

Das Rückschreiten der Zungen ist aber in recht verschiedenem Maasse geschehen. Bis 1871, zur Zeit der Originalaufnahme, waren die beiden grössten, das

Goldberg- und Wurtenkees, fast gar nicht zurückgegangen, während ein nennenswerthes Zurückweichen des Kleinen Fleissgletschers eingetreten war. Darauf ist sein Ende stabil geblieben; das des Goldberggletschers aber ist achtmal so weit zurückgegangen, wie das des Wurtenkeeses, das nur einen minimalen Rückgang zeigt.

Diesem auffällig verschiedenen Verhalten der Zungen steht ein recht gleichmässiges der gesammten Gletscher gegenüber. Sie sind nicht bloss an ihren Enden, sondern auch an ihren Seiten zurückgegangen. Die Verschiedenheit des Rückganges an beiden Grenzen kompensiert sich. Während die eisfrei gewordenen Flächen im Wesentlichen vor dem Goldberggletscher liegen, erstrecken sie sich beim Wurtenkees an den Flanken. Nehmen wir alles seit 1871 vom Gletscher verlassene Gebiet zusammen, so finden wir, dass es im bestimmten Verhältnisse zur Gletscheroberfläche steht. Dies erhellt aus folgenden, von stud. Machaček gewonnenen Daten:

	Areal 1871	Areal 1896	Rückgang
Goldberggletscher ohne Kl. Sonnblick- und Neunerkees	3·14 *km²*	2·79 *km²*	0·35 *km²*
Kleines Fleisskees	1·69 „	1·56 „	0·13 „
Wurtenkees	3·50 „	3·10 „	0·40 „

Man sieht, die beiden grösseren Gletscher giengen seit 1871 um 11%, der kleinere um 8% der Flächen zurück. Die grösseren minderten sich also um mehr als die kleineren. Fassen wir aber die Zeit seit dem letzten Hochstande (1850) ins Auge, und erwägen, dass Goldberg- und Wurtenkees 1871 nicht wesentlich kleiner waren, während sich das Kleine Fleisskees 300 *m* weit von der Wand des Thalschlusses zurückgezogen hatte, so verschwindet jene Differenz, und wir können sagen, dass die drei grösseren Gletscher der Sonnblickgruppe seit ihrem letzten Hochstande durchwegs um ein Neuntel kleiner geworden sind.

Ihre Volumenänderung seit dem Hochstande lässt sich, da derselbe nicht durch Karten der Gletscheroberfläche festgelegt ist, nur in groben Umrissen schätzen. Gehen wir von der Höhenminderung aus, welche durch die Erhebung der Ufermoränen angezeigt sind, und veranschlagen sie in den grössten Höhen auf 10 *m*, so erhalten wir für Goldberg-, Kl. Fleiss- und Wurtenkees rund 78, 33 und 71 Millionen Kubikmeter, entsprechend einer mittleren Höhenabnahme von 24, 19 und 20 *m*, also für den am tiefsten herabgehenden Goldberggletscher am meisten, für das am höchsten liegende Kleine Fleisskees am wenigsten. Im grossen und ganzen hält sich aber die Minderung der mittleren Gletscherhöhe in engen Grenzen, wie nicht anders erwartet werden kann, da letztere der Schneegrenze sehr nahe kommt. Nach dem Dargelegten führt sich der gesammte Rückgang aller drei Gletscher seit 1850 auf ein Ansteigen der klimatischen Schneegrenze von 20 *m* zurück. Stud. Machaček hat die seit der Originalaufnahme eingetretene Volumenminderung durch Vergleich von deren und unseren Isohypsen der Gletscheroberflächen zu bestimmen versucht, wobei er für die über 2600 *m* hoch gelegenen Gletschertheile ein Einsinken von 6 *m* annahm. Er hat für unsere drei Gletscher der Reihe nach folgende Werthe erhalten: 50, 19 und 44 Millionen Kubikmeter. Hiernach stünde einem Gesammtschwinden der drei Gletscher von 1850/96 von 182 Millionen Kubikmetern ein solches von 113 Millionen 1871/96 und für 1850/71 ein solches von 69 Millionen gegenüber. Es war also die Gletscherminderung anfänglich geringer, später stärker; bis 1871 betrug sie insgesammt rund 3·3, seither 4·5 Millionen Kubikmeter jährlich, entsprechend einer Erniedrigung der gesammten Gletscheroberfläche von anfänglich 0·4 *m*, später 0·6 *m* jährlich. Wir haben also eine nunmehr seit 46 Jahren anhaltende Abschmelzperiode, deren Intensität zugenommen hat. Das gilt nicht bloss für alle drei Gletscher zusammengenommen, es trifft auch für jeden einzelnen zu.

2. Die Moränen.

Für die Moränenbildung der drei geschilderten Gletscher der Sonnblickgruppe kommt wesentlich in Betracht, dass jeweils eine Seite von ihnen nicht von felsigen Gehängepartien überragt wird und sozusagen als Gehängegletscher entwickelt ist. Hier ist die Bildung von Oberflächenmoränen durch Herabfallen von Gehängeschutt ausgeschlossen. Sie ist bei allen drei Gletschern nur einseitig möglich.

Wie unsere Abbildung (S. 57) zeigt, ist die linke Seite des Goldberggletschers, welche den Südostabfall des Sonnblicks bis zum Gipfel hinauf überdeckt, so gut wie schuttfrei. Nur von den Felsen, welche im oberen grupeten Kees ausapern, ziehen sich weithin sichtbare Schuttstreifen abwärts. Ihr Material entstammt der Grundmoräne des über den Felsen abbrechenden Eises, es ist daher gerundet. Einige Blöcke liegen auch unter dem Felssporne, der auf der linken Seite des unteren grupeten Keeses ausaperte. Sie sind, wie unsere Abbildung auf S. 67 lehrt, gleichfalls gerundet und rühren aus der Grundmoräne her, welche der schwindende Gletscher auf dem Felssporne zurückliess. Zahlreiche, theils gerundete, theils kantenbestossene Blöcke werden dort in höchst unsicheren Stellungen angetroffen. Ein leichter Anstoss genügt, sie ins Rollen zu bringen, sie fallen auf den unteren Keesboden herab und springen auf ihm in mächtigen Sätzen abwärts, gelegentlich bis zum Ende, meist aber nur eine Strecke weit und gesellen sich zu den vereinzelten Blöcken auf dem Eise, die diesen Weg aus natürlichen Ursachen bereits zurückgelegt haben. Diener erwähnt mehrmals (Petermann's Mittheilungen 1894, S. 270, 1895, S. 52) eine linke Seitenmoräne des Goldberggletschers. An der von ihm angegebenen Stelle zeigt unsere Abbildung (S. 57) die grosse Ufermoräne. Letztere enthält in einer lehmig grusigen Grundmasse zahlreiche Gesteinsblöcke. Neben eckigen sieht man deutlich gekritzte; viele sind kantengerundet, oder zeigen wenigstens Kratzer, als wäre mit einer Hacke an ihnen vorbeigeschlagen worden. Es liegt also vornehmlich Grundmoränenmaterial vor. Dasselbe ist aber nur zu einem Theile vom Goldberggletscher herbeigeführt, zum andern rührt es vom Kleinen Sonnblickkees her, welches zur Zeit seines Hochstandes sein Moränenmaterial hier über die Wand am Fusse des Kleinen Sonnblicks herabwarf. Das felsige Gehänge über der Wand ist noch jetzt, wie unser Bild zeigt und wie man sich leicht auf dem Sonnblickwege vergewissern kann, mit einzelnen Gletscherblöcken überstreut, unter denen man nicht selten gut gekritzte sieht; an ihrem Fusse liegen Schutthalden dieses Moränenmaterials, das durch seine gelbliche Färbung von dem grauen gewöhnlicher Schutthalden leicht unterscheidbar ist, sie lagern sich auf die Ufermoräne. Eine in unserem Bilde gut erkennbare Gefällsknickung markiert die Grenze. Dass dann und wann auch Trümmer von der 100 *m* hohen Wand selbst herabgefallen sind, ist selbstverständlich; eine irgendwie wesentliche Rolle spielen sie aber in der Ufermoräne nicht. Sie birgt, wie aus einigen Rutschungen hervorgeht, einen Kern von Eis und mag daher theilweise zur Zeit des Gletscherhochstandes Seitenmoräne gewesen sein. Aber nichts verräth, dass sie heute noch in Bewegung begriffen ist. Sie kann daher nicht mehr zu den aktuellen Seitenmoränen gezählt werden, und wenn sie einmal eine solche gewesen ist, so war sie nach dem Dargelegten von aussergewöhnlicher Entstehung. An ihrem Fusse ist jetzt eine neue Ufermoräne im Werden begriffen.

Auf der rechten Seite des mittleren Keesbodens finden sich zwei Streifen eckiger Gesteinstrümmer. Sie kommen vom Altenkogel. Neben ihnen erhebt sich die rechte Ufermoräne, gleichfalls aus eckigen Trümmern bestehend, 20—30 *m* hoch. Unterhalb der Felswände, welche an der rechten Seite des unteren grupeten Keeses ausaperten, vereinigen sich diese drei Moränen zu einer einzigen grossen, welche

den Goldberggletscher vom Neunerkees trennt, dieses wie eine Endmoräne umspannend, jenen als Ufermoräne überragend. Ihre Breite ist 100 *m*, ihre relative Höhe über den benachbarten Gletschern 40, bez. 20 *m*. Gegenüber dem Knappenhause breitet sie sich T förmig aus und erlangt eine Gesammtbreite von über 200 *m*. Sie ist hier etwa so hoch wie die Oberfläche der Bergwerkshalde. Ihr Material zeigt auf seinen beiden Flanken bemerkenswerthe Verschiedenheiten. Die linke besteht aus groben eckigen Gneissblöcken, welche lose aufeinander gehäuft sind; die rechte wird aus gelblicher Grundmoräne zusammengesetzt; darin findet man Erze, sowie häufig Grubenhölzer. Man hat die Grundmoräne des Neunerkeeses vor sich, welche auf Kosten der alten Bergwerkshalden entstand, also ganz jugendlichen Ursprungs ist. Der Wall liegt auf Eis auf. Man sieht dies zusammenhängend dort, wo der Wall den vom Goldberggletscher verlassenen Boden überragt, bis 2320 *m* hinaufreichen und auch gegen das Neunerkees kommt es mehrfach zum Vorschein. Rojacher liess auf dem Firste graben, um sich über das Innere zu vergewissern; nach Saupper's Mittheilungen wurde in geringer Tiefe Eis gefunden. Gegenüber dem Knappenhause befinden sich im Walle mehrere Vertiefungen, wahrscheinlich Einbrüche über einem Abflusskanale der Schmelzwässer des Neunerkeeses, welche unterirdisch abfliessen müssen und muthmaasslich die Quellen am Nordwestfusse der Moräne speisen. Nichts deutet darauf, dass letztere in fortschreitender Bewegung begriffen ist. Posepny giebt ihr gegenüber dem Knappenhause 2360 *m* Höhe, also 20 *m* mehr, als gegenwärtig. Wenn Posepny auch nicht mit Messinstrumenten ausgerüstet war, so ist doch unwahrscheinlich, dass er die Höhe so beträchtlich überschätzt habe; es scheint der Wall durch Abschmelzen seines Eiskernes allmählig zusammenzusitzen.

Muss beim gegenwärtigen Gletscherstande der Wall als rechte Ufermoräne des Goldberggletschers — als solche ist er bereits von E. Richter bezeichnet worden — und zugleich als Endmoräne des Neunerkeeses angesehen werden, so war er zur Zeit des Gletscherhochstandes wohl eine Mittelmoräne, welche durch Verwachsen einer Seitenmoräne des einen mit einer Grundmoräne des anderen Gletschers, der sich auf ihn hinaufschob, entstand. Es lag also wieder ein Gebilde ungewöhnlicher Art vor.

Neben dieser Ufermoräne erscheint auf der rechten Seite des unteren Keesbodens noch ein Streifen eckiger Gesteinstrümmer, der im unteren grupeten Kees beginnt. Ferner wird über die dort ausapernde Felswand Grundmoränenmaterial herabgeworfen, welches eine Strecke weit auf dem tiefer gelegenen Gletscher verfolgt werden kann. Endlich rollen von der Ufermoräne über ihren Eisfuss nicht selten Trümmer herab. Aus diesen verschiedenen Ursachen erhält der Gletscher nahe seinem Ende rechts eine verhältnissmässig beträchtliche Schuttbedeckung.

Auch in der Mitte des Goldberggletschers giebt es Schutt, welcher Diener veranlasste, von einer Mittelmoräne zu sprechen. (Peterm. Mitth. 1894, S. 270.) Man muss hier zwei Vorkommnisse verschiedener Art und Entstehung streng auseinanderhalten. Ein Streifen sparsam gestreuter Gneissplatten kommt bei 2407 *m* aus dem unteren grupeten Kees, er wird am Gletscherende, rechts neben dem Rojacherfelsen etwas dichter. Von hier aus ist der vom Eise verlassene Boden bis zu den Endmoränen am Reichsschartel mit eckigen Gneissblöcken übersät. Dies lässt muthmaassen, dass sich der Schuttstreifen einst bis dahin erstreckte. In der That sieht man auf Jägermayer's Ansicht des Goldbergkeeses von Nordosten an der Zunge des 1863 noch stark angeschwollenen Gletschers einen Schuttstreifen, welcher auch auf der Originalaufnahme von 1871 angegeben ist. Er beginnt auf beiden in der Gegend des heutigen Obermayerfelsens. Posepny verzeichnet den Streifen genauer.

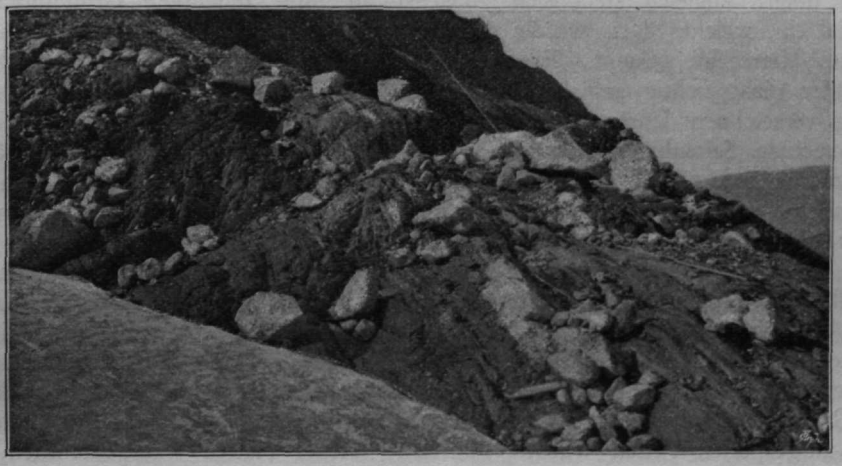
Nach ihm verbreitert er sich über der Zunge des Gletschers, die unter seiner Bedeckung einen besonderen Vorsprung macht. Der Anfang des Schuttstreifens wird bei 2370 *m* an einer Stelle angegeben, die rechts vom Rojacherfelsen zu liegen kommt. Ebenda beginnt er auch auf der Ansicht des Sonnblicks von Würthle & Spinnhirn (Zeitschr. 1885, S. 384) und jener von Suchanek (1883). Wir haben es also mit einem permanenten Gebilde zu thun, welches aus dem Eise ausapert, und zwar um so weiter oberhalb, je weiter der Gletscher zurückgeht. Es ist Schutt der Firnregion, der hier wieder zum Vorschein kommt. Muthmaasslich kommt er von den Wänden der Goldbergspitze, wo gegen die Bretscharte hin eine Schutthalde auftritt. Jedoch ist die geologische Zusammensetzung des Sonnblickgebietes noch viel zu wenig bekannt, als dass sich die Herkunft des Gletscherschuttes genau bestimmen liesse. Jedenfalls ist ausgeschlossen, dass der Streifen nach der Art einer Mittelmoräne aus zwei Seitenmoränen entsteht, oder dass er bei der Geradlinigkeit der Gletscherumrahmung von einem Vorsprunge derselben herrührt. Wir stehen vielmehr vor dem Falle, dass ein nicht besonders hervorspringender Punkt des Hintergehänges direct Schutt für die Mitte des Gletschers liefert. Da nun jenes den Gletscher nirgends sehr hoch überragt, so kann die von ihm gelieferte Schuttmenge nicht gross sein.

In der That tritt auch der geschilderte Streifen beträchtlich zurück gegen den benachbarten Schutt, welcher sich an das Ausapern des Rojacherfelsens knüpft. An seinem oberen Rande wird Grundmoränenmaterial in Gestalt niederer Wälle zusammengestaut, er selbst ist mit solchem dermaassen überstreut, dass der Fels nur stellenweise zum Vorschein kommt, und das an seinem Fusse gegen den Obermayerfelsen liegende Eis ist so vollständig damit überdeckt, dass wir lange Zeit sein Vorhandensein nicht zu erkennen vermochten. Wir sehen also auch hier wieder, wie Grundmoränenmaterial ganz ebenso, wie unter den am grupeten Kees ausapernden Felsen auf den Gletscher gelangt, und zwar an einem Theile des Gletschers, welcher der Oberflächenmoränen ganz entbehrt. Ganz Ähnliches ereignete sich, als der Obermayerfelsen ausaperte, wie ich 1889 wahrnahm. Im Einklange hiermit zeigt eine Hochnarr-Photographie von E. Suchaneck (1883) hier Wellungen des Eises, an welchen zahlreiche Blöcke erscheinen, und die ganze Westseite des Obermayerfelsens ist heute mit Grundmoränen überdeckt. Wir haben also auch hier ein Gebilde vor uns, das nicht aus Seitenmoränen hervorgegangen ist und überhaupt nicht von der Umrahmung des Gletschers hergeleitet werden kann.

Überall, wo die Gletschersohle zugänglich ist, zeigte sich die Grundmoräne, so in den Löchern, die über dem oberen grupeten Kees aufrissen, so über den Felsen, die beiderseits des unteren ausaperten, so namentlich auch in tiefen Spalten oberhalb des Rojacherfelsens. Allenthalben ist die untere, 0·5—1 *m* mächtige Partie des Eises mit Schlamm dermaassen durchtränkt, dass sie grau aussieht und nur noch schwach durchscheinend ist. Dabei ist sie gespickt mit kleinen, häufig ziemlich scharfkantigen Gesteinsscherben und birgt grössere gerundete Blöcke. Schmilzt das Eis, so bleiben Schlamm und einzelne Gesteinsfragmente sowie geschrammte Blöcke von oft bedeutenden Maassen zurück. Dieses Material herrscht auf dem vom Eise verlassenen Boden, beiderseits des schon erwähnten Streifens eckiger Trümmer. Bisweilen trifft man auf sehr grosse Scheuersteine. Kote 2252 *m* der rechten Seite des Schuttgebietes bezieht sich auf einen Centralgneissblock von 2·5 *m* Höhe, 3·8 *m* Länge und 1·8 *m* Breite, also von 18 m^3. Eine seiner Breitseiten ist vorzüglich geschrammt, die anderen nicht. Er sieht aus, als ob er aus dem Gletscherboden ausgebrochen wäre, dort wo sich letzterer oberhalb der Neumerschiefer auf Centralgneiss erstreckt. Seine Unterlage ist Schiefer. Nahe dem Gletscher sind die Blöcke mit Spuren von Eis-

wirkung zahlreicher, als in einiger Entfernung; die oft nur bescheidenen Kritzer und Kratzer werden durch die Verwitterung rasch entfernt und die Blöcke der Grundmoräne sind dann nicht mehr von denen der Oberfläche unterscheidbar. Mancher eckige Block dürfte daher unter dem Eise herbeigeführt worden sein. Die auf geneigtem Boden hinterlassene Grundmoräne ist in stetem Rutschen begriffen und wird vom Regenwasser ausgewaschen. Auf den ebeneren Theilen des alten Gletscherbodens, besonders am linken Ufer des Gletscherbaches, hat letzterer Gerölle und Sand zwischen den einzelnen liegen gebliebenen Blöcken abgelagert.

Der vom Eise verlassene Gletscherboden bildet die bekannten Rundhöcker und ist geschrammt. Jedoch findet man nur selten grössere geschrammte Flächen; meist wechseln solche mit anderen Bruchflächen ab. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung der links vom unteren grupeten Kees ausapernde Fels, den nachstehende Abbildung nach einer Photographie Dr. Forster's wiedergiebt. 1888, als der Gletscher auf dem von den sogenannten schwarzen Schiefern zusammengesetzten Obermayerfelsen endete, fand ich dort mehrere lose Platten, welche einseitig geschrammt und sichtlich aus dem benachbarten Gletscherboden ausgebrochen waren. Hiernach erscheint die Wirkung des Gletschers auf seine Unterlage sowohl als glättende, wie



Geschrammter und ausgebrochener Gletscherboden mit Blöcken der Grundmoräne links vom unteren grupeten Kees am Goldberggletscher.
Nach einer Photographie von Dr. A. E. Forster.

auch als ausbrechende. Damit harmoniert bestens das Vorhandensein so grosser, einseitig geschrammter Blöcke, wie des oben erwähnten. Wenn man also hie und da ganz eckige Blöcke im Eise der Gletschersohle und in der Grundmoräne antrifft, so darf man sie nicht ohne weiteres als Oberflächentrümmer deuten, sondern muss sich fragen, ob sie nicht vom Gletscherboden ausgebrochen sind. Eine auffällige Oberflächenform zeigt der Felsbuckel bei Marke 2. Er ist vom Bache des Kleinen Sonnblicks quer durchschnitten. Die Furche zeigt an ihren Wandungen hie und da Eisschliffe, ist also bereits unter dem Gletscher vorhanden gewesen. Die Fläche, welche über dem Kleinen Sonnblickkees zwischen Kleinem und Hohem Sonnblick ausaperte, ist von ganz anderer Beschaffenheit als der vom Eise verlassene Gletscherboden. Hier liegen angewitterte Gesteinsscherben lose umher, hie und da schwarze Erde dazwischen. Der anstehende Fels ist nicht geschliffen. Es dürfte hier oben nur Firn, kein Eis gelegen haben.

Das Kleine Fleisskees zeigt nur nahe seinem Ende an seiner linken Seite, dort wo es vom Rothen Mann überragt wird, nennenswerthe Schuttbedeckung. Hier herrscht häufiger, heftiger Steinschlag, welcher die Vermessungsarbeit sehr störte, und es ist schwer, zwischen Gletscheroberfläche und Schutthalde zu entscheiden. Weiter oberhalb ist bloss ein Zug vereinzelter eckiger Trümmer vorhanden; er beginnt bei Kote 2658 *m*. Die rechte Seite ist fast ganz rein. Lediglich am Fusse der Felswand, welche zwischen dem oberen und unteren Kees ausapert, trifft man geschrammte, kantengerundete, gekratzte und eckige Trümmer, genau ebenso, wie sie unter den ausgeaperten Felsen des Goldberggletschers auftreten. Offenbar liegen die gleichen Verhältnisse vor, und das Grundmoränenmaterial auf dem Eise verräth die Existenz der Grundmoräne auf einer Gletscherseite, auf welcher sich keine Seitenmoräne durch Herabfallen von Gehängeschutt bildet und zu bilden vermag.

Die rechte Seite des Kleinen Fleisskees wird von einer hohen Ufermoräne von der Stelle an begleitet, wo er sich vom rechten Kargehänge, 400 *m* westlich vom Hinteren Sonnblick, entfernt. Sie ist anfänglich ein 10 *m* hoher Wall eckiger Trümmer. Von der Stufe zwischen oberem und unterem Keesboden an wird sie 35 *m* hoch, zugleich stellt sich zunächst an ihrer Innenseite Grundmoränenmaterial ein, welches dort, wo sie sich wieder an das Kargehänge legt, ausschliesslich zur Herrschaft gelangt. Freytag's Karte, die übrigens auch den Sonnblickweg hier nicht richtig angiebt, rückt diese auf der Originalaufnahme von 1871 richtig verzeichnete Ufermoräne auf den Gletscher, und Diener hat daher von einer rechten Seitenmoräne desselben gesprochen; eine solche ist, wie erwähnt, nicht vorhanden. Zur Zeit des Gletscherhochstandes scheint auch rechts von der Ufermoräne noch ein schmaler Gletscher gelegen gewesen zu sein, die Aufnahme von 1834 giebt ihn bestimmt wieder. Jetzt ist hier kein Eis mehr vorhanden. Die junge Endmoräne auf der linken Seite des Gletscherendes besteht vornehmlich aus Oberflächenschutt, neben welchem das Grundmaterial zurücktritt; auf der rechten Seite herrscht letzteres ausschliesslich. Hier liegen auch riesige, theilweise geschliffene Blöcke umher. Der vom Eise verlassene, durchwegs felsige Boden zeigt häufig Gletscherschliffe, daneben befindliche Bruchflächen aber beweisen, dass auch Platten des Gneisses ausgebrochen worden sind. Auf dem zwischen oberem und unterem Kees ausgeaperten Felsen wurden zahlreiche solcher Platten wahrgenommen, die einseitig angeschliffen und sichtlich nur wenig weit verschleppt waren.

Das Wurtenkees hat, wie unsere Abbildung auf S. 61 lehrt, eine ausgezeichnete Mittelmoräne. Die Originalaufnahme und darnach Richter's Kärtchen verzeichnen bloss ihren Anfang und Ende, ihre ganze Ausdehnung kommt zum ersten Male auf Freytag's Karte zur Darstellung. Sonst wird ihrer in der Literatur nicht näher gedacht. Sie geht nicht aus zwei Seitenmoränen hervor, sondern ist lediglich die Fortsetzung der Moränen der östlichen oberen Gletscherpartie. Hier zieht sich unter den Felswänden zwischen Fraganter und niederer Scharte eine Ufermoräne entlang, welche den angrenzenden Gletscher 15 *m* hoch überragt, und dieser seinerseits trägt eine dünn gesäete Seitenmoräne. Während jedoch die Ufermoräne aus gerundeten Gneissblöcken besteht, wird die Seitenmoräne von den schwarzen Schiefern der ausgeaperten Wände des Herzog Ernst gebildet. Am Fusse des Tauernkopfes biegen beide Moränen vom Gehänge ab, und ziehen sich als Mittelmoräne zwischen der linken und rechten Gletscherhälfte abwärts. Die Fortsetzung der Ufermoräne bildet noch 200 *m* weit einen deutlichen Wall, dann taucht sie unter die Fortsetzung der Seitenmoräne unter, welche nunmehr allein die beiden Hauptbestandtheile des Gletschers scheidet. Ihre Schieferplatten liegen meist flach auf dem Eise, in der Mitte der

Moräne aber stehen sie aufrecht und gleichsam eingeklemmt in die Naht zwischen beiden Gletschertheilen, so wie es Finsterwalder vom Fürkele- und Suldenferner beschrieben hat (Mittheilungen des A.-V. 1896, S. 31). Einige hundert Meter weit lässt sich dies auffällige Phänomen verfolgen. Es scheint darauf zu deuten, dass die Naht zwischen den beiden Haupttheilen des Wurtenkeeses gelegentlich aufgerissen ist, wobei langgedehnte Fugen entstanden, in sie stürzten die Schieferplatten, und nun kommen sie beim Abschmelzen in eingeklemmter Stellung wieder zum Vorschein. Bei 2520 *m* Höhe tritt in der Mittelmoräne abermals Grundmoränenmaterial auf; es ist 150 *m* weit verfolgbar; dann herrschen wieder die Schieferplatten, bis sich 200 *m* oberhalb des Endes von Neuem gekritzte Geschiebe und sonstiges Grundmoränenmaterial einstellt. Einer der grössten Blöcke, ein Gneiss von über 1 m^3 Inhalt, erwies sich hier als geschrammt. Der Hauptzug der Trümmer bedingt eine firstähnliche Aufwölbung der Gletscherzunge, von ihren beiden Abdachungen rollen die Blöcke auf das angrenzende Eis herab und überdecken das Gletscherende in einer Breite von über 100 *m*. Sonst ist die Moräne durchschnittlich 30—40 *m* breit, bloss halb so breit als auf Freytag's Karte, welche auch den Verlauf der Moräne zu weit westlich angiebt. Ihre Mittellinie liegt dort, wo ihre Ostgrenze gezeichnet ist. Die grosse Mittelmoräne des Wurtenkeeses ist also auf namhaften Strecken nichts anderes als die Grundmoräne des vom Schareck kommenden linken Gletscherzuflusses, welche auf den vom Altenkopfe kommenden rechten aufgeschoben ist. Nur theilweise ist sie eine echte Oberflächenmoräne, gebildet von eckigem Gebirgsschutt, der auf das Eis gefallen ist.

Die rechte Seite des Wurtenkeeses besitzt einen Streifen dünn gesäeter Gesteinstrümmer, die in 2500 *m* Höhe aus dem Eise auszuapern beginnen und vom Altenkopfe herrühren dürften. Was auf der linken Seite an Schutt zum Vorschein kommt, ist grösstentheils auf ausapernde Grundmoräne zurückzuführen. Hier und da mag aber auch von den Felsen der Ufermoräne, welche den Gletscher überragt, Material auf ihn herabgefallen sein. Jedenfalls herrschen gerundete Geschiebe hier auf ihm vor. Die kleine Endmoräne besteht theils aus eckigem, theils aus gerundetem Schutt. An diese schliesst sich eine Schotterfläche, auf welcher der Gletscherbach in zahlreiche Arme sich auflösend zum Weissensee fliesst. Sie erinnert an die Sandrflächen vor isländischen Gletschern. Sie hat sich seit der Originalaufnahme beträchtlich auf Kosten des Weissensees ausgedehnt, welcher wenig mehr als halb so gross als damals angegeben ist. Beiderseits des Wurtenkeeses liegen Ufermoränen; an der Zunge ist die rechte deutlicher ausgeprägt als die linke, welche nur fetzenweise als eine Anhäufung von Grundmoränenmaterial erhalten ist. Oberhalb der Stelle jedoch, wo der Weg von der Fraganter Scharte das linke Ufer erreicht, wird auch sie zusammenhängend und zieht sich als ein anfänglich 20 *m* hoher Wall bis zum Abfalle des Stabelebenkopfes hinauf. G. Freytag verzeichnet sie auf seiner Karte nicht und bestreitet überhaupt ihre Existenz (Petermann's Mittheilungen 1895, S. 54). Man sieht sie deutlich vom Sonnblick aus; daher auch auf v. Siegl's Sonnblickpanorama (diese Zeitschrift 1887), sowie auf der im vierten Jahresberichte des Sonnblickvereins 1895, Tafel III, wiedergegebenen Photographie des Obersten v. Obermayer.

Die drei geschilderten Kargletscher des Sonnblickgebietes zeigen in Bezug auf ihre Moränen mehrere Eigenthümlichkeiten. Die Menge der auf dem Eise gelegenen Trümmer ist relativ gering; wenn man das Wort Moräne in seiner ursprünglichen Bedeutung fasst, so wie es von J. v. Charpentier (Essai sur les glaciers, p. 47) gebraucht wird, nämlich zur Bezeichnung von Schuttanhäufungen und Schuttwällen, so kann man lediglich von einer Oberflächenmoräne, nämlich der des Wurtenkeeses sprechen. Was sonst an Gestein auf dem Eise liegt, bildet schüttere

Streifen von Trümmern, welche v. Charpentier ausdrücklich als Schuttstreifen (bandes) von den Moränenwällen schied. Diese Unterscheidung erscheint durchaus gerechtfertigt. Der Schuttstreifen in der Mitte des Goldberggletschers, wo man nur alle 5—10 Schritte einen Stein sieht, und die Mittelmoräne des Wurtengletschers, die ein wahres Steinpflaster darstellt, sind ebenso weit voneinander verschieden, wie ein spärlich rinnender Bach und ein in stattlicher Breite fliessender Strom.

In Bezug auf die Zusammensetzung des Oberflächenschuttes ist auffällig, wie häufig er aus der Grundmoräne herrührt. Wo ein Gletscher über einem Felsabfalle zerreisst, kommt seine Grundmoräne auf seine Oberfläche (grupete Keese, Rojacherfels, Stufe zwischen dem oberen und unteren Boden des Kleinen Fleisskeeses). Wo zwei Gletscher verwachsen, da kann der eine mit seiner Grundmoräne über den anderen übergreifen, und diese apert dann aus (Wurtenkees, zur Zeit des Gletscherhochstandes muthmaasslich zwischen Neuner- und Goldbergkees). Ein hoch endender Nebengletscher wirft seine Grundmoränen auf einen tiefer liegenden Hauptgletscher herab, so zur Zeit des Hochstandes das Kleine Sonnblickkees auf den Goldberggletscher. Endlich apert am Rande eines Gletschers seine eigene Grundmoräne aus, oder gelangt von der Ufermoräne, wo sie bereits abgelagert war, auf ihn herab (linke Seite des Wurtenkeeses). Diese Arten der Oberflächenmoränenbildung, welche bisher nur wenig beachtet waren, knüpften sich nicht wie die der normalen Seiten- und Mittelmoränen an die Flanken bezw. Nähte des Gletschers, sie erfolgten an den verschiedensten Stellen der Gletscheroberfläche. Aber auch der eckige Gebirgsschutt auf unseren kleinen Gletschern findet sich nicht bloss am Rande des einzelnen Individuums, sondern tritt mitten im einzelnen auf, wie beim Goldberggletscher. Die Zahl der Schuttstreifen unserer Gletscher ist daher nicht wie die Zahl der Moränenwälle auf Thalgletschern abhängig von der Zahl ihrer Bestandtheile, sie ist vielmehr bedingt von der Zahl einzelner Erhebungen des Hintergehänges oder der Gletschersohle. Der Unterschied zwischen blossen Schuttstreifen (bandes) und Seiten- bezw. Mittelmoränen ist daher nicht bloss ein quantitativer, sondern auch ein qualitativer.

Die wichtigste Thatsache für die Moränenbildung unserer Gletscher ist zweifellos die Unabhängigkeit der Entstehung der Grundmoräne von dem Vorhandensein des Gebirgsschuttes auf dem Eise, nämlich der echten Oberflächenmoränen. Wo sich uns Gelegenheit bot, die Sohle des Gletschers zu beobachten, an seinem Saume oder mehr oder weniger in der Mitte, wo er über Felsen zerreisst, da sahen wir sie selbst oder fanden Anzeichen ihres Vorhandenseins, und zwar auch an Stellen, wo kein Schutt auf sie herabfallen kann und herabgefallen ist. Wenn hier die Gletscher oberflächlich nicht so schuttfrei sind wie man der Theorie nach erwarten sollte, so liegt dies daran, dass ihre Grundmoränen zu Tage gefördert werden. Hier wird nicht die Oberflächenmoräne zur Grundmoräne, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern umgekehrt diese zu jener, und es entstehen Oberflächenmoränen von aussergewöhnlicher Zusammensetzung. Wir nennen sie unechte.

Bei der dargelegten Unabhängigkeit der Grundmoräne von der echten Oberflächenmoräne ist die Annahme nicht mehr haltbar, dass die Grundmoräne von den Höhen stammt, welche den Gletscher umrahmen; unsere Beobachtungen über den Gletscherboden gewährten auch Anhaltspunkte für eine andere Erklärung ihrer Entstehung. Wir sahen, dass derselbe nicht bloss durch den Gletscher geschrammt, sondern ausgebrochen worden ist. Hier und da konnten wir die Stellen erkennen, von welchen der Grundmoränenschutt herrührt, und vergewisserten uns von der Fähigkeit der Gletscher, ihren Boden zu erodieren. Welche Formen der Erdoberfläche durch diese Wirksamkeit der Gletscher geschaffen werden können, lehrt die Oberflächengestalt der Sonnblickgruppe selbst. Neben dem vom Kleinen

Fleissgletscher erfüllten Kare liegt das leere der Goldzeche. Hier befindet sich an der Stelle, welche dem Orte des unteren Bodens vom Kleinen Fleisskees entspricht, das Felsbecken des Zirmsees. Neben dem vom Wurtenkees erfüllten Schlusse des Wurtenthales liegt der grosse Thalschluss der grossen Zirknitz, gegenwärtig nur noch leicht verbrämt von Schneefeldern, sicherlich vor geologisch kurzer Zeit noch vergletschert. Abermals erscheinen hier Seen, der stimmungsvolle Pilatussee und der kleine Platte See. Hiernach ist nicht daran zu zweifeln, dass die Wannenbildung die Folge der erodierenden Thätigkeit der Gletscher ist, und dass den kleinen Gletschern eine wesentliche Rolle bei Ausgestaltung der Hochgebirgskare zufällt.

Weiter zeigt sich eine Unabhängigkeit der Bildung von Ufermoränen von dem Vorhandensein von Seitenmoränen. Wir sahen am Goldberg-, Kleinen Fleiss- und Wurtenkees Ufermoränen an den Seiten der Gletscher, welche keine echten Seitenmoränen besitzen und haben können, da die entsprechenden Gehänge fehlen. Dort ferner, wo am rechten Ufer des oberen Wurtenkeeses sich Ufer- und echte Seitenmoränen vergesellschaften, sind beide von verschiedener petrographischer Zusammensetzung. Das Material der Ufermoränen vergewisserte uns über ihren Ursprung. Sie bestehen namentlich aus Grundmoränen, die hier aufgehäuft worden sind. Eine solche Anhäufung von Grundmoränenmaterial ist nur dort denkbar, wo das Eis, das es herbeiführte, abschmilzt. Es kommt sohin für die Entstehung unserer Ufermoränen genau dasselbe Moment in Betracht wie für die Bildung der Endmoränen. In der That, wenn die gesammte Gletscherzunge im Abschmelzen begriffen ist, sowohl an ihrem Ende wie auch an ihren Seiten, so muss allenthalben an ihren Grenzen eine Ablagerung des herbeigeführten Moränenmateriales stattfinden. Hiernach ist zwischen Ufer- und Endmoränen lediglich ein Unterschied in der Lage vorhanden, nicht auch ein solcher der Entstehung. Dagegen giebt es zwischen Seiten- und Ufermoränen keine bestimmten Beziehungen, und die Existenz von Ufermoränen gewährt keinen Anhalt, auf das Vorhandensein echter, aus eckigem Gebirgsschutt bestehender Oberflächenmoränen zu schliessen. Eine solche Folgerung ist selbst dort nicht unbedingt gerechtfertigt, wo die Ufermoränen aus eckigem Gebirgsschutte zusammengesetzt werden, wie z. B. am oberen Theile der Ufermoräne des Kleinen Fleissgletschers. Es ist ja bekannt, dass wachsende Gletscher losen Schutt vor sich zu Wällen zusammenschieben. Dieser wiederholt an vorwärtsschreitenden Enden beobachtete Vorgang muss ebenso auch an seitlich drängenden Gletscherufern geschehen. Das Gehänge rechts vom Kleinen Fleisskees ist mit mächtigen Halden von eckigen Trümmern umgeben, die stellenweise nur sehr mühsam zu passieren sind. Beim Anwachsen des Gletschers mussten sie zu einem Walle zusammengeschoben werden. Ähnlicher Entstehung ist muthmaasslich der obere Theil der linken Ufermoräne des Wurtenkeeses; er konnte nicht besucht werden.

Über Ortsnamen der östlichen Alpenländer und ihre Bedeutung.

Von

Oswald Redlich.

Wir schauen von einem der erhabensten Gipfel unserer östlichen Alpen, dem Grossglockner, umher auf das Bergmeer, hinunter in die Thäler, die sich an den gewaltigen Stock der Hohen Tauern hinanschmiegen. Wir schauen hinüber zum Gross-Venediger, zur Muntanitz- und Gradötzspitze und östlich zum Hochnarr und Sonnblick, hinab in die Thäler von Kals, Prägraten und Defreggen, ins Thal der Isel mit Windischmatrei und draussen mit Lienz. Nach Südosten öffnet sich das Thal der Möll mit Heiligenblut, mit Döllach, Mörtschach und Winklern. Nach Norden aber senken sich die Thalfurchen von Stubach, Kaprun und Fusch, und weiter östlich von Rauris und Gastein hinunter in den Pinzgau und Pongau zum Thal der Salzach; es blinkt der See von Zell, es starren die Übergossene Alm, das Steinerne Meer. Welch' mannigfaltige, welch' sonderbar klingende Namen! Wie unsichtbare Geister wehen aus ihnen in die einsam grosse Natur die Schauer uralter Menschenschicksale und Menschenwerke hinein. Dem geistigen Schauen entsteigen aus diesen Namen die altersgrauen Gestalten und Völker, welche durch die Bergwildnisse gezogen sind, welche sie zugänglich, urbar gemacht, sie nach und nach besiedelt haben. Dem rückschauenden Blicke beleben sich die Thäler und Hänge, ihre Namen künden uns, wie da Generationen auf Generationen von Menschen sich in Beziehung gesetzt haben zur unnahbar scheinenden Natur.

Ortsnamen müssen ja einen Sinn haben, und wenn sie uns heute keinen Sinn mehr zu geben scheinen, so zeigt dies nur, dass unsere Sprache von der alten Sprache abweicht, in der die Ortsnamen geschaffen worden sind. So sagte bereits der grosse Leibnitz,[1]) und in diesen Worten sind schon die Grundlagen angedeutet, von denen aus die ganze Ortsnamenforschung sich aufbaut, sowie die Bedeutung, welche den Ortsnamen und ihrer historischen Verwerthung zukommt. Kein Ortsname ist ohne Sinn entstanden, gegeben worden. Erfassen wir diesen Sinn, dann enthüllt er uns die Beziehung des Namens zu dem Orte, an dem er haftet, zu demjenigen, der ihn gegeben hat. Er enthüllt uns die Natur des Ortes und die Cultur, die der Mensch dahin gebracht hat.

Der Grundstock von Ortsnamen einer Gegend wird von dem Volke herrühren, das zuerst diesen Landstrich urbar gemacht und besiedelt hat, das zuerst dort dauernd ansässig geblieben ist. Diese ersten Siedler haben dem Fluss, dem Bach, dem Thal einen Namen gegeben, haben die Bergspitzen benannt, die sie zuerst erblickten, die ihnen die Wegweiser und die Zeiger ihrer Tageszeiten gewesen sind. Diese Siedler haben den Orten, wo sie den Wald ausgereutet und gelichtet haben,

wo sie ihre ersten Blockhütten zimmerten, die Namen ertheilt. Sie haben den Wald, die entstehende Flur, die Wiesen, die Weiden mit Namen bezeichnet. Sie stiegen hinauf auf die Höhen, drangen durch den Gürtel der Wälder, suchten auf den vorgelagerten Mittelgebirgen oder an den Leisten der Berge die oft unzugänglichen Eingangsschluchten der Seitenthäler zu umgehen und so in das ebenere, oft noch sumpfige Thalbecken zu gelangen; dort haben sie mit Vorliebe die riesigen Schuttkegel besiedelt, die ein sanfteres Gehänge, einen ergiebigeren Boden darboten. Sie haben die Weidegründe an den hohen Berghängen, in dem Hintergrund der Thäler als Almen für ihr Vieh entdeckt, sie drangen über das Joch hinüber in die nachbarlichen Thäler.[2]) So ward Berg und Thal, Wald und Flur erfüllt mit Namen. Und wenn wir nun heute diese Namen sammeln und betrachten, ihren Sinn zu erforschen und zu deuten imstande sind, dann sagen sie uns, was für ein Volk, was für ein Stamm dort gehaust hat, wie weit er sich ausdehnte, wie jene Siedler das Land vorgefunden haben, wie sie es urbar machten, wie sie aus Sumpf und Wald nach und nach Culturland geschaffen haben, wie sie sich dann dauernd ansässig machten, ob in Dörfern oder in Einzelhöfen, ob in Sippen oder in einzelnen Familien. Dauernde Siedelung heischt dann die Regelung des Verhältnisses der Menschen zu Grund und Boden, des Grundbesitzes: Gesammteigenthum an Ackerland, Gesammtnutzen an Wald und Weide, Wasser und Holz, Eigenbesitz an Haus, Hof und Garten, Grenzmarken nicht bloss gegen den anderen Stamm, sondern auch innerhalb der eigenen Gemarkung. Und alles das brauchte Namen, all das erhielt Namen, welche bei ihrer Schaffung mehr oder minder eben das auszusprechen hatten, was die benannte Örtlichkeit war, was sie dem Menschen bedeutete.

Ein Bild aus uralten Zeiten steigt so aus den Ortsnamen empor, die dem oberflächlichen Blick trocken und nichtssagend erscheinen. Wohin keine Aufzeichnung, keine Urkunde, keine Inschrift zurückreicht, da vermögen uns noch Namen Kunde zu geben, wenn wir nur die rechten Meister sind, um aus dem todten Wort das lebendige Bild zu erwecken. Und selbst für die Zeiten, in denen sich mehr und mehr auch andere Quellen erschliessen, bleiben die Ortsnamen eine unschätzbare Beihilfe zur Erkenntniss aller der zuständlichen Verhältnisse, welche mit Grund und Boden und mit der Beziehung des Menschen dazu zusammenhängen. Solange noch Culturarbeit an Grund und Boden in grösserem Maasse zu thun war, also auch noch Ortsnamen in grösserer Zahl entstanden, solange haben wir in diesen die unmittelbarste Quelle zur Geschichte jener Arbeit zu schätzen und zu verwerthen. In unseren Alpenländern ist diese Zeit im Allgemeinen im Laufe des 13. Jahrhunderts abgeschlossen worden.

Diese Entstehung der Ortsnamen ist, mag auch deren sprachliche Bildung wie immer gestaltet sein, bei allen den Völkern, welche unsere Alpen bewohnten, dieselbe natürliche gewesen. Die moderne amerikanische Weise, wo man neue Orte z. B. einfach Homer oder Seneca, Columbus oder Bismarck nennt, war in jenen älteren Zeiten noch nicht erfunden.[3])

Allein in den ganzen Ostalpen giebt es wohl kaum eine Landschaft, wo der ursprünglichste Grundstock von Ortsnamen bis heute rein und ungemischt erhalten wäre, oder wo jenes Volk, welches einstens zuerst eine Gegend besiedelt hat, in seinen Nachkommen heute noch allein dort sässe. Vielmehr haben unsere Alpenländer zum guten Theil alle die Wanderungen, die Völkerstürme und Eroberungszüge mitzumachen gehabt, von denen Mitteleuropa seit den letzten Jahrhunderten vor dem Beginn unserer Zeitrechnung bewegt worden ist. Soweit unsere Kenntnisse zurückreichen, waren ursprünglich illyrische (venetische) Völkerschaften über den grössten Theil der Ostalpenländer ausgebreitet, von dem heutigen Westungarn

über Steiermark und Kärnten, über Pusterthal und das nördliche Tirol bis in die Gegend des Bodensees. Im Süden Tirols mögen damals die Etrusker von der oberitalienischen Ebene in die Gebirgsthäler hereingereicht haben. Im fünften Jahrhundert vor Christus begann dann eine Rückströmung von Westen gegen Osten, die von den Bewohnern Galliens, den Kelten, ausgieng. Sie drängte theils über die Alpen nach Ober- und Mittelitalien, theils zogen sie nach Osten und haben da die illyrischen Stämme allem Anschein nach unterjocht und vor allem Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Istrien besetzt.[4])

Dann kamen die Römer. Sie mussten Italien vor den Einfällen der barbarischen Alpenstämme sichern, und sie haben das nach längeren Kämpfen endgültig unter Augustus durchgeführt. Vier bis fünf Jahrhunderte lang haben die Römer unsere Alpenländer beherrscht, haben dieselben in ihrer kräftigen und zielbewussten Weise verwaltet, mit römischen oder wenigstens römisch, d. h. lateinisch redenden Soldaten, Beamten und Behörden regiert, haben Ansiedelungen und feste Plätze angelegt, kunstvolle Strassen gebaut und Poststationen errichtet. Sie haben in diesem langen Zeitraum aus der keltisch-illyrischen eine mehr oder minder romanische Bevölkerung gemacht. Dies geschah jedoch durchaus nicht überall gleich intensiv. Während wir in den Hauptthälern des heutigen Tirol (mit Ausnahme des Oberinnthals) eine ziemlich starke romanische Bevölkerung annehmen können und heute noch in Gröden-Enneberg und Fassa die Ladiner als lebendige Überreste der romanischen Bevölkerung vor uns haben, treffen wir in Kärnten und in Südsteiermark nur verhältnissmässig geringe Spuren von Romanismus. Noch spärlicher sind sie in den gebirgigen Theilen von Salzburg und Österreich, Nord- und Oststeiermark. Nur entlang der Donaulinie finden wir begreiflicherweise stärkere Romanisierung.[5])

Allein das Ende dieser romanisierten Volksschichten war im Allgemeinen schon in den wilden Zeiten der sogenannten Völkerwanderung gekommen. Die verschiedenen germanischen Völkerschaften, welche verschiedene Theile der Alpen durchzogen, die hunnischen Raubzüge, haben gewiss schon vielfach die Romanen und nicht minder die noch daneben lebende Bevölkerung älteren Stammes gelichtet. Dann kamen die Streifzüge der Avaren und das Vordringen der Slaven. In der zweiten Hälfte des sechsten und im siebenten Jahrhundert drangen die Slaven oder Wenden allmählig von Osten her durch die offen daliegenden Thäler der Drau und Mur herauf. Sie besetzten Südsteiermark und Kärnten und kamen bis ins Pusterthal zur Toblacher Wasserscheide; sie breiteten sich in die Thäler der nördlichen Steiermark aus, überschritten die nördliche Kette der Alpen und haben sich in einzelnen Niederlassungen bis Kremsmünster und Steyr und über den Semmering bis in die Gegend von Wien angesiedelt.

Da ward es nun die Aufgabe des bayerischen Stammes in den nächsten Jahrhunderten in langsamem Vorrücken diese von romanisierter oder slavischer Bevölkerung dünn besiedelten Gebiete zu besetzen. Diese Culturarbeit der alten Bajuwaren erfüllte das siebente, achte und neunte Jahrhundert, und gewann durch die Vereinigung Bayerns mit dem mächtigen Reiche Karls des Grossen auch einen mächtigeren Rückhalt. Nach der halbhundertjährigen Unterbrechung dieser friedlich stillen Thätigkeit durch die Ungarnnoth in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, nach der Festigung der politischen Verhältnisse der östlichen und südöstlichen Marken des deutschen Reiches sind dann im Laufe der nächsten 200 Jahre diese Ostalpenländer allmählig ungefähr in dem Umfange, wie heute noch die Sprachgrenzen laufen, der deutschen Zunge gewonnen worden. Das Algäu, das nordwestliche Tirol und das Land vor dem Arlberg sind schwäbische Besiedelung, südlich des Brenners hat man Reste von Ostgothen vermuthet.[6]) —

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie da Völkerwelle auf Völkerwelle, Stamm auf Stamm in unseren Bergen sich folgten, wie bald Zerstörung, bald wieder friedliche Occupation einander ablösten und Eroberer und Besiegte, Colonisten und frühere Bewohner sich nebeneinander lagerten, vergegenwärtigen wir uns, wie das nachfolgende Volk einen Bestand von Ortsnamen überkam, denselben zum Theil umänderte, mit seinem sprachlichen Geiste umgestaltete, mit neuen, seiner Sprache entnommenen Namen vermehrte — so können wir uns wohl vorstellen, welch' mannigfaltige Schichten und, um mich geologisch auszudrücken, welche Dislocationen, Verwerfungen und Überschiebungen von Ortsnamenschichten vorkommen müssen. Und wie auf einer geologischen Karte die Formationen und Gesteinsarten ruhig nebeneinander liegen, als wenn das von Ewigkeit her so gewesen wäre, so erscheinen uns auch die zahllosen Ortsnamen als ein friedliches Nebeneinander, und erst das forschende Auge des Historikers wird es in das Nacheinander auseinanderlösen, wie es gekommen und geworden ist.

Aus diesen Betrachtungen ergiebt sich wohl augenfällig die ungemeine Bedeutung der Ortsnamen für die Ethnologie und für die Besiedelungsgeschichte unserer Alpenländer. Den Ortsnamen gebührt unter den, man könnte sagen prähistorischen oder wenigstens mittelbaren Quellen eine hervorragende Stelle. Sie treten ebenbürtig an die Seite der Ausgrabungen, Funde und Alterthümer, sowie an die Seite der Anthropologie, welche den physischen Schlag der Bewohner rückschliessend erforscht.

Aus diesen Betrachtungen ergeben sich aber gewiss ebenso deutlich die Schwierigkeiten, welche mit der Ortsnamenforschung verbunden sind, die Forderungen, die man an eine ernste und fruchtbringende Behandlung dieser Dinge stellen muss. Wer Ortsnamen deuten will, muss vor Allem die Sprache und die Sprachgesetze, die Entwickelung der Sprache und ihrer Dialecte kennen und beherrschen. Er soll Kelto- und Etruscologe, soll Romanist, Slavist und Germanist sein. Das wäre freilich etwas viel verlangt für einen Mann. Darum muss denn auch hier die Theilung der Arbeit eintreten, müssen die verschiedenen Sprachforscher zusammenhelfen, um der schier unzählbaren Masse und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der Ortsnamen beizukommen. Wir haben da schon bedeutende Arbeiten. Für deutsche Ortsnamen besitzen wir die grundlegenden und wegweisenden Werke von Förstemann, für slavische Namen hat Miklosich den Boden für alles Weitere geschaffen, die romanischen Ortsnamen gerade der Alpenwelt hat, abgesehen von anderen, seit lange und besonders in den letzten Jahren Christian Schneller in werthvollen Arbeiten behandelt. Und eines Mannes müssen wir an dieser Stelle gedenken, der, wenn er auch manchmal »mit mehr Kühnheit als Wissenschaftlichkeit« vorgegangen, doch durch seine treue Ausdauer, durch seine glänzenden, geist- und humorvollen Schriften ungemein anregend gewirkt, und die Pfade in das wilde Gestrüpp der tirolischen Ortsnamen gehauen hat, nämlich Ludwig Steub.[7])

Aber die Sprachforscher können nichts erforschen, wenn sie nicht das richtige Material zur Hand bekommen. Sie brauchen Sammlungen von Ortsnamen, sie brauchen vor Allem die ursprünglichsten Formen der Ortsnamen, soweit sie nur in Urkunden, geschichtlichen Aufzeichnungen, Urbaren u. s. w. zu finden sind. Wir müssen ausdrücklich betonen, die ursprünglichsten Formen. Nicht immer fällt nämlich älteste und ursprünglichste Form zusammen; nicht immer ist die älteste oder alte Überlieferung des Namens auch die beste.[8]) Wie oft sind in den alten Papsturkunden oder in Ablassbriefen auswärtiger Bischöfe, die von ganz sprachfremden Schreibern geschrieben wurden, die deutschen Namen entstellt; wie oft sind in späteren Copien einer alten Urkunde die ursprünglichen Formen verderbt. Und wie

oft ist es unsern eigenen mittelalterlichen Schreibern begegnet, dass sie nicht recht imstande waren, die alt- und mittelhochdeutschen Lautformen der Ortsnamen schriftlich entsprechend zu fixieren, oder dass sie der lateinischen Urkundensprache zu Liebe dem deutschen Kleide der Namen irgend ein lateinisches Anhängsel anhefteten. Was ist nicht in den Schreibstuben der Ämter noch in neueren und neuesten Zeiten gegen Sinn und Verstand von Ortsnamen gesündigt worden! Aber gegen solche Verdunkelungen steht der Ortsnamenforschung noch ein anderes Mittel zu Gebote, um gar oft der Sache auf den Grund zu kommen. Das ist die volksthümliche, dialectische Namenform. Der Dialect hat oft noch Namensformen bewahrt, deren Entstehung Jahrhunderte weit zurück liegt, die noch einer viel früheren Entwicklungsstufe der Sprache angehören, die uns unbeeinflusst von Schreiberwitz oder Schreiberdummheit noch den wahren Klang und Sinn des Namens geben.[9])

Von den alten und guten Namensformen auszugehen, das ist die erste Forderung für die Ortsnamenforschung. Es ist nicht lange her und man kann es heute noch erleben: es werden einfach die modernen Namen hergenommen und dann wird drauf los erklärt. Aber diese modernen Formen sind durch den Mund von Generationen und Generationen gegangen, haben im Laufe der Jahrhunderte der lautlichen Wandlung der Sprache, dem bequemeren Sprachgebrauch, der mundgerechteren Umgestaltung und sehr häufig dem Sprachgeist eines anderen Volkes sich anbequemen müssen. Sie sehen heute gegenüber ihrer ursprünglichen Form oft gänzlich verändert, unkennbar aus. So mancher Ortsname hat eine ganze Entwicklungsgeschichte hinter sich, und nur wenn diese festgestellt ist, kann der Sprachforscher urtheilen, kann überhaupt an die Deutung und Verwerthung der Ortsnamen herangetreten werden.

Nur ein paar Beispiele. Bei Admont in Obersteier liegt ein Bërg, der heute Liechtmessberg genannt wird; in Urkunden des 12. Jahrhunderts aber heisst er Dietmarsberg. Rattendorf im Gailthal und Russdorf bei Friesach sind ursprünglich Ratolfesdorf und Rudolfesdorf. Gossensass wurde früher als Gothensass erklärt und bildete eine der Stützen für die Annahme ostgothischer Elemente im südlichen Tirol; indess heisst die älteste Form des Namens im 13. Jahrhundert Gocensaz und wir haben demnach einfach den Sitz, die Niederlassung eines Gozzo, das ist Gottfried, darin zu erblicken.[10]) Die urdeutsch klingenden Buchalm und Buchheim in Kärnten entstanden aus dem slavischen Podhom, unterm Hügel, und Schönweg aus slavischem Schemigkh.[11]) Der Jaufen hat mit mons Jovis nichts zu schaffen, sondern ist einfach das romanische giovo = iugum, also das romanische Appellativum für unser Joch. Aus cultura ist in Paznaun Galtür und im Pusterthal (Gsies) Gauldurre geworden.[12]) In letzter Zeit hat der Name des Hospizes im Niederjochthal, im hintersten Oetzthal, den man jetzt Sammoar geschrieben findet, viel von sich reden machen und die verwegensten Erklärungen herausgefordert.[13]) In Anich's Karte von Tirol (1767) heisst es Samairberg, in Sonklar's Karte der Ötzthaler Alpen lautet der Name des Hospizes Sommaar und auch Steub (Drei Sommer, 3. Aufl., 1, 385) sagt Somaar (oder Samoar). Die Aussprache ist also schwankend, aber soviel ist sicher, dass in der ersten Silbe ein o oder dumpf gesprochenes a steckt; das a der zweiten Silbe scheint jedoch ein helles zu sein, jedenfalls nicht das dumpfe und sicher auch nicht das eigentliche oa von Moar = Maier. Das bringt uns wohl Licht in das Dunkel dieses Namens: Sommar wird romanisch sein, ebenso gut wie Rofen im Hochjochthal; und wie Rofen wohl mit rovina, Felsgetrümmer, zusammenhängt, so wird in Sommar der Stamm mar stecken, der soviel wie unser heutiges Muhre bedeutet, während der erste Theil des Wortes som gleich sommo, summus ist. Sommar hiesse also die zu höchst, zu oberst im Thal gelegene Muhre. Wie stimmt das

doch so ganz zur Natur und Wirklichkeit des Ortes! Und steigen wir nun über das Niederjoch hinüber ins Schnalserthal, so treffen wir als oberste Ansiedelung den Weiler Kurzras, wieder ein anderes merkwürdiges Exempel. Kurzras, natürlich kurzer Rasen, stimmt ja ganz mit der mageren Weide, so werden unsere Sommar-Etymologen gleich bei der Hand sein! Aber im Stiftbrief der Karthause Schnals von 1326 wird angeführt der Hof des Miser (= messer, Herr) Chortzeras. Chortzeras aber ist chort = curtis, Hof, und zerás = cerasus, Kirschbaum, also der Kirschbaumhof. Allein in Kurzras sind auch vor 600 Jahren keine Kirschen gewachsen. Da hilft uns dieselbe Urkunde weiter. Sie sagt vom selben Hofe, curia quae prius dicta est Geroldi; das heisst also, der Hof war früher Geroldshof genannt gewesen und hat mit dem neuen Besitzer, dem Messer Kirschbaumhofer, seinen Namen gewechselt; dieser Mann aber war sicherlich aus südlicheren Gegenden gekommen.[14])

Diese letzten Beispiele führen uns auf ein weiteres Erforderniss für den Ortsnamenforscher. Er soll eine genaue Kenntniss, womöglich gründliche eigene Anschauung vom Lande, von der Gegend besitzen, mit deren Namen er sich beschäftigt. Berg und Thal mit ihren tausendfach wechselnden Gestaltungen, Bach und See, Wald und Flur, das soll seinem Auge gegenwärtig sein, wenn er die zahllosen Namen, die dieser Natur angepasst sind, verstehen und deuten will. Nicht allein nach Büchern und Theorien, sondern mit sehendem Auge und auf wirklichem Grund und Boden stehend, wird gar oft erst das Räthsel eines Namens zu lösen sein.

Auf solche freilich nicht so einfache Weise muss der Ortsnamenschatz gesammelt, gesichert, gesichtet und gedeutet werden. Dann ist für den Historiker die Zeit gekommen, um daraus zu schöpfen, ihn zu münzen und zu verwerthen. Wir wollen im Folgenden aus dem ungeheuren Vorrath einzelne besondere Gruppen herausgreifen, um wenigstens in Streiflichtern zu zeigen, was man aus Ortsnamen für das Bild vergangener Zeiten unserer Alpen gewinnen kann.

Berg und Thal, Fluss und Bach sind die im Ganzen unverrückbaren Wahrzeichen der Natur für den Menschen. An ihnen haften denn auch die ältesten Namen. Es sind Namen, die in vorrömische Zeit und auf vorrömische Völker zurückgehen. Es sind die ältesten redenden Zeugnisse über die Besiedelung der Alpen, wenn auch die Forschung bisher nur bei den wenigsten derselben imstande gewesen ist, eine befriedigende Erklärung derselben zu geben. Der Name der Alpen selber ist ein solcher, so auch die Namen der Tauern, der Karawanken, die Namen einzelner Berge, wie Serles, Tribulaun, Similaun, Plose, Schlern. In dem Gross-Venediger und im Venetberg im Oberinnthal, sowie in dem alten Namen des Bodensees, lacus Venetus, haben wir vielleicht die Spuren der altillyrischen Veneter zu erblicken.[15])

Thalnamen, wie Wipthal, Gschnitz, Pflersch, Taufers, Gsies scheinen auf vorrömischen Ursprung zurückzuleiten.[16]) Die meisten grösseren Flüsse der Ostalpen, Inn, Eisack, Rienz, Etsch, Drau, Mur und Save, Enns, endlich die Donau selber, gehören der kelto-illyrischen Namengebung an.

Aber auf sichererem und ergiebigerem Boden bewegen wir uns erst, wenn wir an die infolge der Romanisierung entstandene Namengebung herantreten. Und hier meinen wir vielleicht dem Interesse der Leser dieser Zeitschrift entgegenzukommen, wenn wir einmal den auf diese Weise schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geschaffenen, überraschenden Namenreichthum für die Bezeichnung der Bodengestaltung enthüllen. Wir müssen uns da auf Tirol beschränken, wo uns neuere Arbeiten verlässliche Führer sind.[17])

Das Thal ist vallis. Daher das Valserthal — eine Tautologie — bei Steinach und bei Mühlbach am Eingang des Pusterthals; daher eine Unmenge von Namen,

welche aus Zusammensetzungen mit vallis gebildet wurden: z. B. Falung in Paznaun (val-long, davon Familiennamen wie Flunger, Villunger) und Longvall nördlich Meran; Falmajur (vallis maior) bei Reschen, Falschgur (vallis obscura) im Kalserthal; Vicar hinter dem Patscher Kofel bei Innsbruck, ursprünglich Valceur, das ist vallis caprarum, Gaisthal; Falterschein im Lechthal (vallis ursina, Bärenthal). Der Name des Fragmentisten, der als einer der ersten die Ortsnamen im Grossen zu verwerthen verstand, indem er sie für seine Griechenhypothese ausnützte, hängt mit vallis zusammen: denn Fallmerayer kommt vom Hofe Valmarai bei Tschötsch und dies ist wohl aus val und mara, Muhre, zu erklären.

Der Thalgrund — man denke an die »Gründe« des Zillerthals — ist fundus; so erklärt sich wohl Pfunders als der obere Theil des Thales, welches später in seinem vorderen Theile Weitenthal genannt wurde. Unser Graben ist fossa, Grube cavatura, davon Altfoss und Gofedayrl im Pusterthal. Das staffelförmige Ansteigen des Thales drückt sich trefflich aus in den Namen Schalders bei Brixen und Schaldern im Weitenthal, von scala, die Leiter, die Stiege. Das Thalgehänge und die Falten und Ecken desselben sind von den Romanen gerne mit dem Worte costa bezeichnet worden. Daher denn auch die zahlreichen Namen mit costa, womit Höfe und Fluren auf solchen Bergrippen und Ecken belegt wurden; der Besitzer eines solchen Hofes aber war der costarius und so entstanden Hof- und Familiennamen, wie Costner, Gostner, Gostair, Gsteier, Gsteu, und Zusammensetzungen, wie Costa alta (Gstalda), Costalunga u. s. w. Sanftere Thalhänge können auch mit clivus bezeichnet werden, daher die verschiedenen Namen Gleif in der Gegend von Bozen, Gliebe, (Glieber) in Kals, Glieber in Lüsen. Zahlreich sind die Namennuancen für Hügel. Hügelige Gehänge heissen colles, davon die zahlreichen Höfe Coll (Koll, Goll, Gols, Koller, Goller u. s. w.), die auf solchen liegen, daher der Name des Dorfes Collfuschg in Abtei. Langgestreckte Hügel, niedere Bergrücken sind dorsum, dossum, daher die vielen Höfe Doss und Combinationen wie Dosslung, Dossalt, Dossrungg. Erdhügel werden mit grumus bezeichnet, davon der Grumserhof in Untermais, oder mit tumulus, davon Tümmels südlich Imst. Vielleicht mit conus, kegelförmiger Hügel, hängt der Name von Dorf und Thal Kauns zusammen.

Wo in dem unendlichen Gebirge irgend eine ebene Fläche (planus, planities) zu finden war, wurde sie gewiss schon früh zum Anbau benützt. Die zahlreichen Höfe mit Namen Plan und Planer, Plon und Ploner, Planetzen und Planetsch, sowie Planitzing bei Kaltern sind davon ein Zeugniss. Plangeross im hintersten Becken des Pitzthales ist entweder plan grosso oder plan cros (de cruce, Kreuzeben). Ist diese ebene Fläche nur klein, so ward dafür das Wort platea (piazza, Platz) verwendet, wovon dann die Namen Platz, Platzlung, Plazol und die Plätzwiese kommen. Höchst bezeichnend ist der Name Kronplatz, oder ladinisch Plang de coronas für die bekannte aussichtsreiche Berghöhe bei Bruneck, das heisst der von Felsenrand (corona, Kron) umgebene Platz. Vielleicht auf romanische Benennung gehen die zahlreichen mit Iss (Issl, Nissl = in iss) zusammengesetzten Namen zurück, welche wir für Weideplätze und Almen auf Berghöhen oder in hochgelegenen Thälern finden; es steckt nämlich vermuthlich insula, roman. iscula, isola darin, womit ein grüner Weideplatz mitten in Wald- und Bergwildniss ja treffend gekennzeichnet wird. Ischgl in Paznaun und das berühmte Ischl des Salzkammerguts sind auch nichts anderes, als das altromanische iscula.

Mons (mont, munt) ist der Berg. Die hohe Munde bei Telfs, der Muttekopf bei Imst und verschiedene andere Mutten sind wohl nichts anderes als monte. Die Orte Montan bei Neumarkt im Etschthal, Mathon (ursprünglich Muntan) in Paznaun sind also so viel wie Bergdorf, die Almen Montan im Antholzthal, die vielen Höfe

Muntan, Muntatsch, Matatsch, Montiggl (monticulus), Monsell (monticellus) u. s. w. hängen mit mons zusammen. Aber die Romanen haben nun auch eine Reihe von weiteren Namen gebildet für die verschiedenen Bergformationen. Der Felsen, der felsige Berg, ist petra. Petra sicca (soviel wie Dürrenstein) wird schon um das Jahr 1002 als ein Grenzberg der alten Grafschaft Norithal genannt und ist wohl sicher der heutige Sass sonder (Songher) bei Collfuschg. Dieses Sass (saxum) ist eben nur wieder ein anderer romanischer Ausdruck für Felsenberg und im Namen der am Bergesfuss liegenden Höfe Sazich haben wir auch noch das sicca des alten Petra sicca erhalten, denn Sazich ist nichts anderes, als sass sicco. In dem Sonder des heutigen Namens steckt aber vielleicht das alte deutsche Sunder, gleich Süden, Mittag, so dass dieser Name Mittagstein bedeuten würde. In der Nähe aber treffen wir auf den Sass Rigais, den Sott sass und einen anderen wohlbekannten sasso, den Sasslenc oder Zaslunc, das ist der Langkofel. Die Saxein in der Sillschlucht hinter Innsbruck ist ein steiler, felsiger Bergabhang. Der Felsenkamm heisst crista, daher die Cresta bianca am Monte Cristallo, welcher wohl selber eben mit crista und nicht mit Kristall zusammenhängen wird, ebenso wie der Kristallkogel in der Venedigergruppe. Daher die Zirler Cristen am Solstein bei Innsbruck. Die Zacken und Hörner der Dolomiten bezeichnen die Romanen auch mit croda, davon wahrscheinlich die Gradötzspitze und Gredatz in Kals. Die Spitze ist auch cima, daher Zimmerross in Kals, das ist cima rossa. Brüchiges Felsgestein heisst crepa, wovon Crepaz, Sottogrepa in Buchenstein, Crappgrand im Vinstgau. Platta ist die Felsenplatte, davon kommen Namen wie Platsch, Plattatsch, Platöll und Platills. Die Felsenspalte, die Scharte, wird mit fissa bezeichnet, und es mag davon die hinter der Arzler Scharte nördlich Innsbruck liegende Alm Pfeis oder Lafeis ihren Namen haben, wie auch das Dorf Fiss irgendwie damit in Beziehung steht. Ein hoher Übergang ins andere Thal ist furca (eigentlich Gabel), also die Furke, der Übergang von Pfunders nach Meransen, sowie Wald und Bach südöstlich Bruneck, und verschiedene Furggl-Almen; wohl auch Furschwöll (furca bella) bei Kosten. Das eigentliche Joch ist iugum (giovo), woher der bekannte Jaufen und der Jaufen bei Toblach, Pass nach Winbach, seinen Namen führt, ebenso wie der Juifenberg im Achenthal.

Von ältesten Zeiten her sind dem Menschen im Hochgebirge Felsabstürze, Erdbrüche, Muhren bedeutungsvoll gewesen; die uralten grossen Schutthalden haben den Siedlern mit Vorliebe als Boden für die Niederlassung gedient, aber nur zu häufig hat dann derselbe Bach und Berg, der zuerst Schutz geboten, mit entfesselter Gewalt die schwachen Hütten der Anwohner wieder vernichtet. Auch dafür haben wir eine Auswahl romanischer Worte. Lavina ist nicht bloss unsere Schneelawine, sondern auch der Erd- und Felsensturz, und das deutsche Lahn, Lähn hängt engstens mit jenem zusammen. So auch die zahlreichen Orte Lahn, Lahnern, Wildlaner; auch das bekannte Lana bei Meran scheint vielleicht in diese Reihe zu gehören und nichts mit einem Leonianum zu thun zu haben. Weiter ist frana die Erdabrutschung, daher die Namen Freins, während ganda das Felsgetrümmer bezeichnet, und den zahlreichen Hofnamen Gand und Gant, Ganden und Gann, dem Ganderbach, der vor wenigen Jahren Kolmann zerstört hat, und dem Familiennamen Ganner zu Grunde liegt. Ebendasselbe bedeutet rovina, woher Rufein (Rubein), Roven, Ravinell, Ribinde, Rivenatsch. Das verbreitetste Wort aber ist das alte mara, marra, von den Deutschen als Muhr (muer) gesprochen. Das Wirthshaus an der Mahr, das Bad Mehrn bei Brixlegg, die Orte Mahrbach, Marein und Meransen, der Name der Stadt Meran (857 Mairania, später Meran), endlich das ladinische Wort Maró (Marubium) für Enneberg, alle hängen mit dem Stamme mar zusammen und die Terrainbeschaffenheit lässt überall die Berechtigung dieses Namens und seiner Deutung erkennen.

Wir haben absichtlich diese reiche und doch nur ganz beschränkte Namenfülle fast ausschliesslich dem heutigen deutschen Tirol entnommen. Bis in die hintersten Thäler, bis in das ödeste und heute noch unwirthliche Hochgebirge sind die Romanen schon vorgedrungen. In der weiten Bergwildniss des Karwendelstockes treffen wir romanische Namen nicht minder, wie im hintersten Ötzthal, wohin die Urbarmachung vom Vinstgau her über das Hoch- und Niederjoch gedrungen ist; noch im Anfang des 19. Jahrhunderts gehörte Vent in kirchlicher und gerichtlicher Beziehung zur Pfarre Tschars und zum Gerichte Castelbell im Vinstgau. Wir sehen, wie die Bayern und Alemannen diese und noch viel zahlreichere andere, der Culturarbeit der Romanen entstammende Namen einfach übernommen und dann allerdings ihrer etwas ungeschlachteren Zunge anbequemt haben. Wir sehen, es war zum grössten Theile sicherlich ein friedliches Einrücken der deutschen Herren in das ja immerhin nur schwach besiedelte rätische Land, ein friedliches Nebeneinanderleben, bis die letzten romanischen freien Grundbesitzer im neunten, die letzten romanischen Knechte im elften Jahrhundert verschwanden. Nur bei längerem, friedlichen Nebeneinanderleben gehen Ortsnamen von einem Volke auf das andere, und gar von den Unterthänigen auf die Herrschenden über.

Für die Art der Besiedelung und Colonisation der Ostalpenländer durch die Deutschen sind nun wieder die Ortsnamen oft die einzige Leuchte, wo uns andere Quellen im Stiche lassen. Auch da wollen wir zunächst eine Gruppe von Namen herausgreifen. Die oberbayerische Hochebene ist bis an den Fuss der Alpen heran bedeckt mit einer Unzahl von Orten mit Namen auf ing (in Schwaben ingen). Wenn dieses ing echt altdeutsch ist, so bedeutet es Sohn, Nachkomme, Geschlecht desjenigen, an dessen Namen es angehängt wird; man denke an die Merowinger, Karolinger, Agilolfinger. Und ein solcher Ortsname auf ing bedeutet die Stätte, wo sich eine bestimmte Nachkommenschaft, Sippe, niedergelassen hat; Eglharting heisst also bei den Egilhartingern, bei dem Geschlechte, der Sippe des Egilhart. Eine schöne Untersuchung von Siegmund Riezler hat nun diese Namen in der Gegend von München genauer verfolgt.[18]) Es stellt sich heraus, dass diese Namen vorkommen in der ebenen, fruchtbareren Ackergegend, dass sie aber verschwinden im Isarthal aufwärts, dass keine vorkommen im Südosten von München, wo die grossen Forste liegen und keine am Ostufer des Starnbergersees, welches Wald- und Sumpfterrain umsäumt. Die Orte auf ing stehen sichtlich in gewissem Zusammenhang mit der Bodenbeschaffenheit: wo besserer und reichlicher Ackerboden, da sind sie vorhanden, wo der Ackerboden endet, wo vorzugsweise nur für Wald und Weide nutzbarer Boden, sumpfiges oder steiniges Terrain, da hören sie auf. So ist zwischen Weilheim und Staffelsee der ziemlich schmale Streifen für lohnenden Getreidebau gekennzeichnet durch eine Reihe von Orten auf ing, angefangen von Polling bis nach Uffing und Egling. Wo das Gebirge ansteigt, verschwinden sie gänzlich. Solche Siedelungen sind begründet von einer Sippe, die sich dorten ständig niederliess, wo der Boden den Unterhalt zu gewähren versprach; oder aber ein Mann legte ein Gehöfte an, seine Nachkommen bauten sich um dieses herum an und vergrösserten die Niederlassung, die nun nach ihnen den Namen erhielt. Die Sippenorte sind von Anfang an und heute noch die grössten Orte, gewöhnlich auch Pfarrdörfer, die zweite Art von Siedelung war vielleicht von vorneherein in ihrer Gemarkung beschränkt und blieb es. Diese Namen gehören der Einwanderungszeit der Bayern in ihre heutigen Sitze an, dem 6. Jahrhundert. Sie zeigen, dass die damaligen Bajuwaren schon ein ackerbauendes Volk gewesen, dass sie sich mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Landwirthschaft ansiedelten; sie zeigen, dass der Geschlechterverband noch ein geschlossener und dass er maassgebend war für die Art der Besiedelung.

Wie gesagt, hören diese Namen bezeichnenderweise dort auf, wo das Gebirge beginnt. Und durch das ganze weite Gebirge Tirols finden sich unter den tausend und abertausend Ortnamen keine solchen altdeutschen auf Personennamen zurückgehenden Orte auf ing — mit zwei einzigen Ausnahmen. Von Innsbruck aufwärts reihen sich in der Ebene des breiten Thales bis gegen den Eingang des Ötzthales wie eine Kette die Orte aneinander: Hötting (Hetening), Inzing, Polling, Hatting, Leibelfing, Flaurling, Heiming und auf der breiten Hochfläche ober Telfs Mieming und Wildermieming (ursprünglich Wilraming), Orte, die theilweise schon im Jahre 763 genannt werden. Da ist wohl durch den uralt benützten Scharnitzpass eine Schaar von Bajuwaren in das Innthal herabgestiegen, und diese Hatto und Inizo, Heimo, Liuwolf und Williram haben sich mit ihren Sippen im Thale niedergelassen. In Polling und Flaurling aber stecken Romanen des Namens Pollio und Florinus, deren Sitz mit dem deutschen Suffix ing ausgestattet worden ist.[19]) Ein zweiter solcher Kernpunkt altbayerischer Besiedelung ist das schöne, weite Thalbecken von Bruneck. Zwar haben wir da nur zwei Namen auf ing, Issing und Reiperting, aber ihr Alter wird verbürgt durch die ehrwürdigen anderen Namen der Gegend, wie Dietenheim, Uttenheim, Geiselsberg, Getzenberg, Greimwald und Tesselberg, deren letzter uns unmittelbar an die Zeiten der bayerischen Tassilo gemahnt.[20])

Die Namen auf ing dehnen sich von Oberbayern aus gegen Osten über das nördliche Salzburg nach Oberösterreich. Bis zur Traun finden wir zahlreiche derartige Orte. Auch hier gehen sie nicht ins höhere Gebirge hinein. Itzling, Liefering, Anthering u. a. in der Umgegend von Salzburg, Scharfling am Mondsee, Scherfling (Skerolfinga 803) am Attersee und Igling westlich Gmunden, sind so ziemlich die vorgeschobensten Posten gegen das Gebirge. Östlich der Traun werden sie seltener, aber ein neuer Mittelpunkt ist dann die Landschaft am West- und Ostabhang des Wienerwaldes, die Gegend von St. Pölten und Wien.[21]) Um Wien zieht sich ein ganzer Kranz derartiger Orte: von Sievering, Grinzing, Döbling, Währing und Ottakring bis zu Penzing, Hiezing und Simmering, Liesing und Mödling. Aber hier tritt uns nun zweierlei anders entgegen. Die Ostmark ist deutsches Colonialland. Frühestens können diese Namen, soweit sie überhaupt deutsch sind, bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen. In dieser Zeit aber und in Colonialland konnte von Ansiedlung nach geschlossenen Sippen keine Rede mehr sein. Diese Namen auf ing bedeuten also wie ihre zahllosen Genossen auf dorf, z. B. Altmannsdorf, Pötzleinsdorf (Dorf des Pezili), Matzleinsdorf (Mazili), Besiedelung durch einen Mann des betreffenden Namens oder auch wohl Benennung nach demjenigen, der der Herr der Colonisten war. Und zweitens haben wir hier auch nichtdeutsche Namen vor uns, deren ungefähr ähnlich lautende Endsilbe von den Deutschen in das ihnen so geläufige ing umgestaltet wurde. Denn wenn Grinzing seinen Namen von einem Grimizo, Ottakring von einem Ottakar, Penzing von einem Penzo, Simmering von einem Sintman (Sinmaningen 1136) hat, so ist dagegen Döbling ein slavisches Tobeliche, Mödling ein slavisches Medeliche, Gaming und Sierning sind Gemnik und Simich. Und Flussnamen wie Perschling, Liesing, Triesting und Piesting, die ja an sich natürlich nichts mit Siedelungen auf ing zu thun haben, zeigen in ihren älteren Formen klar ihren nichtdeutschen Ursprung.

Ganz ähnlich ist die Sachlage im steirischen Ennsthal, wo uns ebenfalls nacheinander eine auffallende Reihe von Orten auf ing begegnet, angefangen von Gleining und Schladming über Gröbming bis zu Irdning und Ardning in der Nähe von Admont. Es sind gut deutsche Namen darunter: Gundacheringen, heute Gunakrin, und Wicemanningen bei Gröbming, Ruperting bei Haus, Eberharting bei Irdning. Aber die Mehrzahl der Orte ist slavischen Ursprungs und ist erst seit dem 12. Jahr-

hundert in ihrer Bevölkerung und ihrem Namen germanisiert worden. Wenn hier slavische Orte auf ich oder nich auf solche Weise zu deutsch klingenden Namen auf ing gekommen sind, so erscheint sonst jenes slavische Suffix in ursprünglicherer Gestalt in den zahlreichen Namen auf nig oder nigg. Hier sind also diese slavischen Namen auf unechtes ing die ältere, die deutschen Namen auf echtes ing die jüngere Schicht.[22])

Neben diesen Namen auf ing sind es überhaupt die Personennamen und ihre Verkleinerungsformen (Kosenamen), welche in anderen zahllosen Verbindungen überall zu dem ältesten Bestande der deutschen Namengebung in unseren Gegenden gehören. Der Name des ersten Ansiedlers oder ersten Besitzers verbunden mit einem Grundwort, welches eben die Art der Besiedelung, des Besitzes angiebt, das sind überall heute noch die lebendigen Zeugnisse für die alte deutsche Besiedelung. Diese Art von Namengebung reicht zurück bis in die Zeiten der Einwanderung der Bajuwaren in die Landschaften zwischen der Donau und den Alpen, und diese Weise treffen wir ebenso noch bei den bayerischen Colonisten des 11. und 12. Jahrhunderts in den östlichen und südöstlichen Marken. Von den zahllosen Orten, die mit Personennamen und den Grundworten heim, haus oder hausen, hof, dorf, sass oder sitz, stetten, wang, feld, bach u. s. w. zusammengesetzt sind, können je nach der Geschichte der Besiedelung manche in das 7. und 8. Jahrhundert zurückreichen oder auch erst dem 11. und 12. Jahrhundert angehören. Nicht selten kommt es vor, dass das Grundwort fortgefallen ist und nur der Genetiv des Personennamens noch als Ortsname erscheint. So heisst im Algäu ein Ort im Jahre 872 Paldrammesried, 894 aber nur mehr Paldrammes. Solche Namen, bei denen also eigentlich ein haus, heim, dorf, hof u. s. w. zu ergänzen ist, kommen vereinzelt im ganzen Ostalpengebiete vor, z. B. Hörgas das ist Herigoz bei Reun in Steiermark. Aber ein rechtes Nest von solchen Namen bergen die Algäuer Alpen und ihre Ausläufer: Eckarts, Wilhams, Gopprechts, Hörbranz (Heribrants), Gerwangs, Albrechts u. s. w.[23]) Und ein anderer Winkel mit auffallend vielen derartigen Namen ist das Waldviertel in Niederösterreich mit seinen Siegharts, Gerungs, Withalms, Irnfritz, Göffritz (Gottfrieds), Reinprechts, Dietreichs, Heinreichs und vielen anderen. Sollte diese merkwürdige Übereinstimmung der Ortsnamenbildung auch sonst auf irgend einen Zusammenhang deuten?

Statt des Personennamens konnte auch der Name des Volkes, des Stammes, dem die Siedler angehörten, zur Bildung des Ortsnamens verwendet werden. Vorsichtig verwerthet, können uns derartige Namen ganz lehrreiche Anhaltspunkte bieten. Die zahlreichen Baierdorf und Baierbach der Ostalpen deuten zur Genüge auf die Bayern als die Colonisatoren hin. Die mit Franken zusammengesetzten Namen weisen uns auf das herrschende Volk der Karolingerzeit hin, die Sachsenburg, Sachsenfeld und -weg deuten zwar kaum auf die Niederlassung von deportierten Sachsen unter Karl dem Grossen, aber vielleicht auf Ansiedelung von Sachsen unter den bayerischen Herzogen aus sächsischem Stamme. Interessant sind auch die besonders am Nordrand der Alpen sich hinziehenden Namen mit Wals, Walch und Walchen, entweder allein oder in verschiedenen Verbindungen vorkommend. Die Deutung giebt uns klar das Wals bei Salzburg, welches um das Jahr 800 erscheint als vicus Romaniscus qui dicitur Walahowis, also das Römerdorf, das Dorf der Wälschen, wo noch romanisch redende Leute sassen. Diese Wals und Walch sind also die Überreste der alten romanisierten Bewohner, die von den umwohnenden Bajuwaren einfach als die Wälschen bezeichnet und nach und nach dann eben auch germanisiert wurden.[24])

Wir haben uns mit diesen aus Personennamen gebildeten Ortsnamen etwas lange aufgehalten, aber sie gehören zu den ältesten und interessantesten Bildungen.

Wir können nur mehr einen flüchtigen Blick werfen auf den ungeheuern Reichthum an Namen, der durch die mannigfaltigsten anderen Zusammensetzungen entstanden ist, die eben den mannigfaltigsten Natur- und Cultur-Verhältnissen und -Beziehungen entsprangen. Da sind die zahlreichen Ortsnamen, die unmittelbar die Urbarmachung des Bodens versinnbildlichen. Was im Romanischen der Stamm runc (daher die vielen Runk, Rungg, Runkad, Runkatsch u. s. w. in Tirol) bedeutet, das ist das deutsche reut, raut (mittel- und niederdeutsch rod): das Ausreuten des Waldes, der Wildniss. Daher kommen die unzähligen Raut, Rauter, Reut (Reit, Reith, Reutte), Greut (der Familienname Greuter) und Kreuth, die roit und roid im Salzburgisch-Oberösterreichischen. Ähnlich bedeuten schwend, schwand und gschwent, gschwant sowie brand das Lichten des Waldes durch Feuer, schlag durch das Fällen der Bäume.[85]) Die Natur des Ansiedelungsortes leuchtet uns in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit heraus aus Namen, wie sie allein oder in tausenderlei Zusammensetzungen vorkommen: ache und bach, brunn und see, munt, gmund und gmünd (Mündung); acker, wies, feld, wang (feld); ried und rohr, werd (insel), au, holz und wald; thal, klausen, graben, grub, rinn und risen; seiten, leiten, winkel, riegel, sattel, eck oder egg; stein, fels, bühel, kogel, kofel, spitz, berg.

Pflanzen- und Thierwelt steuern zur Namengebung bei und lassen uns durch solche Anwendung auch ihre Verbreitung, ihr Vorkommen erkennen. Tanne, Fichte (Feuchte, Taxe), Kiefer oder Föhre (Forche) und Lärche, Ahorn, Birke und Buche, Eiche, Esche und Linde, Kirsche und Nuss, Weinrebe, Hasel, Rohr und Nessel sind in hunderten von Ortsnamen vertreten. Das Suffix ach (oder auch et) an solche Namen gehängt bedeutet einen Ort, wo Bestände gewisser Bäume vorhanden waren, manchmal ja auch noch vorhanden sind: Eichach (Eicha, Aichach, Aicha, Eichet) ist also ein Ort, wo Eichen, Haslach, wo Haselnüsse, Dornach und Staudach, wo Dorngestrüpp und Strauchwerk wuchsen; ganz ähnlich ist Steinach ein steiniger, Mosach ein moosiger Ort. Dieses ach muss aber wohl unterschieden werden von dem ach gleich ache, Bach, Fluss, wie in Salzach, Loisach und Partnach, und von den slavischen Locativen auf ach, wie z. B. Tristach und Amlach, Dellach und Dölsach, Friesach und Laibach. Von Thieren finden wir Bär und Wolf, Gemse, Hirsch und Reh, Biber und Hase, Kröte und Fisch, Vogel, Adler, Geier und Rabe sehr häufig zur Ortsnamenbildung verwendet.

Eine unabsehbare andere Reihe von Ortsnamen deutet uns das wirthschaftliche oder rechtliche, das sociale oder kirchliche Verhältniss der ursprünglichen Siedelung an. Hof und haus ist die ursprüngliche Einzelsiedelung, dorf die schon ursprüngliche oder nach und nach dazu gewordene Massensiedelung. Weg, steg, steig, strass, pass, bruck, furt enthüllen uns die geographische Lage des Ortes an einem Strassenzug, an einer Passhöhe, an einem Flussübergang. Markt, burg weisen auf die ursprüngliche Veranlassung zur Siedelung und deren ersten Mittelpunkt hin; so in anderer Richtung hube, maierhof, maier, stift, mühl. Frei, edel und andrerseits schalk, barschalk, dann eigen (aigen), lehen (lechen), vogt (voit) sind die Zeugnisse für das Rechtsverhältniss der Siedler und die Abhängigkeit von Grund und Boden. Nicht minder zeigen uns, wessen ein Ort gewesen ist, die zahlreichen Namen, die mit fürst, herzog und graf, mit patriarch (von Aquileia), bischof, kloster, abt und propst, mit pfaff und mönch (münch, München) zusammengesetzt sind. Die vielen Orte kirch und kirchen, kapellen, zell und pfarr sprechen klar, was die Veranlassung ihres Entstehens war. Die zahllosen Orte, die nach Heiligen, den Schutzpatronen ihrer Kirchen, genannt sind, haben auch dadurch ein Interesse, dass wir an manchen von ihnen einen werthvollen Leitstern für die Christianisierungsgeschichte unserer Alpenländer gewinnen können. So geben uns die dem hl. Rupertus,

dem Apostel von Bayern und ersten Bischof von Salzburg, geweihten Kirchen und theilweise nach ihm auch genannten Orte ein deutliches Bild von der Wirksamkeit der Erzbischöfe von Salzburg für die Christianisierung ihres weit ausgedehnten Diöcesangebietes; denn weit mehr als 100 Rupertuskirchen giebt es in Bayern und Österreich, von denen über 90 auf den alten Metropolitansprengel von Salzburg entfallen. So deuten uns die ebenfalls sehr zahlreichen Ulrichskirchen auf den Antheil, den der hl. Ulrich, Bischof von Augsburg, an dem Sieg über die Ungarn im Jahre 955 und damit an der Wiederaufrichtung des kirchlichen Lebens in unseren Gegenden gehabt hat. St. Hermagor im Gailthal und die Hermagorkirchen weisen auf die Zugehörigkeit zur Diöcese Aquileia. So hat man, aber ganz mit Unrecht, die Orte St. Veit und die St. Veitskirchen als Beweis für die Ausdehnung slavischer Besiedelung bis nach Brixen und ins Oberinnthal verwerthen wollen, da man ganz irrthümlich in St. Veit die Verchristlichung des slavischen Gottes Svantevit erblicken wollte.[26])

Diese deutsche Namengebung bildet die oberste Schichte in unseren östlichen Alpenländern. Sie mit den anderen grossen Schichten der romanischen und slavischen Ortsnamen bedecken das Land, tausendmaschige Netze, die sich in- und durcheinander verschlungen haben. Je ausgedehnter nun nach und nach die Siedelungen wurden, je zahlreicher die Bevölkerung anwuchs, je weiter die Urbarmachung des Bodens fortschritt und je intensiver sie wurde, je mannigfaltiger die Besitzverhältnisse sich ausgestalteten, um so dichter wurde nicht nur dieses Netz von Namen, sondern um so mehr verzweigt und verästelt sich dasselbe. Die Namengebung ergreift Besitz von den kleinsten Theilen des Bodens, nicht bloss von jedem Haus und Hof, sondern von den einzelnen Grundstücken, den einzelnen Äckern, Wiesen, von Theilen des Waldes, der Almen. Seit jener Zeit, da die Siedlungen der Menschen im ganzen und grossen bereits feste Gestalt gewonnen hatten und nicht mehr wesentlich vermehrt wurden, werden beinahe wichtiger als die Namen von Städten, Dörfern und Weilern die unzähligen Namen der Acker- und Wiesenfluren, von Weide, Wald, Almen und Berg. Denn diese Namen gewähren uns ein Hilfsmittel zur Kenntniss der Vertheilung von Grund und Boden, zur Geschichte der Besitzverhältnisse und damit der wichtigsten Grundlage der socialen Zustände, der Standesverhältnisse und der staatlichen Factoren, Kenntniss bis ins Einzelnste hinunter, Kenntniss ohne Phrase und ohne übertreibende Generalisierung. Die Ortsnamen sind eine überaus reiche und noch bei weitem nicht ausgeschöpfte Quelle für die Geschichte der Cultur vergangener Jahrhunderte.

Aber noch etwas anderes ist endlich aus ihnen zu gewinnen, nämlich ein Bild der Natur in früheren Zeiten. Aus ihnen werden wir das landschaftliche Bild unserer Alpen zum Theile wieder auferwecken können, das sie vor hunderten von Jahren geboten haben, wie sie dazumals aussahen. Die Ortsnamen sind eine Hauptquelle für die historische Landschaftskunde, für die historische Geographie, in ihrem tieferen und eigentlichen Sinne erfasst. Denn die historische Geographie hat ja doch nicht »allein die Lage alter Orte, den Zug alter Strassen, die Grenzmarken alter Staaten und Völker auszumitteln, kurz die kritisch-historische Begründung zu geben für die Zeichnung der historischen Karte, sondern stellt sich die Aufgabe, das Natur- und Culturbild eines Landes für eine Epoche seiner Vergangenheit in seinem festen, innigen Zusammenhang, in derselben lebendigen Wechselwirkung zwischen Land und Leuten darzustellen, wie es verlangt wird von einer wissenschaftlichen Landeskunde der Gegenwart«.[27]) Dies ist das Idealziel einer historischen Geographie, die nicht bloss historische Topographie sein will. Eine solche historische Geographie des Mittelalters und der neueren Zeit würde erst den rechten und festen

Unterbau abgeben für die Wirthschaftsgeschichte; denn die ganze naturalwirthschaftliche Zeit des früheren Mittelalters gründet eben, wie ja der Name schon sagt, auf der Natur, auf Grund und Boden und seiner Beschaffenheit. Aber diese Aufgabe der historischen Geographie ist für die mittelalterlichen Zeiten kaum noch recht gewürdigt, geschweige denn irgendwie gelöst.

Noch ist dazu auch gar nicht die Zeit gekommen. Noch bedarf es bei jener wichtigen Quelle für solche Dinge, mit der wir uns eben beschäftigten, bei den Ortsnamen vorerst der Sammlung und wissenschaftlichen Deutung.[28]) Dann kann erst an ihre allseitige historische Verwerthung geschritten werden. Und hier auf dem Gebiete der Sammlung kann Jeder mitwirken, auch wenn er nicht Sprachforscher und Historiker von Fach ist. In dem Heimathsorte, in der Sommerfrische kann man sammeln, was man nur an Haus- und Hofnamen, an Flur-, Wald- und Bergnamen aufzutreiben vermag. Aber auch für den Sammler gelten unerbittlich die Forderungen: genaue Vertrautheit mit Land und Leuten, mit dem Dialecte, und strengste Gewissenhaftigkeit in der richtigen Aufzeichnung der Namen. Dann kann das Sammeln Nutzen stiften; dann kann das Gesammelte ein Baustein werden für die Forschung, für die anschaulichere, tiefere, wahrere Erkenntniss der Vergangenheit unserer Alpenländer.

Anmerkungen.

(Anregung zu dieser Arbeit gab ein in der Section »Austria« gehaltener Vortrag.)

[1]) Angeführt von Egli, Gesch. der geograph. Namenkunde (1886), S. 31. — Wir verstehen unter Orten nicht bloss einen Complex von bewohnten Häusern, sondern überhaupt alle in irgend einer Beziehung ein Ganzes bildenden Theile der Erdoberfläche. Daher verstehen wir unter Ortsnamen auch alle Flur-, Wald-, Bergnamen, alle Namen für Gewässer, für einzelne Häuser und Höfe u. s. w. Diesen Umfang des Begriffes hat schon Förstemann »Die deutschen Ortsnamen«, 5 f., festgestellt. Es kann daher nur eher verwirrend wirken, wenn man neuerdings z. B. von Lagennamen spricht — jeder Ortsname ist ja selbstverständlich schon ein Lagenname.

[2]) Über den Einfluss der Bodengestaltung (Schutthalden, Schuttkegel, Thalterrassen, Thalböden, vorspringende Leisten der Gehänge als Überbleibsel der älteren Thalbildung, Sonnenseite, Einfluss der Gletscherwirkungen für die Bewohnbarkeit) auf die Besiedelung der Alpen handelte in einer ungemein lehrreichen Abhandlung Löwl, Siedlungsarten in den Hochalpen (Forschungen z. deutsch. Landes- u. Volkskunde, 2. Bd., 1888).

[3]) Auch solche Namen können uns ja sehr Vieles lehren. Man könnte aber alle diese Namen, wie sie seit dem Zeitalter der Entdeckungen in den fremden Erdtheilen gegeben worden sind, bewusste oder künstliche Namen nennen gegenüber jener unbewussten, natürlichen und darum auch organischen Namengebung, wie sie auf unserem alteuropäischen Boden im Laufe von vielen Jahrhunderten herausgewachsen ist. Egli hatte immer, so auch noch in seinem allerletzten Aufsatz (Geograph. Zeitschr. 2, 158 ff.) mehr diese Namengebung der letzten Jahrhunderte im Sinn und preist sie als ein Spiegelbild der Culturstufe und Culturrichtung der verschiedenen Völker. Allein für diese neueren Zeiten fliessen uns tausend andere und viel bessere Quellen für solche Erkenntniss. Die Ortsnamen gewinnen um so mehr wirklich wissenschaftliche Bedeutung, je lückenhafter und spärlicher die schriftliche Überlieferung wird.

[4]) Vgl. z. B. Stolz, Die Urbevölkerung Tirols, 2. Aufl., Innsbruck 1892.

[5]) Vgl. Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich, 100 ff. Jaksch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung mit bes. Rücksicht auf Kärnten, 9.

[6]) Wie Heinzel in den Sitzungsber. d. Wiener Akad. 119, 22 Anm. 1 bemerkt, bliebe für die Gothenhypothese nur das von Busson im Tiroler Boten 1884, Beil. 232, geltend gemachte Argument der Körperbeschaffenheit übrig. Doch möchte ich darauf aufmerksam machen, dass noch im Jahre 769 in Brescia ein Bürger Namens Staviles nach gothischem Rechte lebte (vivens lege Gothorum, Cod. dipl. Langob. 72 n. 38). Der Mann und seine Eltern sind sonst romanisiert, aber in ihrem persönlichen Recht hatten sie sich noch ihre Nationalität bewahrt.

[7]) Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 1. Bd. Personennamen, 2. Bd. Ortsnamen (2. Aufl. 1871). Förstemann, Die deutschen Ortsnamen, 1863. — Miklosich's Abhandlungen in den Denkschriften der Wiener Akad. 1860, 65, 72, 74. — Schneller, Tirolische Ortsnamenforschungen 1890, und Beiträge z. Ortsnamenkunde Tirols, Heft 1—3, 1893—96. — Über Steub vgl. z. B. die Worte von Fr. Stolz, a. a. O. 98. — Der kürzlich verstorbene Egli hat der Namenkunde unermüdliche Aufmerksamkeit zugewendet; vgl. seine Gesch. der geograph. Namenkunde (1886), seine Berichte in Wagner's Geograph. Jahrbuch, seine Nomina geographica, 2. Aufl., 1893. Das bedeutendste neuere Werk, welches vom Standpunkt des Historikers an den Ortsnamen eines bestimmten Gebietes ihre Verwerthung consequent und trefflich durchgeführt hat, ist W. Arnold's Buch: Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme, zumeist nach hessischen Ortsnamen (1875).

[8]) Dies hat mit vollem Rechte Jaksch a. a. O. 12 f. betont; es wird von den Onomatologen ganz regelmässig unbeachtet gelassen.

[9]) Vgl. Prinzinger, Zur Namen- und Volkskunde der deutschen Alpen, 1890. Einen anregenden Beitrag in dieser Hinsicht gab neuestens J. Schatz in einem Aufsatze: »Über die Schreibung tirolischer Ortsnamen« in der Zeitschr. d. Ferdinandeums, 1896, S. 101 ff. Aber Schatz verlangt Unmögliches und Ungerechtfertigtes, wenn er nun will, dass man heute eine Schreibung der Ortsnamen entsprechend ihrer ursprünglichen Bedeutung wiederherstellen soll. Das ist praktisch undurchführbar und die Geschichte der sprachlichen Ortsnamenforschung selber kann nur als Abschreckungsmittel dienen, denn was ist unbeständiger als viele Namenerklärungen der Linguisten?

[10]) Vgl. Krones, Die Besiedelung der östl. Alpenländer, S. 150. Acta Tirolensia 1, 194 u. 544.

[11]) Jaksch a. a. O. 23.

[12]) Vgl. Schneller, Beiträge II, 80 und III, 43. Unterforcher, Roman. Namenreste aus dem Pusterthal, Leitmeritzer Programm 1885, S. 17.

[13]) Vgl. Mittheil. des Alpenvereins 1896, S. 90 und 102. Steub deutet es via de somaro, Saumweg. Mit welcher bewundernswerthen Seelenruhe aber ein Einsender in den Mitth. des Alpenver., a. a. O. 102, auseinandersetzt, dass der Name ursprünglich Sammuruna gelautet habe, dass Similaun und Simplon auf ein rätisches Sambuluna-Saumhorn zurückzuführen sei und dass dasselbe Wort erhalten sei im Samerthal nördl. Kufstein, im Namen des Thales Schmirn und »als gleichbedeutende Variante Sammurusa« in Sommersberg (Gufidaun) — das ist ein klassisches Beispiel dafür, wie Ortsnamenforschung nicht betrieben werden darf.

[14]) Vgl. Schneller, Beiträge I, 41. — Solcher Wechsel der Hofnamen mit dem Namen des Besitzers ist eine häufig nachzuweisende Thatsache; wenigstens für Tirol habe ich ihn oft urkundlich feststellbar gefunden.

[15]) Vgl. Stolz a. a. O. 49 f.

[16]) Allerdings denkt Schneller, Tirol. Namenforsch., 219 Anm. 1, bei Wipthal an altdeutschen Ursprung; allein wenn Wipthal und Vipitenum zusammenhängen, woran doch kaum zu zweifeln, so ist doch eine Deutung aus dem Deutschen ausgeschlossen.

[17]) Die oben angeführten Arbeiten von Schneller; dazu eine Reihe von stoffreichen Arbeiten von Augustin Unterforcher über romanische und slavische Ortsnamen Tirols in den Gymnasialprogrammen von Leitmeritz und Eger 1885—1892 und in der Zeitschr. des Ferdinandums 1892, in denen freilich doch manches Gewagte vorkommt. — Möchten doch endlich einmal auch die deutschen Ortsnamen Tirols einer gründlichen sprachlich-historischen Erforschung für würdig erkannt werden!

[18]) Archiv f. oberbayer. Gesch., 44. Bd.

[19]) Vgl. schon Steub, Herbsttage, 2. Aufl., S. 363 f. — Afling, westl. Innsbruck, welches mit in diese Reihe hineinzugehören scheint, lautet jedoch im 12. Jahrh. Avelunges, das ist ad aquas lungas, Langwasser, vgl. Schneller, Beiträge II, 18.

[20]) Vgl. auch Steub a. a. O. — Der Name Sterzing kommt zum ersten Male im Jahre 1204 vor; noch um 1050 nannte man den Ort mit seinem uralten Namen Wibitin, vgl. Fischnaler, Wappenbuch d. Tiroler Städte, 136 f. Ist er mit Steub auf einen Starzo zurückzuführen, so darf er doch in seiner Bedeutung nicht mehr mit den altbajuwarischen Namen auf ing gleichgestellt werden.

[21]) Vgl. dafür die sehr verdienstliche Histor. topograph. Matrikel d. Landes ob der Ens von Joh. Lambrecht (1863), dann die Zusammenstellung bei Lampel: Urkundenbuch v. St. Pölten 1, 842 und für das folgende R. Müller in den Blättern d. Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich 1884, S. 374 ff.

[25]) Vgl. die Belege in dem ausgezeichneten Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter von J. v. Zahn (Wien 1893). — Für ein anderes Gebiet, nämlich Schlesien, hat Weinhold in der Zeitschr. f. Gesch. Schlesiens 21, 239 ff. systematisch die Formveränderungen nachgewiesen, welche die slavischen und deutschen Ortsnamen im deutschen Munde durchgemacht haben.

[26]) Vgl. Baumann, Gesch. des Algäus 1, 150 f. — Schneller, Tirol. Namenforsch., 313 ff., sucht auch eine Reihe tirolischer Ortsnamen auf ens und es in dieser Weise zu erklären, wie er auch den vielumstrittenen Namen Igels oder Igls am liebsten im selben Sinne als Eigils oder Egils (Genetiv von Eigilo) deuten möchte.

[27]) Eine Reihe solcher Namen zusammengestellt bei Strakosch-Grassmann, Gesch. der Deutschen in Österreich-Ungarn 1, 383. — Vgl. auch Wälsch- und Deutschnofen im Eggenthal südöstl. und Wälsch- und Deutschmetz (Mezzolombardo, -Tedesco) südl. Bozen; nova ist novale, also Neubruch, Neuraut, Metz kommt entweder von meta, die Grenze, oder hängt mit medio, mezzo, Mitte, zusammen; jedenfalls wirkt es komisch, wenn man z. B. in Eisenbahnfahrplänen die Station $^1/_2$ lombardo gedruckt findet.

[28]) Es mag hier angemerkt werden, dass die ungeheuere einstige Waldregion, die sich vom südöstlichen Böhmerwald bis zum Manhartsberg ausdehnte, erfüllt ist von Ortsnamen mit schlag. Dagegen kommt z. B. in Steiermark schlag nur ganz ausnahmsweise und vereinzelt vor; ähnlich haben die Ortsnamen auf grün, welche ebenfalls mit der Urbarmachung zusammenhängen, einen bestimmten Umkreis ihres hauptsächlichsten Vorkommens, nämlich das Fichtelgebirge und das angrenzende Westböhmen und Voigtland. Vgl. die Zusammenstellung in den Mitth. z. Gesch. d. Deutschen in Böhmen 29, 307 ff.

[29]) Vgl. Unterforcher im Gymnasialprogramm von Eger 1890, S. 5 ff. — Über die dem hl. Rupert geweihten Kirchen handelte Hauthaler in der Beilage zum Personalstand der Geistlichkeit des Erzbisth. Salzburg 1885.

[30]) J. Partsch in seiner Arbeit über Philipp Clüver S. 45.

[31]) In dieser Hinsicht hat jüngst die Histor. Landes-Commission für Steiermark einen sehr verdienstlichen Schritt unternommen. Sie plant eine systematische und vollständige Sammlung der steirischen Ortsnamen (»Lagen- und Vulgonamen«) und versandte bereits an alle Pfarrämter eine Anleitung für die Feststellung derselben, sowie Fragebogen und Musterblätter für die Zusammenstellung. Dr. Peisker, der dieses Unternehmen anregte, schrieb auch einen erläuternden Aufsatz: »Über die Wichtigkeit der Lagen- und Vulgonamen«, der nebst den Musterblättern abgedruckt ist im IV. Bericht der histor. Landescommission (1895—1896).

Die Ostalpen in den Franzosenkriegen.

Von

Hans v. Zwiedineck-Südenhorst.

I. Theil:

Die Feldzüge von 1796—97, 1799, 1800—1801.

Die Geschicke der grossen Völker werden nicht in den Gebirgen entschieden. Diese beschränken die Verwendung grosser bewaffneter Massen und hemmen die Schnelligkeit der Bewegung. Da es aber im grossen Kriege darauf ankommt, dem Gegner kräftig und rasch gegenüberzutreten und ihm in kurzer Zeit ein möglichst grosses Gebiet streitig zu machen, so wird sich zum mindesten der Angreifer, wenn er in der Wahl des Kriegsschauplatzes freie Hand hat, nicht für das Gebirgsland entscheiden. Dazu kommt, dass die natürlichen Verkehrshindernisse, die in Gebirgsländern durch künstliche Sperren und Hemmnisse leicht vermehrt werden können, die Fortbewegung der Fuhrwerke erschweren und die Leistungsfähigkeit der Pferde verringern, dass die geringe Fruchtbarkeit des meist felsigen Bodens die Ansammlung grösserer, aus der nächsten Umgebung zu gewinnender Vorräthe von Lebensmitteln und Futter nicht gestattet, dass daher die Kräftevertheilung in Gebirgsländern von verschiedenen Erwägungen abhängig gemacht werden muss, durch welche die Erreichung des Hauptzweckes aller Kriege, die Vernichtung der Streitkräfte des Gegners, aufgehalten wird.

Karl v. Clausewitz, der Meister der Kriegstheorie, dessen Behauptungen durch die Kriegserfahrungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunders nicht erschüttert, sondern nur bestärkt werden konnten, dessen Verständniss des Krieges überhaupt noch nicht überholt worden ist, hat den strategischen Grundsatz aufgestellt, dass ein Gebirgsland jedem relativen Widerstand günstig, aber jedem absoluten gefährlich und nachtheilig ist. Unter relativem Widerstand versteht er jeden, der nur eine gewisse Zeit dauern soll, weil er nicht selbst eine Entscheidung in sich trägt, sondern sich auf eine anderswo liegende Entscheidung bezieht. »Jeder kriegerische Akt geht im Gebirge langsamer von statten, als in der Ebene; darum dauert auch ein unglücklicher Widerstand, d. h. einer, der mit Einräumung der Stellung endigt, immer länger im Gebirge als in der Ebene; ist es nun bei dem Widerstande hauptsächlich auf Zeitgewinn abgesehen, wie z. B. bei Vorposten, so ist der Widerstand im Gebirge schon darum erfolgreicher. Aber er ist auch dadurch erfolgreicher, dass er den Angreifenden mehr Blut kostet. Wo eine Hauptentscheidung gegeben werden soll, da wird das Blut nicht geachtet und der Preis des Sieges ist meistens nur eine untergeordnete Frage. Wo aber nur von einem untergeordneten Zweck die Rede ist, da kann der Preis des Sieges sehr in Betracht kommen, und es wird also in

vielen Fällen der Angriff bloss darum ganz unterbleiben. Endlich ist jeder kleine Haufe im Gebirge unendlich viel stärker als in der Ebene, weil er nie übergerannt werden kann und weil die dem Rückzuge kleiner Haufen gefährlichste Waffe, die Reiterei, im Gebirge viel von ihrer Brauchbarkeit verliert. . . . Sowie aber von einer Hauptarmee die Rede ist und von einer Hauptentscheidung, die sie geben soll, sowie der längste Widerstand nichts mehr werth, keinem positiven Resultate gleichzuachten ist, sobald er mit dem Rückzug endet, sowie man sich nicht mehr um das Land, sondern um den Sieg schlägt, sowie also der Widerstand des Vertheidigers ein ganz absoluter sein muss — so ist das Gebirgsland dem Vertheidiger durchaus nachtheilig.«

»In früheren Zeiten«, sagt Freiherr v. Kuhn in seinem Buche über den Gebirgskrieg, »hat man dem Besitze des Gebirgslandes, aus welchem die Flüsse und Ströme entspringen, in deren Hauptthälern die Hauptoperationslinien und die Hauptoperationsobjekte liegen, einen viel zu grossen Werth beigelegt. Man glaubte, dass, ebenso wie in der Taktik, die Wegnahme eines Berges, welcher den Schlüsselpunkt einer Stellung bildet, über diese entscheidet, oder die Besitzergreifung der ein Thal einfassenden Höhen die Eroberung eines Thales nach sich zieht: auch im Grossen, im strategischen Sinne, der Besitz des Gebirges über jenen der Ebene entscheiden müsse. Diese falsche Ansicht führte zu höchst gefährlichen Aufstellungen auf den sogenannten Gebirgsketten, auf den Hauptgebirgsrücken, und damit zum Cordonsystem, welches bei so vielen Gelegenheiten zu Schanden gemacht wurde. Solche Misserfolge, sowie die Entwicklung der Strategie als Wissenschaft, führten zur entgegengesetzten Behauptung, dass nämlich der Besitz der Ebene über jenen des Gebirges entscheidet. Diese Frage ist aber, beim gehörigen Lichte betrachtet, gleichfalls müssiger Natur, da im Kriege dort die Entscheidung fällt, wo die Hauptkräfte mit einander ringen, wo mit einem Worte die Entscheidungsschlacht geschlagen wird.«

Aus den schon angeführten Gründen wird man freiwillig die grossen Massen niemals in das Gebirge verlegen, also die Entscheidung nicht ohne besonderen Zwang dort suchen; man wird sich auch nicht ins Gebirge drängen lassen, bevor man eine Hauptschlacht versucht hat; wird aber ein grosser Heereskörper dennoch wider Willen hineingedrängt, so ist der Zustand, in welchem sich derselbe dann befindet, gleichbedeutend mit dem nach einer verlorenen Schlacht.

Die strategische Bedeutung der Gebirge liegt also wesentlich darin, dass sie gedeckte Anmarschlinien bilden, durch welche Überflügelungen erzielt werden können; viel seltener dienen sie als Schutz bei Rückzugsbewegungen ganzer Armeen; nur vereinzelte Kolonnen, deren Verfolgung die Kräfte des nachrückenden Feindes zersplittern könnte, können hinter den Pässen für kurze Zeit Ruhe finden und sich zu neuen Vorstössen sammeln.

Diese Erfahrungen wurden am häufigsten in den Alpen gemacht, deren geschichtliche Stellung, wie Friedrich Ratzel im letzterschienenen Bande dieser Zeitschrift ausgeführt hat, »in ihrer Lage zwischen dem Mittelmeere und Mitteleuropa begründet ist«. Obwohl an ihren Hauptrücken die grossen Culturvölker aneinanderstossen, haben diese ihre Kräfte doch nicht an den Berührungsstellen gemessen, die Entscheidung über die Machtverhältnisse unter ihnen hat stets jenseits der Alpenwälle stattgefunden. Die Wehrkraft des guelfischen Italien hat sich den deutschen Kaiserheeren nicht an den Pässen entgegengeworfen, sondern ist dem Angriffe in der Nähe ihrer grossen städtischen Gemeinwesen begegnet, auf die sie den Widerstand stützen konnte. Während daher Oberitalien schon im Mittelalter einer der wichtigsten Kriegsschauplätze Europas war, fanden auf den Alpen-Durchzugsstrassen, die von Deutschland dahin führen, keine nennenswerthen Gefechte, geschweige denn grosse Schlachten statt; die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz

tragen einen ausgesprochen lokalen Charakter an sich, und die durch sie hervorgerufenen Besitzverschiebungen und Hoheitsveränderungen haben keine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt.

Die Alpen begannen erst dann ihre militärische Rolle zu spielen, als das politisch geeinte Frankreich seine Macht nach Westen und Süden auszudehnen anfieng und dadurch mit dem Hause Habsburg, das die alten Kaisertraditionen in Mitteleuropa und Italien aufrecht zu erhalten strebte, in einen Gegensatz gerieth, der zum Ausgangspunkt zahlreicher Kriege wurde. Diese erforderten nothwendig zwei grosse Schauplätze, den einen am Rhein und an der Donau, den anderen im Pothale. In dem Augenblicke, in welchem die französischen Streitkräfte über den Rhein vorgedrungen und durch den Schwarzwald in das Donaugebiet gelangt waren, wurde das Zusammenwirken derselben mit den Heeren in Italien nothwendig, es mussten daher auch in den Ostalpen strategische Aufgaben gelöst werden. Diese bestanden einestheils darin, dass französische Heere durch Tirol nach Bayern zu gelangen suchten, um dort eine Übermacht über die in der Vertheidigung begriffene kaiserliche Truppenmacht herzustellen, anderseits in dem Bestreben kaiserlicher Feldherrn, die an und über die Etsch vorgedrungenen Feinde durch Flankenangriffe aus dem Etschthale, Judicarien oder dem Val Sugana zum Rückzuge zu zwingen. Die erstere von beiden konnte niemals gelöst werden, während die zweite vom Prinzen Eugen zweimal mit Glück durchgeführt wurde.

Erzherzog Karl bespricht im ersten Bande seiner im Jahre 1819 herausgegebenen »Geschichte des Feldzuges von 1799« die militärischen Beziehungen (Chancen) der Alpen mit grosser Ausführlichkeit und wird von seinen Beobachtungen zu der Ansicht geleitet, dass das Ostalpengebirge in seiner mittleren Zone (Centralalpen) »ausschliesslich zum Durchzuge und zu Operationen von einer Ebene in die andere mit Vortheil zu benützen sei; sein Besitz hängt von jenem der offenen Gegend ab, wo Lokalhindernisse nicht vermögend sind, den Zusammenhang und die Richtung der strategischen Bewegungen zu unterbrechen, und aus welcher die in verschiedenen Punkten aufgehäuften Kriegsvorräthe auf mehreren Linien nachgeführt werden können«. Die nördliche Zone der Ostalpen erkennt der Erzherzog als die »vortheilhafteste für jede Operation an, sowohl weil sie die wenigsten Hindernisse in dem Terrain enthält, als weil sie die breitesten Basen anzunehmen gestattet: nämlich für die Franzosen die Linie von Düsseldorf bis Basel, und für die Österreicher von Theresienstadt bis Steier«, während in der südlichen Zone die beiden Meere und der Fuss der Gebirge die gegenseitigen Basen beschränken. »Die Operationen selbst werden von diesen natürlichen Grenzen beengt, und da die nördliche Grenzlinie, nämlich die Abfälle der Gebirge zwischen dem Ticino und dem Isonzo einen bei Verona nach Süden eingehenden Bogen bilden, so folgt hieraus, dass auch der Gang der Operationen sich nach dieser Krümmung richten und von der geraden und kürzesten Direction abweichen müsse. Wenn nun zwei Linien auf einen entgegengesetzten Punkt führen, von welchen die eine in gerader und die andere in gebogener Richtung läuft, so ist die erstere in kürzerer Zeit zurückzulegen und jede Operation auf der Bogenlinie wird zweifelhaft, so lange der Gegner auf der geraden feindlich wirken kann. Wenn man z. B. die Absicht hätte, Wien von Strassburg oder von Mailand zu erreichen, würde eine Vorrückung auf der Bogenlinie von Mailand durch das Venezianische und Innerösterreich äusserst unsicher sein, so lange der Gegner das Defilee der Donau zwischen Regensburg und Ulm beherrscht und die gerade Linie in seiner Macht hat. Oder gegenseitig: man wollte von Enns und Laibach gegen die französische Grenze zwischen Strassburg und Basel operieren, so lässt sich keine Offensive durch das Venezianische und die Lombardei

über den Gotthardt denken, so lange der Gegner sich in Bayern und Schwaben behauptet«.

Auch die Vorrückung durch die Schweiz und Tirol nach Deutschland erklärt der Erzherzog nach strategischen Grundsätzen für keine der beiden kriegführenden Mächte ausführbar, »weil jede derselben im Fall des Misslingens und der Zurückwerfung Gefahr läuft, dergestalt von ihrer Basis abgeschnitten zu werden, dass sie solche nur durch einen Bogen wieder gewinnen kann, indessen der Feind dieselbe in gerader Richtung bedroht. Dieses Missverhältniss tritt in grösserem Maasse auf der östlichen Seite ein, weil die Unwegsamkeit des Gebirges zwischen der Drau, dem Isonzo und Istrien die zurückweichende Armee zu einem noch grösseren Umkreise zwingt, bevor sie dem Feind eine neue Defensionslinie entgegenzusetzen vermag; während dieser nicht allein auf der geraden Linie von Salzburg nach Leoben und Bruck ihr zuvorkommen, sondern auch die diagonale Strasse über Villach benützen kann, um sie noch mehr gegen Süden zu verdrängen«.

Das Ergebniss aller Erfahrungen jenes österreichischen Feldherrn, der mehr wie irgend ein anderer genöthigt gewesen war, die Vor- und Nachtheile des Krieges in den Ostalpen zu erproben, geht dahin, »dass in dem nördlichen Theile des Kriegsschauplatzes der Schlüssel aller Operationen liege, durch dessen Besitz allein der Eintritt in die übrigen Theile sicher, schnell und leicht zu erwirken ist. Dieser muss also das erste Object beider kriegführenden Mächte werden und dazu führt das Defilee der Donau. Hier ist der eigentliche Zankapfel, um welchen mit der grössten Anstrengung gefochten und wo die meisten Streitkräfte verwendet werden müssen, indessen die weniger wichtigen Grenzen der Schweiz und Italiens nur hinreichend besetzt werden dürfen, um Diversionen in Schranken zu halten«. Mit diesem Ausspruche steht wohl auch die Thatsache in Übereinstimmung, dass sich Napoleon, als er die Vertheilung der militärischen Kräfte selbst vornehmen durfte und jenes Commando sich vorbehalten musste, dem die entscheidende Aufgabe zufiel, nie mehr an die Spitze der italienischen Armee gesetzt hat, der die Linie Mailand—Wien angewiesen war, sondern sowohl 1805 als 1809 an der Donau sein Schwert in die Waagschale geworfen hat.

Durch die Zusammenstellung der Begebenheiten selbst, die nichts Neues zu bieten vermag, sondern nur bekannte Thatsachen in ihrem topographischen Zusammenhange übersichtlich zu ordnen versucht, soll dem Leser die Gelegenheit geboten werden, an der Beurtheilung dieser allgemeinen Erörterung selbst Antheil zu nehmen und die ihm zum grossen Theile aus eigener Anschauung bekannten Gegenden nach ihrer kriegsgeschichtlichen Beziehung zu prüfen. Es ist dabei der gewiss mehrseitig auftretende Wunsch nicht unberücksichtigt geblieben, jene Strassen, Pässe, Übergänge, Saumpfade und Steige kennen zu lernen, die in den Franzosenkriegen — den ersten und letzten, in welchen die Ostalpen ihrer ganzen Ausdehnung nach in Anspruch genommen worden sind — von grösseren Truppenabtheilungen betreten wurden. Von Vollständigkeit kann jedoch in dieser Hinsicht nicht die Rede sein, diese wäre nur durch eine äusserst detaillierte Erzählung möglich geworden, für die sich in diesen Blättern der Raum nicht hätte schaffen lassen.

Wer bei seinen Alpenwanderungen gewohnt ist, auch die geschichtliche Erinnerung zu pflegen und durch dieselbe auf dem wirksamen landschaftlichen Hintergrunde eine reiche und lebendige Staffage von Gestalten entstehen zu lassen, dem wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, hiezu gerade in diesem Jahre angeregt zu werden, in welchem ein Jahrhundert seine Pforten hinter dem ersten Siegeszuge Bonapartes schliesst.

1796—1797.

1. Der Kampf um die Pässe der Julischen Alpen.

Als die französische Republik nach schweren inneren Erschütterungen durch den Sieg der Gemässigten in der Directorial-Verfassung wieder zu Kraft gelangt war und die neue Regierung sich entschlossen hatte, ihre Stellung durch energische Förderung des Krieges mit England und Österreich zu befestigen, da trat General Bonaparte, dem das Directorium seine Existenz zu danken hatte, mit der Idee hervor, diesem Kriege jenen Plan zu Grunde zu legen, den Ludwig XIV. im Kampfe mit Europa lange Zeit mit dem grössten Erfolge festgehalten hatte, nämlich gleichzeitig vom Rhein aus und in Oberitalien angriffsweise vorzugehen und die Vereinigung der beiden Hauptarmeen durch Tirol anzustreben. Er verstand es, die Machthaber davon zu überzeugen, dass auf diese Weise allein ein grosser und entscheidender Erfolg erzielt werden könne und durfte im April 1796 den Feldzug in Piemont mit dem Hinblicke auf die Durchführung dieses Planes beginnen. Die Aufgabe, die er sich zu diesem Zwecke zu stellen hatte, erreichte er vollkommen, er drängte die österreichische Armee durch eine Reihe glücklicher Gefechte vom äussersten Westen bis in den äussersten Osten der norditalischen Ebene und schwenkte im August in das Etschthal ein, um den deutschen Kriegsschauplatz zu erreichen und gemeinschaftlich mit Jourdan und Moreau gegen Erzherzog Karl zu operieren. Die Fortschritte dieser beiden Feldherren waren jedoch mit denen Bonapartes nicht auf gleicher Höhe geblieben, sie waren nicht in der Lage, diesem die Hand reichen zu können, sondern sahen sich vom Erzherzoge, dessen Kriegführung im Sommer 1796 zu seinen besten strategischen Leistungen zählt, selbst hart bedrängt. Der Erzherzog hatte ein Corps von 25 000 Mann unter dem bewährten Feldmarschall Grafen Wurmser zur Verstärkung der kaiserlichen Truppen in Italien abgeben können; als dieses, nachdem es im August durch die Schlachten bei Castiglione und Lonato nach Tirol zurückgeworfen worden war, im September nochmals gegen die Brenta vorgieng, sah sich Bonaparte genöthigt, den Einfall in Tirol wieder aufzugeben und durch das *Valsugana-Thal* auf den italienischen Kriegsschauplatz zurückzukehren. Er zwang Wurmser in Mantua vor seinen wiederholten siegreichen Angriffen Schutz zu suchen, und schlug im Herbste des Jahres 1796 und im Jänner des Jahres 1797 vier von österreichischer Seite eingeleitete Entsatzversuche ab. Mantua musste wegen Mangels an Lebensmitteln am 2. Februar kapitulieren, die Österreicher zogen sich an die Piave zurück.

Nunmehr wurde Erzherzog Karl, der am 3. September Jourdan bei Würzburg aufs Haupt geschlagen und nicht nur diesen, sondern auch Moreau, der nach Bayern vorgedrungen war, zum Rückzug über den Rhein gezwungen hatte, zur Übernahme des Befehles über die italienische Armee berufen. Er hätte es vorgezogen, mit den zwei Divisionen, die von der Rheinarmee herangezogen werden konnten, in Tirol Stellung zu nehmen und von hier aus auf die Flanke Bonapartes zu wirken, man nöthigte ihn aber, sich der französischen Armee in der Front entgegenzustellen und liess die Divisionen Mercandin und Kaim den Marsch nach Innerösterreich einschlagen. So wurde Bonaparte, wenn er in der Offensive bleiben wollte, darauf hingewiesen, sich den Eingang nach Kärnten und Krain zu erzwingen und auf der directen Verbindungslinie von Friaul an die Donau die Richtung gegen die österreichische Hauptstadt zu nehmen.

Die strategische Situation von Innerösterreich ist der Vertheidigung äusserst ungünstig, denn es giebt für dieselbe keine den Alpenpässen naheliegende Operationsbasis; die Hauptstrassen vereinigen sich erst bei Bruck a. d. Mur, also 170 *km* vor

Wien, nachdem sich von denselben schon andere abgezweigt haben, die nach Ungarn und an die Donau führen. Weder an der Drau noch an der Mur kann eine Stellung zum Schutze Wiens gegen einen über die Pässe der Karnischen und Julischen Alpen eingedrungenen Feind genommen werden, die nicht leicht zu umgehen wäre. Die Isonzolinie wird vom Tagliamento aus durch den Pass von Ponteba überflügelt, ein an diesem aufgestelltes Corps ist vollkommen isoliert und von jeder Unterstützung durch die Hauptmacht am Isonzo abgesperrt. Der Umstand, dass die Strassenzüge Laibach—Heidenschaft—Görz und Tarvis—Predil—Görz mit der Hauptstrasse Tarvis—Ponteba—Gemona bei Udine in einem stumpfen Winkel zusammentreffen, bietet dem aus Innerösterreich nach Friaul gerichteten Angriffe grössere Vortheile als der Vertheidigung gegen einen aus entgegengesetzter Richtung kommenden Angriff, selbst bei gleicher Stärke der Gegner. Da sowohl die vom Tagliamento wie die vom Isonzo nach Tarvis führende Strasse damals noch jeglicher neueren Befestigung ermangelte, waren bedeutende Kräfte erforderlich, um sie zu halten. Erzherzog Karl musste daher den Versuch machen, dem Angriffe der französischen Armee noch am rechten Ufer des Tagliamento zu begegnen. Seine Kräfte reichten jedoch nicht aus, um mit einiger Aussicht auf Erfolg eine Schlacht annehmen zu können. Die österreichische Heeresleitung hatte in den wiederholten offensiven Unternehmungen zum Entsatze Mantuas ihr Menschenmaterial zwecklos zersplittert und aufgeopfert: von den 80 000 Mann, die sie in Italien nach und nach in Verwendung gebracht hatte, war kaum mehr die Hälfte vorhanden. Davon standen etwa 16 000 unter den Generalen Kerpen und Laudon in Südtirol, 20—24 000 konnte der Erzherzog bei Valvassone vereinigen. Bonaparte verfügte mit den Verstärkungen, die ihm unter Bernadotte zugeführt worden waren, über 80 000 Mann. Von diesen wurden etwa 15 000 zur Besetzung der Marken und der Lombardei zurückgelassen, mit 65 000 konnte Bonaparte den Feldzug in den Ostalpen eröffnen; 20 000 hatten die Aufgabe, unter Jouberts Befehl in Tirol vorzudringen, der Obergeneral selbst konnte mit 45 000 den Erzherzog angreifen. Ende Februar standen vier Divisionen von je 10—11 000 Mann zu diesem Zwecke bereit, und zwar Massena bei Bassano, Serrurier bei Castelfranco am Morone, Guyeux bei Treviso, Bernadotte bei Padua.

Erzherzog Karl hatte von seiner am Tagliamento versammelten Hauptmacht, deren Vorhut unter dem Grafen Franz v. Hohenzollern bis an die niedere Piave vorgeschoben war, die Brigade Lusignan getrennt, die bei *Feltre* die Verbindung mit Tirol aufrecht halten sollte. Die Divisionen Mercandin und Kaim konnten vor April nicht bei der Hauptarmee des Erzherzogs eintreffen. Da ihnen aber der Marsch über den Brenner und durch das Pusterthal angewiesen war, so hätten sie in Südtirol mindestens acht Tage früher zur Verwendung kommen können als in Kärnten, wo Mercandin erst kurz vor dem Ende des Feldzuges zum Erzherzog gestossen ist. Dort würde ihr Auftreten die Vernichtung Jouberts zur Folge gehabt haben und nach dieser war die Rückzugslinie Bonapartes derart gefährdet, dass sein Vormarsch nach Wien doch einigen Aufschub erlitten hätte. Bonaparte nimmt in einem am 18. März an Joubert gerichteten Schreiben selbst die Möglichkeit an, dass dessen Heerestheil in Tirol geschlagen und bis Mantua zurückgeworfen werden könnte, er versichert jedoch, dass ihn dies nicht beunruhige; denn sobald die Entscheidung am Tagliamento gefallen sei, werde er umkehren und das feindliche Corps, »welches so kühn vorgedrungen und seine Verbindungen mit der Heimath für einen Augenblick unterbrochen, seinerseits abschneiden und vernichten«. Worin sollte dann aber die Entscheidung am Tagliamento bestehen? Wenn der Sieger umkehren muss und dem Besiegten nicht über die Pässe nach Innerösterreich folgen kann, dann ist seine Leistung werthlos, denn sie hat ihn dem Ziele des Feldzuges nicht näher gebracht.

Bonaparte hat auch den Fall ins Auge gefasst, dass feindliche Streitkräfte über *Feltre* nach *Primolano* vorrücken und seine Verbindung mit Joubert durch das Brentathal abschneiden würden. Er setzte dabei offenbar voraus, dass österreichische Truppen aus dem Pusterthal nach *Feltre* gelangen konnten. Die Gelegenheit, die Divisionen Mercandin in dieser Weise rasch an den Feind zu bringen, war auch gegeben, denn die Fahrstrasse von *Toblach* über *Cortina d'Ampezzo* führte bis *Pieve di Cadore* in gutem Zustande und setzte sich von dort nach Longarone als »fahrbare Strasse« fort. Wir finden jedoch keine Andeutung, dass von österreichischer Seite an die Benützung derselben zum Zwecke eines Flankenangriffes gedacht worden wäre. Erst als die Franzosen selbst in *Pieve di Cadore* erschienen, wurde Mercandin mit der Sicherung des Ampezzothales beauftragt. Man hätte aber an dieser Stelle dem Gegner zuvorkommen und ihn zur Theilung seiner Kräfte zwingen müssen, dann wäre sein Vorstoss am Tagliamento geschwächt worden. Tirol ist das Bollwerk Innerösterreichs gegen Italien, wenn seine Eigenschaft einer vorspringenden Bastion mit zahlreichen Ausfallspforten ausgenützt wird. Die Gründe, aus welchen diese Eigenschaft im Feldzuge von 1797 ausser Acht gelassen wurden, sind aus den bis jetzt vorliegenden Darstellungen desselben nicht ersichtlich, es scheint jedoch, dass man in Wien an ein rasches Vorgehen Bonaparte's nach Innerösterreich nicht geglaubt hat, solange die französische Rheinarmee nicht in Bewegung gesetzt sei; gegen den Einfall in Tirol aber gab die Stellung der Südarmee zwischen Piave und Tagliamento genügende Sicherung. Wartete Bonaparte den Zeitpunkt des Zusammenwirkens mit der Rheinarmee ab, dann konnte Erzherzog Karl so weit verstärkt sein, um dem Angriff des Gegners gewachsen zu sein.

Auch das französische Directorium hat an dem alten Plane, die Donaulinie gleichzeitig vom Schwarzwalde und aus Italien durch Tirol anzugreifen, festgehalten. Bonaparte's Initiative entsprang seiner eigenen, freien Entschliessung. Sie war gewagt, aber sie beruhte auf einer Reihe sehr wichtiger Erwägungen. So urtheilt Clausewitz: »Bonaparte, dessen Verstärkungen Ende Februar anlangten und welcher wusste, wie schwach sein Gegner um diese Zeit noch war, wollte keine Zeit verlieren, sein Übergewicht geltend zu machen. Er berechnete dabei, dass diejenigen österreichischen Verstärkungen, welche von der Rheinarmee an die italienische abgegeben werden sollten, doch schon im Marsch sein würden, und dass er es also am Ende mit nicht weniger Feinden zu thun haben würde, wenn er auch wirklich den Aufbruch der französischen Rheinarmee abwarten wollte; dass er dagegen im Anfange den unschätzbaren Vortheil habe, sich mit dem Erzherzoge zu schlagen, ehe jene Verstärkungen angekommen waren, diesen Theil der österreichischen Macht also zu neutralisieren. Denn jede Truppe, welche genöthigt ist, zu marschieren in dem Augenblick, wo die Entscheidung gegeben wird, ist als neutralisiert zu betrachten. So hoffte Bonaparte im ersten Augenblicke gleich wieder ein entschiedenes Übergewicht zu gewinnen und wollte es dann seinem Glücke überlassen, zu welchem Ziele, zu welcher Art von Lösung der ganzen Frage ihn dasselbe führen könnte«. Blieb ihm dieses Glück so treu wie bisher, dann durfte er hoffen, das Verdienst einer für Frankreich günstigen Beendigung des ganzen Feldzuges für sich allein in Anspruch nehmen zu können. Dieser Gedanke war mächtig genug, alle Bedenken strategischer Natur zu unterdrücken.

Als sich die vier französischen Divisionen am 10. März in Bewegung setzten, fühlte sich Erzherzog Karl nicht stark genug, eine Schlacht anzunehmen. Er zog sich, indem er es nur zu unbedeutenden Nachhutgefechten kommen liess, über den Tagliamento und, ohne Stellung zu nehmen, an den Isonzo zurück. Ihm folgte Bonaparte mit den Divisionen Serrurier, Guyeux und Bernadotte in der Front, während Massena eine Bewegung gegen seine rechte Flanke übernahm. Die Rich-

tung derselben war anfänglich nicht klar ausgesprochen. Zuerst wandte sich Massena nämlich gegen die nach *Feltre* entsendete österreichische Brigade Lusignan. Diese wich, in der richtigen Erkenntniss, dass sie den Eingang ins *Pusterthal* zu schliessen habe, nicht nach *Primolano*, sondern nach *Belluno* zurück, liess sich jedoch bei *La fossa* (zwischen Fortagna und Longarone) in ein ungünstiges Gefecht ein, das mit der Gefangennahme eines Theiles der Brigade und ihres, eben zum General ernannten Führers, endete.[1]) Hier hatte — gewiss eine Seltenheit im Gebirgskriege — die Reiterei den Ausschlag gegeben. Massena liess (nach Schels Darstellung in der österr. militär. Zeitschrift 1837, IV) 800 Reiter durch die Piave setzen und, unbekümmert um die hinter ihnen am rechten Ufer zurückbleibende österreichische Infanterie, welche den Engpass von *La fossa* bis dahin hartnäckig vertheidigt hatte, gegen Longarone stürmen, das sie, nachdem eine sich ihnen entgegenwerfende Husaren-Abtheilung zurückgeworfen war, besetzten. Darauf griffen sie Lusignans Stellung von hinten an, drängten seine zwei Compagnien an die Felswände und nöthigten sie zur Waffenstreckung. Der Rest der Brigade, die 600 Mann und 100 Pferde verloren hatte, gieng bis *Borca* zurück und deckte dort *Cortina*. Massena verfolgte ihn nur bis *Pieve di Cadore* und kehrte dann um. Er glaubte genügend dafür gesorgt zu haben, dass er bei seinen ferneren Operationen von dieser Seite keine Überraschungen zu gewärtigen haben würde. Über die Richtung seines Rückmarsches finden sich heute noch zwei widersprechende Angaben. Nach Bacler d'Albe und Jomini soll er an demselben Tage, an welchem er *Pieve* erreicht hatte, nämlich am 14. März, noch bis *Spilimbergo* gelangt sein, indem er den Übergang über *Erto* und das *Val Cellina* gemacht habe; dies ist jedoch in Anbetracht der Entfernung (60 *km*) und der Steigung von mehr als 300 *m* gänzlich unmöglich. Er wird über *Vittorio* und *Fontanafredda* marschiert sein und konnte auf diesem Wege am 18. nach *S. Daniele*, am 19. nach *Gemona* und weiter aufwärts im Thale der Fella kommen.

Beachtenswerth ist es, dass während des Vordringens Massenas gegen *Ampezzo* sich die Division Mercandin, deren Spitze am 15. März in *Ober-Drauburg* erschien, im Hochpusterthal befunden haben muss. Sie war also zu einer Flankenbewegung verwendbar und hätte, wenn sie nach Belluno dirigiert worden wäre, Massena an die Piave zurücktreiben können. Dies hätte die Angriffsbewegung Bonaparte's unzweifelhaft aufgehalten und dem Erzherzog Karl die nöthige Zeit verschafft, ausreichende Streitkräfte zur Vertheidigung des *Ponteba-* und *Predilpasses* zu versammeln. F.-M.-Lt. Graf Mercandin war jedoch durch das Pusterthal abwärts marschiert, ohne sich darum zu kümmern, was sich zwei Tagemärsche weit von ihm zutrug. Erst am 14. März gab der Erzherzog Befehl, dass zwei Bataillone der letzten, am 17. in *Brunnecken* eintreffenden Brigade Dietrich nach *Pieve di Cadore* marschieren sollten; als die Nachricht von dem Unglück bei Longarone im Hauptquartier eintraf, erhielt F.-M.-Lt. Graf Sporck das Commando in Ampezzo und vier Bataillone zur Unterstützung. Das war eine ganz belanglose Maassregel, die auf den Verlauf der Ereignisse nicht den geringsten Einfluss nehmen konnte. Nur eine starke Offensive gegen Massena hätte dies vielleicht vermocht.

[1]) Die Bemerkung in der neuesten Darstellung dieser Vorgänge (»Österreich. Kriegschronik«, verf. im k. und k. Kriegs-Archiv 1886), dass Lusignan bei La fossa schwer verwundet worden sei und deshalb General Sporck das Commando seiner Brigade habe übernehmen müssen, beruht wohl auf einer Verwechslung mit dem Commandanten von Longarone, Oberstlieutenant Ude, der in dem Engpasse die Todeswunde erhielt. Bonaparte sandte den gefangenen Lusignan nach Frankreich mit der Bemerkung, dass er nicht ausgewechselt werden dürfe, weil er sich durch die Behandlung der französischen Soldaten in Brescia »mit Schande bedeckt habe«.

Am 19. März erschien die französische Hauptmacht bereits vor *Görz* und *Gradisca*, dessen Besatzung sich nach kurzer Beschiessung ergab. Der Erzherzog verzichtete auf jeden weiteren Widerstand und setzte den Rückzug fort. Die *Pontebastrasse* hatte er bereits aufgegeben, als er den Tagliamento verliess, es blieb ihm noch die von *Görz* nach Norden führende Strasse über den *Predil* und die Strasse über *Wippach* nach *Laibach* offen. Die erstere mit sämmtlichen Truppen einzuschlagen, schien zu gefährlich, weil man nicht wusste, ob man *Tarvis* noch vor dem Feinde erreichen werde, im *Isonzothal* aber ein längeres Verweilen Verpflegungsschwierigkeiten ergeben musste. Die Armee wurde daher in zwei Colonnen getheilt: die stärkere, nämlich die Brigaden St. Julien, Kerpen, Seckendorff und Hohenzollern giengen theils über *Wippach*, theils über *Prewald* nach *Laibach* mit der Bestimmung, von dort in möglichster Eile über den *Loibl-Pass* nach *Klagenfurt* zu gelangen. Die Division Bajalich, an deren Spitze General Gontreuil mit vier Bataillonen stand, zog den *Isonzo* aufwärts dem *Predil* zu, um so schnell als möglich *Tarvis* zu gewinnen. Sie hatte die von *Cividale* nach *Karfreit* rückende Brigade Köblös und einige kleinere Streifpartien aufzunehmen und die schwere Artillerie-Reserve zu decken, die sich bereits auf dem Wege nach *Flitsch* befand.

Die Deckung des *Ponteba-Passes* war der Brigade Ocskay anvertraut worden. Da sie zu schwach war, um allein die ganze Division Massena aufhalten zu können, die man gegen das *Fella-Thal* im Anmarsch wusste, so sandte der Erzherzog den Befehl an Mercandin nach *Spital* im Drauthale, vier Grenadier-Bataillone zur Verstärkung Ocskay's nach *Tarvis* abrücken zu lassen und mit dem Reste seiner Division in *Villach* eine Reservestellung einzunehmen. Mercandin war jedoch durch die Nachrichten über die Vorfälle bei *Longarone* beunruhigt worden, war von *Ober-Drauburg* wieder ins Pusterthal zurückmarschiert und hatte seine Macht in *Mühlbach*, *Brunecken*, *Sillian* und *Lienz* vertheilt. Durch dieses, nach dem Abzuge Massenas von *Belluno* ganz zwecklose Verfahren wurde Ocskay vollständig isoliert. Mit drei Bataillonen glaubte dieser General keinen Widerstand leisten zu können, zog sich nach einem kurzen Gefechte bei *Casasola* (östl. von Resciutta) über *Ponteba* und *Pontafel* nach *Tarvis* zurück, gab auch dieses preis und hielt erst am Eingange der Strasse, die über den *Wurzen-Pass* nach Krain führt, wieder stille. Auch die Ankunft von 1000 ungarischen Rekruten, durch die er sich in *Pontafel* verstärken konnte, hatten ihn nicht veranlasst, die Vertheidigung von *Tarvis* zu versuchen. Der commandierende General in *Klagenfurt*, Baron Neugebauer, hatte keine Truppen zur Verfügung, Mercandin war am 20. März erst in *Lienz* angelangt und an die Heranziehung der Bevölkerung zur Vertheidigung ihres eigenen heimathlichen Bodens scheint damals in Innerösterreich Niemand gedacht zu haben.

Durch die Einnahme von *Tarvis* von Seiten der Vorhut Massenas war die ganze Marschkolonne, die sich von *Görz* durch das *Isonzothal* aufwärts bewegte, von Kärnten abgeschnitten. Erzherzog Karl, der das Commando über die nach *Laibach* ziehende Colonne dem F.-M.-Lt. Fürsten Reuss übertragen hatte, erhielt am 21. März auf der Fahrt nach *Villach* in *Krainburg* die Unglücksbotschaft von der Räumung von *Tarvis*. Sofort ertheilte er dem General Ocskay den Befehl, *Tarvis* unter jeder Bedingung wieder zu nehmen und sandte Eilboten an Gontreuil, um ihm die Nothwendigkeit schleunigsten Vormarsches über den *Predil* vorzustellen. Gontreuil und Bajalich befanden sich am 21. in *Karfreit* (Caporetto), ohne vom Feinde gedrängt zu werden. Gontreuil war sofort entschlossen, mit vier Bataillonen und zwei Escadronen Husaren über den *Predil* und *Raibl* nach *Tarvis* zu marschieren, um die Franzosen zu vertreiben. Bajalich blieb zur Deckung der vor ihm marschierenden Artillerie-Reserve zurück. Gontreuil war am Morgen des

22. März in *Raibl* und nahm an demselben Tage *Tarvis* wieder ein, indem er die Vorhut Massenas gegen *Pontebа* zurücktrieb. Sammt den drei Bataillonen, welche Ocskay nun wieder heranbrachte, betrug seine Macht jedoch kaum 4000 Mann, da er fünf Compagnien zur Herstellung der Verbindung mit Bajalich in *Raibl* und *Preth* — offenbar aus Besorgniss vor französischen Seitencolonnen im *Raccolana-Thal* — zurückgelassen hatte. Am 23. entspann sich das Gefecht bei *Saifnitz* mit der Division Massena, die in der Stärke von 7000 Mann von *Pontafel* vorgieng. Den ganzen Vormittag hielten die Osterreicher ihre Stellungen, von denen namentlich die auf den Anhöhen im Norden des Dorfes äusserst günstig war. Sie wurde jedoch, wie aus der Erzählung des Majors Schels (Oest. milit. Zeitschr. 1837. V.) hervorgeht, frühzeitig ohne Grund aufgegeben, so dass Gontreuil um 2 Uhr Nachmittag Saifnitz räumen musste. Man hielt sich noch auf einer hinter dem Dorfe gelegenen Anhöhe bis 4 Uhr Nachmittag, um welche Zeit Erzherzog Karl persönlich auf dem Gefechtsfelde anlangte. Eben begann General Ocskay den Abmarsch. Auf Befehl des Erzherzogs wurde der Kampf wieder aufgenommen. General Gontreuil und des Erzherzogs Adjutant, Oberst Graf Wratislaw, setzten sich an die Spitze einiger Escadronen, um den rasch nachdrängenden Feind zurückzuwerfen. Der Angriff misslang, beide Anführer wurden schwer verwundet, ebenso der Husaren-Oberstlieutenant Fedak, der den von der Gefangennehmung bedrohten Erzherzog durch eine kühne Attake gerettet hatte. Der Rückzug konnte in *Tarvis* nicht unterbrochen werden, er gieng bis an den *Wurzener Pass*. Die Artillerie-Reserve, die von *Preth* aus ununterbrochen marschiert war, hatte noch die Strasse nach *Weissenfels* und *Assling* einschlagen können und war dadurch gerettet. Nicht so die Division Bajalich, die sich durch die über den *Predil* nur langsam fortkommenden Wagenzüge aufhalten liess. Die französische Division Guyeux war schon am 22. von *Cividale* durch das Thal des *Natisone* an den Pass *Stupizza* gelangt, den die Brigade Köblös zu vertheidigen hatte. Die Verschanzungen wurden bald genommen, Köblös gieng an die *Flitscher* Klause zurück. Am 23. wurde auch diese von den Franzosen erstürmt, das alte Schloss musste sich nach mehrstündigem Widerstande ergeben, weil der Feind die umliegenden Höhen erstiegen hatte. General Köblös wurde mit dem grössten Theil seiner Brigade gefangen.

Nun kam Bajalich am *Predil* zwischen zwei Feuer, indem ihn Guyeux von *Unter-Preth* aus, Massena an der Raibler Strasse angriff. Die Division streckte die Waffen, 800 Mann entkamen jedoch über das Gebirge, wahrscheinlich über den *Travnik-Sattel*, und schlossen sich an die Brigade Ocskay bei Wurzen an. Der Verlust bei Saifnitz, Tarvis, Stupizza, an der Flitscher Klause und am Predil betrug 3000 Mann, 25 Geschütze und 400 Bagagewagen. Der Gesammtverlust seit dem Rückzuge vom Tagliamento wird von Schels auf 14 000 Mann und 500 Pferde berechnet. Ein nicht unbedeutender Theil der versprengten Mannschaft hat sich allerdings nach beschwerlichen Gebirgsübergängen wieder bei den Resten der Armee eingefunden.

Von der gesammten Armee des Erzherzogs Karl konnten am 28. März drei Divisionen mit zusammen 13 243 Mann, worunter 842 Reiter, bei *Klagenfurt* vereinigt werden, die Brigade Seckendorff, 4641 Mann, worunter 1047 Reiter, welche in einer Stellung bei *Ober-Laibach* den Rückmarsch der Artillerie-Reserve und den Abzug des Wagenparks aus *Laibach* deckte, hatte die Weisung erhalten, ihren Weg nach Steiermark einzuschlagen. Die Brigade Sporck, früher Lusignan, stand in *Ampezzo* und am *Kreuzberg*, zwei Bataillone unter Major Baron Zettwitz bei *Tolmezzo*, zwei Bataillone unter Oberst Scherz bei *Moena*. Sporck schob seine Posten bis *Agordo* vor und hielt über *Moena* die Verbindung mit dem Tiroler Corps aufrecht. Als dies hinter Brixen zurückgegangen war, zog er die Truppen

aus Agordo nach Caprile und Buchenstein zurück, am 25. März versammelte er alle seine Truppen in der Stärke von 8474 Mann bei *Lienz*, wo er den Befehl des Erzherzogs erhielt, sich über die Hohen Tauern-Pässe nach *Salzburg* zu ziehen; dorthin wurden auch die noch vom Rheine kommenden Colonnen der Generale Sommariva und Auersperg mit 5.426 Mann, worunter 926 Reiter, dirigiert, während die Colonnen der Obersten Eder und Graf Nimpsch, 5950 Mann, worunter 1850 Reiter, nach *Linz* zu rücken hatten.

2. Der Krieg in Tirol.

Südtirol kann in seiner ganzen Ausdehnung gegen einen feindlichen Einfall nur mit bedeutenden Streitkräften und unter der weiteren Voraussetzung gehalten werden, dass genügende Zeit gegeben ist, die Haupteinfallsthore in Judicarien, im Etschthal und im Val Sugana zu verschanzen und mit ausreichenden Besatzungen zu versehen. Ist dies nicht der Fall, so kann der Vertheidiger erst bei Trient Stellung nehmen. Diese Ansicht vertritt auch Fr. v. Kuhn in seinem Werke über den Gebirgskrieg. »Nur für den Fall«, bemerkt er, »als vom Etsch- und Sugana-Thale kein feindlicher Angriff zu besorgen wäre, kann die Central-Stellung weiter vorwärts bei Ponte delle tre Arche und Bad Comano gewählt werden.« Der österreichische F.-M.-Lt. Baron Kerpen, der seit dem letzten misslungenen Entsatzversuche von Mantua das Commando in Südtirol führte, setzte sich daher anfangs März bei Salurn fest, seine Vortruppen befanden sich am Avisio und im Nonsberger Thale. Er hatte an regulärem Militär 14300 Mann, darunter 340 Reiter, bei sich und konnte beim Beginne der Feindseligkeiten auf eine Verstärkung durch 10000 Mann Tiroler Landesschützen rechnen.

Nächst den Schweizer Eidgenossen besitzt kein Alpenvolk, ja vielleicht kein Gebirgsvolk, eine so alte und ausgebildete militärische Organisation für die Landesvertheidigung als die Tiroler. Sie beruht auf dem Landlibell von 1511 und hatte eine den veränderten taktischen Anforderungen entsprechende Ausgestaltung während des spanischen Erbfolgekrieges 1703/4 erfahren. Im Mai 1796 waren wegen drohender Feindesgefahr von der Landesregierung mit Zustimmung des ständischen Ausschusses die ersten Aufgebote ergangen, ein besonderer Ausschusstag zur Berathung der Landesvertheidigungs-Anstalten war nach Bozen berufen worden und hatte die Grundsätze für die Aufstellung und Verpflegung der Schützen-Compagnien bekanntgegeben. Es sollten nach Bedürfniss 5, 10, ja 20000 Schützen aufgeboten und von den Ständen erhalten werden. Die Mannschaften wurden in Compagnien zu 120 Mann eingetheilt und hatten verfassungsmässig das Recht, ihre Offiziere zu wählen. Die Ernennung der Ober- und Unter-Commandanten kam der Landschaft zu, die jedoch die Ausfertigung der Patente vom Landesfürsten zu erbitten hatte. Für die vollkommene Verpflegung erhielt ein gemeiner Landesvertheidiger 30 Kreuzer Wiener Währung, ein Unterjäger 36, ein Oberjäger 42 Kreuzer, der Fähnrich eine monatliche Bestallung von 27 Gulden, der Unterlieutenant 28, der Oberlieutenant 34, der Hauptmann 60, ein Unter-Commandant 120, ein Ober-Commandant 180 Gulden. »Sollte der Feind, der ihm entgegengestellten Macht ungeachtet, in das Vaterland eindringen und dasselbe in die höchste Gefahr versetzen, so wäre die Sturmglocke anzuziehen und alle waffenfähige Mannschaft von 18 bis 60 Jahren hatte bei der Constitutions-Pflicht zu Waffen zu greifen und das Vaterland zu vertheidigen.« Zur Geldanschaffung musste die Landschaft ihren Credit in Anspruch nehmen und fünfprocentige landschaftliche Obligationen ausstellen. Die Eigenthümer von Silbergeschirr wurden aufgefordert, dasselbe zum Einschmelzen der Landschaft zu über-

geben und dafür Obligationen zu übernehmen. Am 3. Juni waren nach Auflösung des Ausschusstages zwei Schutz-Deputationen, eine für Nord- und eine für Südtirol, in Wirksamkeit getreten und hatten das wichtigste Geschäft, die Herbeischaffung der nöthigen Waffen, namentlich der Jägerstutzen, in die Hand genommen. Der Tiroler Besitz reichte nicht aus, man musste aus Kärnten, Steiermark und Salzburg, ja selbst aus Nieder- und Oberösterreich Stutzen entlehnen. Aus den Waffenfabriken von Ferlach in Kärnten wurden Büchsenmacher nach Tirol berufen, um die dringend nothwendige Ausbesserung und Umgestaltung der im Lande vorhandenen, aber meist unbrauchbaren Gewehre zu besorgen. Merkwürdigerweise haben alle diese vortrefflichen, die altbewährte Thatkraft der Tiroler wiedererweckenden Vorkehrungen die Nachbarn in Innerösterreich nicht aufgemuntert, auch ihrerseits die Landesvertheidigung zu organisieren. Es hat denselben gewiss nicht an Patriotismus und Opferwilligkeit gefehlt, umsomehr jedoch an der Fähigkeit, die Lage zu erfassen, sich von Regierungsmaassregeln unabhängig zu Thaten zu entschliessen, und vor Allem an historischer Tradition, deren hohe Bedeutung nicht verkannt werden darf. Einem neuen Türkeneinfalle hätten die Steirer z. B. zu begegnen gewusst, weil es dazu altgewohnte Einrichtungen gab, auf einen Krieg mit den »Franken« waren sie nicht gefasst!

Am 20. März, also erst zehn Tage nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten am Tagliamento, gieng Joubert zum Angriffe über. Die Stellungen der österreichischen Truppen waren nicht genügend gesichert, sie wurden zuerst am linken Flügel bei *Faver* und *Valda* im *Val di Cembra* umgangen, dann im Centrum bei *Pressano* und *Faedo* durchbrochen, so dass die Hauptmacht bei *Salurn* sich nicht halten konnte. Ganze Bataillone wurden umringt und gefangen, der Verlust an Todten, Verwundeten und Vermissten betrug an dem ersten Gefechtstage bei der Division Kerpen 3584 Mann, zwei Fahnen und zwei Geschütze. Kerpen versuchte, sich am 21. März nochmals bei *Neumarkt* und *Auer* festzusetzen, gewann jedoch bald die Überzeugung, dass er bis *Brixen* zurückgehen müsse. Dadurch war auch die Colonne Laudon im unteren *Nonsberg* vom Seitenschutze entblösst und musste sich nach einem Gefechte bei *Tramin* nach *Kaltern* zurückziehen. Ihre Nachhut wurde bei *Curtatsch* gefangen, die Hauptmasse der Brigade sammt der Artillerie kam jedoch unbehelligt nach *Terlan* und übernahm die Vertheidigung von *Meran*, während Kerpen das Eisackthal bei *Kollmann* zu halten versuchte. Aber auch hier zeigten sich die Österreicher in der Ausnützung des Terrains so unerfahren und leichtsinnig, dass sie bald weichen mussten. Die Franzosen erstiegen die beherrschenden Höhen und wälzten Steine auf die im Engpass von *Klausen* zusammengedrängten Truppen Kerpens hinab. Abermals hatte man einen Verlust von 11 Offizieren und 600 Mann, musste die in *Brixen* angehäuften Vorräthe preisgeben und bis an die Mündung der *Rienz* in den *Eisack* zurückgehen. Kerpen konnte sich nun ins *Pusterthal* wenden oder, um den *Brenner* zu schützen, bei *Sterzing* Stellung nehmen. Er entschied sich für das letztere, liess Joubert den Eingang ins Pusterthal über *Schabs* frei, gieng mit seiner Hauptmacht, die auf 6—7000 Mann zusammengeschmolzen war, nach *Sterzing* zurück und liess die sogenannte *Brixener* oder *Plattner Klause*, die durch ein steinernes Gebäude gesperrt wurde, von einer Nachhut besetzen. Auch diese aber liess sich aus einer fast uneinnehmbaren Position verdrängen, weil sie nicht an dem Punkte der Entscheidung (in der Gegend der nachher errichteten »Franzensfeste«) vereinigt, sondern nach veralteten Regeln, die von Anpassung aller Vorkehrungen an das Terrain nichts wussten, staffelförmig zwischen *Unterau*, *Oberau* und *Mittewald* vertheilt worden war. Joubert griff sie am 26. März mit grosser Übermacht an, trieb sie bis *Mauls* zurück und schuf sich

bei *Mittewald* durch Verschanzungen eine zu längerer Vertheidigung geeignete Vorhut-Stellung, durch die er sich den Zugang zum Pusterthal selbst gegen eine Übermacht sichern konnte. Der Feldzug Kerpens ist eine der traurigsten Erscheinungen in den Gebirgskriegen der Österreicher, er wurde mit einer Unbeholfenheit geführt, die zu der Annahme zwingt, dass weder der Commandant noch irgend ein Offizier seiner Umgebung das Land auch nur oberflächlich gekannt haben und mit der Wichtigkeit der Strassenzüge und Pässe einigermaassen vertraut gewesen sein könne. Kerpen konnte *Aicha* und *Unterau* mit 2—3000 Mann gegen eine dreifache Übermacht mit Leichtigkeit halten, wenn er es schon nicht wagen wollte, bei *Neustift* und *Vahrn*, wo er den Rückzug nach Osten und Norden frei hatte, den Kampf aufzunehmen. Wären die Österreicher im Besitze der Strasse *Unterau—Mühlbach* geblieben, so wäre, wie die nachfolgenden Ereignisse beweisen werden, das ganze französische Corps in eine Katastrophe verwickelt worden.

Jouberts Lage war nämlich trotz seiner schönen Waffenerfolge nichts weniger als beruhigend. Zunächst fand er sich nicht nur ausser aller Verbindung sondern auch ohne Nachricht von der Hauptarmee, er wusste nicht, dass sich dieselbe bereits nach Innerösterreich Bahn gebrochen hatte, dass sie sich im Besitze von Villach befand. Deshalb durfte er auch den Weg in das Pusterthal nicht einschlagen, da er besorgen musste, in der Front von einem bei Villach stehenden Feinde und im Rücken von der Colonne des Generals Grafen Sporck, die bei *Ampezzo* und am *Kreuzberge* stand, angegriffen zu werden. Joubert widerstand auch der gewiss naheliegenden Versuchung, den Kampf mit Kerpen bei Sterzing fortzusetzen und den Brenner zu überschreiten, weil er dann jede Operationsbasis verloren hätte und vom Hauptheere gänzlich abgeschnitten werden konnte. Diese Befürchtung gestaltete sich um so drohender, als General Laudon mit seinen 2000 Mann Linientruppen, 8 Landesschützen-Bataillonen und 26 Geschützen, die er bei *Meran* vereinigt hatte, am 26. März einen Vorstoss gegen *Bozen* machte und am 27. die gegen ihn entsendeten französischen Colonnen zurückschlug. Das waffenfähige Volk von Tirol versammelte sich mittlerweile, nachdem es durch den Rückzug des Corps Kerpen schon sehr entmuthigt worden war, neuerdings in grossen Massen. Der nach Tirol entsendete Hof-Commissär Graf Lehrbach erliess am 24. März »einverständlich mit der tirolischen Landschaft« einen Aufruf, durch welchen der gesammte Landsturm aufgeboten wurde. Derselbe enthielt folgende Anordnungen: Die Sturmcompagnien von Wippthal, als Sterzing, Steinach und Matrei, und die von Innsbruck, Sonnenburg, Wilten, Ambras, Axams und Stubay hatten an das »Brixnerkläusel« und an die nach Pusterthal führende Strasse zu rücken; die von Hall, Thauer, Rattenberg, Schwatz und Rottenburg die wichtige Position bei Mittewald am Sack und die Gegend von Sterzing links und rechts, vorzüglich den Jaufen, Penzerjoch etc., die von Kitzbühel, Rattenberg und Kufstein die vortheilhaften Positionen bei Gossensass und Brenner zum Hauptaugenmerk zu nehmen, jedoch im Nothfall auch zur Unterstützung der vorigen Positionen vorzurücken. Die Ober-Innthaler und die Bewohner von Vintschgau und Burggrafenamt haben vor allem die Pässe gegen Meran, Töll, Ulten, Martell, Malserheid, Finstermünz und Pfundter Alpe in gehörigen Abtheilungen zu vertheidigen und die feindliche Vorrückung von Schritt zu Schritt, wo und wie immer thunlich, zu verhindern. Auch den Pusterthalern und Hochstiftisch-Brixnerischen wurde die Aufgabe zugetheilt, die Bergzugänge gegen Lorenzen und Brunecken, die Strasse ober Brixen, die nach Pusterthal führt, und die Gegenden von Mühlbach und Mittewald zu decken; doch kam dieser Befehl zu spät, da er unter den Augen des Feindes, der diese Gebiete besetzt hielt, nicht ausgeführt werden konnte. Für die Lebensmittel der unter An-

führung der Obrigkeiten, Anwälte und Ausschüsse, oder zu wem das Volk immer Zutrauen setzt, anrückenden Mannschaften, hatten die betreffenden Gemeinden zu sorgen. Zur Bewaffnung wurden alle Privatgewehre einverlangt, jedoch ihre Rückerstattung oder Bezahlung seinerzeit in Aussicht gestellt. Die nach Innsbruck einberufene Landesschutz-Deputation schickte eine Commission nach Sterzing, welche das dort ankommende Volk zu ordnen, auf die Posten anzuweisen, für Anführer zu sorgen, sie von dem militärischen Plane zu unterrichten und für ihre Verpflegung Anstalten zu treffen hatte. In Innsbruck und Hall wurde aus den »landschaftlichen Körnern und dem landesfürstlichen Militärmehl« Brot gebacken und unter die Sturm-Masse vertheilt. Patrioten in Innsbruck stellten eine allgemeine Sammlung von Lebensmitteln an, die sehr reichlich ausfiel. »So zog«, berichtet von Eiberg, »der Geistliche, der Adelige, der Bauer, der Knecht, so zogen die gesammten biederen Stände Tirols mit gleichen Gesinnungen zu Felde und so nahm selbst das weibliche Geschlecht, der Greis und der Knabe, wie der Jüngling und Mann an dem grossen Werk der Gegenwehr mit gleich patriotischem Eifer in Gesammtkraft Antheil; keine Spuren von Parteigeist, keine Spaltung, keine Trennung liess sich da wahrnehmen, Gemeingeist und Brudersinn herrschte allein und alle waren einig, schwuren Treue ihrem Gott, Treue ihrem Fürsten, und das Vaterland zu retten, es koste, was es wolle, war ihre Losung.«

Der Zusammenfluss der Landesvertheidiger gieng so rasch von statten, dass schon für den 2. April der allgemeine Angriff angeordnet werden konnte. Diesmal wurden Sammelplätze und Zumarschlinien gewählt, die den Franzosen noch nicht zugänglich geworden waren. Die erste Colonne gieng in der Stärke von 5000 Mann von *Ritzeil* und aus dem Valser-Thal gegen *Mühlbach*, die zweite (ebenfalls 5000 Mann) stand im *Eggenthal* und am *Penzer-Joch* und sollte (wahrscheinlich von Osten und dem obersten Dürnholz aus) durch das *Flaggen-* und *Schalders-Thal* vorrücken, *Vahrn*, *Tils*, *Pilzagen* und *Tschötsch* besetzen, die dritte, die aus 7000 Mann bestand, war bestimmt, aus dem Penzer- und *Dürnholz-Thal* über den *Ritten* nach *Kollmann* und *Atzwang* hinabzustürmen und sich dieser Orte zu versichern. Bei jeder Colonne waren ein oder zwei Offiziere und 100—200 Mann regulärer Truppen eingetheilt, Kerpen selbst behielt sich mit seinen 5000 Mann den Vorstoss auf der Strasse von *Mauls* gegen *Mittewald* vor. Auch General Laudon theilte seine 2000 Mann und die zu ihm stossenden Sturmleute aus dem Vintschgau, dem Passeyrthal und dem Val di Non in drei Colonnen, von denen eine über *Unter-Lana* am rechten Etschufer bis zur *Terlaner Brücke* vorzugehen und diese im Vereine mit der zweiten, am linken Ufer anrückenden, zu nehmen und zu besetzen hatte, um sich dann gegen *Kaltern* und *Neumarkt* zu wenden, die zweite von der Terlaner Brücke bei *Moritzing* vorgehen und sich bei *Gries* mit der dritten Colonne vereinigen sollte, die sich unter Laudons eigenem Befehl über *Jenesien* gegen *Bozen* wandte und zugleich Fühlung mit den über den Ritten vordringenden Sturmleuten suchte.

Dieser Angriffsplan litt an dem grossen Fehler, dass die immerhin beträchtlichen Streitkräfte auf eine zu lange Linie vertheilt waren, dass die Landstürmer in Folge der Vereinzelung der Colonnen an keinem Punkte im Bewusstsein einer erdrückenden Überlegenheit auftraten. Auch fehlte es an einflussreichen Führern, durch welche die Banden zusammengehalten und zur Ausdauer ermuntert worden wären. Kerpen behielt eine übergrosse Reserve in den Schlössern und Schanzen von *Sterzing* zurück und führte den Vorstoss gegen *Mittewald* schliesslich nur mit einem Bataillon aus. Der Hauptangriff misslang daher, obwohl die erste Kolonne bei *Spinges* einen Sieg erfocht und die zweite bis *Vahrn* vordrang und Jouberts Ver-

bindung mit *Brixen* unterbrach. Da die Linientruppen *Mittewald* nicht genommen hatten, sondern nach *Sterzing* zurückgeworfen worden waren, schwand bei den Landstürmern das Vertrauen, sie giengen zurück und zerstreuten sich in den Gebirgen. Die nach *Atzwang* und *Kollmann* bestimmte Colonne kam infolge falscher Nachrichten gar nicht in Bewegung, Laudon blieb daher bei Terlan stehen und erfocht erst am 3. April, als General Serviez von *Bozen* aus selbst zum Angriff schritt, namhafte Vortheile. Die Osterreicher nahmen *Kaltern* und *Branzoll*, drangen bis an die *Talferbrücke* vor und hielten endlich *Moritzing*. Um Schloss *Runkelstein* wurde lebhaft gestritten. Laudon blieb trotz Mangels an Lebensmitteln und Munition auch am 4. April in den gewonnenen Stellungen, während Kerpen gedanken- und thatlos bei *Sterzing* stehen blieb. Seine dritte Landsturmcolonne sammelte sich neuerdings im *Sarnthale* und zog nach *Klobenstein*. Wie ganz anders hätte die Unternehmung in Tirol ausfallen können, wenn Kerpen statt in Sterzing bei Aicha und an der Brixener Klause stehen geblieben und von dort der Hauptangriff des Landsturmes in der Richtung nach Brixen erfolgt wäre. Joubert konnte in den Thalschluchten zwischen Brixen und Bozen vernichtet werden! Trotz der schlechten Führung der Österreicher in Tirol, durch welche die grossen Anstrengungen der Landschaft und des Volkes unausgenützt blieben, befand sich das Corps Joubert doch in einer äusserst bedenklichen Lage, für die sich umsoweniger Besserung hoffen liess, als in seinem Rücken das Volk der venetianischen Terra ferma immer unruhiger wurde und die schwachen Besatzungen, die Bonaparte daselbst zurückgelassen hatte, mit Gewaltthätigkeiten bedrohte. Joubert konnte es nicht darauf ankommen lassen, dass ihm die Verbindung mit Italien abgeschnitten wurde und er schliesslich im Eisackthale eingesperrt blieb, was namentlich dann zu besorgen war, wenn die Pusterthaler, unterstützt von den im Ampezzanischen zurückgebliebenen österreichischen Bataillonen an der Rienz gegen *Mühlbach* vorgiengen. Er musste dem ihm ohnehin ursprünglich ertheilten Befehle folgen und die Vereinigung mit Bonaparte herzustellen suchen. Er war (nach der Erzählung im achten Bande der »Victoires, conquêtes etc. des français de 1792 à 1815«) durch den Brigadechef Eberle, vermuthlich einen Deutschen, der sich in einer Verkleidung um die Schicksale seines Obergenerales in Friaul erkundigt hatte, über dessen Fortschritte unterrichtet worden und beschloss den Abmarsch nach Innerösterreich durch das Pusterthal. Er zog noch einen Theil der Division Serviez von *Bozen* an sich und befahl dem General, sich mit dem Reste nach *Trient* zurückzuziehen. Dies geschah schon in der Nacht vom 3. auf den 4. April, Laudon konnte an diesem Tage in *Bozen* einmarschieren und die nach Norden abziehenden Franzosen bei *Kollmann* und *Klausen* beunruhigen. Am 6. war er mit seiner Hauptmacht in *Brixen* und konnte sich mit Kerpen vereinigen, nachdem Joubert bereits am 5. nach *Mühlbach* abgezogen war. Wenn die beiden österreichischen Generale mit allem Landvolke, das sie noch zusammenzuhalten vermochten, mit grösster Beschleunigung den Franzosen im Pusterthale nachdrängten, konnte es diesen noch schlecht ergehen. Die Lienzer suchten sie aufzuhalten, verweigerten ihnen den Pass; wie wirkungsvoll konnte dieser Widerstand werden, wenn Kerpen und Laudon dem französischen Corps ununterbrochen auf den Fersen sassen! Dass dieses seine Pflicht sein könne, hat der österreichische Feldmarschall-Lieutenant, dem das Commando in Tirol übertragen war, wohl nicht geahnt; er sandte den umsichtigen und tapferen Laudon nach Südtirol und machte sich selbst mit jener Umständlichkeit und Bequemlichkeit auf den Weg nach *Brunneck*, die ihn mindestens immer einen guten Tagemarsch von Joubert entfernt hielt. Versuchte seine Vorhut dem Feinde nahe zukommen, so liess er sie ohne Unterstützung, so dass sie fast regelmässig zurückgeworfen wurde. Es war ganz überflüssig, dass

sich Kerpen in *Niederdorf* festsetzte, um Erkundigungen über den Fortgang des Aufstandes im Venetianischen und Befehle des Erzherzogs Karl einzuholen; für ihn gab es augenblicklich nur eine wichtige Aufgabe: Joubert festzuhalten und zu schlagen, wo er ihn träfe. Das war möglich, und wie bedeutungsvoll konnte eine Niederlage dieses französischen Corps in dem Augenblicke werden, in welchem Bonaparte's Rückzugslinie von den grössten Gefahren bedroht war!

3. Der Abschluss des Feldzuges in Innerösterreich.

Erzherzog Karl hatte seine Truppen nach den Kämpfen am *Predil* und bei *Tarvis* über *Villach* und über den *Wurzener Pass* nach *Klagenfurt* geführt, auch dort jedoch die Vorbedingungen für eine Vertheidigungsschlacht nicht gefunden. Er hielt es für nothwendig, die Ankunft weiterer Verstärkungen von der Rheinarmee abzuwarten, konnte diese jedoch nur näher an der Donau oder eigentlich erst an der Donau selbst abwarten. Er setzte daher am 28. März den Rückzug auf der uralten Strasse von Italien nach Wien, über *St. Veit, Friesach, Neumarkt* und *Judenburg* nach *St. Michael* in Obersteiermark fort, wo die Salzstrasse (von Aussee) mündet und der Weg über *Vordernberg* und den *Prebüchl* in das *Ennsthal* und nach *Steyr* leicht zu erreichen ist. Die Brigade Seckendorff, die, von Bernadotte gedrängt, nach *Laibach* gelangt war, erhielt Befehl, über *Graz* nach *Bruck a. d. Mur* zu eilen und sich dort mit der Hauptarmee zu vereinigen.

Bonaparte hatte bei *Villach* die Divisionen Massena und Guyeux zur Stelle. Die Division Chabot (früher Serrurier, der erkrankt war) stand einen Tagemarsch zurück. Es war nun die Entscheidung zu treffen, ob er mit der italienischen Armee an der Drau stehen bleiben und die Vorrückung der Rheinarmee abwarten wolle, um das in dem ursprünglichen Feldzugsplane vorgesehene Zusammenwirken mit derselben durch einen Marsch nach *Salzburg* zur Ausführung zu bringen, dem sich Joubert über den *Brenner* und *Innsbruck* durch das *Unterinnthal* angeschlossen hätte, oder ob er dem Erzherzoge auf dem Fusse folgen wolle. Bonaparte entschied sich für das Letztere aus mehrfachen Gründen. Seine Lage war nämlich nichts weniger als frei von Gefahren. Er konnte über das Schicksal des Tiroler Corps so wenig beruhigt sein wie über seine Operationsbasis in Friaul. Gönnte er dem Erzherzoge die Zeit, um Verstärkungen an sich zu ziehen, so konnte er auch einer Offensive von dieser Seite gewärtig sein, der Widerstand der Innerösterreicher konnte organisiert werden und ihn in einen verlustreichen Gebirgskrieg verwickeln. Benützte er jedoch die grossen Vortheile einer siegreichen Initiative, stürmten seine durch ihre Erfolge ermuthigten Truppen hinter den ermatteten und moralisch gedrückten Divisionen des Erzherzogs her, so konnte ein rascher Friedensschluss erzielt werden. Mit diesem aber sicherte er sich allein den vollen und ungetheilten Ruhm des Feldzugs. »Die feindliche Hauptstadt winkt ihm jetzt als Ziel und nur der Gegner, welcher auf dieser Strasse steht und den Weg zu ihr versperrt, kommt für den Augenblick in Betracht, desshalb liegt hier der entscheidende Punkt und desshalb werden hieher alle Kräfte versammelt, unbekümmert darum, dass die Strasse über Laibach auf Triest und Udine frei bleibt. So befolgt er eben immer die Grundsätze der Concentration, welche die wahren Grundsätze des Krieges sind« (York v. Wartenburg »Napoleon als Feldherr«). Dabei versäumte er aber nicht, den Abschluss des Feldzuges, der ihm mindestens ebenso wünschenswerth war als den Österreichern, durch eine Bethätigung seiner Friedensliebe anzubahnen. Von Klagenfurt aus richtete er am 31. März den durch seine bombastischen Phrasen berühmt gewordenen Brief an Erzherzog Karl, in welchem er diesen aufforderte, durch Her-

stellung des Friedens Wohlthäter der Menschheit und der wahre Retter Deutschlands zu werden. Nachdem dessen Nachhut am 2. April in *Einöd* bei *Neumarkt* sich nur mit äusserster Anstrengung gegen den sie verfolgenden Massena gewehrt hatte, war der Erzherzog sehr geneigt, sich auf einen Waffenstillstand — wenn auch nur für einige Stunden — einzulassen, zu Friedensverhandlungen erklärte er sich aber nicht berechtigt. Bonaparte lehnte den Waffenstillstand ab, weil er seinen Gegner mit Recht nicht zu Athem kommen lassen wollte, und setzte die Verfolgung desselben im *Murthale* fort. Das Scheidegebirge zwischen Gurk und Mur, und der Pass von *Perchau* hatten sich ganz ungeeignet zu einer günstigen Aufstellung erwiesen, das Murthal scheint dem Erzherzoge noch weniger Stützpunkte zu einem ernsten Widerstande geboten zu haben; er setzte daher seinen Rückzug ohne Unterbrechung bis *St. Michael* fort. Bei *Judenburg (Rottenthurm)* wurde zum letzten Mal gekämpft, dann liess auch die Verfolgung einigermaassen an Heftigkeit nach. Sie war überhaupt an ihrer äussersten Grenze angelangt und konnte nicht fortgesetzt werden, ohne die französischen Truppen ins Verderben zu führen.

Es wäre mehr als Tollkühnheit, es wäre Selbstpreisgebung gewesen, wenn der Obergeneral der italienischen Armee über den Semmering nach Wien gezogen wäre. Erzherzog Karl durfte ihm den Weg nach Niederösterreich füglich offen lassen, er hätte sich daselbst nicht so lange halten können, bis ihn Moreau und Hoche mit der Armee, die in der ersten Hälfte des Aprils noch am linken Rheinufer stand, heraushauen konnten. Wien hatte eine Besatzung von nahezu 20000 Mann, die durch die Bildung von Freiwilligenschaaren täglich vermehrt wurde. Erzherzog Karl konnte ein Corps von gleicher Stärke an der Donau sammeln und mit demselben, dem eine Verstärkung von 11000 Mann von der Rheinarmee in nächster Aussicht stand, dem über den Semmering vorrückenden französischen Heere in die Flanke fallen. Im Küstenlande wurde ein Vorstoss gegen *Triest* unter dem kühnen Grenzer Oberstlieutenant Casimir vorbereitet, die venetianische Terra ferma war im vollen Aufstande; 40000 Landleute sammelten sich bei *Verona*, denen General Laudon aus dem Etschthale zu Hilfe kommen konnte, die französische Republik aber hatte ausser 7—8000 Mann unter Victor und Lannes keine Truppen zur Verfügung, um den Krieg mit *Venedig* zu führen, wenn Bonaparte mit seinen vier Divisionen, die man kaum mehr höher als 30000 Mann veranschlagen kann, vor Wien stand.

Es konnte daher von Bonaparte nicht anders, denn als Erlösung aus einer fast verzweifelten Situation begrüsst werden, da am 7. April die Generale Bellegarde und Meerveldt in seinem Hauptquartier zu *Judenburg* erschienen, um ihm im Auftrage des Kaisers einen Waffenstillstand anzutragen. Er nahm ihn an, nachdem er vorher die affectierte Erklärung abgegeben hatte, die französische Armee gebe dadurch die grössten Vortheile aus der Hand, er folge jedoch dem Gebote der Humanität, indem er den von den Völkern so lange ersehnten Frieden herbeizuführen beitrage. Es ist nicht Aufgabe dieser Darstellung, auf die politischen Erwägungen einzugehen, durch welche die österreichische Regierung von einem weiteren, entschlossenen Widerstande abgehalten wurde, es genügt zu erwähnen, dass der siegreiche Feldherr in dem am 18. April abgeschlossenen Separatfrieden von *Leoben*, in welchem er Österreich für die Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers die Erwerbung der damals noch bestehenden Republik Venedig zusagte, die formell noch nicht einmal im Kriegszustande mit Frankreich sich befand, einen diplomatischen Erfolg errang, der ihm ausser dem Ruhme des Kriegshelden auch den weitgehenden politischen Einfluss sicherte, auf dem er in kurzer Zeit seine persönliche Herrschaft über Frankreich aufbauen konnte.

Während die französische Hauptmacht in verblüffender Eile durch Kärnten in das obere Murthal und bis Leoben vorgedrungen war, hatten sich noch einige grössere österreichische Abtheilungen über entlegene Alpenstrassen, ja über wenig zugängliche Gebirgswege vor denselben zurückziehen müssen. Die Division Sporck war aus den *Ampezzaner* und *Gailthaler Pässen* am 27. März nach *Lienz* gelangt. Von dort führte der Hauptmann Kaisergruber 36 Geschütze, 74 Munitionswagen und 300 Mann Artillerie unter Bedeckung einer Escadron in einem nächtlichen Eilmarsche nach *Sachsenburg* und dann über *Spital, Liserhofen, Gmünd* und den *Katschberg* ins Lungau. Am 2. April erreichte er *Unzmarkt* noch vor Massena und konnte unangefochten nach *Bruck a. d. Mur* weitermarschieren. Von der Infanterie gieng die Brigade Dittrich nach *Winklern,* durch das obere *Möllthal* und über den *Heiligenbluter Tauern* nach *Radstadt.* F.-M.-Lt. Graf Sporck beabsichtigte ursprünglich mit der anderen Brigade von *Ober-Vellach* aus den *Gasteiner Tauern* zu übersteigen, fand aber an den vereisten und verschneiten Pfaden ein nicht zu überwältigendes Hinderniss und kehrte ins Drauthal zurück. In *Gmünd* vereinigte er sich mit den drei Bataillonen des Obersten Scherz und folgte nun seiner Artillerie nach *St. Michael* ins Lungau. Da er es aber nicht mehr wagen konnte, an der Mur nach Steiermark zu rücken, wo er auf den Zug der französischen Armee gestossen wäre, so setzte er seinen Weg über den Tauern nach *Radstadt* fort. Dort erhielt er die Bestimmung nach *Salzburg,* wo er nach dem Eintreffen mehrerer Abtheilungen der Rheinarmee bald ein Corps von 12000 Mann bilden konnte.

Überblicken wir die Leistungen der beiden streitenden Armeen im Feldzuge von 1797, so können wir uns der Ansicht nicht verschliessen, dass die Österreicher für den Gebirgskrieg damals kaum so viel Eignung und Ausbildung erwiesen haben als die Franzosen. Sie wurden von den letzteren in den meisten Fällen durch bessere Marschleistungen überflügelt und zeigten in der Ausnützung von Terrainvortheilen so gut wie gar keine Erfahrung. Sie marschierten im Thale und durch die Pässe und liessen sich von den »Franken«, welche die Berghänge zu gewinnen verstanden, umgehen und überhöhen. Selbst in der Abschätzung der Entfernungen fühlten sie sich unsicher und wussten nicht zu rechter Zeit durch grössere Anstrengungen gute Positionen zu erreichen, die selbst die Vertheidigung gegen eine Übermacht ermöglichten. Ausserhalb Tirol entbehrten die Alpenbewohner jeder militärischen Organisation und konnten daher den Linientruppen keine Unterstützung bringen. Wo sich aus freien Stücken und angeregt von Heimathsliebe und einem noch nicht ganz erstorbenem Unabhängigkeitsgefühle kampflustige Schaaren zusammenfanden, waren sie bald rathlos über die Ziele und Aufgaben, die sie sich zu stellen hatten, und lösten sich auf, ehe sie den Feind erblickt hatten. Die Regierung hatte nichts gethan, die ihr zu Gebote stehenden Kräfte zu verwenden, das Volk blieb daher thatenloser und stummer Zuschauer eines Krieges, der ihm einen beträchtlichen Theil seines Wohlstandes kostete.

1799.

Beim Ausbruche des zweiten Coalitions-Krieges, in welchem Österreich, England und Russland während der Abwesenheit Bonapartes mit 45000 Mann in Egypten die gefährlich angewachsene Macht der französischen Republik durch überlegene militärische Kräfte einzudämmen und ihre Herrschaft in Italien, der Schweiz und am linken Rheinufer zu beseitigen versuchten, erhält das Ostalpengebiet eine

ganz veränderte strategische Bedeutung, der Zusammenstoss der sich entgegenstehenden Truppen findet in Gegenden statt, die in den späteren Feldzügen nur ganz vereinzelt wieder zu Kriegsschauplätzen geworden sind. Die Ursache davon ist darin zu suchen, dass die Schweiz in ein Abhängigkeitsverhältniss zu Frankreich getreten war und dass deshalb die Vertreibung der französischen Streitkräfte aus dem Lande der Eidgenossen als erste Aufgabe des Feldzuges angesehen wurde. Während man im spanischen Erbfolgekriege, in den Feldzügen von 1797, 1805 und 1809 die Hauptoperationen einerseits an die Rhein- und Donaulinie, anderseits nach Oberitalien verlegt hatte und Tirol nur zum Zwecke der Flankendeckung für beide Armeen und zur Herstellung der Verbindung unter ihnen zu besetzen und zu halten bestrebt war, sollte diesmal von Tirol aus der Einmarsch einer zwischen dem Schwarzwalde und dem Oberrhein aufgestellten Armee in die Schweiz unterstützt und durch ein Vordringen der in Tirol vereinigten Streitkräfte nach Westen die Verbindung der französischen Armee in Italien mit der am Rhein und in der Schweiz unterbrochen werden. Der tirolische Kriegsschauplatz steht nicht wie sonst nur mit dem deutschen und italienischen sondern auch mit dem Schweizer Kriegsschauplatze in Beziehung, im Beginne des Krieges werden die Vorgänge in Tirol von dieser Beziehung ausschliesslich beherrscht. Die Veranlassung dazu war ausser in dem strategischen Hauptgedanken auch in dem Umstande gegeben, dass *Graubünden* sich von der Eidgenossenschaft getrennt und keine französische Besatzung aufgenommen, sondern sich unter den Schutz des benachbarten Österreich gestellt hatte, dessen Erwerbungsplänen die streitbaren Bündener jahrhundertelang hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. Die Hoffnung, dass nunmehr die Gelegenheit gekommen sei, eine Angliederung dieser für die Machtstellung in Italien so wichtigen Landstriche an Tirol anzubahnen, mochte wohl dazu beigetragen haben, der österreichischen Heeresleitung die Vertheidigung von Graubünden unter allen Umständen nothwendig erscheinen zu lassen.

In den ersten Monaten des Jahres 1799 vertheilte Österreich seine Heeresmassen in folgender Weise: Erzherzog Karl stand mit 92 000 Mann, unter welchen sich 27 000 Reiter befanden, zwischen Lech und Isar, seinem Oberbefehle war auch das Corps des F.-M.-Lt. Hotze unterstellt, der mit 26 000 Mann *Vorarlberg* und *Graubünden* besetzt hatte, General Graf Bellegarde befehligte 47 000 Mann in Tirol, F.-Z.-M. Kray die 75 000 Mann starke Armee von Italien. An die Spitze der letzteren sollte später der Türkenbesieger Feldmarschall Suwórow treten, der mit 20 000 Mann durch Österreich heranzog. Ein zweites russisches Corps von 30 000 Mann unter Korsakow wurde in Deutschland erwartet. Diesen Massen hatte Frankreich anfänglich nur 138 000 Mann entgegenzustellen: die Donauarmee unter Jourdan mit 38 000 Mann, das Corps Bernadotte von 10 000 Mann am Mittelrhein, Massena mit 30 000 Mann in der Schweiz, Scherer mit 60 000 Mann in Italien. Die neapolitanische Armee unter Macdonald kam vorläufig kaum in Betracht. Da das Corps Hotze und die Armee Bellegardes zusammen 73 000 Mann ausmachten, wäre zu erwarten gewesen, dass das Auftreten der Österreicher in dem Grenzgebiete zwischen Ost- und Centralalpen ein übermächtiges sein und dass von dort aus ein starker Druck auf die Schweiz und Oberitalien ausgeübt werden würde. Das Ergebniss war jedoch ein gerade entgegengesetztes: die Österreicher haben auf dem neuen Kriegsschauplatze, den sie selbst ausgewählt hatten, im Anfange des Feldzuges schwere Niederlagen erlitten, indem sie sich von dem weit schwächeren Feinde überraschen und übervortheilen liessen. Massena griff schon am 6. März die Stellung des F.-M.-Lt. von Auffenberg an, der mit vier Bataillonen den Rhein von *Chur* bis *Maienfeld* decken sollte. Gegen Norden setzte Hotze die Vertheidigungslinie fort, deren Stützpunkte *Feldkirch* und *Bregenz* waren. Im *Engadin*

stand General Laudon mit zwei Bataillonen. Hinter diesen schwachen vorgeschobenen Posten hatten die Österreicher sehr starke Reserven, namentlich bei *Landeck* und *Laatsch* im *Vintschgau*, dieselben wurden jedoch so spät zur Verwendung gebracht, dass sie die bei der Vorhut eintretenden Unglücksfälle nicht mehr aufhalten konnten.

Auffenberg hielt den Übergang bei *Flaesch* und *Maienfeld* gegen Massena, konnte jedoch nicht verhindern, dass ein Bataillon Franzosen bei *Atzmoos* den Rhein auf einer Bockbrücke überschritt und der Brigade Lorges den Aufmarsch vor der alten Feste *St. Luciensteig* sicherte. Diese wurde bereits am 7. März genommen, nachdem eine französische Colonne den Falkinsberg erstiegen und die rechte Flügelredoute der Festung beschossen hatte. Damit hatte Auffenberg seine Verbindung mit Hotze verloren, seine Aufgabe wäre es daher gewesen, seine Truppen vor der Übermacht zu retten und schleunigst entweder über *Davos* und den *Flüelapass* oder über den *Albula* ins Innthal zu führen. Er nahm jedoch bei *Chur* nochmals Stellung, und zwar so ungeschickt, dass ihm sogar der Abmarsch nach *Tiefenkasten* abgeschnitten werden konnte, und wurde mit seiner ganzen Brigade (5000 Mann und 14 Geschützen) gefangen genommen. Massena blieb nun, nachdem Oudinot den Schellenberg bei *Feldkirch* besetzt hatte, gegenüber den österreichischen Verschanzungen daselbst ruhig liegen, um die nächsten Erfolge Jourdans und seiner eigenen rechten Flügelcolonne abzuwarten. Diese war unter den Generalen Lecourbe und Dessalus von *Bellinzona* aufgebrochen, Lecourbe war über den verschneiten *Bernardin* gestiegen und nach vier Marschtagen über *Tusis* am 10. März auf den Höhen des *Albula* angelangt. Dessalus marschierte unterdessen durch das *Valtellin* nach *Bormio*.

Die Armee Bellegardes war an den Tiroler Grenzen vertheilt: 10000 Mann bei Landeck, vier Bataillone im Innthale bei *Martinsbruck*, sechs Bataillone im *Montafon-* und *Klosterthale*, acht Bataillone bei *Tauffers* im Münsterthale, zehn Bataillone bei *Laatsch* im Etschthale, vier Bataillone bei *Tonale* im Val di Sole (Sulzthal). Mit nahezu 50000 Mann sollte nichts weiter erreicht, als Tirol vertheidigt und die Vorbereitung der Landesvertheidigung geschützt werden. Da die Stellung von *Feldkirch* durch Hotze versehen wurde, erstreckte sich diese Vertheidigung nur auf die drei westlichen Eingänge von Tirol: das Innthal, Münsterthal und Sulzthal; das Stilfserjoch war damals für Truppenzüge nicht brauchbar. An allen drei Pforten finden wir vorgeschobene Posten vor den Hauptpässen, die grossen Reserven weit hinter denselben. So wie die Brigade Auffenberg preisgegeben worden war, liess man auch den General Laudon im Stiche, der am 11. März in *Zernetz* angelangt war und am 12. auf dem *Albula* mit Lecourbe zusammentraf. Er wurde durch das *Davos* umgangen und zog sich unter grossen Verlusten am 13. nach *Matinsbruck* zurück. Lecourbe stand am 14. bei *Remüs* im Innthale. Er versuchte, *Martinsbruck* zu nehmen, wurde aber von drei Bataillonen Österreicher, die dort standen, abgewiesen und seinerseits am 15. im Rücken angegriffen. Laudon war nämlich in's *Münsterthal* zurückgegangen und hatte, durch 7000 Landesschützen verstärkt, einen Vorstoss über das *Cierfser* Joch gegen *Zernetz* und über das *Schärljoch* gegen *Schuols* eingeleitet. Die Vertheilung und Verwendung der Mannschaften, welche die Truppen Lecourbes fast um das Doppelte an Zahl übertrafen, war jedoch so wenig zweckmässig, dass die beabsichtigte Einschliessung des im Innthale stehenden Feindes nicht gelang, sondern Laudon unverrichteter Dinge, jedoch mit namhaften Verlusten, wieder nach *St. Maria* im Münsterthale umkehren musste.

Am 17. März war die Brigade Dessalus (5000 Mann) in *Bormio* eingetroffen, hatte dort einige österreichische Posten überrascht und gieng am 18. über das *Wormser* Joch bis *St. Maria* vor. Laudon nahm eine Stellung bei *Tauffers* ein. Eine volle

Woche blieben nun sowohl Lecourbe als Dessalus in ihren isolierten Positionen unangefochten stehen, ersterer konnte sogar Verstärkungen aus dem Rheinthale an sich ziehen; am 25. März giengen beide gleichzeitig wieder zum Angriffe über. Bellegarde hatte von Wien zwar den Befehl erhalten, mit seiner Armee vorzugehen und Graubünden wieder zu erobern, er glaubte aber dazu der Mitwirkung Hotzes und der italienischen Armee zu bedürfen und gleichzeitig sämmtliche Eingänge nach Tirol schützen zu müssen. Wären die Reserven von *Landeck* und *Laatsch* am 18. März rasch in *Nauders* und *Glurns* vereinigt worden, so hätten sowohl Lecourbe als Dessalus überwältigt werden müssen; im günstigsten Falle wären sie in *Zernetz* auf dem Rückzuge zusammengestossen und von zwei Seiten neuerlich angegriffen worden. Sie hätten sich dann entweder durch das Davos zu Massena Bahn brechen oder ins Engadin zurückgehen müssen. Es hätte aber auch gelingen können, Dessalus wieder ins Valtellin zurückzuwerfen, dann war Lecourbe der Vernichtung preisgegeben. Bellegarde war jedoch mit seinen Vorbereitungen zum Vormarsche am 25. März noch nicht fertig, er wollte ihn erst am 2. April antreten. Laudon stand also bei *Tauffers* im Münsterthale noch immer nur mit 8 Bataillonen und 16 Geschützen. Er hätte zwar auch mit diesen 6200 Mann den 3000 Mann und zwei Geschützen Dessalus widerstehen können, seine Niederlage wäre aber ganz unmöglich geworden, wenn die zehn Bataillone von *Laatsch* nach *Glurns* gezogen worden wären. Die Österreicher wurden in ihren Verschanzungen überfallen, durch drei Bataillone, die Dessalus im Bette des *Rammbaches* gedeckt vorgeschickt hatte, umgangen und grösstentheils gefangen. Laudon wollte sich mit 3—400 Leuten, die sich mit ihm gerettet hatten, über das *Reschenscheideck* nach *Nauders* ziehen, auf dem Wege erfuhr er jedoch, dass Lecourbe an demselben Tage den Posten von *Martinsbruck* geworfen, die bei *Nauders* stehende Reserve von vier Bataillonen nach *Finstermünz* zurückgetrieben und *Nauders* besetzt hatte. Es blieb ihm nun nichts übrig, als sich, wenn er nicht ebenfalls gefangen werden wollte, ins *Langtauferer Thal* zu verziehen und über das *Weisssee-Joch* und das *Gepatsch* in's Kaunserthal abzusteigen. Es gelang; dass dieser Übergang in den letzten Märztagen nicht leicht durchzuführen war, braucht hier nicht betont zu werden.

Die Franzosen konnten ihre Siege nicht verfolgen, weil sich die Verhältnisse bei der Armee Jourdans seit dem Gefechte bei Osterach am 18. März ungünstig zu gestalten begannen und es Massena nicht gelungen war, die starke Stellung der Österreicher bei *Feldkirch* zu nehmen. Er hatte am 23. März mit 12—15000 Mann den Angriff auf die 4500 Mann Linien- und 6—7000 Mann Landesschützen, mit denen General Franz von Jellachich das verschanzte Plateau am linken Illufer vertheidigte, versucht, jedoch mit einem Verluste von 3000 Mann abziehen müssen. Strategische Bedeutung besassen die Erfolge bei *Tauffers* und *Nauders* nicht, aber in taktischer Beziehung erwiesen sie abermals eine erstaunliche Überlegenheit der Franzosen über die Österreicher. Mit 15000 Mann waren innerhalb weniger Tage 25 Geschütze erobert und 10—12000 Gefangene gemacht worden. »Es ist wieder die Energie der französischen Feldherrn, die Bravour und Unermüdlichkeit ihrer Soldaten, die über die Verkehrtheit der österreichischen Generale und den schlechten Geist ihrer Truppen den Sieg davon trägt« (Clausewitz).

Die Schlacht bei Stockach, in welcher Erzherzog Karl an demselben 25. März nördlich vom Überlinger Arm des Bodensees Jourdan geschlagen hatte, veränderte die Lage der Verbündeten wesentlich; sie waren nun auf die Offensive angewiesen und konnten ihre Kräfte auf die Bewältigung Massena's vereinigen, der an Stelle Jourdan's den Oberbefehl erhielt und die Reste der französischen Rhein- und Donau-Armee in der Schweiz zusammenzog. Bellegarde säumte nun auch seinerseits nicht

länger, die Franzosen, die ihm so grossen Schaden zugefügt hatten, wieder zurückzuweisen und zunächst den Tiroler Boden vom Feinde zu befreien. Er setzte sich selbst an die Spitze von 10000 Mann, die er bei *Laatsch* rasch zusammenbringen konnte, und griff mit denselben am 4. April Dessalus bei *Tauffers* an. Er unterliess es nicht, die Hauptcolonne von acht Bataillonen und drei Escadronen, die er auf der Strasse vorführte, durch Seitencolonnen schützen zu lassen, welche sich an den Böschungen der Thalränder hinzogen; ausserdem sandte er auch eine Abtheilung über *Stilfs* und *Trafoi* auf den Pass, von welchem aus (an der Stelle der IV. Cantoniera) der Übergang über das *Wurmser Joch* gehindert werden konnte. Dessalus musste Geschütz und Munition zurücklassen und von St. Maria über das *Tschirfser (Cierfser) Joch* ins Innthal zu kommen trachten, um auf dem Umwege über das *Poschiave* wieder seinen Ausgangspunkt, das *Valtellin*, zu erreichen. Ein ähnliches Schicksal ereilte Lecourbe bei *Remüs* am 30. April. Der Frontalangriff Bellegarde's gelang zwar nicht, auch das Erscheinen eines über den *Flimberg* kommenden Bataillons brachte nicht die erwartete Wirkung in die Flanke hervor; dagegen hielt es Lecourbe nicht mehr für räthlich, in seiner Stellung zu bleiben, nachdem General Haddik mit drei Colonnen vom Münsterthale aus über das *Schärljoch*, den *Rosenkopf* und das *Tschirfser Joch* nach mühevoller Überwältigung der französischen Posten in das Innthal vorgedrungen war. Bei diesen schwierigen Übergängen auf vereisten Steigen sollen sich die österreichischen Truppen vielfach der Steigeisen bedient haben. Am 2. Mai fand noch ein Gefecht bei *Süs* statt, worauf Lecourbe über den *Albula* ins hintere *Rheinthal* abzog.

Nachdem am 14. Mai der *Luciensteig* durch Hotze genommen worden war, um welchen man am 1. Mai vergeblich gestritten hatte, stand den Österreichern der Weg nach *Graubünden* offen. Bellegarde rückte mit 25000 Mann über den Splügen nach *Chiavenna* ab, um die Armee Suworows in Oberitalien zu verstärken, General Haddik führte 10000 Mann an den *Gotthard*, 5000 blieben unter General St. Julien bei *Chur* zurück.

1800—1801.

Das Wiedererscheinen Bonaparte's auf dem italienischen Kriegsschauplatze, sein Sieg bei Marengo und der Vorstoss Moreau's gegen die unter dem Feldmarschall Kray bei Ulm vereinigte österreichische Armee führten eine Situation der streitenden Heeresmassen herbei, in welcher *Graubünden*, *Vorarlberg* und *Tirol* abermals strategische Bedeutung erhielten und zum Schauplatze zahlreicher Unternehmungen der Österreicher wurden, die vor Allem den Zweck verfolgten, das Zusammenwirken der beiden französischen Hauptarmeen zu verhindern und sowohl nach Norden wie nach Süden zur Unterstützung der deutschen und der italienischen Armee im geeigneten Augenblicke vorzubrechen. Charakteristisch bleibt für den letzten Abschnitt des zweiten Coalitionskrieges, was schon beim Beginne desselben hervorgehoben werden musste, dass nämlich an allen an der Westgrenze der Ostalpen befindlichen Eingängen militärische Vorkehrungen getroffen wurden, da nahezu alle derselben von den Franzosen entweder bedroht oder auch thatsächlich zur Vorrückung benützt wurden. Nach dem Ablaufen der Waffenstillstände von Parsdorf und Allessandria, während welcher die Friedensverhandlungen, namentlich infolge des von England auf das Wiener Kabinet ausgeübten Druckes, zu keinem Ergebnisse geführt hatten, begannen sofort an den Grenzen Tirols, die nicht an die kaiserlichen Erbländer stossen, Angriffsbewegungen und Kämpfe, da dieses Land bei der damaligen Stellung der grossen Armeen eine aus deren Verbindungslinie vorspringende Festung bildete.

Die österreichische Donau-Armee, zu deren Führung an Stelle des durch Misstrauen gekränkten Erzherzogs Karl sein jüngerer Bruder Erzherzog Johann berufen worden war, lehnte ihren rechten Flügel bei Passau an die Donau, das Centrum stand bei Schärding, der linke Flügel bei Hohenwart. Die Württemberger und Bayern und das Condé'sche Freicorps sammelten sich zwischen Rosenheim und Mühldorf. Moreau hatte seine Stellung zwischen Wasserburg und Haag am linken Innufer. Die österreichische Armee in Italien wurde von Bellegarde zwischen Mincio und Etsch vereinigt. Stützpunkte waren Verona und Lonigo. F.-M. Lt. Vukassovich war mit 17 Bataillonen und 8 Escadronen nach Südtirol entsendet worden, sein Hauptquartier und die Reserve befanden sich in *Trient*. Seine Vortruppen standen an den Grenzen des *Val di Sole*, am *Tonalpass* und bei *Pejo*. An Vukassovich schloss sich das »Zwischencorps« des F.-M.-Lt. v. Auffenberg (13 Bataillone und 5 Escadronen), dessen linker Flügel das oberste Nonsbergthal zwischen *Revo* und *Unserer lieben Frau* besetzt hielt, während das Centrum zwischen *Burgeis* und *Laas*, der rechte Flügel bei *Martinsbruck* sich befand. Die Generale Mercandin und Jellachich hielten die *Montafoner Pässe* und den *Arlberg;* die Bewachung der nordtirolischen Grenze war in den Händen des F.-M.-Lt. Hiller, der seine Division von *Stams* bis *Kufstein* ausgedehnt hatte und auch *Lofer, Unken* und *St. Johann* im Auge behalten musste.

Die von österreichischer Seite beabsichtigte Offensivbewegung schlug sehr bald in das Gegentheil um, nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden am 3. December 1800 war keine günstige Wendung an der Donau mehr zu erwarten und die Vertheidigung von Tirol wurde immer schwieriger, je weiter die österreichische Hauptarmee an der Donau nach abwärts gedrängt wurde. Die Truppenverschwendung durch Besetzung so ausgedehnter Grenzen, die jedenfalls Ursache war, dass Erzherzog Johann seinem Gegner nicht mit überlegenen Kräften entgegentreten konnte, brachte nun namhafte Abtheilungen der österreichischen Armee in schwere Gefahren, denn es war schwierig und aufreibend, dieselben aus so entlegenen Stellungen, zwischen denen es wenige oder gar keine gangbare Verbindung gab, allmählig zurückzuziehen und die Strassenzüge zu sichern, auf welchen sie der immer näher kommenden Gefahr gänzlicher Trennung von der Hauptarmee entgehen konnten.

Als sich die Armee Moreau's nach der Schlacht von Hohenlinden in der Richtung gegen *Salzburg* in Bewegung setzte, erhielt zuerst F.-M. Lt. Hiller die Weisung, sich auf die Behauptung des *Unter-Innthales* zu beschränken und unter allen Umständen den Rückzug auf den *Brenner* zu sichern. F.-M.-Lt. Auffenberg, der am 8. December einen glücklichen Überfall auf *Zutz* im Engadin ausgeführt und dort ein französisches Bataillon gefangen genommen hatte, gieng ins Ober-Innthal zurück und sicherte zunächst die Strasse von *Nauders* bis *Imst*. Die Armee des Erzherzogs Johann konnte die *Salzachlinie* nicht halten, sie wurde nach lebhaften Gefechten bei *Laufen* und *Neumarkt* hinter die *Traun* zurückgedrängt, nach einem heftigen Kampfe bei *Lambach* musste sie auch von dort weichen und den weiteren Rückzug an die Enns antreten. Am 20. December übernahm Erzherzog Karl bei *Steyr* das Commando. Nun war jede Verbindung mit Hiller abgebrochen und es stand zu befürchten, dass Moreau auch über den *Radstädter Tauern* gehen und sich in Kärnten festsetzen werde, um die in Tirol stehenden Truppen gänzlich von Innerösterreich abzuschneiden. Hiller musste sich nunmehr als der äusserste rechte Flügel der noch immer am Mincio stehenden zweiten österreichischen Hauptarmee ansehen. Er hielt seinen allenfalls nothwendigen Rückzug durch das *Pusterthal* für gesichert, da er sich stark genug fühlte, die jedenfalls nicht zahlreichen französischen Abtheilungen, die in seinem Rücken erscheinen konnten, zu durchbrechen.

Bevor Moreau bei Hohenlinden gesiegt hatte, war man französischerseits auf eine Offensive der Österreicher gegen das Engadin gefasst gewesen und hatte namentlich die Stellung Macdonald's bei *Chur* für sehr bedenklich gehalten. Der erste Consul Bonaparte, der sich damals noch mit der Absicht trug, den Oberbefehl über die italienische Armee zu übernehmen und mit derselben abermals, wie 1797, in Innerösterreich einzufallen, hatte Macdonald, der durch die aus Dijon nachrückenden Reserven sein Corps auf 13 000 Mann gebracht hatte, mit der italienischen Armee in Verbindung zu bringen beschlossen und ihm den Befehl zugehen lassen, über den *Splügen* nach *Chiavenna* zu rücken und von dort, als äusserster linker Flügel über den *Tonale* ins *Val di Sole* und gegen *Trient* vorzustossen. Dadurch sollten die Österreicher zum Verlassen der Mincio-Linie gezwungen werden. Der Übergang über den *Splügen* der am 27. November begann, gestaltete sich (nach der ausführlichen Schilderung des Freih. v. Lakos in der Österr. milit. Zeitschr. 1821) infolge des eintretenden Sturmes und heftigen Schneewehens äusserst gefahrvoll. Macdonald's Memoiren, die 1892 erschienen sind, enthalten nur ganz oberflächliche Mittheilungen über diese Marschepisode. Am 4. December setzte sich die Hauptcolonne, bei der sich Vandamme und Macdonald befanden, nach Durchschreitung der *Via mala* vom Dorfe Splügen aus in Bewegung. Mit unsäglicher Mühe erreichte man im Sturme und wilden Gestöber nach sechs Stunden die Höhe des *Splügen*. Dort aber, im schmalen Durchgange der ewigen Gletscher, hatte sich eine Schneewand aufgethürmt. Verzweifelnd starrte die Spitze der Colonne diese an; der so lange probehältige Muth entfiel ihr bei dem Anblicke der undurchdringlichen Wand; mit einem Schrei des Entsetzens kehrte sie um, und Niemand wollte an das Unmögliche sich wagen. In dieser lähmenden Verwirrung, wo Muthlosigkeit Allen sich mittheilte, wo die letzten Kräfte der Verzweiflung erlagen, behielt Macdonald allein die Fassung. Er nahm die Sonde in die Hand und setzte sich an die Spitze. Die Generale Pully, Sorbier, Duperreux, Dampierre und sein Generalstab folgten seinem Beispiele. Jeder von ihnen ergriff eine Pike und sie wagten sich, die Ersten, an den Berg von Schnee. Das Beispiel der Obern, ihre zuversichtliche Aufmunterung wirkten. Die Grenadiere kehrten an die Arbeit zurück; sie schoben die Wegweiser vor; jeder leistete das Höchste, denn es galt jedem das Leben. Der Wind wüthete mit beispielloser Heftigkeit; er stachelte das gefrorne, zerbröckelte Eis in die Augen und das Gesicht; der Hintermann sah kaum den Vorderen und jede gemachte Spur begrub schnell das wilde Gestöber .... Endlich gelang es der angestrengtesten, anhaltendsten Mühe, den Schneeberg durchzubrechen und *Cardinel* zu erreichen. Dort auf der kurzen Pläne peitschte der Wind die Colonne vollends auseinander. Vereinzelt, in kleinen Haufen, erreichte sie die Abfälle und senkte sich unter wenig verminderter Gefahr nach *Isola* hinab. Über hundert Mann und Pferde, eine Menge Saumthiere und Schlitten, waren die Opfer dieses fürchterlichen Tages!« General Laboissière war durch eine Lawine von seiner Colonne, die schwer beschädigt worden war, getrennt und vier Tage auf dem Hospiz abgeschnitten gewesen, bis sich seine Leute durch die Lawine den Weg gebahnt hatten.

Von *Chiavenna*, wo Macdonald nur leere Magazine fand und seine ermatteten und abgerissenen Truppen kaum nothdürftig mit Kleidern und Lebensmitteln ausstatten konnte, marschierte er durch das *Valtellin* und am 9. December über den *Apricapass* nach *Edolo* und versuchte den *Tonalpass* zu gewinnen. Drei Stürme, am 23., 24. und 31. December wurden von den Generalen Veaux und Vandamme unternommen, ohne dass der von den Obersten Siegenfeld und Groth tapfer und geschickt vertheidigte Pass genommen werden konnte. Macdonald wich deshalb durch das *Val Camonica* südlich bis an den *Lago d'Iseo* aus, gieng von *Pisogne*

über den *Colle di S. Zeno* (1420 *m*) ins *Trompiathal* und von diesem durch das *Sabbiathal* und durchs *Val di Ledro* an den *Gardasee* und nach *Riva*.

Mittlerweile war der Feldzug an der Donau durch den vom Erzherzog Karl am 25. December abgeschlossenen Waffenstillstand von Steyr abgebrochen worden. Unter den Stillstandsbedingungen befand sich die Räumung des *Innthales*, der *Scharnitz* und *Kufsteins*. Die Demarcationslinie zwischen dem nördlichen und südlichen Kriegsschauplatze lief von der Donau längs der Erlaf bis an deren Quelle, über Gaming und Göstling an die Enns, über Eisenerz und Vordernberg nach Leoben und durch das Murthal bei St. Michael im Lungau; dann über den Katschberg nach Spital, durch das Drau- und Pusterthal an den Eisack und die Etsch, nach Bozen, Meran, Glurns, Santa Maria im Münsterthal und Bormio. Südlich dieser Linie blieb der Kriegszustand aufrecht. Die Truppen Hiller's und Auffenberg's durften sich über den Brenner und durch das Pusterthal nach Innerösterreich zurückziehen.

Als die Nachricht von diesen Abmachungen an die österreichische Heeresleitung in Italien gelangte, befand sich diese bereits hinter dem Mincio bei Verona und musste am 1. Jänner 1801 einen Angriff des französischen Marschalls Brune auf die Etschlinie gewärtigen. Er erfolgte bei *Bussolengo* und *Pescantina* und führte zu einer Trennung zwischen der Armee Bellegarde's und dem Corps Vukassovich in Südtirol. Die Brigade Brixen war genöthigt, sich auf das letztere zurückzuziehen und nahm ihren Weg an der Etsch aufwärts, wo sie zunächst an der *Chiusa* (Veroneser oder Berner Klause) Halt machte. Nachdem dieselbe einen Tag hindurch gehalten, dann aber von den Franzosen umgangen worden war, gieng General Brixen über *Peri* nach *Ala*, wo er sich mit General Rousseau vereinigte, der von *Pastrengo* am rechten Etschufer zurückmarschiert war. Graf Bellegarde gab auch *Verona* und die *Etschlinie* auf, da er kaum daran denken konnte, durch einen grossen Sieg über Brune die Misserfolge der österreichischen Armee an der Donau wettmachen zu können. Der Waffenstillstand wurde von Brune nicht anerkannt, da diesem keine Befehle des ersten Consuls darüber vorlagen, somit schien es Bellegarde wichtiger, die Armee so weit als möglich zu schonen und in ihrer Rückwärtsbewegung nur so lange aufzuhalten, bis Vukassovich sich und sein Corps aus der Schlinge gezogen hatte, welche die Franzosen ihm umzuwerfen im Begriffe waren. Die Verbindung zwischen Bellegarde und Vukassovich wurde durch das *Val Sugana* aufrecht erhalten, das für das Tiroler Corps als Rückzugslinie dienen durfte, freilich nur so lange, als Bellegarde sich vor und an der Brenta halten konnte. Vukassovich zog am 2. Jänner die vorgeschobenen Posten aus *Judicarien* und vom *Tonale* zurück. Die Franzosen drängten ziemlich ungestüm nach; es war daher von grosser Wichtigkeit, dass die Brigaden Rousseau und Brixen den Vormarsch des Gegners im Etschthale so lange als möglich aufhielten. Kam dieser nach *Trient*, bevor Vukassovich seine zerstreuten Brigaden an sich gezogen und im *Val Sugana* vereinigt hatte, so waren sie insgesammt verloren.

Nachdem die genannten Generale am 3. Jänner bei *Ala* einige Stunden ein Gefecht unterhalten hatten, sahen sie sich genöthigt, nach *Serravalle* zurückzugehen. Nun übernahm F.-M. Lt. Laudon den Befehl über die beiden Brigaden und bezog am 4. Jänner mit denselben eine gute Stellung an den beiden Etschufern bei *San Marco*. Sie wurde in der Front vergeblich angegriffen, als aber der Berg *Tovo* unversehens von einer Abtheilung der Division Moncey besetzt worden war, blieb Laudon nichts übrig, als die Thalstellung aufzugeben und eine neue in *Caldiano* zu suchen, von wo eine Strasse nach *Caldonazzo* im *Val Sugana* abzweigt.

In *Trient* waren indessen die Brigaden Stojanich und Dedovich von den Grenzpässen angelangt, auch ein Theil des Corps Auffenberg, das zur italienischen

Armee gehörte. Dedovich gieng sogleich nach *Caldonazzo* ab, Stojanich vertheidigte die Etsch mit grosser Tapferkeit gegen die Truppen Macdonald's, die von *Riva* durch das *Sarcathal* herangekommen waren. Es gelang, die *Etschbrücke* nach heftigem Ringen — Mann an Mann gegen den übermächtigen Feind — in Brand zu stecken und dadurch den Abmarsch der Artillerie und des Trains von *Trient* zu sichern. Mittlerweile hatte Laudon bei *Caldiano* mit Moncey Unterhandlungen angeknüpft, die zwar zu keinem Ergebnisse führten, ihm jedoch so viel Zeit gewährten, um seine Division ebenfalls ins *Val Sugana* abführen zu können. So gelang es dem ganzen Corps Vukassovich, von der Brigade Lecchi nur lässig verfolgt, über *Borgo*, *Grigno* und *Primolano* nach *Bassano* zu marschieren, wo am 9. Jänner die Verbindung mit Bellegarde vollzogen wurde. Macdonald war ohne Rücksicht auf die in Steyr festgesetzte Demarcationslinie nach *Bozen* marschiert und hatte sich dort festgesetzt.

Die um 17000 Mann verstärkte österreichische Südarmee zog sich unter wenig bedeutungsvollen Gefechten hinter die *Piave* zurück, da Bellegarde keine Schlacht mehr annehmen wollte, deren Ausgang auf die Friedensverhandlungen kaum mehr Einfluss nehmen konnte. Brune und seine Generale zogen die Waffenstillstandsverhandlungen so lange hinaus, bis Bellegarde sich dazu bequemte, auch hinter den Tagliamento zurückzugehen. Damit erreichten die Feindseligkeiten am 16. Jänner ihr Ende Am 9. Februar wurde der Friede zu Luneville geschlossen.

Der Winterfeldzug 1800 auf 1801 hat den Beweis geliefert, dass Tirol für Österreich keine strategischen Vortheile mehr bietet, wenn das Donauthal in den Besitz des Gegners gelangt und dieser in der Lage ist, sich die nördlichen Eingänge nach Innerösterreich eröffnen zu können. Die Armee in Italien verliert dann ihre Operationsbasis und kann selbst durch einen Sieg an der Gesammtsituation der Monarchie nichts ändern, da sie von derselben gänzlich abgeschnitten wird und in der Luft steht. Auch wenn Bellegarde, bevor er den Mincio verliess, eine grössere Heeresabtheilung durch das Etschthal aufwärts gesendet hätte, wäre damit nichts geändert worden. Seine verminderte Armee wäre auf dem Rückzuge an die karnischen Pässe jedenfalls wiederholt in gefahrvolle Lagen gebracht worden, das Tiroler Corps hätte aber auch, wesentlich verstärkt, Südtirol nicht halten können, da die eigenen Mittel des Landes zur Verpflegung grösserer Truppenmassen nicht ausreichen und die Zufuhr von Lebensmitteln von allen Seiten, schliesslich auch durch das Pusterthal verhindert werden kann, wenn die venetianische Ebene aufgegeben werden muss. Allerdings bieten die Thäler von Judicarien und Camonica auch die Gelegenheit zu einer Überflügelung der feindlichen Stellung am Gardasee und Mincio; eine Erwägung, die schon vom Prinzen Eugen im spanischen Erbfolgekriege wiederholt beachtet worden ist und ihn zur Verwerthung der Stellung zwischen Brescia und Verona mit dem Centrum Lonato—Montechiari – Castiglione, ja der noch näher an Judicarien gerückten Stellung von Govardo bestimmt hat. Zu solchen Überflügelungen sind aber starke Colonnen erforderlich, die man niemals zur Verfügung hat, wenn man an der Donau und am Po Entscheidungen suchen muss. Die folgenden Feldzüge, in welchen Frankreich diese beiden natürlichen Angriffslinien gegen Österreich mit den Armeen des neuen Kaiserreiches beschritten hat, haben die Erfahrungen des Jahres 1800 vollauf bestätigt.

Aus dem alten Tauriskerlande.

Von

Hans Grasberger.

I. Seltsame Bräuche.

Von den zehn und mehr alten Tauernstrassen, welche sich von den herrlichen Krimler Wasserfällen und der Dreiherrenspitze an ostwärts bis zum steilen Hohlweg bei Trieben im Paltenthal aufzeilen, kommt der vorletzte, der Radstädter Tauern zuerst zu einem Schienenweg, er, der vielleicht auch bequemste dieser Centralalpen-Übergänge. Ja, von der steirischen Seite her, durch den Lungau bis Mauterndorf ist die Annäherung der Locomotive bereits bewerkstelligt; der Aufstieg über Tweng wird bald ein anderes Aussehen gewinnen, und das ernstere, bärtige Tauern-Antlitz bleibt nur mehr kurze Zeit dem Pongau zugewendet.

Der Pass hat ein doppeltes, ein Janusgesicht bekommen; nicht der sich jugendlich aufhellende Theil ist der interessantere. Wer diese Tauernwanderung noch nach der Väter Weise unternehmen will, beeile sich, die Zeit, die darauf geht, lohnt sich, und Radstadt ist ein gastlicher Ausgangspunkt. Als ich das erste Mal diese Gegend durchstreifte, hatte das Städtchen noch seine hohen Mauern und Rundthürme. Die beiden gangbaren Thore waren finster und niedrig, die Häuser alt und behäbig, und im Graben floss noch Wasser, wenn auch die Brücken Nachts nicht mehr aufgezogen wurden. Dazu die Lage auf einem nach drei Seiten hin abfallenden Hügel — kurzum das kleine Nest sah aus, als hätt' es eine Geschichte gehabt, oder als hab' es noch was zu bedeuten. Nun ja, die Stadt heisst »die Getreue« und ihre Mauern standen schon 1285.

Und fast schien sie auch die Heimstätte des Cylinders zu sein. Ohne Scherz, der hohe Cylinder war hier die altväterische Kopfbedeckung, häufig aus schwarzgefärbtem Stroh geflochten und mit breiterer Krämpe, als auf grossstädtischem Pflaster üblich. Namentlich bei Frauen war der Cylinder beliebt. Mutter und Grossmutter trugen ihn mit schwarzem Sammtbändchen, Mädchen mit goldener Schnur und desgleichen Quästchen.

Und den Tauernweg hinan gieng's damals zumeist mit der »Staffetten«. Es war dies eine wunderliche, sehr abänderungsfähige Fahr-, oder weiter gefasst, Fortbringens-Gelegenheit. Bald war sie eine gedeckte Kalesche, bald ein offenes Steirerwägelchen, bald der simpelste Karren mit hartem Sitzbrett, bald endlich gar ein mehr oder minder flinker Bursch. Im letzteren Falle sagte man lieber »Staffettner«.

Seinem amtlichen Ursprunge nach war das proteusartige Ding die reitende Briefpost. Dieser Reitbote war aber den Herren Posthaltern niemals recht praktisch vorgekommen; sie haben daher auf eigene Faust dem Reitgaul ein Wägelchen angehängt. Damit liessen sich Personen und Sachen befördern, die sonst auf den

»Eilwagen« oder auf die »Malle«-Post hätten warten müssen. Wie nun aber, wenn die geschilderte Staffette einen Gebirgsübergang wie unsere Tauern vor sich hatte? In diesem Falle griff der Posthalter dann doch zur vorschriftsmässigen Einrichtung zurück? Keineswegs! Für einen Einspänner ist der Tauern eine nahezu unmögliche, für ein ordentliches Reitpferd aber keine übermässig schwierige Aufgabe; gleichwohl wusste sich der Postgewaltige noch einfacher und billiger zu helfen. Er griff einen Burschen heraus, hängte ihm das Postportefeuille um und schickte ihn zu Fuss als reitende Briefpost über Berg zu Thal, wo ihn wieder bequem das vielgestaltige Wägelchen ablösen konnte. Das also war der Staffettner von anno dazumal.

Mitte der sechziger Jahre verwischte ein grosser Brand Radstadts alterthümliches Aussehen. Etwa ein Lustrum darnach betrat ich das Städtchen wieder und erstaunte; denn es hatte sich überraschend schnell aufgerafft und neu aufgebaut. In den Häusern überall wieder die blanke Grossräumigkeit wie früher. Aber die Thürme waren drohende Ruinen, die Thore verschwunden, der Stadtgraben bis auf eine Pfütze, die Winters zum »Eisschiessplatz« taugen mochte, ausgefüllt und bepflanzt; von den Stadtmauern war nur so viel geblieben, als sich zu Hinterlehnen von Häusern, offenen Schänken und Gärten verwenden liess.

Doch an der Tauernstrasse selbst standen noch unverrückt die paar halbverwitterten, halbblinden römischen Meilensteine, die mittlerweile ins Landesmuseum haben wandern müssen, und hoch oben an dem Johannesfall hätt' ich meinen wagenden Vorwitz bald mit dem Leben bezahlt. Dort nämlich, etwas abseits vom Wege, fliessen im obersten Kar die Bäche der Ache zusammen, durchbrechen den Tiefrand des Kessels und stürzen, gesammelt aus dem Schlunde hervorbrechend, in einem stolzen Bogen 600 Fuss tief in den Abgrund. Ein grasiger Rand ladet ein, vorzutreten und in den schäumenden, tosenden Tobel hinabzublicken; aber der sanfte Hang trügt, hängt über, ist unterspült — wehe dem Unbedachten!

Und ich kam wieder und sah die an der Nordseite der Reihe nach gepflanzten Lärchen trotz Sturm und Wetterstrahl bereits zu schlanken, hochstämmigen, neuen Wahrzeichen des Städtchens erwachsen. Und nie zuvor hatt' ich noch so bemerkt, wie blumenliebend man hier ist. Nicht nur reiht sich der Strasse entlang Blumenfenster an Blumenfenster, eins feiner und lieblicher als das andere; auch zu den offenen Hausfluren heraus grüssen mitunter Blüthenwäldchen auf Etagèren.

Und ich fand Holzhändler hier, einen aus Tirol, sogar aus Frankreich einen; ach ja, in Eben, Steg und Hüttau, wo man von der Eisenbahnbrücke aus der breit entfalteten Herrlichkeit des Dachsteins ansichtig wird, wird viel Holz gefällt, zersägt und verfrachtet. Noch mehr fiel mir aber auf, dass steirisches und Lungauer Rind wie vor und eh' den Tauern herüberkommt, um nach Salzburg und München weiter befördert zu werden, trotzdem die Mur hinab das Land offen liegt und die Eisenbahn schon nahe herangekommen ist. Liegt dort hinaus noch immer das lohnendere Absatzgebiet? Oder ändern sich alte Verkehrswege so schwer? Das sind vielleicht zu ernste Fragen; ich betrachtete lieber, wie unter den erwähnten Lärchen der Seiler seine bekannten Rückschrittspromenaden vollzog.

1885 begieng Radstadt eine Säcularfeier, seines 600jährigen Bestandes eingedenk: Festwagen zogen auf, wie solche durch Makart und seit dem grossen Huldigungszuge von Wien in Schwung gekommen.

Welche Wandlungen seit einem Menschenalter im gastlichen Radstadt an der Schwelle der Tauern! Er selbst, der ernste Nachbar, ist diesseits unverändert geblieben, aber für wie lange noch?

Als ich das letzte Mal von Untertauern aus zur Passhöhe hinanstieg, überholte ich einen geschwätzigen Alten, der das ganze Leiden Christi in seinem Guck-

kasten trug. Er kam noch rüstig vorwärts und rief mir »Zeit lassen!« zu. Ein Hirt aber, dem mein unnöthiges Hasten auffiel, fragte mich, ob ich — Gemsblut getrunken. Nun denn, die etlichen Jahre seither haben mich unbemerkt zahmer gemacht. Aber die Tauernwanderung empfehle ich noch immer Jedem, der auf gebahntem Wege die Alpenwelt von der Thalsohle bis über die Region des Krummholzes hinaus mit ihren Schrecken, ihrem Frieden, der den einsam Ziehenden wie eine Art Schauder überläuft, mit der ganzen Poesie von Alpenrose und Edelweiss kennen lernen will; Jedem, den es gelüstet, die geheimnissvollen Quellen und Äderchen, die Jugend und die ersten Sprünge eines frischen Bergstromes wie die Enns zu belauschen; Jedem endlich, für den es einen Reiz hat, eine Strasse zu begehen, welche von den baugewaltigen Römern zur Verbindung ihrer Stützpunkte in Kärnten mit der berühmten Stadt Juvavo angelegt worden.

* * *

Was mich diesmal nach dem Jenseits des Berges lüstern gemacht, gieng vom Radstädter Postmeister aus. Er hatte sich eben drüben eine Hochzeit angesehen und erzählte von den seltsamsten Liebes- und Ehestandsbräuchen. Und ihm war zu trauen, denn er war ein schlichter, besonnener Mann, der mich mit den schönen, treuherzigen Augen eines »Terzels« unter breiter, gesenkter Stirn hervor ansah, und er stand überdies selbst mitten im Volksleben. Gleichwohl hatte auch der sich verwundert über die vielen Eigenthümlichkeiten im nahen Tauernwinkel. Man denke aber auch: die Braut wird auf ihrem Ehrengange zurückgesetzt, die Schwiegermutter erscheint völlig und nachhaltig kalt gestellt, das Wirthshaus verschliesst sich vor dem anrückenden Hochzeitszuge, und von den Gästen wird zumeist derjenige geehrt, der am weitesten her hatte.

Das alles verdient wohl, umständlicher dargethan zu werden. Die Braut schliesst mutterseelenallein den Zug und wird erst, wenn der Bräutigam bereits vor dem Altare steht, vorangeleitet und dem Harrenden beigesellt; wirksamer kann ihr unmöglich zu Gemüthe geführt werden, welch' ein ausserordentliches Vorrücken zu Werth und Geltung es ist, einen Mann zu kriegen.

Die Mutter der Braut, also die eigentliche, die sprichwörtliche, die gefürchtete Schwiegermutter, wird gar nicht zur Hochzeit geladen; für sie ist weder in der Kirche, noch beim Mahle, noch auf dem Tanzboden ein Platz; ja sie darf ein- bis dreiviertel Jahr lang, je nach der Strenge der örtlichen Gewohnheit, ihre verheirathete Tochter nicht sehen, nicht sprechen, nicht kennen, geschweige denn das neue Heim derselben betreten. Auf, Ehestandscandidaten, die ihr Frieden haben wollt und den natürlichen Widerspruchsgeist scheut, rettet euch hierher zwischen die Tauern, und ihr seid vor ihm sicherer geborgen als auf dem weiten Meere, als hoch oben unter den Seglern der Lüfte!

Dass ein ländlicher Hochzeitszug aufgehalten wird, tolle Hindernisse auf seinem Wege findet und allerlei Schabernack sich gefallen lassen muss, kommt auch anderwärts vor; aber dass sich das Wirthshaus nicht freudig vor ihm aufthut, ist vielleicht nur in unserem Tauernwinkel der Fall. Die durstigen, hungrigen und oft auch frierenden Gäste sehen das Thor vor sich geschlossen, und ihr Sprecher hat zum Schlüsselloch hinein in wohlgesetzten Reimlein ein Langes und Breites mit dem halsstarrigen Wirthe zu verhandeln, muss dreimal und immer nachdrücklicher an die ungastliche Pforte pochen, ehe Einlass gewährt wird zum gedeckten Tisch wie zum Tanzboden hinan. Wer erblickt in dieser Sitte nicht ein Seitenstück zum üblichen Umzuge am Palmsonntage? Da wird ja auch veranschaulicht, dass nur auf wiederholtes Begehren und Pochen der Pförtner von Jerusalem dem einziehenden Heiland willfahrt.

Und endlich, wer führt den Tanz an? Wer eröffnet den Hochzeitsreigen? Es ist dies derjenige aus der »Freundschaft«, ob jung oder alt, ob gerade oder krumm, welcher zum Feste den weitesten Weg zurückzulegen hatte; er wird vom Ordner sorgfältigst ausgekundschaftet und der Braut zugeführt. Und das weltfährige Völklein eines einsamen Tauerngaues ehrt mit dieser Seite seines Hochzeitsbrauches den Fremden, die Fremde überhaupt, eine feinsinnige Gastlichkeit bekundend.

Aber, sagte ich zum freundlichen Posthalter, nachdem er von den wunderlichen Hochzeitern gesprochen, alle Liebsleute in den Bergen sind ja doch nicht in der Lage zu heirathen; wie treiben es denn die ledigen? Und er darauf: Also wissen Sie auch von dem Anschirren und dem Abschirren noch nichts? Diesen Handel kann man mitunter selbst in unseren Stadtwirthshäusern beobachten.

Und was ich nun erfuhr, läuft auf das Folgende hinaus: Als Anschirrer wird der Enzian-, als Abschirrer der Kronawett-Branntwein verwendet. Beide bitteren Spenden verhalten sich zu einander wie etwa Amors Pfeile, deren einer Liebe entzündet, während der stumpfere in der Brust, die von ihm getroflen wird, Liebe tilgt. Um Pfingsten führt der Bursch das Mädchen, dem er gut ist, zum Meth oder Wein, und um ein übriges zu thun, lässt er sich ein Gläschen Enzian reichen. Natürlich soll seine Nachbarin davon kosten, und nippt sie daran, so thut sie's nicht ohne Erröthen, denn sie weiss, dass sie damit angeschirrt ist. Wenn das holde Kind gar noch die Aufmerksamkeit des Burschen damit vergilt, dass es ihm eine blühende Nelke überreicht, dann ist der Liebeshandel so gut wie abgeschlossen, auf ein Jahr wenigstens — denn für länger verpflichtet sich der Bursch nicht gerne, weiss er denn, ob nicht der nächste »Leitkauf« ihn über Berg und Thal entführt?

Ist im dargebotenen Gläschen statt Enzian minderer Kronawett, und trügt vielleicht auch die Farbe, so trügt doch der Geschmack nicht: die nippende Schöne ist abgeschirrt und trägt's, wie sie's eben zu tragen vermag. Manch' eine erhebt sich bleich und stumm, entfernt sich und weint in irgend einem Winkel die Kränkung aus. Eine andere kehrt wohl den Spiess um und sagt zum Burschen: »Merkst es endlich auch selber, dass ich dich schon längst nimmer mag?« Wieder eine andere stammelt vielleicht aus ihrem guten Herzen: »Schau halt, dass du mit einer anderen glücklicher wirst.« Nicht selten auch eräugelt sich die Abgeschirrte an Ort und Stelle einen neuen Verehrer unter den Gästen, welche derlei Auftritte keineswegs verspotten, sondern höchstens mit einem leisen Lächeln begleiten.

Gewiss sonderbare Bräuche, die einen gar wohl reizen können, sich in ihrer Heimstätte selbst, im nahen Lungau, genauer umzusehen.

II. Im Lungau.

Ich siedelte einige Tage in Tamsweg, am Zusammenfluss der jungen Mur und der Taurach, welche stürmisch den Radstädter Tauern herabkommt und erst um den Mitterberg herum einige Geduld lernt. Der Markt Tamsweg bildet mit St. Michael, wo die Strasse ins kärntnerische Drauthal abzweigt, und mit dem etwas nördlicheren Mauterndorf die Hauptorte des Lungaus, welcher salzburgisch ist und volkswirthschaftlich trotz des gedachten Tauernwalles noch immer dahin gravitiert, während er geographisch sichtlich der wegweisenden Mur, der grünen Steiermark vermeint ist.

Der mässige Mitterberg liegt zwischen den drei gastlichen Orten und hat von daher seinen Namen; alle weitere Umgebung östlich, nördlich, nordöstlich und theilweise auch südlich ist strenges Hochland; am freiesten und lichtesten öffnet sich's eben nur gegen das Steirische hin.

Strahlenförmig laufen von Tamsweg Gräben aus, hier Winkel genannt, deren rauhe Mannigfaltigkeit, grossartige Thalschlüsse und gelegentliche Seitenausblicke ins unwirthlich Starre und auf unheimlich Drohendes selbst einen verwöhnten Alpenwanderer nicht gleichgiltig lassen. Wer sich in diese Winkel vertiefen will, muss darauf verzichten, an demselben Tage in seine Herberge zurückzukommen.

Im Murwinkel folgen sich Wasserfälle, Klammen, Almen, Seitenthäler mit vergletschertem Hintergrund und schneedurchfurchte Hänge, bis man, weit über Dorf Mur hinaus, die kahle Gebirgsöde vor sich ansteigen sieht, die eine Mulde ewigen Eises im Schoosse hat, darunter die Murquelle hervorkommt. Links über die Einsattlung geht's nach Kärnten, rechts nach Gastein und im obersten Murwinkel selbst, im Marchkar, sind düster die Rothgüldenseen eingebettet. Es ist dies im nördlichen Bereich des Hafnerecks, des einzigen Gletscherstockes im Lungau.

Noch länger als der Murwinkel, doch weniger tief eingeschnitten als dieser, sodass es leichter Ausblick gewährt, ist das Zederhausthal. Man denke bei diesem schönen Namen nur ja nicht an die Cedern des Libanon. Jedes Haus in diesem Winkel ist für jeden Insassen desselben reichlich mit Schneereifen, Steigeisen, Eispickeln u. dgl. versehen. Der Graben dringt bis in den Bereich von Gross- und Kleinarl vor und umfängt von rückwärts den Murwinkel; von Norden her treten bedeutsam in Sicht der Faulkogel, das Mosermandl und andere auf Urgestein aufsitzende Kalkspitzen und Dolomitformen.

Zumeist von Zederhaus ziehen je paarweis in die ihnen nach Gesetz und Herkommen zustehenden Gaue die Viehverschneider aus; es sollen ihrer welche nicht nur nach Bayern und Franken, sondern sogar nach Ungarn und Russland kommen. Auch als Rattenfänger und Scheermäuse-Vertilger werden die Zederhäusler gerühmt.

Und so liegen noch viele andere Winkel im nördlichen Halbkreise herum, die ihre eigenen Schönheiten und Wildnisse und Hochseen haben, sowie auch manchen besonderen Zug aufweisen. Aber auf topographische Genauigkeit haben wir's weniger abgesehen, als auf ethnographische Eigenthümlichkeiten, und der Leute wegen, die es bewohnen, ist uns das Land wichtig.

Das Land ist ernst. Tamsweg liegt in der tiefsten Thalsohle, gleichwohl erreicht es, wie schon der ehrliche Schaubach treffend bemerkt, die Höhe der meisten Hochgipfel der deutschen Mittelgebirge. Kein Haferfeld, kein Gehöft grüsst von den Bergen herab, weder an den Sonn- noch an den Schattenseiten. Alles, was siedelt, hält sich tief herunten am Waldsaum oder auf dem Thalboden. Die Waldhänge, welche weit herabreichen, bestehen in geschlossenen Forsten aus Lärchen, Tannen und noch dunkleren Zirbenbäumen. Laubholz ist selten, als Obst reift nur die Kirsche, Alpenblumen steigen auf den Wiesengrund hernieder.

Das Freundlichste im Landschaftsbilde sind die vielen grünen Almen über dem starren, blauenden Waldmantel; den obersten Saum bilden sodann die grauen, braunen und schneebedeckten Felsenkare der Hochwelt.

Auch die Bauernhöfe hatten einst eher ein verdrossenes, als heiteres Aussehen: rauchige Stuben, kleine Fenster, grosse Stallungen — aussen fast nie ein blinkendes Mauerwerk. Jetzt allerdings sind stattliche weisse Höfe mit breitgiebeligem Dache keine Seltenheit und fast immer ist der Getreidekasten gemauert und gewölbt — wo der Natursegen spärlich, da weiss man ihn umso mehr zu schätzen, umso besser zu hüten.

Der Lungauer ist weitaus mehr Viehzüchter als Ackerbauer; ein Paar Ochsen hat selbst der Keuschler; Landstreicher und Bettler finden die Gegend wenig geheuer.

Im Wald wetteifert der »Lärchetbohrer« mit dem Specht und ins dichte Bohnengeranke beim Bauernhause stiehlt sich genäschig der Nusshäher herab, denn der Lungauer ist Bohnenesser aus Noth und Vorliebe, und er wird alt dabei. Und ob

er nicht auch mit dem »Hüttenrauch« umzugehen weiss? Wenigstens sind im Lande selbst Arsenikgruben. —

Der Lungauer ist der ernsteste und verschlossenste Mensch vielleicht der ganzen Alpen, jedenfalls des alten Tauriskergebietes. Das erste steirische Örtlein macht den Unterschied fühlbar; hier an Sonn- und Feiertagen Gesang, Musik und Tanz, dort drüben im Wirthshaus eine Ruhe wie auf dem Kirchhofe. Der Steirer besäumt Hut und Loden mit freundlichem Grün, des Lungauers Tracht ist düster. Er singt nicht, er erzählt nicht gern, er ist sagenarm, es sei denn, dass es sich um einen Überfall, eine Kraftprobe der Margaretha Maultasch oder um düstere, blutige Geheimnisse weiland der erzstiftischen Feste von Mauterndorf handelte. Statt der Jodler und Juchezer erschallt im Lungau, wenn's aper wird, das »Apachschnalzen« mit kurzstieligen, mehrere Klafter langen Peitschen, um den Winter aus dem Land zu jagen und dem Vieh in den dumpfen Ställen den nahen Auftrieb zu verkünden. Und hat der Lungauer ein Stück Lustigkeit in der Brust, so trägt er sie auf die Alm, wo's um Jacobi und Anna in den Sennhütten hoch hergeht.

Der Lungauer liebt grelle Eindrücke. So muss der Schmerzensmann in der Kirche, das darin vom Triumphbogen niederhängende Kreuz möglichst blutrünstig sein, ob auch der übrige Hausrath in den vorwiegend gothischen Andachtsstätten meist barockes Geflunker und Geschnörkel ist; so hat man seit 1770 noch den letzten Scheiterhaufen im Gedächtniss, so schwelgt man noch in Erinnerungen an den Faulthurm in Mauterndorf.

Aber der Lungauer ist verlässlich, ist, da er selbst weit in der Welt herumkommt, nicht fremdenscheu, hält auf gute Nachbarschaft und hat Familiensinn. Früher wenigstens steuerte bei einem Hausbau die ganze Nachbarschaft Arbeitskräfte, Lebensmittel und Material bei. Die Lankmayer sitzen seit 1460 auf dem Zechner-Hof, dessen zirbengetäfelte Prunkstube die Jahreszahl 1572 aufweist. Das Maler- und Messnergeschlecht der Lederwasch haust seit 300 Jahren im gothischen Vicarhaus bei der schönen Leonhardskirche, welche werthvolle alte Glasgemälde, eine stilvolle Monstranze hat und bei Tamsweg ein freundliches Luginsland bildet.

Wie ergiebig vor Zeiten der Bergsegen, wie blühend der Handel gewesen, bezeugt noch die grosse Zahl alter Edelgeschlechter; die Goldgruben bei Schellgaden werden auch jetzt noch ausgebeutet. An Denkmälern aus der Römerzeit war der Lungau einst überreich; das meiste davon ist in die Museen gewandert.

Der Tamsweger »Samson« ist älter als sein Rivale in Krakaudorf; er sieht auch etwas »manierlicher« aus; denn er trägt einen Helm mit dreifachem Federbusch, einen förmlichen Panzer, der sich über dem Schooss dreimal überschuppt und in Zotteln niederhängt; er hält in der Rechten des Esels Kinnbacken, in der Linken eine Lanze, und das Wehrgehänge fürs Schwert überquert von der Schulter herab die Brust. Er ist bebartet, hat lange, schwarze Haare und blickt grimm aus seinen grossen Augen. Und er hat, nicht zu vergessen, zwei Edelfräulein zu Seiten: Zwerginnen mit grossen Köpfen und entsprechenden Hüten. Seinen Umzug hält dieser Riese zu Fronleichnam.

Das Räthsellösen beim Hochzeitszuge von der Kirche ab findet auch derart statt, dass die Brautleute die Strasse mit Ketten oder Stricken abgesperrt finden und dass diese sich nicht früher senken oder lösen, als bis die »Spitzreiter«, also die Anführer des ganzen Zuges, namens desselben das aufgegebene Räthsel gelöst haben. Die gelungene Lösung heisst das »Gspreng«. Auch das »Brautstehlen«, oder Brautverbergen kommt mitunter vor.

Ganz eigenthümlich vollzieht sich das »Preberschiessen«. Preber ist ein glatzköpfiger Bergriese an der Grenze gegen Steiermark, reich an Speik und Enzian,

ein Coloss, der dem Hochgolling nahezu gleichkommt. Auf halber Höhe hat er den grössten See Lungaus, den schwarzen Prebersee. An diesem findet das Wettschiessen, das Preisschiessen statt, und zwar so, dass hüben der Schiessstand ist und drüben die Scheiben aufgestellt sind. Man schiesst also über den See hinweg nach Kreis und Centrum? Nicht doch, das wäre zu einfach. Man schiesst vielmehr in den See nach dem Spiegelbild der Scheibe, macht also ein Ricochet aufs Wasser, und das zielende Auge des Schützen rechnet unbewusst mit dem Einfalls- und Ausfallswinkel. Und man kann's in diesem Preberschiessen zu einer räuberischen Meisterschaft bringen. Beweis dessen der frische Bursch aus dem Katschgraben, der in zwei Tagen die fünf Hauptbeste sich erschossen hatte. Ich könnt' ihn nennen, denn ich hab' ihn gesprochen und er selbst sagte mir, dass er fürs nächstemal vom Mitbewerb ausdrücklich ausgeschlossen worden — wegen Gemeingefährlichkeit.

Er that eine Schachtel auf und zeigte mir die darein gebetteten Gewinnste. Ich machte grosse Augen; denn die Best-Ducaten, -Thaler und -Zwanziger waren aufs Sinnigste und Zierlichste in Filigran- und Flitterzierath gefasst. Es war dies Landeserzeugniss, Lungauer Hausindustrie!

Ich machte dem beneidenswerthen, frohmuthigen Burschen den Vorschlag, die schönen Sachen auf meine Kosten und Gefahr nach Graz oder Wien zur Ausstellung zu schicken — sie würden und müssten Aufsehen erregen. Doch der Meisterschütze schüttelte den Kopf dazu und meinte, »ich hab' sie meiner — Alten noch nicht gezeigt.« Und ich fand sein zartsinniges Bedenken gerechtfertigt, fand es lobenswerth. Ja, es giebt auch in den Tauern Galanterie.

III. Volksspiele.

In der Krakau und im Katschgraben.

Wer auf einem Ferien-Ausfluge das Samsontragen, den Reiftanz und das Fahnenschwingen kennen lernt, darf von Glück sagen, und geniesst er diese Schauspiele in Gesellschaft eines Bildhauers, eines Malers und eines Collegen von der Feder, so ist sattsam gesorgt, dass die empfangenen Eindrücke fest haften.

Es ist ein Sonntag um Oswaldi und der Schauplatz des Samsontragens ist Krakaudorf in der Krakau. So heisst in der That die Gegend und der gesuchte Samson ist ein richtiger Krakaber, wie die alte, im Murauer Archiv noch nachweisbare Schreibung lautet. Alle heute in den Alpenländern mannigfach zerstreuten Gragober, Grogger, Grager stammen, etymologisch wenigstens, von diesen Krakabern ab. Dass einer nach Spanien verschlagen wird, wenn er nach Galizien will, kann einem Osterreicher nicht leicht zustossen. Gleichwohl traut dieser seinen Ohren nicht, wenn er zum erstenmal vernimmt, dass der äusserste, mit dem salzburgischen Lungau verwachsene Winkel Steiermarks Krakau heisst.

Hinter Krakaudorf liegen noch Krakaueben und Krakaumühlen, und dann geht's zu End' mit der steirischen Welt.

Das Dorf, welches sichtlich unter St. Florians Schutze steht, ist mehr malerisch als bequem gelegen. Eine tiefe Wasserrunst hälftet es; zu Platz, Zeile und Gassen kann's nirgends recht kommen — Samson hat krumme und unebene Wege zu wandeln.

Das Örtlein ist belebt; Kirchtag ist und schon Vormittag hat es einen grossen Umgang gegeben mit — Hirtenknaben und Schäferinnen.

Wir sehen deren noch einige: die Knäblein in Hemdärmeln mit Täschchen, die sich nicht aufzuthun vermögen; die Mädchen mit dem reichbebänderten Hirtenstab, ein Blumenkränzlein um den lockigen Scheitel. O Schäferpoesie! O Hirtenidylle, wie lange schon verschollen, wie sehr verlacht, in diese Berge also hast du dich geflüchtet? in diesem rauhen Alpenwinkel behagt dir eine 200 jährige Zurückgezogenheit? Und dass schöne Kinder ihr Lämmchen an einem blauen oder Rosa-Bande mit sich führen, kommt immer noch vor?

Wir sitzen vor der Wirthsstube im Freien und haben ein scheunenartiges Gebäude zur Rechten. Eine Aussentreppe führt in den Oberraum und diesem ist ein breiter Söller vorgelagert, auf welchem sich die frischesten Gesichter zusammendrängen und Ausblick halten. Der Holzbau ist unten Pferdestall und oben Tanzboden. Also ein eigenes Ballhaus in Krakaudorf!

Der Riese lässt sich erst nach dem »Segen« sehen und bis dahin knuspern wir an »Prang«-Nudeln und mustern die »Prang«-Schützen — heute »prangt« hier nämlich Alles. Die Nudeln tischt uns der Wirth auf oder flinke Dirndlein langen in ihr sauberes Tüchlein und schieben uns daraus manch ein Häuflein tischüber zu. Sie sind haselnussgross, »resch« gebacken und zerfliessen süss im Munde. Die Prangschützen aber nehmen auf dem Kirchbühl Aufstellung. Sie haben Grenadiermützen auf, tragen weisse Beinkleider, grünen Frack mit rothen Aufschlägen, und das weisse Riemzeug ist auf der Brust gekreuzt. — Den feinen Hauptmann zeichnen Dreispitz, Epauletten und goldene Brustlitzen aus. Diese Schützen berufen sich auf ein altverbrieftes Recht, und ihre Uniform wird aus der Sakristei hervorgeholt und wandert wieder dahin zurück.

Horch, die General-Decharge! Nun ist's Zeit, uns auf die Pfarrerwiese zu begeben, die grün, klein, nicht sonderlich eben, aber von Schaulustigen überfüllt ist. Auch Städterinnen, auch Engländerinnen sind da, Geistliche blicken zu den Fenstern des Pfarrhofes heraus und trara, die Rantener blasen und hinter dem Pfarrhof hervor kommt der Samson zum Vorschein!

In der That, ein riesiger Popanz. Er könnte vom Giebel des Hauses einen Hahn herunterpflücken, und den Geistlichen im Oberstock sieht er auf die Köpfe. Und der Riese knickst vor all dem Zwergvolk!

Schön ist er nicht; seine schwarzen Radaugen blicken stier und schrecklich. Der rosaseidene Talar, den er auf und auf zusammengenestelt trägt, ist arg verschossen. Der Überwurf gleicht vorn einem Messgewand und rückwärts einem Mantel, ist vorn grünlich und hinten braun. In der Linken trägt er den herkömmlichen Eselskinnbacken, in der Rechten aber einen gezückten Feldwebelsäbel. Den klobigen Kopf bedeckt ein Czako, darunter das schwarze Haar in Strähnen niederhängt. So stellt sich die Bauernphantasie in der Krakau den biblischen Helden vor!

Und er wandelt, er wird getragen. Unter dem tiefwallenden Kaftan werden die Bundschuhe und die lederbesetzten Hosen des Samsonträgers sichtbar. Derselbe hat den Coloss an einem hölzernen Gestänge huckeback auf, und unter dieses Gestänge schieben von aussen her von Zeit zu Zeit vier Männer ihre Schulter, damit der Samsonträger ausschnaufen könne.

Der Samson knickst nicht nur, er muss auch tanzen, so oft die Musik aufspielt und die Schützen eine neue Salve in Bereitschaft haben, — tanzen wie hier vor dem Pfarrhof, so dort vor dem Gemeindeamt, vor dem Krämer, vor dem Wirthshaus, — tanzen nach Ländler-, Walzer-, Polkaklängen, gleichviel! Wo gab es je einen stattlicheren, tolleren Grotesktänzer? Ungefüg, furchtbar, verdriesslich ist der ganze Kerl, aber seine Tanzbewegungen sind leicht, rund und lustig, und dies hünenmässige Widerspiel muss wohl Jeden zum Lachen reizen.

Doch wir können den Tanz des Ungethüms, die Kraftprobe des Samsonträgers nicht bis zum Ende verfolgen, wollen wir noch zum Reiftanz zurecht kommen. Es gilt auf dem kürzesten Wege aus der Krakau in den Katschgraben hinaus zu kommen und uns auf dem Marktplatz von Schöder, vor dem stattlichen »Hirschen« aufzupflanzen.

Es naht auch schon die wandelnde Ankündigung, ein ergötzliches Kleeblatt: in der Mitte der Hanswurst mit bunten Flicken an dem Leib, mit der Pritsche in der Rechten und der Schellenkappe auf dem Kopf; rechts der faule Knecht mit breitem Filzhut, weitem Lodenrock, einem Riemen um die Mitte, watschelnden Ganges, eine gute Holzschnittfigur, und links ein blödsinniger, glücklich grinsender Zwerg mit Wehrgehäng und hölzernem Säbel, eine Bärenmütze auf dem dicken Schädel, in einem alten Uniformfrack, dessen Schösse den Boden streifen. In solcher Gesellschaft bereitete uns Hansnarr, mit der Pritsche fuchtelnd, in Knittelversen auf das Kommende vor, und dieses selbst nahm anmuthend unser Auge gefangen.

Denn nun zogen die Tänzer auf, etliche dreissig, paarweis in Kniehosen, Bundschuhen, rothen Westen, hemdärmelig, mit kleinem, bebuschtem Hütlein auf dem Kopf, in den gehobenen Händen je über sich einen halbkreisförmigen Reifen haltend, der ganz bebändert und mit duftigem Grün umsponnen ist.

Und wie sie den Rundtanz beginnen, ist eine Figur lieblicher und überraschender als die andere. Jetzt schlingen sie sich, einer nach dem anderen, durch die hochgehaltenen Bogen; jetzt hat dieser wie jener die sich senkenden Reifen zu überhüpfen, und jetzt mehren sich die reizenden Hindernisse, indem abwechselnd, während der eine Reif den Tiefschwung vollzieht, der andere sich wölbt. Jetzt hinwider bildet man einen gemeinschaftlichen Laubengang und wandelt durch denselben so, dass das Joch, welches hüben verschwindet, sich drüben wieder anstückt; jetzt sind es der Lauben zwei, welche in- und durcheinander ziehen, ohne sich zu hemmen oder zu verwirren, und jetzt wird für den buntscheckigen Vogt gar eine Laubenhütte gebaut und mehr und mehr grün eingewölbt; der Schelm entkommt aber doch wieder, und was sich unendlich verfilzt zu haben scheint, löst sich alsbald aufs Neue in schöne Rundungen auf. Der watschlige Knecht ist bei diesem wandelbaren Netz- und Flechtwerk selbstverständlich immer der Letzte, der Faulste und Ungeschickteste; seinethalben darf die Pritsche nicht rasten.

Bei diesem feinen Volksspiel ist das Gelingen, wie man leicht gewahrt, ganz auf Gelenkigkeit und genaues Zusehen gestellt. Und die Bursche vollzogen den Reigen, dass es klappte, dass es eine Art hatte, dass es eine Freude war, ihren Wendungen und Windungen zu folgen. Kaum ein Balletmeister hätte daran etwas auszusetzen gehabt.

Der zierliche Reiftanz scheint ein alter Bergknappenbrauch zu sein; denn der kärntnerische Markt Hüttenberg kennt ihn auch und in unserer Gegend mag er sich von dem mittlerweile aufgelassenen Nickel-Bergwerk her noch erhalten haben. Aufgeführt wurde er in zwei Abtheilungen.

In der Zwischenzeit kam das »schiache« Maul des Buntscheckigen zur Geltung; er machte sich nämlich, mit der Pritsche zwischen seinen feiernden Getreuen auf- und niederschreitend, in alten, guten, zum Theil aber auch urderben und nicht gerade appetitlichen, nur niemals zotenhaften Witzen und Spässen über eine Bauernhochzeit lustig und nahm in possenhafter Weise das Bartscheeren, Zahnreissen und Aderlassen vor, wobei natürlich der faule Knecht herhalten musste; auch die übrigen Tänzer wurden der Reihe nach ins Gespräch und in die Handlung gezogen. Also eine Art Satyrspiel, zwischen den Hälften eines Ballets auf offenem Platze aufgeführt!

Das Fahnenschwingen lernte ich vierzehn Tage später bei der Kaiserfeier kennen, die auf einen Sonntag fiel. Zu diesem Behufe wanderte ich im Katsch-

graben weiter nach vorn und machte im sonnigen Märktlein St. Peter am Kammersberge Halt. Der Ort gleicht fast einem italienischen Bergstädtlein: Kirche und Friedhof, wie vor Zeiten noch wehrhaft ummauert, nehmen die Höhe ein; der unregelmässige Platz senkt sich stark; krumme, steile Pfade, dunkle Durchgänge führen zum unteren Theil des Marktes herab; die Hauptstrasse geht an der Berglehne im Bogen aussen herum; einzeln und in Gruppen überragen einander die Häuser. Die Kirche ist alt und hat ein paar gute Glasgemälde.

Aus Nordosten ragen der Sandkogel und der noch höhere Greimberg ins Landschaftsbild — verschwisterte kahle, runde Kuppen, den Brüsten der Gäa vergleichbar. Die Doctor-Alm und die sich vorbeugende Preberspitze, neunthalbtausend Fuss hoch, gehören mehr der Gegend an, die wir soeben verlassen haben. Für den Tauernwind ist also aus erster Hand gesorgt. Und den Einblick in die Tauernwelt, wie nahe hat man ihn!

In einer kleinen Stunde ist man auf dem Kamm des Kammersberges und betritt den Hochboden der Pöllau, einer grossen Berggemeinde, die noch so ursprünglich und ungebunden haust, dass sie sich nicht entschliessen kann, einen geschlossenen Ort, ein eigenes Pfarrdorf zu bilden. Und von diesen saftigen Grasplätzen, von diesem köstlichen Triftboden aus, den an sonnigen Lehnen noch goldene Getreidefelder besäumen, ermisst das Auge staunend die Höhe, die Furchung der Tauernzüge. Drei, vier Riesenfaltungen der Bergwelt hinter einander, die eine hinter der anderen vortretend! Ein Faltenwurf, wie solcher geruhiger und grossartiger nicht gedacht werden kann! Ueberall ist die Baumgrenze tief, und bis zu den sanft abgerundeten Gipfeln hinan scheinen die ungeheueren Blössen eitel Weide zu sein. Nichts Rauhes hat diese Grösse; wo könnten Almwirthschaft, Hirtenleben und Viehzucht besser daran sein, als in solcher Gegend? Sollt' es dem Almvieh schwer fallen, in den stilleren Buchtungen hier zu überwintern? Hätte nicht sogar ein Almhotel, ein grosses, in so milder Wildniss, in so erhabener Einsamkeit Sinn und Zukunft? Doch das sind Träumereien, Schönwetter-Träumereien, die nicht lange vorhalten. Den sammtenen Rasenhängen, den glatten Köpfen ist nicht zu trauen; sie hüllen sich in Wolken, sie setzen die Wetterhaube auf und vorbei ist's mit dem Paradies. Gerade die gelinden Herren sind doppelt zu fürchten, wenn sie Ernst machen. Was die zahmen Tauernhäupter sinnen und schaffen, ist ziehender Nebel und Landregen, ist Frühreif, Frost und Winter; selbst dem anstürmenden Süd gegenüber behaupten sie ihren Trotz, setzen sie ihren Grimm durch. Freilich erschweren sie dafür dem eigentlichen Ungewitter oft die Annäherung, und wenn's an ihnen tief genug »herabgeschneit« hat, dann wird's wieder »schön«.

Doch es ist Zeit, dass wir zum Fahnenschwingen kommen.

Die St. Peterer Schützen, altverbrieft wie jene von Krakaudorf, tragen einen grauen Rock mit grünen Aufschlägen, weisse Beinkleider und den befederten Steirerhut. Ihr Hauptmann ist der Modibauer aus der Pöllau, der gar würdevoll auftritt, obgleich er selber nie des Kaisers Rock getragen. Das Fahnenschwingen versteht sein Fähnrich und auch der Fahnenjunker; es ist ein schönes Spiel, das vor Zeiten namentlich in den freien Reichsstädten in Gunst stand, und auf welches sich Landsknechte, wie noch viele Abbildungen erkennen lassen, nicht wenig zu Gute thaten. Auch in Eger soll das Fahnenspiel noch üblich sein.

Und was wird der Fahne nicht alles zugemuthet!

Erst senkt sie sich hierhin und dorthin zwei-, dreimal wie zum Grusse; dann umwallt sie, jetzt von der rechten, jetzt von linken Hand geschwungen, des Fähnrichs Haupt wie eine freudige Lohe. Nun dreht sich die verhältnissmässig kurze Stange um den Nacken und Hals des Mannes; die eine Hand lässt dieselbe

frei, die andere Hand fängt sie wieder ein, und während dessen umflattert das farbige Segel prächtig Brust und Rücken des Schwenkers. Und ähnlich tanzt jetzt die Fahne um seine Mitte, um den gehobenen rechten, um den linken Schenkel, und wirbelt dann wieder liebkosend höhenwärts. Und nie darf sie bei diesen und ähnlichen Figuren den Staub berühren oder schlaff zusammenfallen oder ihren Meister, der einem Schlangenbändiger gleicht, ins Gesicht peitschen.

Und der mit der wehenden Seide so prächtig umzugehen weiss, lässt sonst, an Arbeitstagen, die Sense sausen oder schwingt den Dreschflegel.

IV. Grabschriften.

Auf der Tauernhöhe, die wir hinter uns haben, steht ein Wirthshaus, das grossräumig ist und auf Wohlhabenheit schliessen lässt. Es hat sich eigens ein Kirchlein gebaut und ein Beneficiat gestiftet. Die Gaststube ist mit Heiligenbildern und Hirschgeweihen geschmückt und hat sogar einen kleinen Marmorbrunnen in der Mauerblende zunächst der Thür.

Unweit davon in der herben, grosszügigen Natur ist der Tauernfriedhof. Dies Wort allein schon mahnt an Unwirthlichkeit, Wetterstürme, Verunglückte — die hier unten liegen, haben's allerdings überstanden, und Hochsommers vielleicht schmückt ein mageres Mohnblümlein ihre Ruhestätte. Eine Mauernische mit Crucifix, Maria und Johannes überragt hoch Pförtlein und Zaun. Eine rothe Marmortafel neben dem Kreuze besagt:

Wolf Wiseneckher war zubenannt,
An vielen Orten wohl bekannt,
Geboren in der Grafschaft Tirol,
Kärnten mich hat erzogen wohl;
Im Erzstift Salzburg er bezahlt
Die Schuld der Natur, als er war alt
Siebenzig und eins fürwahr,
Hat Wirthschaft gehalten 25 Jahr
An diesem Tauern mit Treu und Fleiss,
Daraus ihm folgt Lob, Ehr und Preis;
Den letzten December er allda begraben war
Nach Christi Geburt im 1582 Jahr.

Dies ist der Ahnherr der Wiesenecker oder Weissenegger, der Tauernwirthe, der Ahnherr eines Renaissance-Geschlechtes, dem Glück und Stätte zugefallen.

Im burgenreichsten Gau des steierischen Oberlandes, ob Unzmark steht von der Frauenburg noch der Saalthurm oder Palas, ausgehöhlt, dachlos. Aus ihrer Kapelle ist eine Kirche, aus weiland dem Schlosskaplan ein Pfarrer geworden; das Kirchlein liegt, abgetrennt, tiefer am Berghang. Die Burg ward gebrochen zur Zeit Ottokars, des Böhmen. Frauenburg war der Lieblingssitz Ulrichs von Liechtenstein, des Minnesängers. Er ward ihm allerdings stark verleidet, als ihn da um Bartholmä, wie er in seinem »Frauendienst« selbst erzählt, Pilgrim von Charsse (Kars) und der wilde Weinolt überfielen, bedrohten, beraubten und über ein Jahr gefangen hielten, bis Meinhard von Görz ihn ledig machte. Er genas von seinen Nöthen, hatte aber starkes Gut verloren. »Nun, was drum? habe ich doch meinen hohen Muth behalten.« Das ist echt Liechtensteinisch gedacht.

Vor 25 Jahren entdeckte der Frauenburger Pfarrer Rigler an dem Steine, der an der Gartenthür seines Hofes als Stufe diente, folgende Inschrift:

»Hie leit Vlrich dises hovses rehtter erbe.«

Unter dieser Schrift ist ein Kreuz eingeritzt und unter demselben befindet sich das dreispitzige, gerade aufgestellte Wappen mit den zwei vortretenden Schrägebalken von rechts nach links. Merkwürdig ist ferner, dass unter dieser christlich-ritterlichen Auftragung sich in der Längenrichtung auf dem Stein eine Römerinschrift

hinzieht und noch ihren Inhalt errathen lässt. Und endlich hat man herausgebracht, dass die mitgetheilten Worte als die früheste deutsche Grabschrift zu betrachten seien.

Wer ist aber dieser rechte Erbe Ulrich? Man hat aus den Worten des Denksteines geschlossen, dass Ulrich der Minnesänger selbst sich dieses memento gesetzt und dass er auf der Frauenburg seine letzte Ruhestatt gefunden. Aber dieser Schluss erscheint nicht zwingend. Soll sich der thatsächliche Besitzer als Erben bezeichnet haben? Geht das nicht viel natürlicher auf einen Sohn, den man heutzutage als Erbprinzen, als künftigen Majoratsherrn bezeichnen würde, also auf einen Erstgeborenen gleichen Namens, dessen vorzeitigen Tod der ritterliche Sänger zu beklagen haben mochte? Und hat man bisher nicht in Sekkau Ulrich des Sängers Grabkapelle gewiesen? Wie dem auch sei, Liechtensteinisch war in der gothischen bis tief in die Renaissance-Zeit hinein ein Guttheil des linken Murufers von Judenburg, auf welche Stadt noch die Ruinen des Stammsitzes herabsehen, aufwärts bis zur salzburgischen Grenze. Die Krone dieses Besitzthums aber war Murau.

Das eigentliche Liechtenstein'sche Stadtschloss steht freilich nicht mehr; es wurde vom böhmischen Ottokar zerstört. Des Sängers Ulrich staatsmännischer Sohn Otto stellte es wieder her, er, der Murau vorzugsweise liebte, der Ansiedelung in der Enge zwischen Schlossberg und Fluss das Stadtrecht verlieh und auf halber Höhe zur Burg die mehrgiebelige Matthäikirche erbaute, deren Thurm mit einer Steinpyramide als Helm der Vierung entragt und deren Massen ebenso festgeschlossen als gut geordnet wirken. Auch die Ottonische Burg besteht nicht mehr. Das jetzige Schloss ist ein nüchterner Kasten, der in die Leopoldinische Zeit zurückreichen mag. Wohl aber entstammt noch den Liechtenstein'schen Tagen die schmucke gothische Leonardikirche jenseits der Mur auf waldigem Bergrücken, dem Schloss gegenüber, und die ausserhalb der Stadt gelegene Friedhofskirche mit dem schönen gothischen Flügelaltar, der wohl seit seiner Aufstellung nicht fingerbreit verrückt worden.

Heut' ist dieser Liechtenstein'sche Besitz Schwarzenbergisch. Wieso ist er das geworden? Wie ist das gekommen? Darüber giebt eine dritte Grabschrift Auskunft.

Auf einer kleinen Anhöhe, einer alten, längst übergrünten Geröllbank, vor dem Einflusse des Rantenbaches in die Mur, einen Büchsenschuss weit von der vordersten Mauerecke Muraus, liegt eine Kapuzinersiedelei, welche als Ganzes mit Kirche, Kloster und Garten fast an derlei italienische Niederlassungen erinnert, so lange man sich nämlich der Täuschung hingiebt, ein paar vorne Wache haltende und aus des Gärtchens Mitte hoch aufragende Pappeln für Cypressen und das an diese Schlanken sich buschig anschliessende Hasel- und Hartriegelgesträuch für Lorbeer zu nehmen. Das Klosterkirchlein öffnet sich gastlich gegen die Strasse, hat eine Freitreppe, gleicht der Hauptsache nach einem gewölbten Saal und ist weder sonderlich schmuck- noch kunstreich; Bettelmönche sollen ja auch in solchen Dingen Maass halten. Aber ein Grabdenkmal an der Evangelienseite des Kirchleins ist im hohen Grade merkwürdig. Nicht dass etwa an eine schöne, freigearbeitete Gruppe, an ein deutsames Relief und überhaupt an eine besonders gewählte Form zu denken wäre. Das Denkmal ist nur eine lateinische Schrifttafel und selbst ihre Umrahmung rührt von einem gewöhnlichen wälschen Meissel her. Desto mehr aber ist der Inhalt der Gedenkschrift beachtenswerth. Wir erhalten durch denselben Kunde von einem unternehmungsglücklichen heimischen Renaissance-Geschlecht und von dessen hervorragendstem Vertreter, einer seltenen Frau.

Die Widmungstafel besagt nämlich, dass Gräfin Anna von Schwarzenperg, geborene Naimanin zu Wasserleonburg, am 25. November 1535 das Licht der Welt erblickt, 1557 Johann Jakob von Thanhausen, 1566 Christoph von Liechtenstein, 1582 Ludwig Ungnaden, 1586 Karl von Teuffenbach, 1611 den Grafen

Ferdinand von Ortenburg und 1617 den Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg geheiratet habe, und am 18. December 1623 in einem Alter von 88 Jahren und 23 Tagen gestorben sei, sowie dass sie hier begraben liege.

Wie kam diese Frau, von Haus nicht viel mehr als eine Bürgerliche, zu den sechs geschlechtsberühmten Männern? Und ist's nicht auffallend, dass sie mit den zunehmenden Jahren nur noch höher stieg im Adel? Und was war's, das die Hand der Siebzig- und Achtzigjährigen noch begehrenswerth machte? Ein Bild dieser ausserordentlichen Frau ist mir nicht zu Gesicht gekommen, aber das Murauer Archiv weist noch ihre Schriftzüge auf, und diese sind wirthschaftlichen Inhalts; und wirthschaftliche Verdienste sind es, nicht absonderliche Schönheit, um deren willen die Naimanin und ihre Altvordern in der Erinnerung leben.

Die Naiman waren, wie v. Bekk-Widmanstetter nachweist,[1]) ursprünglich Bauern in der Nähe des Benedictinerstiftes St. Lambrecht. Sie kamen als Landkrämer nach Weitensfeld im Gurkthal und als Villacher Kaufherren machen sie bereits wie Geschäfte auch Geschichte. Wilhelm Naiman nimmt theil an der Aufschliessung des Quecksilberbergwerkes von Idria, zählt Mitbürger der Fugger und Welser zu seinen Geschäftsfreunden, bringt die Herrschaft Wasserleonberg an sich, ist eine aufstrebende Geldmacht zu einer Zeit, da das Erbe der steirischen Liechtensteiner mehr und mehr zu zerbröckeln drohte. Was der Mann aufgesammelt hatte, vermehrte noch dessen geschäftsschlaue Witwe Barbara, spätere v. Sernus, und beider Geist und Habe gieng auf die Erbtochter Anna über.

Anna war bereits verwitwete Freifrau v. Thanhausen, war in den besten Jahren, als Christoph v. Liechtenstein um sie freite. Sie half dem neuen Gatten wirthschaftlich auf und stiftete dessen Brüder ab; Herrin von Murau war nunmehr sie, aber sie war kinderlos. Sie heiratete den von Ungnaden und blieb kinderlos. Sie heiratete ihren Nachbar Teuffenbach, aus einem Geschlechte, das Kriegstüchtigkeit mit Kunstsinn paarte, wie dessen Mausoleum unweit der Ruinen seines Stammsitzes noch jetzt beweist, und blieb kinderlos.

Nun war die Zeit des hoffnungsvollen Heiratens längst um; der stetig gemehrte Besitz ward zur quälenden Sorge; fortan mochte die vereinsamte Frau füglicher nach einem Erben als nach einem Gatten ausblicken. Sie scheute aber lachende Erben; der, dem sie nunmehr die volle Hand reichte, sollte zu vornehm sein, als dass er, wie Hans im Glücke, lachen sollte über einen Anfall von Gütern. Und so war ihr der Ortenburger eben gut genug, und als ihr auch dieser entrissen wurde, liess sie sich dem Schwarzenberg antrauen, der vom Hochzeitsmahle hinweg als kaiserlicher Courier nach Rom gewiesen wurde. Die arme, reiche Anna Naimanin musste sich auch in das finden, und ihr Geschick ist ein unheimliches, ein tragisches.

Die steirischen Liechtenstein hatten eher einen Ueberschwang als Mangel an Phantasie, und den Schwarzenberg rühmt man nach, dass sie noch keinen Verschwender gehabt.

V. Elementares.

Das Thal der jungen Mur von Tamsweg nach Murau herab hat eher ein heiteres als bedrohliches Aussehen; es zeichnet sich vor den benachbarten Gräben durch die Ausgeglichenheit, durch die scheinbare Zahmheit seiner Berge aus. Weder die Häupter der Tauernwelt, noch auf der andern Seite der Eisenhut treten in

[1]) »Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärntens«; Berlin 1878.

Sicht; nirgends erhebliche Schrofen oder nacktes Steingewände. Die Sonnseite, der Mur zur Linken, ist auf und auf wohlbesiedelt; die Örtlein können einander sehen und durch Glockenklang begrüssen. Windstille Buchten kommen würzigem Obst zu statten; in der Thalsohle begegnen sich die Birne und der Kirschbaum; die bebuschten Hänge entlang schleicht gern der Fuchs; es ist um die Zeit der Hollerblüh'; der Schnitt hat noch nicht begonnen.

Das jenseitige, schattige Berggelände zeigt geschlossenen Wald; die Gräben streichen gegen das Kärntnerische hin und führen ins Gebiet der Stangalm, zum Königstuhl und Eisenhut, und zwischen diesen beiden zum düsteren Turracher See, auf die Fladnitz hinan, welche Hochweide bereits den Römern bekannt gewesen. In Turrach pochen Eisenhämmer, nach dem Pahl-Graben hat feinster Stahl seinen Namen. Die Bauern in diesen Gebirgswinkeln sind schon grösstentheils abgestiftet und die wenigen Pächter sind zu der Erklärung vermocht worden, keine Wildschaden-Entschädigung beanspruchen zu wollen. So will's der Brauch in den meilenweiten Schwarzenberg'schen Revieren.

Sieht man näher und mit schon gewitzigten Augen zu, so weist das sonnseitige Flussgelände allerdings manches Bedenkliche auf. Die freundlichen Ortlein sind meist auf alten Geröllbänken gelegen; da und dort ragen aus dem Grünen Felsklötze krystallinischen Granatschiefers hervor, die vor Zeiten von den Bergen hinten herabgekommen. Die Bergfalten verrathen die Neigung, ihre abfliessenden Gewässer in ein und dasselbe Rinnsal, in eine enge Runst zu vereinigen und seltsame braune Blössen unterbrechen den sonst unversehrten Waldmantel dort, wo ein vorausgegangener Holzschlag nicht vermuthet werden kann. Gleichwol brach die Verwüstung vom Dienstag nach St. Peter und Paul, vom 30. Juni 1891, völlig unvermuthet über die friedlichen Örtlein herab und war das Werk eines Augenblicks. »Gesotten hat's dort vom Berg her« — erzählen die von St. Rupprecht jetzt noch, — »dass zehn Trommler nichts dagegen hätten ausrichten können.« Der Oberlechner putzte gerade auf seiner Seite das vorüberziehende Bächlein aus, das trüb floss und dann auf einmal stockte; er sprach dabei mit dem Lehrer, und seine Kinder, ein Bub' und zwei Mädchen, sahen zu. Als das Gewitter aufstieg, als es zu regnen begann, schickte der Vater die Kinder ins Haus und trat selbst aufs höhere Ufer. Er hat Haus und Kinder nicht wieder gesehen; das alles war weggefegt.

Um dieselbe Zeit plauderte der Brückenwirth mit dem Schuster des Örtleins und sagte zu ihm wohlmeinend: »Schau, dass d' heimkommst!« Da ward der Schuster auch schon vom Sturme erfasst und aufs Holzhüttendach geschleudert. Ein halbwüchsiges Mädchen, der Kellnerin Kind, hatte die Beine des Fliegenden umklammert und ist so mitgerettet worden, obwohl der Steinhagel rechts und links von den beiden niederschlug und über ihre Köpfe hinwegsauste. Der warnende Wirth aber und sein Haus, seine Stallungen und Scheunen sind spurlos verschwunden. Dahin ist auch die Kellnerin und dahin der Holzknecht, der für sein krankes Kind von Stadl eine Arznei geholt und beim Brückenwirth Unterstand gesucht. Als der Sturm vorüber, war die tiefere, kleinere Hälfte von St. Rupprecht ein Steinfeld, dem nur ein verwehter Dachgiebel, eine verschobene Holzhütte und eine Keusche dunkel entragten.

In Einbach ist der ganze Ort zu Schaden gekommen. Dem einen hat's das halbe Haus fortgerissen, dem anderen die Werkstätte, und wieder anderen wurde die Backstube oder der Getreidekasten vertragen, noch gut, wenn Wasser und Steingeröll nicht mitten durch Haus und Hof hindurch ihren wilden Lauf genommen! Kisten und Kasten tanzten im Wirbel aus der Stube in die Küche, aus der Küche in den Flur, und geängstigte Menschenkinder, die auf Tisch, Stuhl, Bett gesprungen,

tanzten mit, immer höher, immer bänglicher reigend, zur Decke hinan, bis endlich die Flut ihren Durchbruch gefunden hatte und sank. Und nun gewahrte man, dass kein Nachbar zum andern gelangen konnte, denn tosendes Wasser, aufgerissene Schründe, phantastisch aufgethürmtes Holz- und Steingewirr spotteten jedes Verkehrs.

In Murau war in den tieferen Nachmittagsstunden die Mur plötzlich ausgeblieben. Als sie wieder kam, war sie eine stürmisch heranrollende, tosende, braungelbe, breiartige Masse, aus welcher im wilden Wechsel und Gedränge bald ein frischer Baum, bald ein Brückenjoch oder Hausgiebel, bald Kasten oder Truhe, bald Wiege oder Bettstatt auftauchten, um, allsogleich hinweggerissen, zu verschwinden und anderem ringenden Geräthe Platz zu machen. Und man denke sich das Grausigste, dass nämlich da und dort im Flutengewirr auch ein entstelltes Menschenhaupt zum Vorschein kam — ein erbarmungswürdiger Anblick!

Bei einbrechender Nacht kam ein Reisender zurück, der im Salzburgischen zu nächtigen gedacht hatte. Das Gewitter allein war es nicht, wesshalb er kehrt machte, sondern der Kutscher hatte die Bemerkung gemacht: »Herr, mir deucht's nicht recht geheuer, dort vorn schwanken die Telegraphenstangen.« Und kaum wendeten sie, so ging's nieder; was aber niedergegangen, konnten sie nicht sagen, froh, selber mit heiler Haut davon gekommen zu sein.

VI. Geschichtlicher Boden.

Friesach.

Als ich im August 1878 zum ersten Mal hier einzog, sommersiedelte einzig nur Abg. Dr. Peez im Städtchen, das bereits um 5 Uhr in erquicklichem Schatten lag. Ich sah mich um und war so begeistert, dass ich ein Feuilleton schrieb, welches »Romantik auf Schritt und Tritt!« abwandelte. Dieses las Johannes Nordmann; er kam, sah und schrieb ebenfalls. Im weiteren Jahre war Friesach eine stark besuchte Sommerfrische; solchen Zufällen verdankt mancher Ort seinen Aufschwung, der bisher wider Gebühr zurückgestanden.

Friesach hat bekanntlich noch seine Mauern, seinen Zwinger, seinen Graben und darin seine Lachsforellen. Sein besonderer Reiz aber ist der Ruinenkranz im Hintergrund, in handgreiflicher Nähe. Es sind drei verwitterte Schlösser und zwei kirchliche Trümmer, jedes auf einem gesonderten Bühl oder Kegel, der sich vom geschlossenen Waldhang dahinter wirksam abhebt. Petersberg und Schloss Lavant in der Mitte des Halbkreises verrathen noch sattsam ihre herrschaftliche Vergangenheit; der nördliche Geiersberg gleicht einem kecken Luginsland; Virgilienberg gegenüber ist ein gothischer Kapellenrumpf und der Blutthurm ist düster wie sein Name.

Die Stadt ist achthalb Jahrhunderte lang von salzburgischen Vicedoms regiert worden, hat viele Drangsale zu bestehen gehabt, hat sich mehr als einmal heldenmüthig vertheidigt und ist gleichwohl einer 16maligen Zerstörung anheimgefallen. Sie ist klein geworden, doch gross sind ihre Kirchen geblieben.

Friesachs glänzendstes Ereigniss war vielleicht die »Fürstensprache« im Mai 1216 oder 17 — Fürstencongress würde man heutzutage sagen. Der Wald stand schon »gelaubt« und die Heide hatte ihr wonnigliches Sommerkleid angezogen. 600 Ritter waren da »unter Schilden« versammelt und mehr als zehn geistliche Fürsten zu höfischer Kurzweil und um eine »stete Sühne« zu machen. Die Nacht vor Beginn des Kampfspiels verbrachte man »in solcher Begier wie Falken«. Nach Sonnenaufgang zog man auf den Festplatz, »so schmuck geziemirt, dass man die

Blumen und das grüne Gras überglänzte«. Die Kroier oder Herolde liefen hin und her und forderten zum Tyostieren auf. Ulrich von Liechtenstein, der mitthat und das Turnier zierlich beschreibt, verstach schon am ersten Tage an 30 Speere. Am anderen Tage trat er mit den Seinen als »grasgrüner« Ritter auf. Nach zehn Tagen kam's zum allgemeinen Turnei. Sammt, Zobel, Pfelle, Hermelin und Zendal wurde freudig und ohne Massen viel verschnitten. Am anberaumten Tage selbst verstach man wohl 6000 Speere: viele Ritter wurden gefangen und wohl 150 verloren ihre Rosse. In der Nacht badeten die Ritter; mancher ward ohnmächtig vor Müde; dem verband man die Wunden, der liess sich salben, dem that der Arm noch weh und dem das Knie und mancher war wie todt vor Schlaf. Am andern Morgen mussten die Gefangenen manches köstliche Pfand einsetzen, und die Gut gewonnen hatten, gehabten sich freudig. Ulrich sagt von sich selbst bescheidentlich, dass er beim Turnei nicht der Beste war, aber auch nicht der Böseste. Das Ganze war ein »Puneis«, wie ihn Gott selber gern sehen mochte.

Der Petersberg war am stolzesten unter Leonhard von Keutschach daran, der sich vom kärntnerischen Keuschlerssohn zum Fürstbischof von Salzburg aufgeschwungen und die Rübe in sein Wappen gesetzt hatte. Von Leonhard rührt auch der schöne Marmorbrunnen her, der den Hauptplatz schmückt. Auf den acht Feldern des grossen Beckens zeigen sich in Reliefs Scenen nach den Metamorphosen. Drei bärtige Männer tragen die grössere, drei Knaben darüber die kleinere Schale und zu oberst steht ein bronzener Neptun.

* * *

Und unter der Caféhausveranda angesichts des Renaissancebrunnens sitzt sich's gut in klaren Sommerabenden, zumal wenn man da als an dem verabredeten Stelldichein mit Freunden zusammentrifft, deren jeder mit eigenen Augen gewandert, jeder einen anderen Weg hieher eingeschlagen.

Der eine hatte eben auf dem hochragenden Eisenhut Umschau gehalten auf die Tauernwelt nördlich und östlich, auf die sonnigen schroffen Karawanken mit dem schimmernden Triglav im Hintergrunde südlich. Er hatte sich also aus dem oberen Murthal in den Schwarzenberg'schen Turrachgraben geschlagen. Die abgestifteten Bauern und die zahm gemachten Pächter fielen ihm ein und so kam ihm, der mit dem Volke fühlt, schon die Eingangsklamm wie ein caudinisches Joch vor. Und er deutet sich eigen die Sagen, die dem nahen »Freimannsloch« entstammen, das lautscheue Gemunkel nämlich vom Freimann, der mit grässlichem Blick und gezücktem Schwert Jedem das tiefere Eindringen zu den verborgenen Schätzen wehrt. Die lichte Höhe auf dem Eisenhut thut nach solchen gedrückten Betrachtungen freilich wohl.

Ein anderer war über das Zollfeld herauf gekommen. Es ist dies der erinnerungsreichste Boden Kärntens. Hier stand das römisch-norische Virunum; das »Prunnerkreuz« ist ganz aus antiken Trümmern erbaut (1693) und die schönste Antike des kaiserlichen Kunstschatzes, in den Tagen Maximilians I. (1502) aufgefunden, stammt von hier, die Bronze eines griechischen Kampfspielsiegers nämlich, ein griechisches Original oder doch der getreue Abguss eines solchen. Und auf dieser römischen Fundstätte erhebt sich aus slavischer Zeit der »Herzogstuhl«, ein plump aufgebautes, viereckiges, halbverwittertes Mal in Form eines doppelten Steinsitzes mit gemeinschaftlicher Mittellehne. Ihm gegenüber stand im nahen Karnburg der »Fürstenstein«, der jetzt im Wappensaal des Klagenfurter »Landhauses« untergebracht ist. Die alte Herzogeinsetzung vollzog sich auf diesen Steinsitzen und im Aufzuge von einem zum andern, wie dies ergötzlich in A. Grün's »Pfaff vom Kahlenberg« zu lesen ist. Aufs Zollfeld blickt ferner von ihrem Bühl die

doppelthürmige Kirche Maria Saal hernieder, Sitz des vielleicht frühesten Ruralbischofes, Krönungskirche, Nationalheiligthum, jetzt und seit ihren gothischen Tagen grossräumige Wallfahrtskirche. Zu ihren römischen Reliefsteinen an der Aussenmauer hat Mommsen emporgeblickt und namentlich das Wandergespann mit dem tonnenförmigen Blahendach gewürdigt, das all' die Zeit her auf ländlichen Wegen nicht viel anders geworden ist. Auch die ausdrucksvollste Burg Kärntens, das sich mit seinen vielen Wachthäusern, Thürmen, Brücken und Thoren den ganzen Felsenkegel hinanwindende Khevenhüller'sche Hoch-Osterwitz grüsst noch ins Zollfeld herein, und weder die alte Landeshauptstadt St. Veit noch die neuere, Klagenfurt, liegen weit von ihm ab.

Ich selbst war kürzlich mit freundlichen Friesachern auf der Fladnitz. Auch auf dieser Wanderung hat es nicht an Genuss und Anregungen gefehlt. Zunächst gieng's knapp an der steirischen Grenze das Metnitzthal entlang. Das bescheidene Dörflein St. Stefan will für das classische Noreja gelten, gleich dem nahen Neumarkt jenseits des Einödpasses, droben auf der Sattelhöhe; es kommt ziemlich auf dasselbe hinaus. Die grüne »Römerleiten« berühmt sich, einst römisches Weingelände gewesen zu sein. Das Wolfgang-Kirchlein auf der Höhe von Grades — »Ad gradus« sagten die Römer — ist ein Juwel spätgothischer Baukunst. Aussen am Octogon des Karners von Metnitz verblasst, längst des schützenden Schirmdaches beraubt, mehr und mehr ein herrlicher Todtentanz. Und nun gieng's über anderthalb Stunden steiler auf Waldpfaden hinan. Wieder betreten wir die Römerstrasse, aber sie wendet sich links hin, während wir rechts eine aufragende Felsklippe umziehen. Und kaum an dieser herumgekommen, haben wir in grosser Ausdehnung das liebliche Almthal vor uns. Es erstreckt sich dem Fuss des schon genannten Eisenhuts entlang. Ein klarer Forellenbach durchschlängelt es. Die Sennhütten liegen zerstreut an Rasenhang und Waldsaum, können sich aber mit Ruf und Wink begrüssen, bilden also ein lockeres Dorf. Sofort sichtbar sind Kirche und Wirthshaus, um so mehr, als beide, obgleich ungleiche Hälften, ungetrennt unter einem Dache stehen! Auch das Jagdhaus hebt sich einigermaassen ansehnlich ab. Hier war gut sein. Den letzten Sonnenstrahl erspähten wir auf der »Hadnerhöhe«, von der aus die Thäler, gegen die Drau zu, von einem gemeinschaftlichen Grate rechts und links wie Coulissen hintereinander mit ihren Waldhängen abfallen. Am Abend gab's Zitherklang und Gesang. Die blauen Forellen kamen aus dem Bach nebenan, der Wein aus der Krypta des Kirchleins.

Der Vierte an unserem Tische hatte einen Ausflug ins Gurkthal hinter sich, in das wir von der Hadnerhöhe als in die nächste Sohle hinabgeblickt. Er erzählte vom Kranzlreiten in Weitensfeld, je am Pfingstmontag. Ursprünglich war's ein Brautlauf um die nach böser Pestzeit einzig übrig gebliebene Maid. Sie ist noch als Brunnenfigur auf dem Marktplatz zu sehen, und wem sie gefällt, der ist nicht schwer zu befriedigen. Rennbahn ist der Marktplatz. Erst versuchen ihr Glück drei Reiter; dann folgen die Wettläufer, barhaupt und barfuss, in leichtem Zwilch mit einem Seidentüchlein um die Mitte und einem Shawl quer die Brust herab. »Beste« sind ein Brautkranz mit einem Ducaten, ein Paar Wollstrümpfe und ein — Strauss von Borsten, letzterer das sog. »Saubest«. Anders wirkt natürlich der romanische Dom zu Gurk mit seiner hundertsäuligen Krypta, mit seinen Fresken im Paradies und im Nonnenchor und mit der Pietà-Gruppe von Raphael Donner vor dem Hochaltar. Gräfin von Friesach und Zeitschach nannte sich Hema, die Stifterin des herrlichen Baues. Des Gatten und der Kinder beraubt, tröstete sie sich mit diesem Werke, welches das Gurkthal als eines der frühest cultivierten Alpenthäler beglaubigt. Der Gurker Bischof aber residiert in Klagenfurt.

Nun nahm der Philolog in unserem Kreise das Wort, er, der vom Gipfel des Eisenhuts herabgestiegen. »Erzählt nicht einer noch vom nahen Kloster St. Lambrecht, das die letzten Eppensteiner zu Anfang des 12. Jahrhunderts ins Leben gerufen und das um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Italiener Sciassia in den reinsten stiftischen Renaissancebau umgestaltet hat? Oder verdient das schon genannte Neumarkt nicht die nähere Erwähnung, dass es durch den steirischen, hier herum heimständigen Dr. Gauster als Luftkurort für Brustschwache zu hohem Ansehen gelangt ist? Hat nicht im Schlosse Forchtenstein, das als Ruine dem Marktflecken einen romantischen Schmuck giebt, einst Friedrich der Streitbare mit dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. Zwiesprach gehalten? Steht unweit davon nicht eine Kapelle, die einst Römerthurm gewesen sein will? Liegt hinter Neumarkt, am Fusse des Zirbitzkogels nicht das Pfarrhofcastell von Mariahof, von welchem aus bis vor kurzem P. Blasius Hanf die seltensten Zugvögel erlauert und mit seinen lebensvollen Präparaten die vornehmsten Museen beschickt hat — ein Ornitholog, Vogelsteller und Jäger in der Mönchskutte? Die Mariahofer Race ist am Rind geschätzt; sie ist weiss, zum Unterschiede von der rothgefleckten Mürzthaler Race.«

»Lieber Freund, du überschüttest und erdrückst uns mit geschichtlichen und zeitgenössischen Angaben; du spottest unser«, rief der Eine und Andere dazwischen.

»Im Gegentheil, mir summt der Kopf«, fuhr der Philolog fort, »von all' dem mittelalterlichen und noch moderneren Zeug, das ihr hier zum Besten gebt. Und mit gerechter Ungeduld wart' ich, dass endlich des frühesten und glänzendsten Ereignisses Erwähnung geschehe, das diese Gegend zum Schauplatz gehabt. Denn ob wir uns Noreja hier unten vor dem Engpass oder oben hinter demselben denken, es verschlägt nicht viel; auf eine Spanne Terrain mehr oder weniger kommt's nicht an. Hier haben die Cimbern 113 v. Chr. die Römer besiegt, hier den Consul Cn. Papirius Carbo aufs Haupt geschlagen . . .«

»Ja, diese Dinge liegen dir näher«, meinte gutmüthig der Gurker. Der Zollfelder aber, der sich auch einiger Latinität bewusst war, entgegnete: »Leider haben die Cimbern, die allerdings Deutsche gewesen sein mögen, ihren Sieg nicht auszunützen gewusst.«

Der vom Eisenhut darauf: »Wer sagt denn das? Allerdings zogen sie nicht wie zuvor Brennus der Gallier schnurstracks aufs Capitol los, und was die Römer fürchteten, war nicht gerade das, was die nordischen Männer anstrebten. Diese verlangten Land, Wohnsitze, ein neues Heim suchten sie. Dies bekannten sie schlicht, dies bethätigten sie auch, indem sie sich vor der Hand in unseren Bergen häuslich einrichteten.«

»Diese Auffassung ist neu! Unser Hochland war ja doch nicht menschenleer; so viel ich weiss, wohnten Kelten hier.« So der Gurker.

»Kelten? Nur Kelten?« lautete des Philologen Gegenfrage. »Aber gesetzt auch, dann hatten die Cimbern mit diesen eben ein leidliches Auskommen gefunden. Denn unmöglich hätten die Einwanderer über die Römer siegen können, wenn ihnen Feinde auch im Rücken, Feinde an der Bergbevölkerung erstanden wären.«

»Das ist richtig«, sagte beschwichtigt der Gurker, und auch ich stimmte bei.

Aber der Zollfelder sträubte sich, indem er erwiderte: »Ich gebe nur so viel zu, dass unsere Tauernkelten gerade keine Ursache hatten, mit den Römern gemeinschaftliche Sache zu machen, sondern sich einfach neutral verhielten.«

Ruhig seinen Widerpart betrachtend, erörterte der Philolog weiter: »Wir dürfen uns deine Tauernkelten zum Theil wenigstens als Germanen denken; und wussten die Cimbern Verwandte in den Alpen, war von diesen gar an sie ein einladender

Wink ergangen, so brauchen wir uns nicht zu verwundern, welche Richtung der Wanderzug einschlug und welcher Willkomm seiner in unseren Alpen wartete.«

»Vor den Cimbern schon Germanen in den Alpen?« fragte der Zollfelder spöttisch.

»Erinnere dich, Freund, dass die capitolinischen Fasten schon 223 v. Chr. den Consul Marcellus über die insubrischen Gallier und Germanen triumphieren lassen und dass für diese frühe Zeit Livius halbgermanische Völkerschaften in den Alpen angiebt. Die Eintragung in den Fasten wird zwar verdächtigt, weil sie erst viel später erfolgt sein könne . . .«

Jetzt that den Mund einer auf, der bisher aufmerksam geschwiegen; wir wollen ihn den Neumarkter nennen. Er bemerkte: »Um diese spätere Zeit konnten ja die Römer desto sicherer wissen, desto schärfer unterscheiden, was germanisch und was nicht, und das auch bezüglich ihrer früheren Gegner.« Der Philolog fiel alsogleich ein: »Es freut mich, dass auch du diese Empfindung hast.«

Aber schon war der Zollfelder mit einem neuen Einwande zur Hand: »Wenn's deinen Cimbern in diesen Bergen so wohl bekommen, was brauchten sie dann in die lombardische Ebene niederzusteigen und sich da von Marius aufreiben zu lassen?«

Der Philologe darauf: »Erstens hebe ich hervor, dass die Cimbern erst nach zwölf friedlichen Jahren neuerdings zum Waffentanze übergiengen und zwölf Jahre sind viel für ein sesshaft gewordenes Volk. Cäsar fand die 6000 Gepäckshüter, welche die Cimbern und Teutonen am Rhein zurückgelassen, binnen fünfzig Jahren zu dem zahlreichen und mächtigen Stamm der Aduatucer erwachsen. Weiters verliessen die Cimbern 101 v. Chr. einzig desshalb die Berge, um den Teutonen, ihren Brüdern, die über die Kottischen oder über die See-Alpen zu ihnen stossen sollten, hilfreiche Hand zu bieten. Sie hatten noch keine Nachricht von deren Niederlage bei Aquae Sextiae oder konnten dieselbe nicht ermessen. Sie säumten mit der Schlacht und warteten auf die Brüder, bis deren König Teudobot ihnen vom Sieger in Ketten vorgeführt ward. Endlich dürfte nicht das ganze Volk der Cimbern, den Consul Catulus über den Po zurückjagend, ausgezogen, nicht das ganze Volk später bei Vercellae vernichtet worden sein.«

»Aber bedenk' doch«, fiel der Zollfelder ein, »die Römer machten nicht weniger als 60 000 Gefangene! Einzelne Trümmer des Cimbernvolkes mögen allerdings versprengt worden sein — zu ihrem Besten. Allenfalls lass' ich dir die »Sette comuni« im Vicentinischen als Cimbernreste gelten.«

»Ich glaube viel mehr gerettet. Cäsar erwähnt von den Sueven, dass sie jährlich aus jedem Gau 1000 Mann Bewaffnete zum Kriege ausziehen liessen, während die übrigen zu Hause blieben, sich und jene ernährten. Und so wechselte der Kriegsdienst Jahr für Jahr. Und das mag überhaupt germanischer Brauch gewesen sein. Die Sueven gelten ja für gross, kriegerisch und mustergiltig. Ich bin noch nicht zu Ende. Derselbe Cäsar kennt und nennt einen norischen König, indem er von Ariovist erwähnt: Derselbe hatte zwei Frauen, eine vom Stamme der Sueven, die er aus der Heimath mit sich gebracht, die andere aus Noricum, des Königs Voctio Schwester, die er in Gallien, wohin sie von ihrem Bruder geschickt worden, geheirathet hatte. Könige hatten die Germanen, nicht auch die Kelten. Und einen zweiten norischen König nennt Strabo. Ein selbstständiger deutscher König in Noricum, nachdem das Volk der Cimbern »vernichtet worden«, nimmt sich jedenfalls auffallend aus! Aber ist es nicht auch auffallend, dass die vereinten Sieger Marius und Catulus nach dem Tage von Vercellae nicht alpenwärts aufbrachen, um das gefürchtete Volk in seinen neuen Heimsitzen mit der Wurzel auszutilgen? Ist es nicht auffallend, dass, während Cäsar in Gallien siegte, was gemach das ganze Keltenthum einschüchtern musste, die norischen Alpen fort und fort schwierig blieben?

Cäsar selbst weicht auf seinen Märschen nach Gallien und an den Rhein den Norikern consequent aus. Mithridates wähnt in diesen Alpen natürliche Bundesgenossen; hierher wollen sich auch des Spartacus Leute durchschlagen. . .«

»Komm zum Schlusse! Was willst du mit alledem?« riefen mehrere zugleich aus.

»Dass nicht erst die Bajuwaren, sondern sicherlich schon die Cimbern germanisches Blut in unsere Alpen gebracht, glaub' ich als wahrscheinlich dargethan zu haben. Selbst im entlegenen Lungau machen sich die Römer der Kaiserzeit viel zu schaffen, und sie wissen warum. Was sich als Taurisker gegen die Slavenfluth steifte, war weniger altes Keltenthum als frühes Germanenthum. Und dass die Bajuwaren mit den Karantanen so bald fertig wurden und überhaupt ins Norische leichten Eingang fanden, ist nach dem Gesagten wohl auch erklärlich.«

»Wackerer Professor!« riefen wir in später Stunde einhellig.

Und der Zollfelder fügte bei: »Schade, dass wir kein cimbrisches Wort haben, dich hoch leben zu lassen.«

»O,« erwiderte der Gefeierte lächelnd, »ich habe auf meinen gelegentlichen Gängen durchs alte Tauriskerland manch' ein alterthümliches Wort aufgeschnappt, das der ehrliche Schmeller nicht kennt oder für welches er keine Erklärung weiss.«

Und so trennte man sich zwischen Mitternacht und Morgen.

VII. Im Banne der Hohen.

Die vorstehenden Eindrücke und Bemerkungen entstammen insgesammt Wanderungen in und über die Niederen Tauern. Für unsere Betrachtungsweise sind diese die wichtigeren; sie gehen, was Geschichte, Volksthum und Culturleben anbelangt, den Hohen Tauern vor, die unwirthlich waren und es noch sind. Nicht in den Hohen, in den Niedern Tauern siedelten die Taurisker, nicht in jenen, wohl aber in diesen konnten sie sich steifen und die Stürme der Völkerwanderung überstehen. Die Hohen sind im Bau grossartiger und das Naturwesen in ihnen ist gewaltiger; aber das Menschenschicksal tritt davor zurück; der Mensch, der in ihren Bann tritt, ist Tourist, ist ein Mann der Wissenschaft, vielleicht ein Jäger, nicht aber der Ackerbauer, der seine Scholle liebt und an ihr haftet. Ästhetisch erhabene Eindrücke und besonders wissenschaftliche Aufschlüsse gewähren die Hohen Tauern, und auch dieser Vorzug verdient Anerkennung.

Zwei Mal gelang mir eine Annäherung an die Majestät des Grossglockners, vom tirolischen Lienz und vom kärntnerischen Möllthal aus. Auf letzterer Seite sind wir besser daran; denn unstreitig hoheits- und ausdrucksvoller blickt der Tauernriese auf Heiligenblut nieder, als auf Kals, dem er die nackten Schultern zuwendet, während er hieher sein schlankes Haupt kehrt, vliessumkleidet einem weissen Adler mit halbausgebreiteten Schwingen vergleichbar, der den scharfen Blick über sein Revier schweifen lässt. Und dieses ist, vielfach gethürmt und weithin ergossen, die Gletscherwelt — ein ewig Starres und Bewegliches zugleich, das zu seinen Füssen Wellen kräuselt, Kämme aufwirft und in wildem Gedränge abstürzt, ohne gleichwohl dem Auge etwas Anderes zu bieten, als eine rauhe Eiswüste mit tief gerissenen, grünlich oder bläulich schillernden Schründen, mit etlichen rosigen Lichtern auf dem weicheren Gewoge und mit träger, das jungfräuliche Weiss schmutzender Staubdecke zunächst den Moränen.

Es hat einen hohen Reiz, so in nächster Nähe das Leben eines Gletschers zu belauschen; denn Leben regt sich hier, auch abgesehen von dem Spiele des Lichtes, von ziehenden Wolken, donnernden Gewittern oder wehenden Schichten Neuschnees.

Es ist das Tropfbarflüssige, das Wasser, welches zwischen dem dunstförmig Kreisenden und dem lagernden Festen vermittelnd beständig pulsiert, schwillt und tost, von den eisumhüllten Graten in glitzernden Fäden oder gesammelten Fallmassen die nackten Schrofen herabstürzt, unter dem Keesboden, der ihm zur Resonanz dient, zusammenbrodelt und in unzugänglichen Tobeln, in schwindelnden Klüften milchigtrüb und beissendscharf zu Thal enteilt.

Der muthige Menschentritt und der bohrende Anprall des Bergstockes verliert sich tonlos in diesem Rauschen und Tosen des allgegenwärtigen und doch so wenig sichtbaren Wassers; die die blanken Glocknerwände oder die schimmernde Pfandelscharte auf- und niederziehenden Menschlein erscheinen wie schwarze, schweigsam in schräger Zeile sich bewegende Punkte.

Das Wasser besorgt den tönenden Rhythmus gegenüber dem nicht minder vornehmen in den Linien des Höhenprofils, das für den fernher Kommenden auch ein grosszügig bewegliches ist. So nimmt für seine nähere Umgebung selbst der Grossglockner eine lässigere Haltung ein; die drei strammen Leiterköpfe dehnen sich in die Quere und der Johannisberg am oberen Keesrande wird erst dem tief in die Eisregion Vorgedrungenen völlig sichtbar, und die entblössten Häupter der Niederen kommen erst zur Geltung, wenn der Höchstragende sein Haupt verhüllt. Ist dies der Fall, dann schattet es weithin über die drei Länder, die zum Glockner als ihrem Wahrzeichen aufblicken.

Der Aufstieg in die geschilderte Gletscherwelt, der Eintritt ins Eisgebiet des Glockners, die Einblicknahme in seinen inneren Haushalt: das alles vollzieht sich, wie gesagt, am leichtesten von kärntnerischer Seite aus. Wer aus dem salzburgischen Norden oder vom tirolischen Westen hieher strebt, hat erst den hochaufgerüsteten äusseren Wall der Pasterze zu erklimmen, um sodann von einem Seitenthörl, von einer selbst schon verkeesten Scharte zum Keesboden niederzusteigen.

Gleichwohl hat auch das Kalserthörl seine Vorzüge. Es ist wie eine bequeme Aussichtswarte zwischen den Glockner und den Grossvenediger gestellt; es zeigt uns des letzteren Firnmajestät als eine behäbige, breite, mit edlen, aber gelassenen Zügen; es gewährt lohnenden Einblick in die Schobergruppe. Die drei Fürsten haben zahlreiches Gefolge, und es giebt seltsame Murr- und Trotzköpfe darunter. Der Venediger wendet sich dem grösseren Zwillingsbruder zu, dieser aber scheint wenig darauf zu achten.

Die morgendliche Rubinnadel des Glockners ist vom Thörl aus nicht sichtbar. Aber auch hier ist der Sonnenaufgang schön: Mählig bleicht der östliche Nachthimmel; ein schmaler Goldsaum verräth der Sonne Nahen; ein schwebendes Flaumwölklein erglüht bereits in ihrem Strahl; des Venedigers Firn leuchtet rosa auf und dieser Schimmerhauch küsst nach und nach auch die tiefere bleiche Stirn, und endlich schwebt das längst erwartete Glanzgestirn überwältigend plötzlich empor, ein Freischwebendes und die gebundene Höhenwelt unendlich Überbietendes!

Der Palmesel.

Eine culturhistorische Skizze

von

Richard v. Strele.

Der Palmtag aber zeiget mir
Einen lastbaren Esel an.
Gansskönig.

Auf einer Eselin sitzend zog der Heiland nach Jerusalem, um dort den Opfertod für die Menschheit zu sterben. Die Leute breiteten ihre Kleider auf den Weg und streuten Palmenzweige auf denselben; alles Volk aber rief: »Hosanna dem Sohne David's! Gepriesen sei der, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!«

Wie alle Züge der Passionsgeschichte, wurde auch die Einzugsscene schon in frühester Zeit sowohl in als ausser der Kirche zur Darstellung gebracht, viele der Passionsspiele begannen mit dem Ritte auf der Eselin, und das Thier,

das der furste aller guote | zuo Jherusalem reit
durch sîne dêmute | do er die martir durch uns leit,

blieb auch dann noch ein wichtiges Inventarstück bei der Feier des Festes der Palmen, als man theatralische Aufführungen, ihrer Ausartung wegen, lange schon aus den Kirchen verwiesen hatte. Zumeist fiel er in jenen Orten, welche sich der Reformation angeschlossen hatten, der bilderstürmenden Neuerungssucht zum Opfer; am Ende des vorigen Jahrhunderts wiesen auch aufgeklärte katholische Kirchenfürsten den Palmesel aus der Kirche, und er ist, mit seltenen Ausnahmen, nicht mehr hineingekommen bis zum heutigen Tage. So kam es, dass auch die Kunde von ihm langsam verblasste und dass man sogar in Orten, in welchen die Abschaffungsbefehle vor hundert Jahren heftigen Unwillen hervorriefen, heutzutage nicht das Geringste mehr von dem volksthümlichen Brauche weiss, wie die Antworten von Priestern und Laien darthun, welche meine Anfrageschreiben gütigst berücksichtigten. Allen Förderern meiner Arbeit sei an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt!

In seinem Festkalender hat 1847 F. Nork eine Reihe einschlägiger Berichte aus älterer Zeit zusammengefasst; seit dieser Zeit schien sich Niemand mehr mit diesem Gegenstande eingehender beschäftigt zu haben, und so glaubte ich, es möchte nicht unpassend sein, das meist schwer zugängliche Material, vermehrt durch die schätzenswerthen Berichte, welche mir von vielen Seiten zukamen, und meine eigenen Aufzeichnungen den Lesern der Alpenvereins-Zeitschrift als einen Beitrag zur Volkskunde vorzulegen.

Als die vorliegende Arbeit bereits der Redaction übergeben war, machte mich Professor Schricker in Strassburg auf das »Festbuch zur Eröffnung des historischen

Museums. Basel, R. Reich, 1894«, und die darin enthaltene Abhandlung von E. A. Stückelberg, »Die Palmsonntagsfeier im Mittelalter«, aufmerksam. Diese schöne Arbeit behandelt hauptsächlich schweizerisches Material, das mir mit wenigen Ausnahmen nicht so ausgedehnt zu Gebote stand. So erwähnt Stückelberg theils noch vorhandene, theils verschwundene Palmesel zu Aarau, Arth, Altorf, Baar, Bürglen, Erstfeld, Feusisberg, Glarus (geschnitzt von Lux Haggenberg), Luzern, Mellingen, Ober-Rüti, Steinen (romanisch, d. Z. im Züricher Landesmuseum), Solothurn, endlich den zu Kreuzberg bei Ummendorf, welche mir nicht bekannt waren. Meine Aufzeichnungen, grösstentheils aus Schwaben, Bayern, Vorarlberg, Tirol, Steiermark u. s. w. ergänzen Stückelberg's werthvolle Festgabe nach verschiedenen Richtungen, da sie ausser den von Stückelberg allein und den von uns beiden gemeinsam gebrachten Palmeseln noch über fünfzig Stück verzeichnen, dazu auch viel Neues aus dem Volksmunde, aus Büchern und Papieren.

Wann die Sitte aufgekommen, Christus auf einem Esel reitend bei der Palmweiheprocession acht Tage vor Ostern mit herumzuführen, lässt sich wohl nicht genau nachweisen. Die Kirche hat schon in sehr früher Zeit den Anschauungsunterricht als äusserst werthvoll anerkannt und die eigentlichen kirchlichen Ceremonien durch eingeschobene Darstellungen aus dem Leben des Erlösers, seiner Apostel und Heiligen vermehrt. Viele wollten das Palmfest als auf indischen Gebräuchen fussend erklären. Hammer erinnerte an die Eselsprocession der Perser im März etc. Die älteste Nachricht über eine Procession mit dem Palmesel bietet die vita S. Udalrici. Nach Birlinger berichtet eine Münchener Handschrift Folgendes: »Darnach segnet St. Ulrich die Palmen; darnach ward ein kostlich Procession von Pfaffen und Laien gehept mit creutzen und fanen und dem heiligen evangel voran pildnuss vnsers Herren auf einem Esel sitzend vnd iedermann palm in henden tragend vnd gieng die procession von St. Afra bis auf den Perlach. So khomen der procession entgegen die chorherrn vnd pfaffen von unser Frawen vnd mit inen die purger von der statt, die in der statt belibend vnd nit bei St. Ulrich warend und bei in vil ander leut so von den dörfern vnd weilern zu dem fest chomen warn. Daselbs war lobgesang volpracht, die palmen geworfen vnd die claider geträt nach des fest's gewohnheit. Darnach thut St. Ulrich ein predigt vnd verspracht St. Ulrich das ampt der mess. Darnach iedermann heim.«

Das Narren- oder Eselsfest ist mit dem Palmfeste in keinem Zusammenhange. Der hochverdiente Dr. Höfler will den Palmesel als den anticipierten Brauch des Pfingstesels erklären, welcher Meinung ich mich nicht anschliessen kann.

Die bekannten und noch vorhandenen Palmesel stammen theilweise aus dem 14.—16. Jahrhundert, die meisten aber aus einer noch späteren Zeit. Sie bilden wegen ihrer Seltenheit wichtige Objecte einzelner Museen. So bewahrt das Germanische Museum in Nürnberg drei derselben, wie mir Herr Director Bezold freundlichst mittheilte: 1. Nr. 265 (des Kataloges der Original-Sculpturen), Christus auf dem Palmesel mit israelitischen Gesichtszügen. Einfache Linienführung. 1450—1470. Höhe 162 *cm*, Länge 151 *cm*. Nürnbergisch. 2. Nr. 293, Christus auf dem Palmesel, aus Hersbruck. 1480—90. Höhe 173 *cm*, Länge 156 *cm*. 3. Nr. 331, Christus auf dem Palmesel, Schule des Veit Stoss, circa 1510; Höhe 82 *cm*, Länge 85 *cm*.

Einen sehr schönen Palmesel haben die Ulmer. Über denselben berichtete Prof. E. Mauch in den Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben 1871, N. R. III. H. p. 11. Dem Hefte ist auch eine Abbildung beigegeben. Mauch nennt diesen Palmesel Ulms ältestes Holzbild und bemerkt weiter: »Diese Statue ist aber nicht nur ihres Alters und ihres ursprünglichen Gebrauchs wegen von Interesse, sondern sie ist auch ein Kunstwerk der schwäbischen Schule,

und zwar von Sürlin — vielleicht aus der Zeit des Übergangsstiles im 15. Jahrhundert. Die Christusfigur hat vermöge ihrer Haltung und Darstellungsweise einen sehr ernsten und eigentlich statuarischen Charakter; der Kopf ist aufrecht und geradeaussehend gerichtet, von etwas länglichter Form mit reichem Locken- und Barthaar, die Gesichtszüge haben einen ruhigmilden Ausdruck. Und während der Heiland den rechten Vorderarm erhebt und mit der Hand eine verheissende Bewegung macht, hält er mit der linken Hand des gesenkten Armes einen Palmzweig aufrecht stehend. Der Faltenwurf des langen und weiten Gewandes ist gegen den spätern Stil noch in grossen und reichen Linien und in wohlgelegten Massen . . . Der Esel ist sehr naturgetreu, er ist im Gange. Das Ganze von Lindenholz geschnitzt und mit Ölfarben bemalt.« Dieser »Palmesel« ist 178 *cm* hoch. Einen gut erhaltenen Palmesel aus dem 15. Jahrhundert fand A. Knoblich im Ursulinenkloster zu Breslau; ebenso befand sich auf dem Boden der Agneskirche daselbst ein ähnliches Schnitzwerk. Nach »Luchs, Schlesiens Vorzeit« birgt das Breslauer Museum zwei, einen vom Boden der Magdalenenkirche, der noch gut erhalten ist, und einen stark beschädigten aus der Brieger Nikolaikirche. Beide sind von Holz, stammen aus dem 15. Jahrhundert und zeigen Christus mit segnender Geberde auf einem Esel reitend.

In den Sammlungen des historischen Vereins für Niederbayern zu Landshut stehen zwei Palmesel. Der eine aus der St. Martinskirche hat eine Totalhöhe von 2·15 *m*, gefertigt mag derselbe Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts sein; der zweite stammt aus der früheren Minoritenkirche zu Kelheim und dürfte im 15. Jahrhundert geschnitzt worden sein. Auch in der Kirche zu Oberstdorf im Algäu steht ein Palmesel, desgleichen ein spätgothischer im Münster zu Überlingen. Durch Herrn Pfarrer Hermansdorfer in Freilassing erfuhr ich, dass auch im Georgianum zu München Palmesel aufbewahrt würden. Meine Anfrage wurde durch Herrn Subregens Dr. Leitner in freundlichster und ausführlichster Weise beantwortet, wie folgt: »a) Ein gothischer Palmesel aus dem 16. Jahrhundert, stammt aus Altstätten bei Sonthofen. Höhe 1·45 *m*. Der Christuskopf ist für die Auflage einer Krone eingeschnitten. Der Gesichtsausdruck ist ernst und edel. Die schön aufgefassten Haare wallen lockenförmig auf die Schultern herab. Die Construction der Eselsfigur verräth nur geringe Naturstudien. Die Füsse sind sehr weit auseinandergespreizt, um das Umfallen zu verhindern. Das Thier ist nicht schreitend, sondernd stehend gedacht. b) Eine zweite Palmeselfigur stammt aus dem Kloster Scheyern und ist 1·50 *m* hoch und 1·20 *m* lang. Der Rücken der Christusfigur weist die Jahrzahl 1738, der Bauch des Esels das Datum »Friedberg 1738« auf. Der Christuskopf ist im Rococotypus geschnitzt, mit fliegenden kurzen Haaren und zeigt drei Löcher für den Strahlennimbus. Die Figur kam ganz nackt ins Georgianum und wurde mit einem Mantel aus gestreiftem Tuche cachiert. An den Füssen fehlen einzelne Zehen, die ergänzt wurden. c) Kunsthistorisch weniger bedeutungsvoll ist ein dritter Palmesel aus Neuburg a. d. Kammel, Bezirksamt Krumbach; die Figur ist incl. Karren 1·35 *m* hoch und 1 *m* lang, war violett angestrichen und glänzend lackiert. Diese Figur wurde noch vor wenigen Jahren am Palmtage herumgeführt. d) Der vierte Palmesel stammt aus dem Kloster Polling. Die Figur des Christus ist 1·30 *m* hoch, jene des Esels 1·25 *m* lang und gehört dem 17. Jahrhundert an. Auffassung und Ausführung des Thieres sind ganz ungenügend, während der Christuskopf und das Gewand keine ungeschickte Hand verrathen.«

Nach Böheimb wurde um 1800 der Weilheimer Palmesel ausser Dienst gesetzt und »wird seitdem jene alte schöngeschnitzte Darstellung Christi auf dem Eselein in einem Hause der oberen Vorstadt gezeigt, nämlich beim Stämmele (nun Abenthum)«.

Aus Erding schrieb mir der dortige Herr Pfarrer Clemens Gehling: »Wohl besitzt das hiesige städtische Museum, doch keine unserer Kirchen einen Palmesel. Derselbe war bis vor ein paar Jahren im Hause des hier wohnenden Malers Renauer, vordem Karl, und ist letzterem auf seine Bitte 1853—1854 vom damaligen Pfarrer zu Inkofen bei Gelegenheit der Neufassung von Altären geschenkt worden. Unter anderem sogenannten »Gerümpel« befand er sich auf dem Gewölbeboden der Pfarrkirche zu Inkofen und hat mancherlei Schäden erfahren. Dem Thiere fehlen die Ohren und von der Hälfte des Mittelfusses abwärts die Füsse, dem Christus dagegen beide Vorderarme. Das Ganze ist eine rohe, plumpe, naive Arbeit von einem wenig künstlerischen Manne angeblich um 1200 geschnitzt, 1 *m* lang, 1/2 *m* noch hoch und überaus ähnlich der zweiten unteren Abbildung, welche »Über Land und Meer« in No. 25 des Jahrgs. 1896 brachte. Der Christus misst 95 *cm* Höhe, der Eselskopf 25 *cm* Länge. Der Esel mag seit 1803 nicht mehr im öffentlichen Gebrauche sein.«

Nach Otte befinden sich noch Palmesel zu Ammerschweier und Kaysersberg im Elsass (letzterer gering und beschädigt). Sie befinden sich, wie ich nachträglich durch Herrn Direktor Schricker erfuhr, im Hohenlohe-Museum zu Strassburg in Aufbewahrung. In Colmar besass nach der »Alsatia« die Kirche St. Peter einen solchen Esel, den sie um einen Zins von 6 Schilling Rappen alljährlich von dort aus vor das Münster St. Martin führen liess, wobei sie jedoch auch die Palmen liefern musste.[1]) Im Jahre 1555 weigerte sich das Münster, diesen Zins zu entrichten, aber Meister und Rath entschied zu Gunsten von St. Peter, wie ein Pergamentblatt des Colmarer Archives kund thut. In der Specialausstellung für Kunst und Alterthum der Strassburger Ausstellung vom Jahre 1895 waren zwei Palmesel ausgestellt. Gustav A. Müller berichtete darüber in der Zeitschrift »Über Land und Meer« 75. B. No. 25 und gab auch zwei Abbildungen bei; diese Gruppen sind mit den oben nach Otte verzeichneten identisch. Ein Palmesel soll sich zu Augsburg im Ulrichskloster vorfinden. In Stettens Erläuterungen heisst es von diesem »hölzernen Bilde des auf dem Esel reuthenden Heylandes — hat's im Jahre 1446 ein Ulmischer Künstler geschnitzet«, nach Corbinian Khamm »pro labore suo decem florenos exigens«. Der sechste Band des Kataloges des bayerischen Nationalmuseums in München führt unter No. 1154 einen aus Lindenholz geschnitzten und bemalten Palmesel an. Derselbe stammt aus Altenried im Algäu und mag in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschnitzt worden sein. Er »trägt eine Königskrone, die zwischen Perlstäben ein breites, diamantiertes Band und darüber Blätter mit umgerollten Spitzen zeigt«. Laut Mittheilung des geistlichen Rathes Ludwig Rapp wurde »noch vor 30—40 Jahren in Hall (Tirol) am Palmsonntage die Figur eines grossen Esels von dunkelgrauer Farbe vor den Chorstühlen der Geistlichkeit aufgestellt«. Von Herrn Pfarrer Knöpfler erhielt ich die Mittheilung, dass dieser Esel noch immer am Palmtage unter den Chorstühlen aufgestellt werde. Die ganze Gruppe ist in Lebensgrösse, die Höhe des Esels sammt Christus beträgt ca. 2 *m*. Christus — nicht bekleidet — hält in der linken Hand die Zügel, die rechte hält er betheuernd erhoben; das Ganze ist sehr schön geschnitzt und dürfte aus dem 17. Jahrhundert stammen; beide Figuren sind hohl. In Lana zeigt man noch nach Atz das Christusbild, das auf dem Esel sass. In Lienz besitzen die Dominikanerinnen einen Palmesel, in Windisch-Matrey befindet sich noch eine vom Esel abgetrennte Christusfigur.

In Puch bei Salzburg steht bei der Kollerbäuerin ein Palmesel, in Froschham angeblich beim Kratzer-Bauer. Ich komme auf dieselben noch einmal zurück.

---

[1]) An manchen Orten hatte die Stadtkasse für das Herumführen des Palmesels aufzukommen.

Der Dachboden der Kirche oder des Messnerhauses scheint der gewöhnliche Aufbewahrungsort der nur einmal im Jahre benöthigten Schnitzereien gewesen zu sein. So heisst es in Fischarts Affenteuerlicher Raupengeheuerlicher Geschichtsklitterung: »Was? stehn nicht haylige Palmesel gemeinlich auff der Borkirchen (Emporkirche) oder auff dem höchsten gewelb. Ich weiss, dass ich ihn an etlichen Orten hab gar ehrwürdig zu dem obersten Kirchthurm schen herausknicken.«

Zu Baden im Aargau sah ich den Kopf eines Palmesels in den Sammlungen des dortigen Kurhauses. Dieser Badener Palmesel hat sich in der Zeit der Reformation eine gewisse Berühmtheit erworben. Fricker erzählt: »Da die Reformation die Bilder beim Gottesdienste abgeschafft hatte, so legten nun die Katholischen einen noch grösseren Werth darauf als vorher und gaben sich alle Mühe, ihren Cultus recht feierlich und prunkend zu machen. Kurz nach dem Kappeler-Kriege beschloss der Rath von Baden, den alten Palmesel, den man nach bisheriger Übung zuweilen am Palmsonntage in feierlicher Procession durch die Stadt zu ziehen und auf die »Matte« zu führen pflegte, durch einen neuen zu ersetzen. Ein Bildschnitzer von Zürich, dem die Reformation das Geschäft verdorben hatte, sollte, so wird erzählt, das neue Werk anfertigen; allein die Obrigkeit kam dahinter und verbrannte den halbfertigen Esel. Darauf berief Baden, ohne sich durch Zürichs Vorgehen im mindesten beirren zu lassen, einen Holzschnitzer aus Augsburg (1535) »der sol Inen ein Neuwen Palmeßel mit sampt dem Herrgott darauff machen. Wie nun der Essel vßgemacht vnd er jetzt an dem andern Bild waß, geschah es, nit onn sondere Ordnung Gottes, das er an einem Spann erstickt, welcher Im ungferd In den Mund gesprungen was, also das sich die Bader selbs darob verwundernd vnd sich darob entsetzend, auch sich viel lüth darob stießend.« In der Vorrede des ersten Bandes der »Schweizerischen Volkslieder« heisst es, dass dieser Vorfall trotz seiner zunächst nur lokalen und geringen Bedeutung, der lebhaftesten Theilnahme gerade des niedrigeren Volkes sicher war. Es giebt nicht weniger als fünf Spottlieder, welche sich darauf beziehen. Dieselben stehen in dem Manuscriptband der Züricher Stadtbibliothek A. 135, S. 148ff. etc.

Eines dieser fünf Spottlieder lautet:

Nun will ich aber heben an
vnd fingen was ich gſüchen han,
vom Nüwen Eſel z'Baden.
Es dunkt mich wahrlich Gott veracht,
vſs einem holtz zwey gſchopft gemacht,
als mit dem Eſel z'Baden.

Doch hat es nun Iren verſtandt,
Das ſy ein holtz genommen hand,
zum götz vnd Eſel z'Baden,
ſind beid glych gut vnd gewärt,
Gott iſt Ihm himel des begert
vnd nit vff dem Eſel z'Baden.
— . —

Noch eins das hat Gott wol geſchickt,
Ja das der Meister iſt erſtickt
Wol an dem Eſel z'Baden.
Er hat den Götzen nit vſsgmacht,
Dan Ihn getroffen Gottes krafft,
vnd nit den Eſel z'Baden.

S. Paulus hat das zeiget an,
Krefftige Irrthum werden ſy han,
Züget hintz der Eſel z'Baden.
Den Gotts Ihm himmel wird nit geacht;
allein nach höltzneren bilderen tracht,
bſcheint ſich am Esel z'Baden.
— —

Deshalben tracht du mäntſchen kind,
Will anderiſt ſyn nit gar ſo blind,
Was sye der Eſel z'Baden.
Heiſst das nit Sgſchöpft für den Schöpffer erwält,
Ein hölzernen Eſel Ind kilchen gſtelt,
Wie than hand die von Baden.

Der vns dis liedlein hat gemacht,
Hat die von Baden nit veracht;
ſondern den Eſel z'Baden.
Dismahls begär ich nit viel mee,
Den das der bildſchnitzler lag im See.
Auch der Gott vnd Esel z'Baden.

Die Züricher Spottlieder forderten auch eine Antwort: »An den Esel in Zürich« heraus. Eines Palmesels in Bern gedenkt Nik. Manuels »Testament der Messe«. Das Baseler Museum besitzt einen elsässischen Palmesel.

In Burghausen an der Salzach bezahlte 1737 der Magistrat den letzten Palmesel dem Bildhauer Jakob Schwabl. Als des Esels Erscheinen in der Kirche allgemein verboten wurde, ward er nach Hubers Chronik in Ruhestand versetzt und kam ins Bruderhaus. Dermalen ist, wie mir Pfarrer Meisinger schrieb, jede Spur davon verloren. Nach Birlinger besassen sie in Saulgau in der Kapelle zur »Ablösung« einen Palmesel aus Holz mit Christus dem Herrn darauf; der Esel war auf einem Gestell, einer Art Wägelchen mit Rädern. Dieser Palmesel, aber ohne Gestell, ist noch in der Saulgauer Kirche oberhalb der Sakristei. Nach demselben Berichterstatter ist heute noch ein Palmesel im Thurme zu Rangendingen, einer in der Lorenzikapelle zu Rottweil, wie vielleicht noch manche auf den Kirchenböden und in den Gruftkammern. Traunstein verwahrt in seinem Museum einen Palmesel. Vom Museumsvorstande, Herrn Hauptmann a. D. A. Rieger, erhielt ich ausführlichen Bericht und mehrere Abbildungen. Der Traunsteiner Palmesel stammt wohl aus dem Kloster Frauenchiemsee. Das im ganzen 1·49 *m* lange Fussbrett ist am Kopfende abgerundet und hat daselbst eine Wappenzeichnung. Die ganze Gruppe, aus Holz und bemalt, ist 1·48 *m* hoch, die Länge des Esels ist 1·18 *m*. Der Christus ist aufgesetzt und besteht aus mehreren Stücken. Das Gewand ist grau, Gesicht, Hände und Füsse fleischfarben, Haare und Bart braun bemalt. Der Esel, ebenfalls aus mehreren Stücken, ist grau angestrichen, das Zaumzeug aus Leder.

Die meisten Palmesel aber wurden vernichtet oder verstümmelt, und zwar sowohl auf geistlichen als weltlichen Befehl. So schreibt mir z. B. Pfarrer Gehling, dass von einem Münchener Pfarrherrn gesagt wurde, dass er dem Palmesel seiner Kirche die Füsse abgeschlagen habe, um fernerhin einen Umzug mit demselben zu verhindern. Ob nicht der Palmesel im Erdinger Museum auf ebensolche Weise seine Füsse verloren haben dürfte? Namentlich räumten die Edikte Josef II. mit diesen Schnitzwerken auf, desgleichen die Hirtenbriefe etc. aufgeklärter Kirchenfürsten, der Erzbischöfe von Wien, Salzburg, Mainz und Prag, der Bischöfe von Verona, Brixen, Chiusa, Gurk, Wiener-Neustadt, Passau, Augsburg, Konstanz und Würzburg. Unter den Erzbischöfen ist in erster Linie der Salzburger Erzbischof Hieronymus Graf Colloredo zu nennen, der in seinem berühmten Hirtenbriefe vom 29. Juni 1782 alles wegzuräumen befahl, »was den guten Geschmack beleidigt, und womit die Altäre und Wände mehr überladen, als geziert sind« u. s. w. Hieronymus fand mehrfachen Widerstand in seinen Reformen, daher er am 18. November 1785 ein Generale an die Dekanate, resp. Pfarrämter Altenmarkt, Hallein, Laufen, Kestendorf und an die drei Stadtkapläne richtete, welches lautet: »Es ist allda zuverlässig vorkommen, dass mancherorten Landes Salzburg das Palmeselherumführen am Palmsonntage und die Vorstellung der Himmelfahrt Christi und der Ankunft des hl. Geistes am Himmelfahrts- und Pfingsttage in den Kirchen gebräuchlich seye: da nun Se. Hochfürstlichen Gnaden diese und ähnliche, etwa noch da oder dort bestehende Missbräuche durchaus abgestellt wissen wollen: als ergeht hiermit an euch der Befehl, von sämmtlichen, zum dortigen Dekanat (Pfarr-) Bezirke gehörigen Curaten unrückhältige Anzeigen über die obgedachten oder ähnliche, jeden Ortes etwa noch bestehende Missbräuche abzufordern und diese Anzeigen mit euerer (seiner eigenen) nebst beifügenden allfälligen Gutachten anher zu begleiten.« Herrn geistlichen Rath Hilber verdanke ich einige Daten aus jenen abverlangten Berichten. So berichtet am 19. Jänner 1786 der Radstädter Vikar, »dass hierorts seit vier Jahren das Palmeselherumführen nicht mehr im Brauche sey«. Heutzutage scheint jede Erinnerung erloschen zu sein.

Auch Herr Stiftsarchivar und Canonikus Peter Jeglinger von Seekirchen schrieb mir, dass von dem Brauche weder im dortigen Archive was zu finden, noch im Volke die Erinnerung wach geblieben ist. Ähnlich schrieb mir Dechant Fissthaler in Kestendorf und Dechant Troger in Zell am Ziller.

Unterm 9. Jänner 1785 berichtete Dechant Winklhofer aus Hallein ans Consistorium: »Ist das vorher übliche Herumführen des Palmesels per Decretum Visitationis de anno 1784 abgeschafft worden und auch seitdem zu Hallein unterblieben.« Nachforschungen meines leider zu früh verewigten Freundes Canonikus Angelberger führten zu keinem Resultate; Cooperator Claus und Lehrer Zauner wiesen mich nach dem nahen Puch, wo Herr Director Dr. Petter und ich auch den verschwundenen Halleiner Palmesel wohlbetreut von der Kollerbäurin auffanden. Der Palmesel, den die Laufener am Palmsonntage herumführten, befindet sich nach Mittheilung des Stiftsdechants Dr. Posch dermalen beim Kratzerbauern in Froschham, der ihn vom Stiftsdechant Braun als Geschenk erhalten. Director Dr. Petter und ich konnten diesen Esel aber in Froschham nicht zu Gesichte bekommen. Er scheint als Kinderspielzeug zu Grunde gegangen zu sein. Das Pfarramt Werfen schreibt am 25. Januar 1785, »dass allda von unerdenklichen Zeiten her Palm-Weyhe bei gewohnlicher Procession in dem Freythof umb die Kirchen zu gedächtnuss des Einzuges des Vermenschten Sohnes Gottes zu Jerusalem nicht nur ohne allen einlauffenden Unfug, sonder ganz gewisslich zu auferbaulicher Betrachtung auf einem geschnitzten Esel herumbgeführt . . . worden seye.« Zu Bramberg war das Palmesel-Herumführen noch 1785 üblich, »die Abschaffung«, berichtet Vikar Jud, »wird beim Volk wenig Unwillen und Unzufriedenheit erregen.« Weniger scheint das zu Tittmoning der Fall gewesen zu sein, wie der Bericht des Dechants J. A. Decker vermuthen lässt: »Die Bildnuss Xsti auf einem Esel hat man noch am Palmsonntage nach der Palmweihe herumgeführt. Nachdem nun Se. Hochfürstl. Gnaden alle diese und ähnliche Vorstellungen durchaus wollen abgestellet wissen, so werden solche allerorten gehorsamst unterlassen werden.« Meine Nachforschungen an den letztgenannten Orten blieben resultatlos, das Anfrageschreiben blieb wie so manches andere unbeantwortet.

Auf dem Salzburger Nonnberge war ein besonders berühmter Palmesel. Das »Journal von und für Deutschland« vom Jahr 1785 enthält die Mittheilung: »Die Benediktinerinnen auf dem Nonnberg besitzen . . . einen wunderthätigen Palmenesel, der grosse Schätze besitzt, nun aber von seinem Ansehen tief herabgekommen ist, indem er nicht mehr wie sonst in seinem Prunke zum Anberühren mit Rosenkränzen auftreten darf.« Beim Nonnberger Palmeselfest fand immer ein grosser Volkszusammenlauf statt, ein ganzer Jahrmarkt. In Esterls Chronik liest man darüber: »Man pflegte nämlich in Nonnberg den Palmsonntag zum Andenken des Einzuges Christi mit einer besondern Feierlichkeit zu begehen, wobei die Statue Christi auf einer Eselsfigur aufgestellt wurde und der Esel mit Korallen, Granaten u. dgl. so reichlich behangen war, dass bei dem Volke, welches alles für echte Edelsteine hielt, die Sage entstand, er trage den Werth eines ganzen Königreichs. Wegen des Zulaufes vom Volke wurde zugleich ein Jahrmarkt gehalten, der erst bei der gegenwärtigen Regierung untersagt wurde, obwohl die Procession mit dem Esel schon 40 Jahre früher unterbleiben musste. Das Zusammenströmen des Volkes war desto grösser, weil im 15. und 16. Jahrhunderte, und wahrscheinlich auch schon früher, fast jeder Erzbischof im ersten Jahre seiner Regierung an diesem Tage hinaufzureiten pflegte. Sobald er in die Kirche trat, um dort die hl. Messe zu lesen, führte ein Klosterdiener das Pferd in den Stall und der Erzbischof gieng zu Fuss nach Haus. Nachmittag wurde das Pferd mit einigen Goldgulden oder Dukaten ausgelöst; die Satteldecke aber blieb

gewöhnlich beim Kloster. Michael von Kuenburg ritt 1556 dahin auf einem prächtigen, mit rothem Sammt bedeckten Schimmel, den Legatenhut auf und in einen Purpurmantel gehüllt. Während der Messe liess er durch seinen Kammermeister der Frau Äbtissin für das Pferd 20 Dukaten und für die Schabracke 10—12 Ellen rothen Damast geben. Johann Jakob von Kuen soll der letzte gewesen sein, der am Palmsonntag 1561 auf den Nonnberg geritten ist und das Pferd ausgelöst hat.

Nach Koch-Sternfeld mussten die Nonnen im Auftrage Colloredos ihren Palmesel viertheilen und ein Viertel zum Beweise des stracken Vollzuges dem Consistorium einliefern. Dagegen meldet die Stiftschronik: »Am 19. Januar 1782 erhielt der hochwürdige Herr Beichtvater den Auftrag von Sr. hochfürstlichen Gnaden durch den Herrn Consistorialkanzler Krenner dafür zu sorgen, dass am Palmsonntage nicht mehr wie seit Jahrhunderten geschah, das geschnitzte Bildniss Christi auf dem Esel reitend unter dem Kirchenportale aufgestellt werde und dass überhaupt die ganze Vorstellung beseitigt werde. Diesem Auftrage gemäss liess die gnädige Frau Äbtissin heute noch die Figur Christi herabnehmen, den mehrere Jahrhunderte alten Esel aber zerhacken und verbrennen.« Die Figur Christi wurde mit verschiedenen anderen Raritäten vor einigen zwanzig Jahren weggegeben. »Von dem kostbaren (?) Schmucke (Glasperlen) des Esels ist nichts mehr da. Dagegen ist im stiftlichen Museum ein kleines Eselein mit der Figur Christi aufbewahrt, welches die Tradition als eine Nachbildung des grossen bezeichnet. Jedenfalls musste diese Figur, wie mir freundlichst aus dem Kloster gemeldet wurde, der ganzen Ausführung nach schon neben obgenanntem bestanden haben. Die dazu gehörige rothseidene Schabracke zeigt einen derartigen Schnitt, dass selbe unten mit vielem unechten Zeug behangen, oben in ein Röckchen für die Figur des Heilandes ausläuft. Alles in einem Schnitt!« So berichtete mir die nun in dem Herrn entschlafene Mutter Magdalena Thürstein.

In Weingarten hatten am Palmsonntage Hafnerweiber Kindergeschirre, Eselgeschirre genannt, feil. Die brachten die Eltern den daheimgebliebenen Kindern als Marktgeschenk mit. In Augsburg gab's nach Franks Annalen kleine, hölzerne Eselein.

Der bischöflich Konstanzische Hirtenbrief an die österreichisch-vorarlbergischen Herrschaften vom 8. Juni 1790, resp. 24. Aug. 1790 verbot ebenfalls die Passionskomödien, Herumführung des Palmesels etc. Beim Palmesel riefen die Bauern: »Da sieht man's, dass der Bischof zu Konstanz lutherisch ist.« Der Dechant Strasser liess den Konstanzer Esel verspalten.

Bei Bucher schreiben die weltlichen Bräustände an die ehrwürdigen Fratres und Klosterbräumeister: »Der Palmesel und der Drache im Umgange fanden Sprecher, welche, ob sie gleich weder auf ihnen reiten, noch mit ihnen coram publico fahren wollten, doch Zettergeschrei über ihre Abwürdigung erhuben.« In einem »Wortwechsel« des Churpfalzbayerischen Intelligenzblattes klagt Sixt: »Sogar der allerheiligste Palmesel ist mit all seiner Glori abgeschafft«.

Bei der Abschaffung der Palmesel bekamen die Leute, welche sie erstanden, vom gesunden, oft von Erbitterung eingegebenen Volkswitze — nach der Alemannia — entsprechende Spottnamen. So erhielt in Rottenburg einer den Namen »Eselsmetzger«, der noch bis in die 50er Jahre fortlebte. In Villingen wollte ein Schmied den Palmesel verbrennen, »weil er aber lang nit brinnen wollt, gesagt: Der teufel will nit brinnen, welcher Bösewicht kaum etlich schritt von dannen für sich gangen, alsobaldt von einer auss der stadt geschossenen Kugel getroffen etc.« (Merkur. Villing. 1634). Aus dem Jahre 1534 meldet von Pflummern aus Biberach: »Item den Balmesel und den Hergott daruff hat Michel Rocher der Bader verbrennt; tet in vor uff sin corenhus an ein laden, lüs den esel und unsern hergot wie er die finger

use bot lang usher luogen, trieb sin gespet da mit und seit man sete komen, er werde ein guots warms bad damit mache; verbrand ihn hinden naich; der Rocher starb bald daruff.« In Ehrendingen bei Baden wurde die Procession bis 1820 gehalten. »Lange Zeit«, schreibt Fricker, »stand nun das unnütz gewordene Thier staubbedeckt und nicht beachtet in einer Kammer, bis es den Ehrendingern einfiel, aus ihm einen Heiligen zu machen. Der Vorder- und Hintertheil des Esels wurde abgesägt, das Mittelstück, den Heiland darstellend, wurde zubehauen und neu angestrichen, in eine Nische an der Aussenseite der Kirche zur Verehrung aufgestellt. Später ward jedoch die merkwürdige Herkunft des neuen Heiligen ruchbar und gab den reformierten Wenthalern, die an den Sonntagen regelmässig in grosser Anzahl nach Baden zu kommen pflegten und bei der Ehrendinger Kirche vorbei mussten, Stoff zu allerlei spitzigen Bemerkungen, so dass man den Heiligen weggab. Vom Windisch-Matreyer Palmesel ist auch das Christusbild etwa eine Spanne unter dem Gürtel abgeschnitten worden; der Esel scheint vernichtet worden zu sein.

Früher schon wurde der Palmesel in protestantisch gewordenen Städten abgeschafft. »Item der ganzen fasten und carwochen brich giengent ab, als eschen entpfahen, hungertuoch, schuoler und pfafen mit fies waschen, das grab, der balmesel und desgleichen vil.« Da blosse Befehle den alten und liebgewordenen Gebrauch nicht verdrängen konnten, so griff man zur Satire und arbeitete mit Pasquillen und Spottgedichten gegen dies »grewel der abgötterei«, wie Osiander den Brauch nannte. Aber gerade diesen protestantischen Vorkämpfern verdanken wir manchen Bericht, manche mehr oder minder richtige Beschreibung alter Palmeselgebräuche.

Ursprünglich mag man wohl auch lebendige Esel verwendet haben. Die schweizerische Redensart »Bruelen wie-n-en Palmesel« mag daher stammen. Die 1563 erschienenen »Kurzweiligen Gespräche« erwähnen ebenfalls ein Vorkommniss mit einem wirklichen Esel: »Wie man am palmtag den mit dem Esel umführt, sahe er (der einfältige Schweizer Bauer), dass iedermann mit ästen und zweigen zuwarf. da schlägt er den esel auff den Kopf, dasz er anfahet zu lauffen, wirft den in den treck, der auff im sass.« Als Christus setzte man costümierte Knaben, Cleriker, Ministranten etc. darauf. In Antwerpen musste der Christus nach einem im Jahre 1487 erfolgten Beschlusse jedesmal ein Pilger sein, der eben aus Jerusalem heimgekehrt war.

Bei der Nordheimer Procession musste der jüngste Pater des dortigen Klosters den Christus vorstellen. Statt der Person trug der Esel auch eine Palme, eine consecrierte Hostie etc. Die Zimmerische Chronik erzählt eine hieher gehörige Anekdote: »Bei zeiten, als Wolf von Bubenhofen das Schloss Falkenstein noch ingehabt, hat er ain pfarrer daselbst gehapt, genannt herr Melcher Leichtenhendle, ist ain wunderlicher pfaff gewesen. Von dem sagen noch die alten, wie er uf ain zeit zu Hainstetten ain osterspill hab halten wollen und die historiam des palmtags, wie der herr Christus uf eim esel zu Jherusalem ingeritten, spilen, und namlich so hab er sein mesmer uf ein mülleresel gesetzt, im ain langen rock angelegt; dem seien zwelf bauern nachgefolgt, wie die zwelf junger; er aber der pfaff, seie bei der Kirchen mit den uberigen bauern, auch jungen und alten gestanden, hab ihn mit dem gewohnlichen gsang entpfangen. Do hab ainer under dem haufen, der dem messner sonst feind gewesen, ain palmenast dem messner uff ain aug geschossen, dadurch der mesner erzurnt ab dem esel gefallen, darvon geloffen und gesagt, der teufel solle ir hergott sein.«

Hier müssen wir unwillkürlich auch der Meldungen gedenken, welche Misson über seinen Aufenthalt in Verona macht, bei welcher Gelegenheit er von der Eselin Christi erzählt, sie sei übers Meer nach Verona gekommen, dort gestorben und es hätten die Veroneser dann die Reliquien »mit grosser sorgfallt auffgehoben und noch

biss dato in dem leibe eines aussgestopfften Esels verwahrlich beybehalten. Diese Statue ist zu sehen in der kirche zu unser lieben Frauen der Orgeln etc « Keyssler bemerkt hiezu, Misson habe mit seinen »beissigen Urtheilen« gar schlechten Dank verdient. Insonderheit seien die Veroneser wegen der Beschuldigung, dass sie solche Meinung »von den Reliquien eines jüdischen Esels geheget haben sollen, sehr empfindlich«, und behaupten, »es müsse Misson sich dergleichen Märchen von Mägden oder Küchenjungen, die seiner Leichtgläubigkeit spotten wollten, haben aufbürden lassen; in Verona habe kein vernünftiger Mensch jemals solche Gedanken gehabt, und wenn obgedachter hölzerner Esel ehemals mit in der Procession herumgetragen worden, so sei solches aus keiner andern Ursache geschehen, als hiedurch einen Theil der letzten Begebnisse des Heilandes vorzustellen. Ich habe dergleichen hölzerne Esel mit dem darauf sitzenden Bildnisse des Heilandes auch in der Kirche Unserer Lieben Frauen zu Halle bei Brüssel gesehen. . . . Um aber wieder auf die Fabel von dem veronesischen Esel zurückzukommen, so mögen theils die stachligten Ausdrückungen des Misson, theils vielleicht auch die abergläubischen Missbräuche, welche das gemeine Volk mit unterlaufen liess, theils die satirischen Nachfragen der Fremden und Reisenden wegen besagter Reliquie Gelegenheit gegeben haben, dass man nun schon seit acht Jahren den gemeldten Esel nicht nur in keine Processionen mehr bringt, sondern sogar verstecket und soviel als möglich verleugnet. Absonderlich macht man viele Schwierigkeiten, ihn Fremden sehen zu lassen.« Keyssler bekommt den Esel in der Olivetanerkirche zu sehen: »Es steht derselbe auf dem Altare und zwar hinter dem Altargemälde, so auf Holz den hl. Benedikt vorstellet und als eine Thür aufgeschlossen werden kann. Der Esel selbst ist ein Stück von guter Bildhauerarbeit, so schon vor etlichen hundert Jahren von einem frommen Mönche dieses Klosters verfertigt worden.«

Nach Wright wurde der Esel dreimal aus dem Kloster entführt, kam aber immer wieder zurück. Auch in einem Pyrenäendorfe soll es Esel geben, die direct von dem eigentlichen Palmesel abstammen.

Die Palmeselceremonien der verschiedenen Orte gleichen sich so ziemlich mehr oder weniger.

Nach der Palmweihe findet eine Procession statt, bei welcher der Palmesel mitgeführt wird. Schlager erzählt in seinen Wiener Skizzen, dass in der Stefanskirche »von uhralter Zeit her bis auf den heutigen Tag in der Charwoche gewisse Ceremonien observirt werden, und zwar an dem Palmtag die Procession mit dem Palmesel, welcher das Jahr hindurch in einem Gewölbe unter der Kantorey aufbehalten wird — ist mit beigesetzter Jahrzahl im Jahre 1435 verfertiget worden.«

Im »Kern der Geschichte des Hauses Sachsen, 1721« schildert Glafey die Leipziger Procession: »Zu Leipzig in der Sakristey ward ein Bild aus Holtz auffbehalten, welches in rechter Grösse einen Esel und daraufsitzenden Menschen vorstellte. Dieses setzten sie auf einen Wagen und darüber gemachtes Gerüste und führten es am Grünen-Donnerstage aus der Thomaskirche auf den Markt hervor. Dahin kamen alsdann Junge und Alte und die Priester empfiengen es mit grünen Zweigen etc.« In Biberach »sang man auff dem cierchhoff vil gesangs und strötend die schuoler estlo under den esel und warfent ander schuoler chorhemmender vir den esel, zuo bediten, wie Christus uft den balmdag inzog etc.« Bei der Procession schritten die Männer in schwarzen Mänteln, mit brennenden Kerzen in den Händen feierlich einher; voraus die Jugend mit den Palmzweigen. Nach dem »Papistenbuch« legte sich der Pfarrer vor dem Bilde nieder, worauf ihn ein anderer Priester mit einem Palmzweig schlug. Nach J. G. Pritius, der 1698 in Russland reiste, führten bei der grossartigen Palmsonntagsprocession zu Moskau die beiden Czaren Jwan und Peter Alexowicz des Patriarchen Pferd (so mit langen angemachten Ohren

als ein Esel aussahe) an einem langen Zügel. Als in Constantinopel der Umritt des Patriarchen auf dem Palmesel aufkam, hielt der griechische Kaiser diesem während des Umrittes die Zügel. In Petersburg stellte 1700 Peter der Grosse die Betheiligung des Czars beim Umgange ab.

Nach Moos erhielten sich in Zürich, wo die Procession das Lied »In Gottes Namen fahren wir, syner Hilf begehren wir«, zu singen pflegte, Erinnerungen an den Palmesel und Nachwirkungen desselben noch bis spät in die reformierte Zeit herein. Gestiftet wurde die Züricher Procession den 10. Mai 1474: »und — sollent die genannten caplon und alle ir nachkommen und ouch ein schuolmeister mit dry schuolern des genanten unsers gotshus hinfuer und ewenklich uff den hl. Balmtag früo nach der Meti unsern herrn uft dem esel von dem genanten unseres gotshus uff den hoff Zürich, da danne der balme geschossen wirt, mit singen und lesen füren — und das gelt geteilt werden.« In Zürich gab man noch im vorigen Jahrhundert den Kindern am Palmsonntage neue Kleider, »damit sie nicht von dem Palmesel gestossen würden«. Etwas derber klingt die hieher gehörige bayrische Redensart von solchen, die am Palmtage alte Kleider anhaben.

An vielen Orten war es Aufgabe der Metzger, den Palmesel zu ziehen. In Tübingen wurde 1512 den Bäckern und Metzgern aufgetragen, den Palmesel, den früher die Schulbuben zogen, bei der Procession zu ziehen. Als im Jahre 1489 der römische König Maximilianus — so schreibt Zeller in seinen ausführlichen Merkwürdigkeiten der Universität Tübingen — nach Schwäbisch-Hall kam und allda am Palmtag der Herr Christus auf einem Esel sitzend, unter Begleitung der Geistlichkeit, wie auch des Raths und Volks zu Hall, von dem Langenfelder Thor in die St. Michaelskirche in öffentlicher Procession nach Gewohnheit geführet ward, gieng auch der König selbst mit. Da er aber Christum durch die Häscher oder Stadtknechte in die Kirche führen sahe, wandte er sich zu dem Herrn von Thurn und sprach: Ey! mein Gott! haben denn die Haller Niemand, denn Büttel und Schergen, welche den wackern Mann führen können? Worauf der Rath die Verordnung gemacht, dass er künftighin nimmer durch die Stadtknechte, sondern durch zwei Rathsherren geführt werden solle. Die Sammlungen des historischen Vereins in Schwäbisch-Hall besitzen heute einen grossen und einen kleinen Palmesel. In Kempten war der Palmesel 1336 eingeführt worden. Alljährlich am Palmsonntag zogen Bürgermeister und Rath, Alt und Jung mit brennenden Kerzen in die Klosterkirche, um den Palmesel von dort abzuholen und ihn in Procession in die St. Mangkirche zu bringen. Abends nach dem Gottesdienste führte man den Palmesel wieder ins Kloster zurück. Als Streitigkeiten ausbrachen, liessen sich die Kemptener Bürger einen eigenen Palmesel machen.

Auch in Zürich zogen die Metzger im »Papstthum« den Palmesel.

Das Ziehen des Palmesels galt an vielen Orten als höchst ehrenvoll und erspriesslich für das Seelenheil. So berichtet Tobias Schmidt in seiner Chronica Cygnea von den Zwyckauern: »In der Karrwochen haben sie allerley wunderseltzame Auffzüge fürgenommen. Am Palmsonntage haben sie einen höltzernen Esel mit grossem Jubelgeschrey in die Kirche gezogen. Etliche | die guten Vermögens gewesen | haben vil Gelt drauff gewendet | und es für eine grosse Gnade gehalten | wenn es ihnen vergünstiget worden | dass sie den Esel ziehen durfften. Denn die armen haben gemeint | sie wolten hiedurch Vergebung der Sünden verdienen.«[1]) Auch in Louvain gewann man durch das Ziehen den Ablass und man raufte sich um die Seile nicht wenig.

[1]) In Kempten gewannen Stadtverwiesene, welche sich der Palmprocession anschlossen, ihr Bürgerrecht wieder.

Naogeorgus singt:

Reich burger weiss ich, ehrlich frum
Die zu der zeit gelt geben drum
Das in die pfaffen da mit fügen,
Das sie den esel ziehen mügen.
Haben ein geistlich hoffart drob
Entfahen auch drum ehr und lob.
Lassen sich auch mit keinen dingen
Vom dienst des hültzen esels bringen.
Irs rhums sein sie auch gar so kuhn
Als obs Christo ein ehr dran thun.
Vmb lohn deshalb zu jm auffgienen
Damit ihm etwas abverdienen.

Die Bewohner von Veringenstadt führten früher am Palmtag bei der Procession einen Esel auf einem Wagen in der Stadt herum. Als er einstmals bei dieser Gelegenheit vom Wagen fiel, rief der Lehrer voll Zorn: »Ich merkte heute morgen schon, dass du den Teufel im Leib hast!« Seit dieser Zeit heissen die Veringenstädter: Palmesel. Hildebrand sagt in seinem Werke De diebus festis von einer Palmeselprocession: »Fama est, fuisse Cracoviae aliquando Turcicos legatos, qui cum spectassent, sublatis manibus clamaverint: Quam impii estis vos Christiani, qui asinum adoratis!«

An manchen Orten gab's Unfrieden, gab's Competenz-Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Parteien, welche den Palmesel führen wollten, so in Kempten, in Nordheim etc. Der Nordheimer Conflict ist in Leuckfeldts Antiquitates Bursfeldenses, Ringelheimienses et Northeimienses ausführlich geschildert.

Hie und da suchten Reformierte die Procession zu stören oder andere Unfläthereien ins Werk zu setzen, wie z. B. aus Stieves Geschichte der Reichsstadt Kaufbeuern ersehen werden kann.

1522 wurde der Züricher Palmesel in finsterer Nacht, mit Steinen beschwert, in die Limmat geworfen und versenkt. 1541 beschwerte sich, nach Fricker, der Rath zu Baden, dass etliche Bürger von Zürich bei der Palmprocession durch unziemliches Verhalten, durch viel Args, Gespött und Lachen Ärgerniss gegeben, was sie nicht leiden können. Das schweizerische Idiotikon von Staub und Tobler erinnert an Palmesel zu Schwyz, Someri etc.

Im Grossen und Ganzen waren aber derlei Aufzüge vom Volke, selbst von Andersgläubigen sehr gerne gesehen, sie wurden zum Volksfeste, zur Dult, wie z. B. in Salzburg, wo der Nonnberger Esel, von dem es hiess, er trage den Werth eines Königreiches an sich, grosse Massen anlockte. Im Jahre 1609 klagte die Synode von Appenzell-Ausserrhoden »vil jung Volk laufe am Palmsonntage ins Kloster zu St. Gallen, daselbst den Esel zu sehen«. Schon Fischart schrieb: »Kompt er dann wieder, da ist Frewd in allen Gassen«. An vielen Orten bildet der Palmesel auch eine rechte Kinderlust. Wie freuten sich die schwäbischen Kinder auf den »Palmeselis-Tag im Hirschemer Käppele«; man setzte nämlich in der Kapelle zu Hirschau die kleinen Kinder auf den Esel und liess sie etwas reiten. Auch auf dem Konstanzer Esel durften die kleinen Buben und Mädeln gegen Entrichtung eines Kreuzers reiten, wodurch die Messner eine kleine Einnahmsquelle fanden. Dieses Vergnügen, welches nach Birlinger bis an den Abend dauerte, erfreute die Kinder um so mehr, als sie an diesem Tage auch von den Pathen allerlei Gaben erhielten. Ebenso war in Rothenburg a. N. und in Augsburg der Esel »vollauf von Kindern besessen«. In Rottenburg hieng das Gedeihen der Kinder vom Eselsritte ab, selbst das Berühren des Esels galt als gut. Im Augsburgischen »'s Jahreinmal« heisst es:

Wenn Ostern bald heran will kommen
Wird der Gebrauch in Acht genommen,
Dass unter die Kirchweih man geh'
Und ja den Palmesel seh',
Die Kinder auch darauf lässt reiten,
Gschicht's Jahr einmal, was solls bedeuten!

Der russische Etatsrath Weikard erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, dass man im Fuldaischen in des Esels Leib einige Zeit die gefärbten Eier für die Kinder legte.

In Österreich hielten nach Denis die Messner einen grossen Esel fertig, um gegen eine Erkenntlichkeit die Kinder darauf herumzuziehen.

Messner und Ministranten etc. zogen übrigens den Esel in verschiedenen Orten durch die Strassen, theils mit, theils ohne Gesang, und sammelten dabei Viktualien u. s. w. ein. Naogeorgus schreibt darüber:

Dazu ist auch den Kindern gach
Nachmittag zu dem messner lauffen,
Ein mass wein oder zwo im kauffen,
Das ern den esel volgen lass,
Den ziehen sie durch alle strass.
Etlich gesang auch darauff machen,
Die sich nit reimen zu den sachen,
Dennoch die leut sie hierin loben,
Mit ejern, brodt vnd gelt begoben.
Solch betteley zu hülff auch kümbt
Dem schulmaister der's halbtheil nimbt.

In Lienz war nach Beda Weber auch der Palmesel in der Kirche. »Nachmittag zog er mit in die Stadt, von Haus zu Haus, der Organist als Reigenführer an der Spitze, acht Knaben in Chorhemden neben ihm, zwei Männer den Wagen ziehend, einer schiebend und stützend hinterdrein, ringsum Wolken neugierigen Volkes — den Mantel Christi küssend. In jedes Haus, dessen Thür nicht zu klein, wanderte er ein, Christus in der Mitte, die Knaben ihn umringend, ein lateinisches Lied anstimmend. Ist der Sang vorüber, so erhielt der Organist vom Hauseigenthümer Geschenke an Geld und Naturalien, Feldfrüchte, Bretzen, Flachs, während die Dienstthuenden mit Wein und Branntwein erquickt wurden. Das Erträgniss war eine Zufallsgebühr des Organisten und Chorregenten, welcher Singknaben und Diener bezahlte. Die neueste Zeit hat den ganzen Umzug abgestellt.« Ich fragte mich an, was von dem Allen sich erhalten, und Pfarrer Hölzl antwortete freundlichst, »er habe noch von seiner Grossmutter davon gehört, bis in die zwanziger Jahre mag die Sache noch im Schwunge gewesen sein. Der Esel existiere nicht mehr, aber der Heiland sei noch am Dachboden des Pfarrhofes aufbewahrt«. In München war der Palmesel ebenfalls gebräuchlich. Franz Trautmann lässt in seinen »Münchner Geistern« den Palmreiter sagen:

Ja, weisst denn nit, was Brauch da war
All so viel hundert, hundert Jahr?
Nach Mittag auf den zweiten Schlag,
Grad vor dem lieben Palmentag,
Da sind die Knäblein aller Enden
Gekommen, Palmzweig in den Händen,
All mit Gesang und frummer Bitt,
Und unsern Herren in der Mitt',
Der war von Holz geschnitzt gar fein,
Thät sitzen auf seim Eselein;
So zogen wir bei jedem Wetter
Um unser Frauen und St. Peter.

Zu Partschendorf in Mähren wird nach einer Mittheilung Prof. Heilmayr's ein Ministrant auf den Esel gesetzt, den dann der Messner im Dorfe herumführt und dabei Opfergaben einsammelt.

Die im »Bayerlande« mitgetheilte Nürnberger Gottesdienstordnung aus dem 15. Jahrhundert besagt: »Am Pfinztag vor dem Palmtag macht man die Schranken auf dem Kirchhof bei des Holzschuhers Haus zu dem Esel, und thut den Esel herab und sucht allen seinen Zeug und sieht, ob ihm etwas gebreche. Dann führt man ihn zwei oder drei Tag vor dem Palmtag in des Haller's Haus bis zum Palmtag; an diesem aber führt man ihn geziert in die Kirche und vor St. Johannis-Altar; allda setzt man zwei Schrägen und vier grosse Zinnleuchter und vier grosse Kerzen darauf, auch zwei Fähnlein mit weissen Kreuzen und sodann singt man die Tagmesse. An dem Palmabend läutet man mit der Sturmglocke zu der Vesper und schlägt auch damit zusammen, desgleichen zu der Metten und der Pfarrer steht am Palmabend zu der Vesper allein mit seinen Gesellen im Hof (Pfarrkapläne) zu Chor. Des Morgens an dem Palmtag soll man bei Zeiten eine Kohle anmachen zu dem Rauch und das kleine Kesselein mit dem Weihbrunnen und einen Wedel

nehmen und dieselben tragen auf den Predigtstuhl. Auch soll man nicht vergessen, dass man an dem Palmabend um 10 oder 15 Pfg. Palmen kaufe. An dem Palmabend setzt man die grossen Palmen, die im Chörlein sind, auf St. Lorenzen Altar, und man trägt keinen Rauch hinaus an dem Palmtag, wenn der Pfarrer auf den Kirchhof geht und man giebt dem Herrn die Palmen vor St. Lorenzen Altar in die Hände.«

In Dornbirn zog man, wie sich meine Mutter noch erinnert, den Palmesel ins Oberdorf. Landeshauptmann Adolf Rhomberg schrieb mir, dass dermalen aber weder Pfarrer Fink noch der Pfarrer von Oberdorf etwas davon wissen. Der alte Messner im Oberdorf dagegen erinnere sich noch daran, dass immer am Palmsonntage die hölzerne Figur eines Esels unter Processionsbegleitung der Schuljugend ins Oberdorf getragen wurde. Unter dem Jahre war dieser Esel in dem alten Hause von »Leist« (Messner Thurnherr) gegenüber dem Pfarrhofe im Markt aufbewahrt.

Nach der »Bavaria« war in Kastl, Dorf Pfaffenhofen und Umgebung bis in die neuere Zeit noch die Palmeselfahrt im Schwunge. »Am Nachmittag des Palmsonntags war den Buben, welche das Jahr über Ministrantendienste verrichteten, das Vorrecht eingeräumt, einen hölzernen Palmesel in Procession von Haus zu Haus zu führen. Eines der Bürschlein sass auf dem Esel und hatte die Rolle des Heilandes zu spielen. Die übrigen zogen den Esel oder bildeten das Geleite und sangen das Gloria laus, wofür ihnen dann aus den Häusern Bier, Brod, Semmeln und kleine Münze gereicht wurde.«

Die Singknaben in Beilngries zogen noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts gegen Geschenke von Bratwürsten, Brod und Flachs mit dem Palmesel im Dorf herum.

In der Einleitung von Meidingers Landshut (II. B.) lesen wir: »Der Palmesel hatte bis auf mehrere Jahre zurück (Ende des vorigen Jahrhunderts) eine nicht kleine Rolle unter dem Namen dieses guten alten Herkommens zu spielen. Jeder vernünftige Mensch, dem die Religionsgründe bewusst waren, sah nichts anderes als ärgerliches Wesen. An den meisten Orten wurde schon am Vorabend des Palmsonntages Christus der Herr, reitend auf der Eselin, aus der Pfarrkirche mit dem Schlage 12 Uhr gebracht, und Kinder mit dem Schnuller in dem Munde, rück- und vorwärts dem — — Heiland aufgesetzt, und andere auf die bereiteten Bänke gebracht. Hier in Landshut zogen ihn die Ministranten und sie durchwanderten unter dem unharmonierenden Missklang: »Pueri Hepraeorum« alle Gassen und Strassen der Stadt; Messner und Kirchendiener besorgten das Auf- und Absteigen der kleinen Passagiere, wofür eine Station von 40—50 Schritten schon wieder bezahlt werden musste und so gieng es am Vorabend, wie am Sonntag selbsten, in einem Trott fort. Christus wurde mit Sträussen und Blumen geziert und dann von den Bäckerfrauen mit den besten und schmackhaftesten Eyerkränzen so dicht behängt, dass man wegen Menge dieser Anhängseln, Mädchen und Knaben vor- und rückwärts beladen, den Heiland kaum mehr ansichtig werden konnte. Gleichwie nun noch keine Reise oder Caravanne unternommen wurde, wo nicht die Arbeiter Erfrischungen unterwegs zu sich nahmen, so war es bei diesem heiligen Zuge umsoweniger zu vermuthen, als die Bräuers- und Wirthsleute schon mit Kannen Bier dem Palmesel-Convoy entgegengiengen und Erfrischungen darboten; daher es noch alle Jahre geschah, dass ausser dem Heiland und Esel niemand anderer nüchtern zurückkam. Als nun für Messner und Kirchendiener die traurige Stunde schlug, dass diese, im Grunde überaus schöne, aber leider sehr missbrauchte Ceremonie auf immer eingestellt seye, dann schrie der Messner, ein ehrlicher, armer Schlucker: »Jetzt bin ich verlohren! Drey Gulden gab ich heuer dem Mahler für das Renovieren und nun sind sie weg. Eyerbretzen, Eyer,

Armkränze, rothe Eyer, alles ist weg, so ich von diesem Zuge sonsten erhielt!« — »Das ist noch immer zu verschmerzen!« schrie der Küster mit starren Augen, »aber das Kunststück dem Volke auf ewig entziehen und im Sandstadl vermodern lassen, das liegt mir auf der Brust, als läge der sechsthalb Zentner schwere Schwengel der Propstenglocke auf mir selber! Denn es ist zu wissen, dass Christus der Herr und der Esel aus einem Stücke sind, und solche Palmrösslein werden ihrer wenige oder gar keine sein!« — »Das ist wahr, aber unverzeihlich, dass man alles so Gute auf das Äusserste missbrauchte; es ist ein Kunststück!«

Dass in Bregenz auch der Brauch einmal geherrscht, zeigt eine Strophe aus Hagen's Kinderhimmel:

Mir hond is am Palmsonntag als Esel bruche lo,
Chorhemmed treit und Seve und uff em Kopf a Kro,
An Eäbheukro voll Goldschumm und voara a Goldkrüz dob,
Und hic est, qui ventürüs est gsunge fein und grob.

Das Bregenzer Landesmuseum besitzt einen Palmesel und ich erhielt durch Vermittlung des Landeshauptmanns Rhomberg durch Herrn Oberbezirksarzt Dr. Jodok Bär nachstehende freundliche Mittheilung: »Der Palmesel, der unserm Museum einverleibt ist, stammt aus der alten Kirche in Egg (Bregenzer Wald). Der Esel hat ohne Gestell eine Höhe von 85 *cm* und eine Länge von 1·50 *m*. Der Palmesel mit der darauf sitzenden Christusfigur hat eine Höhe von 1·50 *m*. Christus hat einen feierlichen Gesichtsausdruck, der Kopf ist lang und schmal, mit langem Bart und langen, schlichten, rückwärts über die Gewandung herunterreichenden Haaren. Der Kopf trägt eine Krone mit acht Zinken. Die Darstellung macht einen eigenthümlichen Eindruck. Christus segnet mit der rechten Hand und leitet den Esel mit der linken. Die technische Ausführung ist allerdings keine künstlerische, lässt aber doch erkennen, dass ein geschulter Bildhauer das Werk in Holz geschnitten. Nach dem Christuskopfe und der Gewandung gehört die Darstellung dem gothischen Stile an und dürfte die Gruppe bald nach Erbauung der alten Kirche in Egg gefertigt worden sein, d. i. im 14. Jahrhundert. Sehr alte Leute erinnern sich noch, dass der Palmesel am Palmsonntage nach der Feier der Palmenweihe um die Kirche in Procession geführt wurde, während die Andächtigen mit ihren Palmen den Esel berührten.«

Einen Palmesel aus dem Bregenzer Walde besitzt auch das Grazer Museum. Ich wandte mich seinetwegen an meinen Amtscollegen Dr. L. Mayr, der mir Folgendes antwortete: »Herr Director Becher war sehr zuvorkommend und führte mich sogleich zum Palmesel und gab mir nachstehende Auskunft: Seinen Erkundigungen nach sei in Steiermark ein Umzug mit dem Palmesel nicht mehr gebräuchlich — auch Dr. Schlossar behauptet dies. — Vor zehn Jahren habe er (Becher) in Aflenz auf dem Dachboden der dortigen Kirche unter altem Gerümpel auch einen Palmesel gesehen. Er habe ihn fürs Museum zu erwerben gesucht, aber vergeblich. Als er voriges Jahr wieder nach Aflenz gekommen, war der Esel schon an einen Juden verkauft. In Anbetracht nun, dass in Steiermark wirklich einmal ein Palmesel existierte, habe er einen solchen in Bregenz gekauft und als Muster im Museum aufgestellt, zumal er mit dem aus Aflenz aus gleicher Zeit stammte (15. Jahrhundert). Der gothischen Charakter zeigende Palmesel ist nicht mehr ganz erhalten. Das Gesicht ist in mittelalterlich realistischer Weise polychromiert. Christus hat eine niedere goldene Krone, auch der Saum des Kleides ist vergoldet. Die Gruppe ist ca. 1·40 *m* hoch, aus Lindenholz geschnitzt.«

Maximilian Schmidt schildert in seinen »Glasmachersleuten« den Brauch des bayrischen Waldes: »Von den Ministranten der Pfarrkirche werden eine Menge

von kleinen zierlichen Palmbüscheln zusammengebunden und auf weisse Haselnussgerten gesteckt. Nachdem diese Palmzweige die Weihe erhalten, werden sie von den Ministranten in kirchlichem Habit von Haus zu Haus getragen. Einer der Knaben trägt dabei ein hölzernes Christusbild, welches mit einem rothen Mantel, einer Blumenkrone etc., ein zweiter trägt den Vorrath von Palmen etc. Man nennt die Knaben gemeinhin »Pueribuben«. Sie wandern von Haus zu Haus, stellen den Christus auf den Tisch und singen das Pueri-Lied:

Jesus in das Haus reitet ein
Demütig auf einem Eselein.
Schämet euch, ihr stolzen Weltkinder!
Ihr richtet alles auf den Schein,
Geprangt, gespitzt muss alles sein,
Das gefällt Gott nicht, o Sünder! etc.

An mehreren Orten des Bayerwaldes haben die Ministranten einen aus Holz geschnitzten Esel, worauf sich der göttliche, festlich geschmückte Reiter befindet. Während der Palmweihe steht dieser Reiter in der Nähe des Hochaltars, nach derselben wird er von Haus zu Haus gerädelt oder getragen. Am Palmsonntage selbst wird in der Regel nur im Pfarrorte der Palmesel herumgefahren; die folgenden Tage wandern die Ministranten mit einem einfachen Christusbilde über Land.«

Prunkhaft und lärmend gieng es bei der Palmprocession in Tirlemont her. Der Eselreiter hielt in der Hand einen Palmzweig, welcher mit Feigen, Rosinen und Oblaten belastet war, um welche die Strassenjugend sich balgte. In Brügge war die Procession noch abwechslungsreicher und spektakulöser.

Der Pfarrer von Windisch-Matrei[1]) berichtete im Jänner 1786 an das Salzburger Consistorium, »dass bishero allhier gewohnlich gewesen, den Palmesel am bemelten Sonntag Nachmittag nach dem Rosenkranz in Begleitung des Organisten und Pfarr-Messmers-Knechts in ihrem Kirchen-Anzug, zuerst in den Pfarrhof, alsdann zum hochfürstlichen Pfleghaus, ferners im Markt zu denen Beamten- und Bürgershäusern zu führen und überall einige Gesäzl aus dem Pueri-Hebraeorum zu singen, welche Verrichtung beiden miteinander 8 fl. in allem eingebracht.« Auf meine Anfrage, ob der Brauch noch etc., antwortete mir Dechant P. Unterpranger in Windisch-Matrei in freundlichster Weise: »Vom Esel selbst konnte ich nichts mehr in Erfahrung bringen, ob er noch vorhanden ist. Der Christus aber ist noch vorfindig in der Stube des Math. Klaunzer, vulgo Metzger im Markte. Er ist etwa eine Spanne unter dem Gürtel abgeschnitten, hält, wie ich selbst gesehen habe, die linke Hand so geschlossen, dass man ihm in dieselbe einen Palmzweig geben konnte, die rechte Hand etwas erhoben zum Segen ausgestreckt. Er wurde auf dem Esel sitzend, einen Mantel um die Schultern, auf einem Wägelchen mit einer Deichsel voran vom Calcanten Peter Praedatzer, vulgo Punz Peter, aus der Kirche bei der Procession gezogen, und zwar aus der Pfarrkirche um den Friedhof herum vor der Geistlichkeit. Als er das letzte Mal gezogen wurde, was ungefähr zwischen 1847—49 geschah, fiel der Esel um und das ganze Volk brach in ein Gelächter aus, weshalb er nicht weiter mehr herumgezogen, sondern in die Kirchenhütte geworfen wurde. Der Punz Peter wurde noch länger nachher mit der bissigen Bemerkung aufgezogen, dass er den Palmesel so schlecht gefüttert habe, dass er den Christus nicht mehr zu tragen vermochte, was demselben sehr unlieb gewesen sein soll: Ihr lacht, aber mich dunkts nicht fein! — Ältere Leute erinnern sich noch, dass der Wagen nie geschmiert wurde und daher ein Ächzen hören liess, als wolle er die Stimme des Esels nachahmen, was natürlich auch nicht zur Erbauung des Volkes gedient hat etc.«

Die Geschichte vom Unfalle des Matreier Palmesels erinnert an die ähnlichen Schicksale schwäbischer Collegen. Im zweiten Bande der Zimmerischen Chronik liest

[1]) Gerade als ich die Correctur besorgte, kam die Trauerbotschaft, dass Windisch-Matrei fast gänzlich niedergebrannt sei.

man: »Aber vil jar hernach, anno 1561, do hat ain caplon von Messkurch, genannt Hans Schwarzach, mit dem zunamen Spindler, auch den palmen geweicht zu Heudorf, dieweil aber der balmesel ganz klein gewest und sich des niemands versehen, do ist urplitzlingen ein grosser rude herzugeloffen, hat den esel und den Salvator darauf ins maul erwuscht und mit davon geloffen durchs volk. Die pauern haben im den wider abgejagt und ich glaub entlich, dass es der bös geist gethon oder angericht, domit er das arm baursvolk von seiner andacht zu einem gespött oder glechter bring. Hernach haben die bauren besser sorg zu irem balmesel gehapt.«

Im vierten Bande derselben Chronik erfährt man folgendes Abenteuer: »Bemelte von Leutkirch haben bei etlichen Jahren ein alten einspennigen Knecht gehapt, ein guets, alts mendle, hiess Christa! Der hat einsmals befelch von seinem herrn, das er uf palmabent den palmesel sollte helffen belaiten; die andern aber, die ime zugeben vom rath und die im helfen solten, waren villeicht im padt gewest und haben sich wol bezecht, das si in ainer weinfeuchte dem gueten alten mendle zu geschwind waren. Als er das oftmals an sie beredt und doch nit erhalten kunt, so stosst er zu letst den esel in einer ungedult von sich usen und sprucht uberlaut: Hurr, zum Teufel mit dem esel und mit euch allen! wer wolt euch kinden zulaufen und nachfolgen.« In Kirchhoffs Wendunmuth findet man ebenfalls einen ganz lustigen Palmeselschwank.

In Thauer bei Innsbruck findet die Palmeselprocession noch statt, und zwar nach dem benachbarten Rum; die Vorbeter und die Knaben, die den Esel ziehen, erhalten aus einer alten Stiftung Bretzen angewiesen. Meine Anfrage über Alter und Grösse des Esels etc. wurde nicht beantwortet.

In Lienz, von dessen pfarrlichen Palmgebräuchen bereits die Rede war, findet im Kloster der Dominikanerinnen auch heute noch ein Umzug mit dem Palmesel statt, auf welchen mich Pfarrer Hölzl gütigst aufmerksam machte. Mein Anfrageschreiben wurde durch die derzeitige Klostersekretärin M. Agnes Plattner in dankenswerther Weise ausführlich beantwortet. Sie schreibt: »In unserem Convente befindet sich noch der Palmesel und wird derselbe am Samstage vor dem Palmsonntag und an diesem Tage selbst herumgeführt. Aufgeschrieben ist darüber nichts, aber die Tradition besteht noch sehr lebhaft und erzählt: Auch ehemals stand der Palmesel im Winterchor, aber nicht auf der Stufe der Chorbrüstung, wo er jetzt sich befindet, sondern an der linken Seite des Altars auf einem ziemlich hohen, gegenwärtig in der inneren Sakristei noch vorhandenen Schemel.« Bei der einen der grossen Feuersbrünste, welche das Kloster anno 1613 und anno 1798 — bei welcher, lässt sich nicht sagen, da 1798 alle Bücher verbrannten — fand sich der Palmesel zur grössten Verwunderung unversehrt auf seinem Platze vor, nicht einmal die Kleider des Heilands, noch der den Schemel bedeckende Teppich waren verletzt, während alles rund herum zerstört war. Der Esel ist klein, misst inclusive Figur des Erlösers 43 cm in der Länge, 48 cm in der Höhe. 1881 hatte er noch das ursprüngliche Aussehen und herrschte der fromme Glaube, er nehme keine Farbe an. Als man ihn später einmal zur Reparatur des Räderwerks einem Manne übergab, glaubte dieser den Klosterfrauen eine freudige Überraschung zu bereiten, indem er die ganze Figur neu anstrich, und zwar nichts weniger als kunstgerecht. Dass die ehrwürdigen Frauen dadurch nichts weniger als erfreut wurden, lässt sich denken. Am Samstag vor dem Palmsonntag wird der Palmesel in der Mitte des Chores auf ein bedecktes Tischchen gestellt und mit Blumen umgeben. Die Figur des göttlichen Heilandes ist mit Seidengewändern bekleidet. Nach dem Abendessen zieht die Procession vom Chore aus, an der Spitze derselben trägt eine Schwester die am folgenden Tage zu weihenden Palmen (richtiger Weidenzweige mit Blüthenkätzchen).

Der Palmesel, von der Oberküsterin geführt, beschliesst den Zug. Die Procession begiebt sich in das Priorat und hält dort Station, wartend, bis der Palmesel nachkommt, der unterdessen alle Räumlichkeiten besucht hat, welche am Wege liegen. Die weisse Schaar setzt sich dann wieder in Bewegung und begiebt sich in das Noviziat, wo eine gleiche Station gehalten wird; die dritte Haltestelle ist im Refectorium und die vierte im Capitelsaal, von wo die Procession in das Chor zurückkehrt. Am Palmsonntage selbst ist die Procession kürzer.« Mutter Agnes erwähnt auch eines im Kloster befindlichen Bildes, das eine Procession mit dem Palmesel darstellt; es sei ihr aber dermalen nicht gelungen, selbes aufzufinden.

Wie bereits erwähnt, gelang es mir, in Puch bei Hallein einen Palmesel aufzufinden. Derselbe wird von einer Procession (ohne Priester) Samstags aus seinem Standorte abgeholt und unter Gebeten zur Kirche gebracht. Christus ist mit seidenen Gewändern etc. geschmückt. Am Sonntag wird der Palmesel processionaliter von vier Burschen um die Kirche herumgetragen, nicht gezogen. An der Procession betheiligen sich nur Mannsleute, welche Palmen, geschmückt mit farbigen Hobelspänen, Bretzeln etc., tragen. Die beiden Illustrationen zeigen die geschnitzte Gruppe und die Gruppe in »Parade-Adjustierung« für den Palmtag. Die Aufnahmen besorgte über Auftrag der Direction des Salzburger Museums Herr Werkmeister Anton Lösch. Für die gütige Überlassung dieser Aufnahmen und für andere werkthätige Unterstützung sei hiermit Herrn Director Dr. Alexander Petter der wärmste Dank ausgesprochen. Der Esel stammt aus Hallein. Geschnitzt mag er im 17. Jahrhundert sein. Christus ist 77 *cm* hoch, der Esel 98 *cm* hoch und 138 *cm* lang.

Den Imstern brachte eine solche Procession ihren Spitznamen »Suppenburger« ein. Bei einer Palmeselprocession auf den Calvarienberg brach der Esel und fiel durch den Schornstein eines im Schinderloche stehenden Hauses in den gerade über dem Feuer stehenden grossen Suppenkessel. Nun galt die Suppe als geweiht und die Imster rauften sich um einige Löffel derselben nicht wenig.

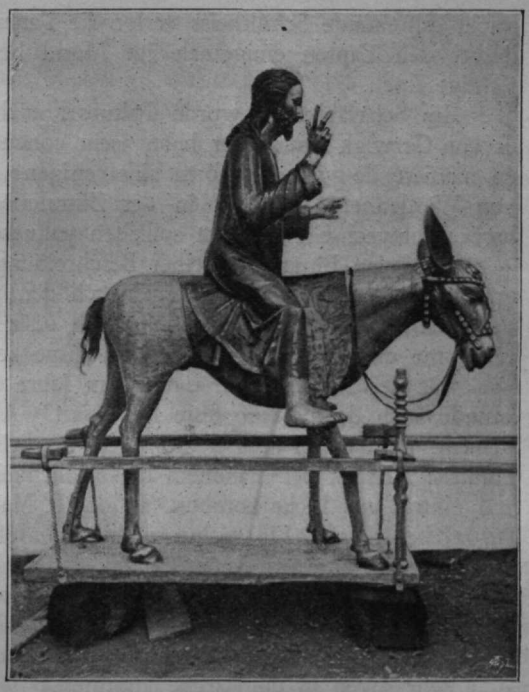
Der Palmesel ist auch in mancherlei Redensarten und Sprichwörtern vertreten. An vielen Orten wird derjenige »Palmesel« gescholten, der zuletzt mit seiner Palmstange aus der Kirche, nach Hause oder zu einem bestimmten Ziele kommt; im Unterinnthale der, welcher auf dem Heimwege seiner Palmlast erliegt. In Oberschwaben rennen am Palmtage die Knaben mit ihren Palmen aus der Kirche, um diese herum oder nach einem bestimmten Punkte; wer zuletzt kommt, ist für dies Jahr Palmesel. Wer in Ziegelbach als erster aus der Kirche läuft, heisst »Reifenschmecker«, wer als letzter, »Palmesel«. Jakobi erzählt, dass jener der Palmeselbegleiter, welcher bei einer bestimmten Liederstrophe als letzter das Chorhemd über den Kopf streifte, für ein Jahr der Palmesel war. Im Aargauischen Frickthal wird der Besitzer des grössten Palmens »Palmkönig«, spöttischer Weise auch Palmesel genannt. Nach Waizer nennt man in Kärnten die Palmträger überhaupt Palmesel. Im Elsass heisst der zuletzt aus der Kirche Kommende Palmesel.

Auch wer am Palmtage am längsten im Bette bleibt, erhält diesen Beinamen in Tirol, Salzburg, Oberösterreich, auf der Schwäbischen Alb, im Elsass etc.[1]) Recht protzig hochmüthige Leute, namentlich aber übermässig aufgeputzte bekommen ebenfalls häufig dies Epitheton; so in Wien. Schon Abraham a St. Clara sagt: »Die Weiber wollen nicht allein schön sein, sondern auch schön bleiben, ja wenn es möglich wäre, noch schöner werden. Darum zieren sie sich, wie der Esel am Palmtage.« Gistel schreibt: »Es giebt Stutzer, die lieber halbe Wochen lang nichts essen, nur

[1]) Nach P. Thass. Lehner's Mittheilung soll so ein Palmesel Mittags eine Extraspeise bekommen.

um Kleider zu haben, weil sie wohl wissen, dass man nur dann in Gesellschaften etc. etwas gilt, wenn man aufgeputzt ist, wie ein Altar in der Kirche an einem Feiertage, oder wie ein Palmthier.« In seinen vortrefflichen Bildern aus dem oberösterreichischen Volksleben sagt Dechant Purschka:

Was hast ins denn zuabracht? Dö paar Fetzen Gwand,
Dös d' anghabt hast, aufputzt i dein 'n Hohzattag
As wiar a Palmösel!



In Schwaben sagt man: »Machst a Gsicht wie der Palmesel«, ein dummhochmüthiges Gesicht. Im 16. Jahrhundert war Palmesel ein Schimpfname: ein rechter Palmesel, d. i. ein grober ungeschickter Mensch. In Kärnten hat sich Palmesel nur noch als Schimpfname — nach Lexer — erhalten. Im Elsass nennt man einen tölpischen Menschen so. Schuppius erklärte: »Auch andere Palmesel werfen mir vor, dass unterweilen ich Fabeln in meinen Predigten angezogen habe.«

Die Controverspredigten zu Augsburg nannte man »Palmeselpredigten«. Gansler spricht von Gelehrten, »die Triangulum von des Palmesels Spitzohren und Quadrangulum an dem Biertisch wahrnehmen«. Jean Paul erzählt von einem, »der vom Musenpferde abgesessen und auf das juristische Streitross gestiegen, — zuletzt hat er den geistlichen Palmesel beschritten etc.«

Die Schweizer haben das Sprichwort: ein Bremgarter Palmesel! Im Städtchen Bremgarten, erzählt Merkens, wurde von altersher am Palmsonntag ein hölzerner Esel in Procession herumgezogen. Bei einer solchen Gelegenheit fiel er einmal auf dem holperigen Pflaster um und verlor dabei seinen schlecht eingeleimten Schwanz. Schnell wurde der Esel, der sonst ganz geblieben war, wieder aufgerichtet, und auch der hinter ihm in vollster Amts-

tracht schreitende Schultheiss verlor die Fassung nicht. Er hob den Schwanz auf, drehte den Zapfen einigemale im Mund herum und steckte ihn dann wieder ins richtige Loch.

Im Schwäbischen wurde Palmesel auch für Concubine gebraucht; so heisst es von Gerwigk Plaurer, er habe »sein concubin oder balmesel mit auf die reichstäg en maniere de guisse, in form ains reisigen« mitgenommen. Auch von den Grafen von Werdenberg heisst es in der Zimmerischen Chronik »sie heten ain wunderbarlichs abwechseln mit eim sollichen palmesel.«

Sebastian Bürster in seiner Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630—47 erzählt, dass dem General Merci durch den »Trummenschlager« angezeigt worden, »er solle nur frisch halten, wölle bald oder uff den Palmentag den palmen spülen mit ihme und villeicht uff esseln zu ihme kommen«. (1. März 1644.)

Da der Palmesel nur einmal im Jahre aufgeführt wird, bildete sich im Volksmunde auch daraus eine feste Redensart. Abraham a St. Clara meint: »Die Rechtlichkeit und der Palmesel kommen jährlich nur einmal ans Licht.« Sutor sagt ähnlich: »Es ist bei manchem die Redlichkeit wie der Palmesel, welcher im Jahr nur einmal ans Licht kombt.« In des P. Mauritius Nattenhusanus »Homo simplex« (1701) heisst es: »Ein rechte züchtige Jungfrau muss sein wie der Palmesel, der lässt sich im Jahr nur einmal sehen.« Der Klosterspiegel schreibt: »Er hat's wie der Palmesel und der Fürstabt, er lässt sich das Jahr nur einmal sehen in der Kirche.« Wander citiert das Sprichwort: »Er ist ein Vagant wie der Palmesel, der sich alle Jahre einmal sehen lässt«; desgleichen: »Mit dem Palmesel ein Privilegium haben, d. i. sehr selten in die Kirche kommen.«

Eine alte Redensart ist auch die: »Selbst der Esel, auf dem Christus ritt, kommt nicht in den Himmel.« Nur Mohammed hat ihm ein Plätzchen darin zugesagt. Bei Eiselin lesen wir: »Da soll der Palmesel nicht hülzen sein, wenn es nicht wahr ist!«

Auch das Räthsel macht sich mit dem Palmesel zu schaffen: »Was ist das: er diente Gott, that keine Sünde und ist doch nicht selig geworden!« oder ähnlich: »Ohne Sünde geboren, ohne Sünde gestorben und doch nicht selig geworden.« Ein anderes Räthsel fragt: »Wann ist Christus auf einem Beine gestanden?« — »Als er auf den Esel stieg.«

»Von welcher Seite ist Christus auf den Esel gestiegen?« »Von keiner; sie setzten ihn darauf.« Dieselbe Antwort folgt auf die Frage: »Mit welchen Fusse stieg Jesus zuerst auf den Esel, als er in Jerusalem einreiten wollte?«

»Weil das Palmthier eigentlich eine Eselin war«, sagt man in Oberbayern: »am Palmsonntag hätten die Weiber ihren Tag«, wie Höfler, Gistel, Zipperer etc. berichten. Auch Abraham a St. Clara sagt von einem Dummkopf: »Sein grösstes Fest ist am Palmsonntag.« In Illereichen sagt jeder zu dem, der ihm begegnet: »I wünsch dir Glück!« — »Ja warum?« — »Ja woisch denn net, dass heut der Palmeseltag isch?«

In alten Kalendarien war der Esel das Zeichen des Palmtages, so auch in Spangenberg's Ganskönig, in welchem die Austreibung des Palmesels mit dem Papireum in drastischer Weise geschildert ist.[1])

Salzburg, Frühling 1897.

[1]) Nachweise über hier nicht verzeichnete Palmesel und Einschlägiges erbittet der Verfasser der Abhandlung unter seinem Namen nach Salzburg. Auch die geringfügigste Mittheilung wird dankbarst angenommen.

Aus dem Alpenkranze des Defereggerthales.

Von

L. Purtscheller.

Allgemeines.

Es ist nicht mehr verfrüht, wenn sich der Schleier über ein Alpengebiet lüftet, das in touristischen Kreisen allgemein als eine Terra incognita gilt, und über welches die alpine Literatur bisher nur sehr wenige Berichte gebracht hat. Einer oceanischen Felsinsel gleich, in geheimnissvoller Vereinsamung und ohne jeden Verkehr mit der Aussenwelt, so drängt sich diese Gebirgswelt zwischen die schneeleuchtenden Wälle der Hohen Tauern und die wildphantastischen Gestalten der Dolomiten hinein.

Als Verehrer dieser schönen, wenig bekannten Gebirgswelt und in dankbarer Gegenleistung für dort erlebte, erinnerungsfrohe Tage, vor allem aber im Interesse der Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V., die einen Besuch durch auswärtige Alpenfreunde freudig begrüssen würde, erlaube ich mir in dem gedrängten Rahmen dieser anspruchslosen Arbeit einige Skizzen aus den Bergen des Defereggerthales und seiner Nachbargebiete, über die Bevölkerung, über Erwerbsverhältnisse, über Sitte und Tracht, über Wanderziele und Raststätten mitzutheilen. War mir ein Theil dieses Alpengebietes schon vor Jahrzehnten bekannt, so gelang es mir doch erst in den letztverflossenen Jahren, einen genaueren Einblick in den ganzen Gebirgscomplex zu erhalten, und die folgenden kurzen Winke sind das Ergebniss dieser Forschungen.

Der touristische Theil der Arbeit, dem, wie billig, der grössere Umfang eingeräumt ist, umfasst folgende Alpengebiete: 1. Das Villgrater Gebirge, mit minderer Berechtigung auch Deferegger Gebirge genannt; 2. die der südlichen Venedigergruppe angehörigen Kämme der Panargen- und der Lasörlingspitze, und 3. den östlichen Theil der Rieserfernergruppe, soweit derselbe in die Bergumrahmung des Defereggerthales gehört.

Wenn ich hier, in Übereinstimmung mit Böhm's Eintheilung der Ostalpen, statt des Namens Deferegger Gebirge die Bezeichnung Villgrater Gebirge wähle, so liegt der Grund darin, weil das bei Sillian in das Pusterthal ausmündende Villgraterthal mit seinen Verzweigungen am tiefsten in diese Gebirgsgruppe einschneidet und dieselbe nahezu halbiert, während das Defereggerthal, ähnlich wie das Drau-, Isel- und Antholzerthal, unser Alpengebiet nur an der Aussenseite berührt.

Das Villgrater Gebirge wird südlich vom Pusterthal, nördlich von der Schwarzach (Defereggerbach), westlich von dem Antholzer- und Stalleralpbache, und östlich von der Isel begrenzt. An grösseren Innenthälern sind in dieser Gebirgsgruppe ausser dem Villgraterthale noch das in das Pusterthal ausmündende Gsieser-, das Burger-

und das Willfernerthal, und für die Nordseite das Michlbach-, Grünalp-, Zwenewald-, Bruggeralp-, Ragötzen- und Laperthal zu nennen, deren Gewässer der Isel, beziehungsweise der Schwarzach zufliessen.

Der Panargen- und der Lasörlingkamm, wie wir diese Gebirgstheile kurzweg bezeichnen wollen, bilden die nördliche Umrandung des Defereggerthales. Zwischen beiden Kämmen schneidet das bei St. Jakob ausmündende Trojeralpthal ein, das neben dem östlich angrenzenden Hochthälchen des Tegischer Bachls die einzige grössere Thalfurche im Südabfalle dieses Gebirgsstockes darstellt. Westlich wird der Panargen- und der Lasörlingkamm von dem Schwarzachthale, östlich von dem Iselthale und nördlich von dem Virgen- und Umbalthale umschlossen. An der Nordseite, gegen die letzten zwei Thäler, ziehen von dem Lasörlingkamme das Daber-, das Gross- und Kleinbach-, das Lasnitzen-, das Mullitz- und das Steinkarthal herab.

Die tiefste tektonische Gebirgssenke unseres Alpengebietes ist das von Westen nach Osten ziehende, im obersten Theile nordwestlich umgebogene Defereggerthal, das in diesem Alpengebiete dieselbe Rolle spielt, wie etwa das Zillerthal für die Zillerthaler, und das Stubaithal für die Stubaier Alpen. Im Herzen dieser Gebirgswelt gelegen und als Standort und als Ausgangspunkt für die meisten Touren in derselben geeignet, gehört es bei einer Gesammtlänge von 40 *km* zu den grössten und beachtenswerthesten Seitenthälern der Hohen Tauern. Von seiner Sohle können wir direkt zu den höchsten Felszinnen des Villgrater Gebirges, zu den Felsscheiteln des Panargen- und des Lasörlingkammes, auf die Eisfelder der Rieserfernergruppe, zu der Röth- und Daberspitze emporsteigen.

Nicht durch eine stolze Reihe von Dreitausendern, auch nicht durch hohe, firngekrönte Kämme und ausgedehnte Gletscherreviere ist unser Alpengebiet ausgezeichnet. Nur der Panargen- und der Lasörlingkamm besitzen, abgesehen von der hier nur kurz berührten Rieserfernergruppe, einiges Eisgehänge; das Villgrater Gebirge dagegen weist nur einzelne, perennierende Firnlager auf, die ein Ergebniss angewehter, winterlicher Schneemassen sind. Aber dafür erfreut sich unser Alpengebiet wieder anderer Eigenthümlichkeiten, die diesen Mangel aufwiegen, Vorzüge und Besonderheiten, in denen sich so recht die Vielgestaltigkeit und der Formenreichthum des Berglandes Tirol ausspricht. Es ist ein Gebirge von ernster, plastischer Felsarchitektur, ausgestattet mit zahlreichen Matten und Almtriften, voll springender Quellen und silberdampfender Cascaden. Und ebenso zahlreich wie die Wasserfälle und die jungen Bäche sind die tiefgrünen, blauen oder grünlichblauen Hochseen, die des Schöpfers Hand so reichlich über unser Alpengebiet ausgestreut hat. In ihren krystallhellen Spiegeln geben sie die ganze Bergumgebung mit all ihren grünen Gesimsen, dunklen Schluchten, blinkenden Schneefeldern und jähen Felsterrassen wieder. Ernst und verschlossen, stimmen sie vortrefflich zu dem Geiste der Felslandschaft. Und wie das Kitzbüheler Gebirge an der Nordseite der Venedigergruppe, ebenso gilt unser Alpengebiet durch seine überaus günstige Lage als ein Hochbelvedere ersten Ranges, als ein herrliches »Lueg ins Land«. Auch diese Gebirgswelt ist, um mit Schaubach zu sprechen, »ein Schaugerüste, hingestellt zwischen die Kalkalpen und das Centralgebirge«.

Der Besuch der Deferegger Alpen, hier im zusammenfassenden Sinne genommen, sei insbesondere allen Denjenigen bestens empfohlen, die dem Andrange und dem Lärm der grossen Touristen- und Verkehrsmittelpunkte entfliehen wollen, die es vorziehen, sich selbst die Wege zu suchen, und des Hochgefühles sich erfreuen wollen, allein zu sein in der stolzen, kraftvollen Natur. Für erhöhte Ansprüche ist allerdings nur in den grösseren Ortschaften einigermaassen gesorgt; wer aber einfache Verhältnisse vorzieht, der wird sich in diesen Bergen sehr wohl fühlen und von der Billig-

keit des Gebotenen überrascht sein. Denn gerade in der Verzichtleistung auf die gewohnten vielerlei Bedürfnisse des städtischen Lebens liegt ein Grosstheil des erzieherischen Werthes einer Alpenreise. Ich habe geglaubt, dass das Land Tirol mit seinen vielen vorzüglichen Gasthäusern, seiner anerkannt guten Küche und seinen vortrefflichen Weinen — Dinge, die es in der weiten Welt zu Ruf und Ansehen gebracht haben — die Kraft und die Widerstandsfähigkeit besitzt, auch die zugereisten Sommergäste für seine altbewährten, gut bürgerlichen Einrichtungen zu gewinnen, dass sich die Fremden eher an seinen Ton gewöhnen möchten, als umgekehrt. Statt dessen aber sucht man durch allerlei künstliche Mittel, durch Reclame- und Werbebureaus in verschiedenen Weltstädten, durch Veranstaltung von internationalen Ausstellungen ein an luxuriösen Lebensgenuss und raffinierten Comfort gewöhntes, überaus anspruchvolles Publicum anzulocken, eine übersättigte, gelangweilte Welt, der die Natur auf Theatercoulissen unstreitig besser gefällt.

Aus all' diesen Gründen wird der wahre Natur- und Alpenfreund auch den bisher weniger beachteten Gebieten, wie den Deferegger Alpen, seine Theilnahme zuwenden, auch wenn diese nur bescheidenere Schönheiten aufweisen sollten. Der Bergsteiger, der geübte wie der weniger geübte Tourist, sieht sich hier vor eine Fülle von Aufgaben gestellt, die seinen Muth, seine Kraft und seine Geschicklichkeit in Anspruch nehmen, ohne dass er deshalb Gesundheit und Leben auf's Spiel zu setzen, oder sich, wie es heute vielfach Mode zu sein scheint, in unwürdige Kletterstückchen zu verbeissen braucht. Wer Stille und Öde liebt und aus ihr den Blick in die ringende und verlangende Welt, wer sich gerne in erhabene Gebirgsbilder vertieft und die wunderbaren Märchenträume zu deuten vermag, in deren Zauber diese Bergeshöhen so gerne versunken sind, den wird unser Alpengebiet nicht enttäuschen. Jetzt, in unseren Tagen, wo die alten Vorurtheile gegen die Alpinistik in verstärkter Weise wieder auftauchen, wo manch' leichtsinnig heraufbeschworene Katastrophe auch das Urtheil der Einsichtigen und Wohlwollenden trübt, darf der Idealismus für unsere Herzenssache, darf unser frohgemuther Kampf gegen die allgemeine Verweichlichung, gegen die erschlaffende Genusssucht des städtischen Lebens, gegen den alles ertödtenden Materialismus der breiten Menge nicht ermüden!

Und wie einst vor hundert Jahren, so gilt auch heute noch das Wort des grossen Olympiers Goethe: »Frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohlthat der Natur, und durch Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reissen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen!«

Das Defereggerthal, seine Nachbarthäler und Zugänge.

Unter den Thälern unseres Alpengebietes nimmt das Defereggerthal den ersten Rang ein. Von einem krystallhellen, forellenreichen Bergbache, der Schwarzach, durchzogen, mündet es bei Unter-Huben, gegenüber dem nördlich sich öffnenden Kalserthale, in das Iselthal aus. In mässig ansteigenden, weitausgreifenden Bogen überwindet das neu angelegte, schmale Fahrsträsschen die etwa 120 *m* hohe, tannenbekleidete Thalstufe, wobei es im oberen Theile den Blick auf den dumpf tosenden, weissgrün leuchtenden Bach und die jenseitigen Höhen freigiebt.

Bei den Gehöften von Ober-Huben treten die den Eingang beherrschenden Berghänge etwas zurück, und bald begrüssen uns die ersten, in vollem Blumenschmucke prangenden Almwiesen. Nach Überschreitung der »Hohen Brücke« zeigt

sich das kleine Dörfchen Bruggen und rechts der Weiler Dölach, dessen saubere Häuschen hoch an der Lehne hinansteigen. Die Strasse zieht weiter durch einen hochstämmigen, stattlichen Tannenwald, der das wüste Trümmerfeld eines alten Bergsturzes beschattet, und nach kurzer Weile taucht das hübsche Curatiekirchlein von Hopfgarten, 1104 *m*, aus dem Erlengebüsche auf. Das Dörfchen ist nicht ohne pittoresken Reiz, und das tiefe, goldglänzende Sepiabraun der alten Holzbauten stimmt vortrefflich zu dem grünen Feuer der Bergwiesen. Über die Thalöffnung blicken die schneeigen Hörner der Schobergruppe herein: der Grosse Rothe Knopf, der Hochschober, die Rothspitze und der Priak; sie verleihen dem heiteren Gebirgsbilde ein ernstes Relief.

Ein Stündchen geht es nun auf fast ebener Strasse thalein, dann treten die waldigen Berge wieder näher zusammen. Uns umschliesst der sagenberühmte Mellitzwald, eine wildromantische Schlucht, wo zur Winterszeit die Lawinen fürchterlich hausen. Wie das St. Veiter Pfarrarchiv erzählt, wurden hier 1695 nicht weniger als 18 Personen durch eine Schneelawine verschüttet, die grössere Anzahl der Leichen konnte erst drei Monate später, nach der Schneeschmelze, aufgefunden werden. Mit schreckhaftem Getöse stürzt die erzürnte Schwarzach von Klippe zu Klippe, es donnert der Fels und inmitten der springenden und fallenden Wasser wird der alte Spuk wieder lebendig, der sich an diese Einöde knüpft.

Bei der oberen Stanzerbrücke empfängt uns ein anmuthigeres Bild. Von aussichtsreicher Terrasse grüsst das kleine Bergdörfchen St. Veit, 1495 *m*, mit seiner weissblinkenden Kirche herab und im Hintergrunde erscheint das Defereggер Pfannhorn und das Almerhorn, und ganz rückwärts steigt über die waldbekleideten Vorhöhen auch der majestätische Hochgall empor. Gegenüber von Zotten, einer kleinen Häusergruppe auf der Thalsohle, donnert der prächtige Fall des Garitzenbaches. Sein Gedröhne vermischt sich mit dem Brausen der rings zu Thal stürzenden Bäche, und an ihnen stehen die kleinen Mühlen, die Zeugen einer uralten Cultur. Wie Hopfgarten, so gehört auch St. Veit zum Pfarrbezirke Windisch-Matrei. Auch hier sind die Gehöfte über eine Stunde in der Umgebung zerstreut und meist nur auf steilen Wegen erreichbar. Wir nähern uns dem Weiler Feld mit seinen blumengeschmückten Fenstern und Söllern, und dann tritt die Strasse in eine andere, kurze Thalenge ein, die ihre Entstehung dem Schuttkegel des Feistritzbaches verdankt. Zur Linken, auf weit ausschauender Terrasse, erhebt sich das gothische Kirchlein St. Leonhard, 1397 *m*, das ehrwürdigste Denkmal christlicher Cultur im Defereggerthale, und nun gewinnen wir auch den Ausblick auf St. Jakob, das vorläufige Endziel unserer Wanderung.

Beachtung verdienen auch die Seitenthäler, an deren Mündung wir soeben vorbeieilten. Sie gehören alle dem Villgrater Gebirge an, denn das linksseitige (nördliche) Gehänge ist, wie oben bemerkt, arm an Thaleinschnitten. Bei Bruggen mündet das Grünalpthal und bei Hopfgarten das Zwenewaldthal aus; das erstere ist durch seine ehemaligen Bergbaue und das letztere wegen seines wildromantischen Hintergrundes und seiner Hochseen von Interesse; weiter thalaufwärts folgen das Bichler-, das Kleinitzer-, das Gsaritzen- und das Stemeringeralpthal.

St. Jakob, der Hauptort des Defereggerthales, liegt in der Seehöhe von 1386 *m* in einem verhältnissmässig breiten, waldumschlossenen, von dem Silberbande der Schwarzach belebten Thalbecken, zu dem die steil absetzenden Berghänge einen ernsten, hochalpinen Rahmen abgeben. Ein Theil der Häuser, darunter ein grosses, kasernartiges Gebäude, das das Gemeindeamt und die Volksschule beherbergt, umsteht die schöne, neu renovierte Ortskirche, während die anderen Häuser sich längs des Thalbaches und an der nördlichen Berglehne angesiedelt haben. Die

Thalsohle ist an mehreren Stellen mit Geröllablagerungen und kleinen Sümpfen bedeckt. Der allseits herandrängende Schutt erhöht das Bett des Flusses und zwingt ihn zu mäandrischen Krümmungen. Eine Regulierung würde wohl Abhilfe schaffen, aber schwerlich die Kosten decken. Eine Viertelstunde unterhalb St. Jakob öffnet sich rechts das schöne Bruggeralpthal, über dessen schluchtartigem Ausschnitte das mächtige Felsgerüste der Rothspitze hoheitsvoll herabgrüsst, und unmittelbar bei St. Jakob an der linken Bergseite das Thal der Trojeralpe, an das sich östlich das Hochthälchen des Tegischer Bachls anschliesst. Oberhalb St. Jakob schneiden südlich in das Villgrater Gebirge das Ragotzen- und das Laperthal ein, und in weiterer Runde treten noch das Stalleralp-, das Patscher-, das Schwarzach- und Affenthal hinzu.

Wie aus Vorstehendem erhellt, eignet sich St. Jakob in vorzüglicher Weise als Ausgangspunkt für Excursionen aller Art. Auch darf der Tourist, der das Defereggerthal besucht, einer freundlichen, zuvorkommenden Aufnahme gewiss sein. Allerdings sind die Gasthäuser nicht für einen grösseren Fremdenverkehr eingerichtet, und die Forderung nach täglich frischem Fleische ist in Orten unerfüllbar, die jährlich kaum ein halbes Dutzend Reisende beherbergen. In dem Gasthause des Andrä Santner in St. Jakob wird sich übrigens jeder Alpinist sehr wohl fühlen. Verpflegung und Unterkunft verdienen alles Lob und die Preise sind sehr bescheiden. Herr Santner, ein Kind seines Heimatsortes, hat sich 15 Jahre in Handelsgeschäften in Cairo aufgehalten und dort eine liebenswürdige deutsche Lebensgefährtin gefunden, die jetzt an der Spitze des Hauswesens steht. Ihm ist es zunächst zu danken, dass die Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V. die Kinderkrankheiten glücklich überstand und nun einer besseren, verheissungsvolleren Zukunft entgegengeht. Ich wünsche nur, um mit Herrn Santner zu sprechen, dass er »um 20 Jahre jünger wäre«, damit ihm auch einige Früchte seiner beharrlichen Bemühungen zufallen möchten. Herr Santner ist ein vorzüglicher Kenner des Gebirges, das er in jüngeren Jahren als kühner, wetterharter Gemsjäger oft durchstreifte, und Touristen können sich bei ihm guten Rath holen.

Andere empfehlenswerthe Gasthäuser in St. Jakob sind das Bad Grünmoos (Besitzer Jos. Fankhauser aus Finkenberg im Zillerthale) und die Restauration O. Oppeneiger (bei der Post), welch' letztere aber keine Nächtigung bietet. Auch das Gasthaus Kröll (Besitzer Jos. Gatterer) steht den Reisenden zur Verfügung. In den anderen Orten des Defereggerthales sind folgende Gasthäuser zur Einkehr geeignet: Erlsbach: Stumpfer (Besitzer Christ. Kleinlercher); Zotten: A. Kleinlercher; Hopfgarten: Jos. Hintner.

* * *

Der bequemste, wenn auch nicht der kürzeste Zugang in das Defereggerthal ist der oben skizzierte Thalweg, der in Unter-Huben von der Windisch-Matreier Poststrasse abzweigt. Man rechnet von Huben bis St. Jakob zu Wagen vier Stunden, doch wird ein rüstiger Fussgänger ebenso rasch fortkommen.

Wer vom Unter-Pusterthal kommt, wendet sich bei der Eisenbahnstation Olang dem Antholzerthal zu und nimmt den Weg über den Staller Sattel, 2055 *m*. Von der Westseite ist dies die schönste und kürzeste Einbruchsroute. Die anfänglich etwas einförmige Scenerie entwickelt sich thalaufwärts zu einem wildgrossartigen, echt alpinen Hochgebirgsbilde, dessen Hauptreize die drohenden Felsabstürze und Firnkare der Hochgallgruppe und die Antholzer Seen sind. Auch der Abstieg durch das Stalleralpthal nach Erlsbach und St. Jakob, an rauschenden Sturzbächen und blühenden Bergwiesen vorüber, mit gelegentlichem Blick auf die Schneehörner der Schobergruppe, bietet Genuss.

Ein anderer, allerdings viel weiterer, aber landschaftlich gleich anziehender Weg nach Defereggen führt von Taufers durch das Rain- und Knuttenthal auf das Klammljoch, 2291 *m*, und über die Jagdhausalpe nach St. Jakob. Wir erfreuen uns

auf dieser Wanderung des Einblickes in die Rieserfernergruppe und einer Fülle der schönsten und abwechslungsreichsten Bilder.

Einen vierten Zugang in das Defereggerthal eröffnet das bei Welsberg in das Pusterthal ausmündende Gsieserthal. Dieses mit Wäldern, Almweiden und Berghöhen reich ausgestattete Hochthal schneidet mit seinen Verzweigungen, worunter das schöne Karbachthal, tief in das Villgrater Gebirge ein und kann bei einer Durchstreifung desselben nicht übergangen werden. Das geeignetste Standquartier im Gsieserthale ist das Dörfchen St. Martin, 1306 *m* (Gasthaus Jos. Kahn empfehlenswerth), das man von Welsberg in 2½ Stunden erreicht. Von hier führt der Weg an dem mit einem sehr zierlichen gothischen Kirchlein geschmückten Dörfchen St. Magdalena, 1398 *m*, vorüber, in drei Stunden auf das von weitem sichtbare Gsieser Thörl, 2200 *m*, empor und durch das Laperthal in zwei Stunden nach St. Jakob. Mit dem Übergange über das Gsieser Thörl lässt sich die Ersteigung des aussichtsreichen Deferegger Pfannhorns, 2820 *m*, verbinden, zu welchem Zwecke man auch in der Oberberg-Alm (Taschler-Hütte), 1983 *m*, übernachten kann.

Von noch grösserer Bedeutung, nicht nur für allerlei Jochübergänge nach Defereggen und in die benachbarten Alpenthäler, sondern auch für die Bereisung des Villgrater Gebirges selbst ist das bei Schloss Heimfels unweit Sillian sich öffnende Villgraterthal. Ein stürmischer, wasserreicher Bergstrom, der Villgrater Bach, drängt sich durch die schluchtartige Mündung, deren engste Stelle »im Lueg« heisst, hervor. Das erste Örtchen, das uns bewillkommt, ist Ausser-Villgraten, 1279 *m* (Gasthaus Peter Leiter, einfach und billig), bei dem rechts (nordöstlich) das Winkelthal abzweigt. Das Hauptthal zieht nordwestlich nach dem Dörfchen Inner-Villgraten, 1375 *m*, fort (Gasthaus Achhammer empfehlenswerth) und behält seinen Namen bis zur Einmündung des Kalksteiner Baches, um dann die Bezeichnung Arnthal anzunehmen.

Das Villgraterthal gehört mit seinen Verzweigungen zu den wenigst bekannten Hochthälern Tirols. Nach historischen Überlieferungen diente Inner-Villgraten im Anfange des 12. Jahrhunderts als Weideplatz für die Herden des Klosters Innichen. Im Jahre 1146 übergaben der Decan und die Conventualen zu Innichen ihrem Vogte, dem Grafen Arnold von Mareit, eine Strecke Bodens in »Valgrat«, damit er denselben durch seine Leute urbar mache. Als Grenze wurden die Bäche »Swarzaha« (jetzt Villgrater Bach) und »Siligona« (jetzt Winkelbach) festgesetzt. Sowohl das Winkel-, als auch das Villgrater- und Arnthal sind in ihrem unteren Theile ohne hervorragende Reize und von waldigen Vorbergen eingeschlossen, aber in ihren Hintergründen bergen sie eine Fülle hochalpiner, wildgrossartiger Bilder, die zu den beachtenswerthesten unseres Alpengebietes gehören. Welche Wichtigkeit diese Thäler als Ausgangspunkte für Gipfeltouren besitzen, wird später klargestellt werden. Hier sei nur erwähnt, dass man von Inner-Villgraten über die Krimper-Scharte, 2442 *m*, nach St. Martin, über das Kalkstein-Jöchl, 2350 *m*, und die Pfoi-Scharte, 2557 *m*, nach St. Magdalena und über die Wegelet-Lenke oder das Villgrater Thörl, 2510 *m*, nach St. Jakob absteigen kann. Von Ausser-Villgraten können wir durch das Winkelthal über die Ochsen- oder Sand-Lenke, circa 2650 *m*, in das Bruggeralpthal, über das Walder- oder Gsariken-Thörl, 2566 *m*, nach St. Veit und über das Arn-Schartl, 2635 *m*, in das Burgerthal gelangen, womit jedoch die Zahl der Gebirgsübergänge noch lange nicht erschöpft ist. [1])

[1]) Die Jochübergänge tragen in den angrenzenden Thälern oft ganz anders lautende Namen, wodurch mancherlei Missverständnisse herbeigeführt werden. In obiger Aufzählung ist der erste Name als die Villgrater, der zweite als die Deferegger Bezeichnung anzusehen. Das Villgrater Joch, über das Fräulein Anna Magdalinski in der Österreichischen Alpenzeitung 1897, S. 16, in sehr dankenswerther Weise berichtet, wird im Villgraterthal »Beim Kreuzl« genannt; s. Näheres rückwärts.

Ohrenspitzen Riepenscharte Hochgall

Gezeichnet von A. Heilmann

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Das oberste Patscherthal mit dem Hochgall.

Bewohner, Erwerbsverhältnisse, Volkstracht, alte Bergbaue und Geschichtliches.

Die Defereggen sind ein stattlicher, kräftiger und schöner Menschenschlag. Weniger vortheilhaft ist es mit dem weiblichen Geschlechte bestellt, dem in Abwesenheit der Männer die schweren Arbeiten in Haus, Stall und Feld obliegen. Unter den Männern begegnen wir oft wahren Hünengestalten, breitschulterigen, schlank gebauten Staturen mit schönen Vollbärten und edlem Gesichtsausdruck. Der Defereggen ist klug, speculativ, berechnend, es fehlt ihm nicht an Mutterwitz und an gesundem praktischen Verstand; er erlernt, wenn er sich auf die Handelsschaft begiebt, fremde Sprachen mit Leichtigkeit. Schon die Kinder in der Volksschule verrathen, wie mir Herr Oberlehrer A. Unterkircher in St. Jakob mittheilte, eine ungewöhnliche, die Stadtkinder übertreffende Begabung. Der Defereggen gleicht, was geistige Veranlagung und Regsamkeit betrifft, seinem entfernten Landesnachbar, dem Vorarlberger, mit dem er auch den Sinn für industrielle Thätigkeit theilt. Aber wenn ihn auch seine Geschäfte, die Gunst oder die Ungunst der Verhältnisse in alle Lande entführen, so kehrt er doch gerne wieder in seine Berge zurück. Auch der vom Glücke begünstigte Händler nimmt, wenn er wieder die Schwelle seines Hauses betritt, an der ländlichen Arbeit Antheil und pflegt altererbten Brauch und herkömmliche Sitte; in seinem Heimathsthale ist er schlicht und anspruchslos, er giebt sich mit der kärglichen Nahrung zufrieden und lebt gerade vor sich hin. Der dampfestolle Fortschritt der Zeit, der rasselnde Weltverkehr dringt nicht in das stille Thal.

* * *

Die Unzulänglichkeit der Erwerbsverhältnisse, der völlige Mangel an anbaufähigem Boden und die Rauhheit des Klimas nöthigen den Defereggen seinen Lebensunterhalt und sein Glück in der Fremde zu suchen, während er den zurückbleibenden Frauen und Kindern die Sorge um das Hauswesen, die Pflege des Almviehes und der Wiesen überlässt. Doch giebt es auch Männer, die sich nur im Winter, wenn die Arbeit auf den Feldern und auf den Alpen ruht, auf die Handelsschaft begeben. Wie vor Zeiten die Grödener mit Schnitzwaaren, die Zillerthaler mit Handschuhen und die Stubaier mit Eisenartikeln einen schwunghaften Hausierhandel betrieben und mit ihren Waaren halb Europa bereisten, so bildete auch der Defereggen Teppichhändler eine typische Specialität des Berglandes Tirol. Der Handel mit Teppichen — Erzeugnisse aus Kuh- und Ziegenhaaren und aus grober Schafwolle, die aber nicht in Defereggen selbst, sondern im Pusterthale angefertigt wurden — hat gegenwärtig fast ganz aufgehört, es dürfte nur noch einen oder zwei Teppichknüpfer geben; auch der Vertrieb von Rauhwerk, Fellen, Wetzsteinen, Sensen, Schnittwaaren ist sehr zurückgegangen. Einen Ersatz dagegen bietet der Handel mit Uhren und die Strohhutfabrikation. Die Wiener Firma P. Ladstädter & Söhne besitzt grosse Strohhutfabriken in Domžale (Krain), in Marostica bei Bassano, in Lieben bei Prag und in Florenz und beschäftigt einige Hundert Personen. Auch die Firmen J. Oberwalder & Co., Kleinlercher & Co. und andere Defereggen Familien besitzen grössere Etablissements dieser Art und Waarenlager in allen grösseren Städten Österreichs, und nicht minder bekannt ist das Uhrengeschäft der Firma P. Ladstädter & Co., die gleichfalls in den grösseren Städten Zweiggeschäfte gründete. Der Hausierhandel in diesen Artikeln entwickelte sich zu stabilen Verkaufs- und Fabriksgeschäften, entsprechend den geänderten Verkehrsverhältnissen und den Bedürfnissen der Zeit. Diese Kaufleute und Handelsgesellschaften haben den grössten Theil derjenigen an sich gezogen, die in die Fremde gehen, es sind dies (vgl. Passler: Ein Aschenbrödel der Alpenwelt, Mittheilungen 1895, S. 25 ff.) für St. Jakob bei-

läufig drei Viertheile der Erwachsenen männlichen Geschlechtes. Die meisten der Ausgewanderten dienen als Gehilfen und Arbeiter gegen festgesetzten Lohn. Die armen Bewohner des Defereggerthales – und dies gilt auch für andere arme, übervölkerte Gebirgsgegenden — können den Hausierhandel nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Wenn auch manche Gründe gegen das Hausiergewerbe sprechen und Kaufleute und Gewerbetreibende in demselben eine schädigende Concurrenz erblicken, so hat doch auch der arme, vielgeplagte, allen Witterungsunbilden ausgesetzte Hausierer ein Recht, zu existieren, denn auch die stabilen Geschäftsleute in den Städten und auf dem Lande setzen sich nur zum Theile aus Ortsangehörigen zusammen. Allerdings bringt der Hausierhandel, der Drang nach auswärtigem Erwerb, auch für die Thalbevölkerung manche Nachtheile mit sich. Über den Mangel an jungen Arbeitskräften, namentlich zur Zeit der Heuernte, wird mehrfach geklagt. Und mancher der Ausgewanderten kommt arm und elend, als kranker Schübling in seine Heimath zurück, nicht selten angehaucht von socialdemokratischen Theorien, die für seinen Schiffbruch ein schlechter Trost sind. Für Transportkosten, Verpflegung und Unterkunft hat dann die Heimathsgemeinde zu sorgen. So ereignete es sich 1896, dass die arme Gemeinde St. Veit für ihre zurückgekehrten Heimathsberechtigten bei 300 fl. an Schubkosten aufzuwenden hatte.

Wer zur Sommerszeit das Defereggerthal besucht, wird über die grosse Zahl städtisch gekleideter Herren und Damen erstaunt sein, die ihm begegnen. Es sind dies nicht, wie man vielleicht annehmen möchte, zugereiste Sommergäste, sondern nur auf Besuch anwesende, in der Fremde sich aufhaltende Deferegger, die hier mit ihren Frauen auf einige Wochen Erholung und Kräftigung suchen. Viel richtiger könnte man also, wie Professor Passler in seiner obgedachteten anziehenden Arbeit mit Recht behauptet, das Defereggerthal eine Sommerfrische für die Deferegger nennen.

Eine angenehme Kurzweil für Sommergäste und Einheimische bildet die Jagd und die Fischerei. Die ausgedehnten Waldungen gewähren dem Reh ein sicheres Versteck und höher oben hat die Gemse ihre weiten Reviere. Der Forellenreichthum der Schwarzach und ihrer Seitenbäche ist berühmt, ja man kann sagen unerschöpflich. Ein geschickter Angler kann in ein paar Stunden 30—40 Stück der schönsten Forellen herausziehen. Selbst seichte Seitenbäche bergen in ihren Buchten und Tümpeln bis anderthalb Kilo schwere Stücke. Das süsse, klare, sauerstoffreiche Wasser, dem die anliegenden, blumenreichen Wiesen eine reiche Insectennahrung zuführen, scheint der munteren Bewohnerin der Gebirgsbäche besonders zu behagen. Eingeweihte behaupten, dass die von den Fischern in die Isel bei Lienz eingesetzten jungen Fischchen das kalte, gletschertrübe Wasser des Flusses nicht lieben und in die Schwarzach hinaufsteigen, doch findet sich die Forelle auch hier nur bis zur Einmündung des Patscher Gletscherbaches in den Deferegger Thalbach.

Eine freudig begrüsste, poesievolle Zeit ist den Bewohnern des Defereggerthales die Heuernte. In bunter Blüthenpracht, morgenthaufrisch angehaucht, so liegt die Bergwiese vor uns da; der Blick dringt empor zu der Gipfel lichtklaren Höhen und hinab auf mildbesonnte Thäler, während das frühfleissige Volk der Mäher mit kräftigen Armen die Sense schwingt. Alt und Jung ist auf die Berge gestiegen, begleitet von einem Paar milchspendender Ziegen, und in einigen Tagen ist die duftige Ernte unter Dach gebracht. Und zu der strebenden Kraft gesellt sich der fröhliche Sinn! Ringsum ertönen helle Rufe, kräftige Jodler oder auch ein deutsches Lied, auf dessen Pflege sich die Deferegger gar wohl verstehen.

Bei besonders festlichen Anlässen, wie bei Hochzeiten und Kirchweihtagen, da versammeln sich Freunde und Bekannte, Männlein und Weiblein wohl auch zu einem Tanz. Kräftiges, naturfrisches Jauchzen, ein Stampfen und Poltern, dass das

Haus in seinen Grundfesten erdröhnt, Gläserklirren, eine vorlaute Clarinette, ein brummender Bass, eine schreiende Fiedel erschüttern die Luft und verkünden die Nähe des Tanzbodens. Und drinnen! Ein Gewirre von weissen Hemdärmeln, nackten Armen, bunten Westen, fliegenden Röcken, von sich drängenden und stossenden Gestalten, die sich alle nach dem Tacte der Musik schwingen. Die Bursche halten die Dirnen mit nervigen Armen an den Hüften fest, es krachen die schweren Dielen unter den hochaufspringenden Paaren, ein übermüthiges Jauchzen tönt aus den engen, spärlich erhellten Wänden heraus, oft von sechs, acht, zehn Stimmen zugleich. Endlich eine kurze Pause der Musik, die Alles zu einem Trunke benützt, dann beginnt der Tanz von Neuem, dass die Funken stieben, dass die Fetzen fliegen, dass sich die Rippen biegen! Ja, das ist Älplertanz!

Wie angedeutet, ist das Klima des Defereggerthales sehr rauh, auf den Alpen lagert der Schnee oft noch bis Ende Juni, und an keinem Tage des Hochsommers ist man vor den ärgsten Rückschlägen sicher. Als Specialität für den Sommergast ertönt dann von den Thürmen das »Schneeläuten« herab, damit durch die Heilwirkung des Gebetes der gefürchtete Gast von den Culturen ferngehalten werde. Auch die Sonne ist im Defereggerthale kein ständiger Gast. Santner's Gasthaus, am Fusse einer sonnseitigen Berglehne gelegen, hat im Winter einen Monat, ein achtzig Schritte davon entferntes Gebäude zwei Monate, die Häuser an der Brücke haben drei Monate keine Sonne — und im Sommer keinen Mond.

* * *

Die alte Deferegger Volkstracht ist im Aussterben begriffen. Nur das weibliche Geschlecht kleidet sich noch theilweise nach altem Herkommen, bei Männern begegnen wir der alten Tracht nicht mehr. Der alte Deferegger trug einen spitzen, grünen oder auch schwarzen Hut mit bunten, künstlichen Blumen, einen grauen, bis auf die Kniee reichenden, vorne offenen Lodenrock; den Kragen vertrat eine rothe Schnur, die Ärmel waren mit 10 *cm* breiten, violetten Aufschlägen versehen. Kurze, die Kniee bedeckende Lederhosen, meist aus einer Gemsdecke angefertigt, weisse oder blaue Strümpfe, Schnürschuhe oder Röhrenstiefel und ein aus selbstgewebter, starker Leinwand (»Reisten«) bestehendes Hemd vervollständigten die Adjustierung. Einen Luxus gestattete sich der Deferegger mit der aus buntem Sammt, aus Seide oder Baumwollstoff angefertigten Weste. Wohlhabende Leute trugen nämlich zwei oder drei dieser Westen übereinander, von denen nur die unterste zugeknöpft war. Darüber gelegte, blumengestickte, vier bis fünf Finger breite Hosenträger mit Querband dienten zur weiteren Ausschmückung.

Die Kleidung der Defereggerinnen ist eigenthümlich genug, um dieselbe von allen anderen Volkstrachten Tirols unterscheiden zu können. Der kurze, weite, nicht über das Knie hinabgehende Rock besteht aus schwarzem Haustuche, und hat unten, wie die aus gleichem Stoffe angefertigte Schürze, einen breiten Lodenbesatz. Die Ärmel sind aus Sammt oder aus einem anderen feinen Stoff verfertigt und mit blauseidenen Aufschlägen versehen. Vorne an der Brust glänzt ein blumendurchwirkter, mit buntfärbigen Querbändern ausgenähter »Busenfleck« aus schwarzem Loden, an den sich ein schwarzes Mieder und ein rothes Halstuch anschliessen. Unmittelbar an den Hals legt sich ein weisser »Göller«, der an der Vorderseite Blumenstickerei trägt. Die Lenden umfasst ein schmaler, schwarzer, mit Pfauenfedern ausgenähter Ledergürtel, an welchem ein kunstvoll gearbeitetes Silber- oder Messingblättchen mit dem Schlüsselbund befestigt ist. Die Waden umhüllen die sogenannten Rohrhosen, weisse, rauhwollene Stutzen, die aber die Kniee und die Fussknöchel unbedeckt lassen. Die niederen, ganz aufgeschlitzten, mit einer langen Zunge versehenen Schuhe werden an die Füsse mit Bändern festgemacht. Als Kopfbedeckung dient

ein schwarzes, rundes Hütchen ohne Krempe, das bei den Mädchen mit einer rothen, bei den Frauen mit einer grünen oder blauen Schnur versehen ist. An der Rückseite des Hütchens befindet sich eine kleine Tressenverzierung aus denselben buntfärbigen Schnüren. Eigenartig ist auch der Haarschmuck der Defereggerinnen. Die Zöpfe werden nämlich um eine Wolleinlage geschlungen, deren Enden aus einem »Boschen« von rothem, blauem und weissem Wollgarn bestehen. Diese »Zopfboschen« ragen dann wie zwei Blumensträusschen unter dem koketten Hütchen hervor. Ein derartiges, ziemlich theueres Costüm musste in der Regel für die ganze Lebenszeit ausreichen. Man beschenkte das weibliche Gesinde bei festlichen Gelegenheiten wohl auch mit Kleidungsstücken; dagegen war der Lohn der Dienstboten sehr gering. Er betrug zu »Grossvaters Zeiten«, so erzählte mir ein Gewährsmann, nur neun Gulden jährlich, und noch in den fünfziger Jahren nicht mehr als fünfzehn Gulden. Aber trotz dieser geringen Löhne war der Sparsamkeitssinn damals mehr entwickelt als gegenwärtig.

* * *

Wie in vielen anderen Gebieten des ehemaligen souveränen Fürstenthums Salzburg, so gab es auch im Defereggerthale im 16., 17. und 18. Jahrhunderte eine grosse Zahl von Bergbauen, die allerdings bis auf wenige Ausnahmen nur kurze Zeit bestanden. Die grösste Begeisterung für den Bergbau herrschte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, leider zu einer Zeit, wo die Massenproduction Amerikas an Edelmetallen bereits den europäischen Bergbau lahm zu legen begann. Die Metalle, auf die gebaut wurde, waren Eisen und Kupfer, auch etwas Gold und Silber, doch konnten sich in Defereggen nur die Gewerke an den Bergen Glauret und Blindis längere Zeit, bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, erhalten. Die letzte Belehnung fand 1772 auf einen goldhältigen Schurf im Tegischer Bachl statt. Wie sehr aber die unheilvolle Bergbauwuth in obgenannter Zeit um sich griff, beweist die Thatsache (vergl. Wolfskron, zur Bergbaugeschichte der einst erzbischöflich salzburgischen Herrschaft Windisch-Matrei, Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg 31. Heft, 1887, S. 73 ff.), dass in Defereggen allein in den Jahren 1532—1772 nicht weniger als 154 Belehnungen auf Neuschürfe, alte Gruben und neue Rechte ertheilt wurden. Die meisten Bergbaue lagen im Grünalpthale, im Tegischer Bachl, am Berge Blindis und am nördlichen Thalgehänge zwischen Hopfgarten und St. Veit. Von all dieser Bergwerksthätigkeit ist gegenwärtig kaum eine Spur mehr vorhanden, ein Beweis, dass dieselbe keine Bedeutung hatte; nur in der Grünalpe und im Blindisthale finden sich noch einige Halden. Die einem ausgedehnten Bergbau entsprechenden Baulichkeiten, z. B. Gewerkenhäuser, auch bergmännische Wappen oder Abzeichen an Kirchen und Grabsteinen, Ruinen von Hüttengebäuden, fehlen gänzlich.

Es wäre ein Irrthum, das Versiegen des Bergbaues in den ehemals erzstiftlichen Landen einzig und allein der Protestantenverfolgung oder der Massenproduction Amerikas in die Schuhe schieben zu wollen. Der Ursachen, die den Verfall des erzstiftlichen Bergbaues herbeigeführt haben, waren verschiedener Art. Zunächst die viel zu hohen fürstlichen Abgaben (bei 50 Prozent des Reinertrages), dann die Bestimmung, dass die mit grossen Kosten und Metallverlust erzeugten Edelmetalle an den fürstlichen Wechsler eingeliefert werden mussten, der nur den halben Preis des wahren Werthes dafür bezahlte, endlich die drückenden Frohne und Zehente, die auf den Gewerken lasteten. So verlangte 1602 der Erzbischof Wolf-Dietrich statt der Frohne den zwanzigsten Theil vom gebrannten Gold und Silber, und statt der Umlage für das Getränke, das die Gewerken den Knappen ausschänkten, alljährlich ein goldenes Trinkgeschirr, das mindestens 200 Goldkronen schwer sein musste. Auch das von den Gewerken erzeugte Kupfer und Blei musste der erzstiftlichen Verwaltung zu einem von dieser bestimmten Preise überlassen werden.

Unter solchen Verhältnissen konnte selbstverständlich auch der Bergbau in Defereggen nicht aufkommen. Heute würde nur ein mit genügenden Mitteln betriebener Abbau auf Gold, beziehungsweise auf goldführende Kiese Gewinn versprechen. Ein derartiger Versuch würde sich um so mehr empfehlen, als es erst den neuesten Fortschritten der Chemie vorbehalten blieb, das meist in Begleitung von Schwefel, Antimon und Arsenik vorkommende Gold aus diesen Verbindungen ohne erheblichen Gewichtsverlust auszuscheiden.

* * *

Der Name Defereggen findet sich, soweit dies bis jetzt festzustellen war, zuerst in einer Urkunde des Neustifter (Brixener) Salbuches aus den Jahren 1148 bis 1164 unter den Formen: Tobereche, Tofriche, Tovireche, Tovereke, Tobrich (vergl. Sinnacher, Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen 1823, Bd. III, S. 361, 438 ff., 580, 608 und Tinkhauser, Beschreibung der Diöcese Brixen 1855, Bd. I, S. 613) und später in der Landtaiding des Landgerichtes und der Herrlichkeit zu Windisch-Matrei (vergl. Österreichische Weisthümer Bd. I, S. 301—316) in verschiedenen Bezeichnungen nebeneinander: Töffreggen, Döffreggen, Doffröggen, Döffrogg, aus denen sich im Laufe der Zeit die modernen Namen Tefferecken, Teferecken, Deferecken entwickelt haben.

Der Ursprung des Wortes ist, wie auch Hintner (Beiträge zur Tirolischen Dialectforschung 1878, S. 6) andeutet, in der keltischen Ursprache zu suchen. Die Kelten bildeten auch, nach den unzweifelhaft keltischen Ortsnamen zu schliessen, die nachweisbar älteste Bevölkerung des Thales. Dagegen scheinen die Römer in diesem Thale nie festen Fuss gefasst zu haben, da sich keine Spur romanischer Ortsnamen findet. Anders verhielt es sich mit der römischen Einwirkung in den südlich gegen das Pusterthal ausmündenden Thälern unseres Alpengebietes. Villgraten z. B. hiess um das Jahr 788 Val grata und Taisten am Eingange des Gsieserthales um 770 Tesido und um 1070 Tesitin oder auch Teistin (vergl. Tinkhauser, Beschreibung der Diöcese Brixen, Bd. I, S. 510 und 535). An die keltische Besiedelung erinnern, um auch ein paar Beispiele aus dem obgenannten, verdienstvollen Werke von Prof. Dr. Valentin Hintner anzuführen, die in dieser Gegend öfters vorkommenden Worte »daber« und »troijen«, von denen das erstere einen Bachursprung (keltisch: dobhar = Wasser, dob = Fluss), das letztere einen Weg, auf dem Kühe getrieben werden (irisch: traig = Fuss), bezeichnet. Slavisch dagegen ist der in den Deferegger Alpen viel gebräuchliche Name »Lenke« (litauisch: lénke), worunter man eine Vertiefung im Boden, besonders einen Einschnitt bei Bergübergängen versteht.

Anfangs oder Mitte des sechsten Jahrhunderts drangen die Avaren und Slaven (Wenden) aus der unteren Draugegend in das Pusterthal ein, zerstörten Aguntum (das heutige Lienz oder Innichen) und rückten, den Tauernhauptkamm überschreitend, gegen das alte Noricum vor.[1]) Der Bezirk des Pusterthales wurde den Eindringlingen bald durch die Baiwaren streitig gemacht. Die baiwarischen Fürsten Thassilo I. und Garibald II. erkämpften gegen sie entscheidende Erfolge (595 und 612), aber im oberen Drauthale und in dessen Nebenthälern blieben noch grosse Reste der slavischen Einwanderer zurück.

[1]) Den alten Römern waren die Slaven unter dem Namen Venedi (ungenau Veneti), wahrscheinlich durch Vermittlung der Germanen, bekannt, ein Ausdruck, von dem die spätere Bezeichnung Winden oder Wenden stammt (vergl. Plinius, nat. his. IV, 13, und Tacitus, Germ. 46). — Dass auch die Hochthäler der Hohen Tauern einst von Slaven bewohnt waren, bezeugen die vielen dort vorkommenden slavischen Berg-, Flur- und Ortsnamen; auch der Name Venediger steht in directer Beziehung mit dieser slavischen Besiedelung.

Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts bildeten das Pusterthal und dessen Nebenthäler einen Bestandtheil der Provinz Karantanien, die damals die Bezeichnung Croatengau (pagus Crouati) trug, weil die eingewanderten Slaven Croaten genannt wurden (vergl. Czoernig, die vordere Grafschaft Görz im Pusterthale, Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 31. Heft, Innsbruck 1887, S. 158 ff.). In den Aufzeichnungen des Klosters St. Georgen am Längsee in Kärnten, die sich auf die Zeit von 992 bis 994 beziehen, wird das Pusterthal zum ersten Male mit dem Namen Pustricium (Ottwinus Comes Pustricii) bezeichnet. Es umfasste den Landstrich zwischen dem Nori- (Eisack-) Thale im Westen, und dem Gsieserbache im Osten. Daran grenzte östlich das Gebiet der Probstei Innichen, und östlich von dieser lag die Grafschaft Lurn. Als aber die Grafen von Görz sich des Gebietes der Probstei Innichen zum grössten Theile bemächtigt hatten, reichte das Pusterthal bis zum Erlbache bei Abfaltersbach, dem Grenzflüsschen der Grafschaft Lurn. Erst mit dem Antritte der Görzer Erbschaft durch den Kaiser Maximilian I. im Jahre 1500 wurde der westliche Theil der Grafschaft Lurn, namentlich die Herrschaften Anras und Lienz mit dem Pusterthal vereinigt. Die Verwaltung dieses Territoriums unterstand ursprünglich den Gaugrafen von Lurn und Pusterthal, die hier ausgedehnte Besitzungen hatten. Othwin, der berühmteste dieses Geschlechts, war der Stammvater der Grafen von Görz, doch ist es bei dem Mangel aller Urkunden nicht nachweisbar, wie die ersteren in den Besitz der Grafschaft Görz gelangt sind.

Die Görzer Grafen traten den Besitz im Pusterthale am Ende des elften Jahrhunderts an. Zu diesen Besitzungen gehörten auch die Orte Tilliach, Gsies, Villgraten, dann die der Herrschaft Lienz unterstehenden Gebiete Defereggen, Virgen und Kals. Als das Görzer Dynastengeschlecht, wie oben bemerkt, im Jahre 1500 mit dem Tode des Grafen Leonhard erloschen war und Kaiser Maximilian die Erbschaft antrat, wurde der Territorialbesitz getheilt. Die Grafschaft Görz mit Einschluss der Friauler Besitzungen verblieb in ihrem bisherigen Bestande. Kärnten erhielt einen Zuwachs durch die Grafschaft Lurn, jedoch mit Ausnahme der Herrschaft Lienz, die zu dem Pusterthale geschlagen wurde. Letzteres kam an Tirol und bildet seit dieser Zeit einen Bestandtheil der gefürsteten Grafschaft.

Während die südlichen Theile unseres Alpengebietes in politischer Hinsicht ganz vom Pusterthale abhiengen, waren die Geschicke des Defereggerthales enge mit jener der Herrschaft Windisch-Matrei verflochten. Im 11. und 12. Jahrhundert bildete Windisch-Matrei ein eigenes Comitat, das von den Grafen von Lechsgemünd tributär war. Erzbischof Conrad III. von Salzburg erhielt von dem Grafen Heinrich von Lechsgemünd 1177—1183 den Nutzgenuss dieser Herrschaft, zu der noch andere Gebiete, wahrscheinlich auch Virgen und Theile von Defereggen, gehörten. Im Jahre 1207 gieng die Herrschaft Windisch-Matrei durch Vertrag des genannten Grafen mit dem Erzbischof Eberhart II. an das Hochstift Salzburg über, wofür dieses 2850 Mark zu bezahlen hatte. Da der Umfang und die Grenzen dieser Besitzung keineswegs feststanden, so entstanden mit den Grafen von Görz lang andauernde Streitigkeiten, die erst durch die Vereinbarungen von 1292 und 1308 geschlichtet wurden.

Von dieser Zeit an behielt das Hochstift Salzburg die Herrschaft Windisch-Matrei, einschliesslich Defereggen und Virgen, bis zur Säcularisation im Jahre 1803. Die nachfolgenden Besitzveränderungen, eine Folge der damaligen kriegerischen Ereignisse, wollen wir, weil nur von kurzer Dauer, übergehen. Von grosser Bedeutung für die Herrschaft und den Gerichtsbezirk Windisch-Matrei war dagegen der am 14. April 1816 zwischen Bayern und Österreich geschlossene Vertrag. Nach dem Wortlaute dieses Vertrages kam das Land Salzburg, mit Ausnahme der an Bayern abgetretenen Pflegegerichte Waging, Tittmoning, Teisendorf und Laufen, an Öster-

reich; aber eine kurz darauf erfolgte kaiserliche Entschliessung bestimmte, dass die alt-salzburgischen Bezirke Windisch-Matrei, Zillerthal und Brixenthal dem Lande Tirol einverleibt werden sollten. Die Bevölkerung dieser drei Bezirke stand mit ihren politischen Ansichten und Gefühlen, wie dies die vorausgegangenen, ruhmvollen Kämpfe gegen die napoleonische Gewaltherrschaft offenkundig bezeugten, ganz auf Seite der Tiroler, auf deren alte Rechte und Freiheiten sie nicht ohne stillen Herzenswunsch emporblickte, und so war ihr der Anschluss an Tirol ein willkommenes Ereigniss.

Besonders im Defereggerthal hatte die erzbischöfliche Verwaltung keine guten Erinnerungen hinterlassen. Es war im Jahre 1684, unter der Regierung des Erzbischofes Max Gandolph, als ungefähr 750 Thalbewohner, die sich zu dem evangelischen Glauben bekannten, ihre Heimath verlassen mussten, um sich in Deutschland und in der Schweiz ein neues Vaterland zu suchen. Der damalige Pfleger von Windisch-Matrei, Wolfgang von Lasser, dessen Berichte die erzbischöfliche Regierung zu dieser drakonischen Maassregel veranlasst hatten, war der rücksichtslose Vollstrecker dieser Verfügung. Was derselben eine besondere Härte verlieh, war der Umstand, dass die Ausgewiesenen in kürzester Frist — Unverheirathete binnen drei und Verheirathete binnen siebzehn Tagen — das Land verlassen mussten, dass man ihre noch nicht zwölf Jahre alten Kinder zurückbehielt und dass der Auszug mitten im strengsten Hochgebirgswinter anbefohlen wurde.[1])

Das Villgrater Gebirge.

In diesem Abschnitte behandeln wir das nördlich von dem Defereggerthal, östlich von dem Iselthal und westlich von dem Antholzerthal begrenzte Alpengebiet, dem wir den Namen Villgrater Gebirge beilegen. Der Hauptkamm dieses Gebirges, der in seinen stark zickzackförmigen Krümmungen eine Länge von 38 *km* aufweist, beginnt östlich mit dem Bösen Weibele, 2523 *m*, bei Lienz und endet westlich mit dem Gsieser Thörl, 2200 *m*. Dieser Kamm sendet südlich gegen die Längsfurche des Pusterthales vier energisch entwickelte Querkämme aus: den Gölbmer-, den Hohe Grabe-, den Riepenspitz- und den Keriskopfkamm, die in Verbindung mit dem östlich umgebogenen Flügel des Hauptkammes das ansehnliche Burger-, Winkel-, Villgrater- und Gsieserthal einschliessen. Kleinere, gleichfalls gegen Süden sich öffnende Thalfurchen sind: das Willferner-, Mühlbach- und Erlbachthal, von denen aber nur das erstere den Hauptkamm erreicht. An der Nordseite, gegen das Isel- und Defereggerthal, wo der Hauptkamm steil abstürzt, kommen nur kurze, keine ständige Besiedelung aufweisende Thalspalten, wie das Michlbach-, Grünalp-, Zwenewald-, Bruggeralp-, Ragotzen- und Laperthal in Betracht.

Alle diese Thäler und die sie einschliessenden Bergterrassen bis nahe zu den höchsten Kämmen hinauf sind ein ausgezeichnetes Weide- und Alpengebiet und bieten den Bewohnern vortreffliche Triften für eine ergiebige Heumahd. In weitem Umkreise spriessen hier saftige Gräser und Kräuter, selbst in nacktem Fels, hart an der Grenze des ewigen Schnees finden sich noch einzelne blumengezierte Plätzchen und reiche Blüthenstände. Überall in diesen Bergen waltet und webt die Pflanzenkraft der Natur in altgewohnter Pracht und Üppigkeit, und den Hintergrund der

[1]) Über die Protestanten-Bewegung im Lande Salzburg und in Defereggen berichtet eine interessante Schrift, die jetzt wohl sehr selten sein mag, unter dem Titel: »Beytrag zur Kirchen-Historie des Ertz-Bischofthums Saltzburg, Welcher nicht nur Die grossen Bewegungen anzeiget, so schon Anno 1528. und 63. in demselben vorgegangen sondern auch, was sich nur im vorigen Saeculo Anno 1686. Mit denen Tefferecker-Thal-Leuten begeben, aus unverwerflichen Documenten darthut, Auf Begehren ans Licht gestellet von Johann Gottlieb Hillingern, Hof-Predigern u. Superintendenten des Fürstenthums Salfeld. Jena 1732.

Thäler bilden jene ernsten, still einsamen Felskare und jene düsteren, schneedurchsetzten Einöden, die den Wanderer durch ihre scheue Abgeschlossenheit und ihre träumerische Melancholie fesseln. Eine Art Schwermuth, ein entschiedener Mollaccord ist der Grundton unseres Alpengebietes, und Sehnsucht die Überschrift dieses Bildes.

Die Gipfel des Villgrater Gebirges bewegen sich in der durchschnittlichen Höhe von 2700—2900 *m* Höhe und nur wenige sinken unter 2600 *m* herab. Die Culminationspunkte der ganzen Gruppe sind die Weissspitze, 2962 *m*, und die Rothspitze, 2958 *m*, ein stattliches, gegen Norden wild abbrechendes Hörnerpaar, zwischen dem obersten Arn- und dem Bruggeralpthale im Hauptkamme gelegen. Die Bezeichnung der Gipfel ist die der Villgrater Leute, in Defereggen werden beide Spitzen gerade umgekehrt genannt, doch hält sich der Verfasser, nach dem Vorgange der Specialkarte, an die Villgrater Namen. Im Ganzen zählt dieses Berggebiet sechs Gipfel über 2900 *m*, 18 Gipfel über 2800 *m* und ungefähr 24 Gipfel über 2700 *m* Seehöhe. Die relative Höhe der Berge über die nächsten Thalorte beträgt 1400—1800 *m*. Die geologische Zusammensetzung des Villgrater Gebirges ist sehr einfach. Es besteht durchgehends aus Glimmerschiefer, und dieser einfache tektonische Bau und der Mangel an Contrastwirkung bestimmen auch die etwas einförmige Physiognomie und den ernsten Charakter des landschaftlichen Bildes.

Alle Gipfel des Villgrater Gebirges sind bis auf wenige Ausnahmen leicht zu ersteigen. Aber auch für diese Berge gilt der Grundsatz, dass der Besucher kein ungeübter Alpinist sei und über das nöthige Maass von Erfahrung und Urtheil verfüge. Auch in der Behandlung von Schnee und Eis ist einige Fertigkeit nöthig. Fehlt diesen Bergen auch der gleissende Schmuck der geheimnissvollen Gletscherwelt oder der Zauber dämonischer Eisgötter, die den Menschen so gerne in ihr Bereich hineinziehen, so sind sie doch ein Theil der Hohen Tauern und von gleich edler Abkunft.

Wenn der Wanderer vom Thale aus nach vier- bis fünfstündiger Anstrengung einen der hohen Gipfel erreicht hat, dann erwartet ihn eine ungeahnte, prachtvolle Rundsicht. Über das Gewirre der Spitzen, Hörner und Kämme der näheren Umgebung, über felsstarrende Hochmulden, sonnige Alpweiden und tief eingeschnittene, schattendunkle Thäler fällt der Blick auf die silberblinkenden Scheitel der Rieserfernergruppe, auf die Flucht der Zillerthaler Alpen, auf den gegenüberliegenden Grossvenediger und seine Trabanten, in weiterer Linie auf die Eiswelt des Glockners, auf die in voller Schneepracht erstrahlende Schobergruppe, auf die Rauriser und Gasteiner Berge. Im Süden reihen sich in ungeheuerlichen, wild phantastischen Formen die Felsburgen der Dolomiten, vom Rosengarten im Westen bis zu König Triglav im Osten, ein langer, stolzer, vielgestaltiger Pallisadenwall, dessen Anblick das Auge begeistert und uns zu Thaten spornt. Und über diesen gewaltigen, majestätischen Alpenkranz erheben sich in weiterer Ferne noch andere stattliche Häupter: die Firngipfel der Stubaier und Ötzthaler Alpen, die Sonnenhöhen des Ortlers und der Königsspitze, das Presanella- und Adamello-Massiv, die Brenta-Dolomiten, die Karnischen Alpen, die Karawanken und der Grintovc. Wohl Demjenigen, dem es vergönnt ist, an einem sonnenklaren Tage von einer der Hochzinnen unseres Gebirges all diese Schönheit mit Musse zu schauen, er wird auch von hier eine Fülle der kostbarsten und der herzerfrischendsten Erinnerungen mit nach Hause nehmen. Was unsere Berge weiters auszeichnet, ist die Möglichkeit, dass wir von einem erreichten Gipfel aus leicht eine zweite, dritte oder vierte Erhebung gewinnen können und dass sie Gelegenheit bieten zu combinierten Gipfeltouren. Solche Gipfel- und Kammwanderungen, unmittelbar an einander gereiht, können hinsichtlich Kraftaufwand und Ausdauer einer Hochtour ersten Ranges gleichkommen und es giebt vielleicht in unseren Gesammt-Alpen keine andere Gebirgsgruppe, die für derartige Unternehmungen besser geeignet wäre.

Das einzige Bindeglied, das das Villgrater Gebirge mit dem Hauptmassiv der Hohen Tauern verbindet, ist der zwischen den beiden Antholzer Seen gelegene Staller Sattel, 2055 *m*. Derselbe stellt sowohl in tektonischer, als auch in orographischer Beziehung eine so scharf ausgesprochene Gebirgssenke dar, wie sie stärker nicht gedacht werden kann. Nördlich von der Einsattlung erhebt sich der Granitstock der Rieserfernergruppe, die in den kühnen Gestalten des Hoch- und Wildgalls, der Ohrenspitzen und des Almerhorns sich aufbäumt, während im Süden das aus röthlich braunen Glimmerschiefern bestehende Villgrater Gebirge emporragt.

Wie oben bemerkt, vermittelt der Staller Sattel die kürzeste Verbindung zwischen dem unteren Pusterthale und Defereggen, und auch wir benützen diesen Übergang, um einige Hochgipfel unseres Gebietes zu besuchen. Vor allem ist es die schöne, weithin dominierende Kuppe der Rothen Wand, 2820 *m*, im Südosten des Unteren Antholzer Sees, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Auf ihrem Felsscheitel vereinigen sich vier Kämme, so dass sie den wichtigsten Gebirgsknoten an der Westseite unseres Alpengebietes darstellt. Die Rothe Wand kann sowohl von dem Unteren Antholzer See über die Monthal-Alpe, als auch noch bequemer von dem Oberen Antholzer See über die ausgedehnten Terrassen der Staller Alpe in 2½—3 Stunden erreicht werden. Die Aussicht ist nach jeder Richtung überaus lohnend, aber den Glanzpunkt des Rundbildes bilden die gerade gegenüberliegenden, in voller Schneepracht dastehenden Hörner und Spitzen des Rieserfernerstockes, namentlich der Hoch- und Wildgall, deren firnumlagerte, trotzig dastehende Felsbastionen sich in der ruhigen, grünleuchtenden Fluth der tannenumkränzten Antholzer Seen spiegeln. Wer nicht mehr zum Ausgangspunkte zurückkehren will, dem steht der Abstieg zu den südlich eingesenkten, still einsamen Triften der Atzberg- und Kapairer-Alpe und weiter durch das waldreiche Karbachthal zur Verfügung, das bei St. Martin im Gsieserthale ausmündet. Tüchtigere Gänger, die den Höhenzauber durch längere Zeit geniessen wollen, können ihre Wanderung noch auf die südwestlich aufragende, durch eine scharfe Grateinsattlung getrennte Höllensteinspitze, 2764 *m*, und weiter über die Grübl-Scharte, 2412 *m*, zu der breiten, begrünten Kuppe des Ochsenfelders, 2589 *m*, und zu dem schlanken Horn der Amperspitze, 2687 *m*, fortsetzen.

Wer das Antholzerthal als Ausgangspunkt wählt, in der Absicht, von hier in das Villgrater Gebirge einzudringen, dem sei vor allem die Ersteigung der Amperspitze empfohlen. Ihre regelmässige, dreikantig zugespitzte Pyramidengestalt beherrscht die ganze östliche Gebirgsumrahmung dieses stillen, weltabgeschlossenen Hochthales und zieht schon bei Nieder-Olang die Blicke des Eisenbahnreisenden auf sich. Ich nächtigte bei J. Zingerle (Messnerwirth) in Antholz-Niederthal und stieg am anderen Morgen, den Thalbach übersetzend, über die Gehöfte der Rauterbauern und die Obere Rauteralpe gegen die südwestlichen Gehänge der Amperspitze empor. Nach vierstündiger Wanderung betrat ich die mit einer Signalstange gekennzeichnete Spitze. Das Aussichtsbild war der Jahreszeit entsprechend noch recht winterlich, überall blinkende Schneefelder und weissgesprenkelter Fels, die Melancholie, die gedankentiefe Einsamkeit der Tauernlandschaft trat in starken, ungemilderten Accenten hervor. Die hohen Berge der Rieserfernergruppe, durch dampfende, schwere Nebel theilweise verhüllt, machten einen düsteren, völlig unheimlichen Eindruck, aber südwärts, in rosigstes Sonnengold getaucht, erglänzten die bizarren, reich modellierten Gestalten der Sextener und Schluderbacher Dolomiten. Über sandige Schutt- und theilweise vereiste Schneehänge stieg ich zu dem nördlich eingesenkten Amperthörl, 2410 *m*, ab und setzte dann die Wanderung zur rundlichen Erhebung des Ochsenfelders, 2589 *m*, fort, dessen ½ *km* nördlich aufragendem, in der Specialkarte mit 2616 *m* cotiertem, höchstem Punkte die Bezeichnung »Karlsspitze« zukommen soll.

So wurde mir dieser Gipfel im Antholzerthale genannt, der Name »Ochsenfelder« ist jedenfalls Gsieser Ursprunges. Drohende Wetterlage und ungünstige Schneeverhältnisse verzögerten die Absicht auch die noch weit entfernte Höllensteinspitze, 2764 *m*, zu erklimmen; doch endlich, nach $2^1/_2$ Stunden, stand ich auf diesem nicht sehr charakteristischen, mehr einer Graterhebung ähnlichen Gipfel. Ein plötzlich mit aller Wucht einbrechendes Unwetter vereitelte die Ersteigung der ungefähr noch drei Viertelstunden entfernten Rothen Wand, und so flüchtete ich über steile, beraste Felshänge südöstlich in das Gebiet der Atzbergalpe hinab, von wo ich die Wanderung nach St. Martin im Gsies fortsetzte. Diese Tour mit der Ausdehnung auf die Rothe Wand und eventuell auf die Regelspitze, 2775 *m*, und die Kaserspitze, 2780 *m*, verdient Nachahmung. Für einen tüchtigen Berggänger ist die Anstrengung nicht allzu gross, doch wird man von Ort zu Ort immerhin 14 Marschstunden benöthigen.

Der Culminationspunkt des in Rede stehenden Zweigkammes ist aber der Kerlskopf, 2838 *m*, der sich mit seinem nordöstlichen Nachbar, dem öfter bestiegenen Deferegger Pfannhorn, 2820 *m*, zwischen dem Gsieser Thörl, 2200 *m*, und dem Staller Sattel erhebt. Die breit ansteigende, oben schön zugespitzte Pyramide des Pfannhorns ist neben dem Almerhorn das Wahrzeichen des Deferegger Bergkranzes und als hervorragender Aussichtspunkt mit Recht berühmt. Der Gipfel darf aber nicht mit der gleichnamigen Spitze oberhalb Toblach verwechselt werden, mit der er dieselbe Aussicht, nicht aber die bequeme Zugänglichkeit theilt. Man ersteigt das Deferegger Pfannhorn, (so könnte man es zur Unterscheidung von dem Toblacher Pfannhorn nennen), am besten über den nordöstlichen Grat, wozu man von St. Jakob $4^1/_2$ bis 5 Stunden und vom Gsieser Thörl zwei Stunden benöthigt. Auch von der Staller Alpe und direct vom Gsieser Thale aus lässt sich das Deferegger Pfannhorn erklimmen.

Der Gratübergang zum Kerlskopf ist leicht und beansprucht nicht viel mehr als eine halbe Stunde. Der Umfang der Aussicht von diesen zwei Gipfeln erstreckt sich über alle grösseren Gebirgsgruppen des mittleren, südlichen und östlichen Tirols und über grosse Theile von Kärnten und Venetien. Den Glanzpunkt bildet der nahe Hochgall mit seiner glitzernden Firnpracht und den ihn umgebenden Vasallen. Lieblich blaut der Untere Antholzer See herauf und anheimelnd grüssen die Thäler von Defereggen, Gsies und Antholz. Auch hier könnte man, wenn auch nicht ohne einige Kletterei und Beschwerde, über die Zinsenthalscharte zu der Innersodl-Kunke, 2731 *m*, und dann zur Kaser- und Regelspitze und weiter zur Rothen Wand gelangen. Ich zog es jedoch vor, zum Oberen Antholzer See abzusteigen und durch das schöne Stalleralpthal nach St. Jakob zu wandern.

Bei einem anderen Besuche des Villgrater Gebirges erstieg ich von St. Martin im Gsies die bequem erreichbare, sehr lohnende Erhebung der Hochkreuzspitze, 2741 *m*. Dieselbe gehört bereits dem Hauptkamme an, der sich, wie oben bemerkt, mit dem castellartigen Felsbau des Plankfeldes, 2667 *m*, vom Gsieser Thörl östlich ablöst. Über St. Magdalena und durch das Pfoithal ansteigend, erreichte ich in $2^1/_2$ Stunden die schön gelegene, aussichtsreiche Mattenhochfläche »der Platte«, circa 2300 *m*, und in weiteren $1^1/_2$ Stunden den mit einer trigonometrischen Pyramide gekrönten Südgipfel des Berges. Der ungefähr 300 *m* entfernte, vom Thale nicht sichtbare Nordgipfel der Hochkreuzspitze dürfte um 3 *m* höher sein, so dass man für denselben die Höhenziffer 2744 ansetzen kann. Die Aussicht ist nach jeder Richtung sehr befriedigend, insbesondere vortheilhaft zeigen sich die Erhebungen des Virgen- und Panargenkammes, aber auch die Hochgipfel der eigenen Gruppe, wie die Roth- und Weissspitze, die Hohe Grabe, der Gölbmer, der Gumriaul erschienen damals in ihrer schweren, winterlichen Schneebekleidung dem eisbedeckten Hochgebirge völlig ebenbürtig. Den Grat nordwärts verfolgend, betrat ich in drei

Viertelstunden das Plankfeld, dessen zwei Erhebungen je einen Steinmann tragen, und eine ziemlich tiefe Einsattlung überschreitend, in einer weiteren halben Stunde die kurze, begrünte Kammschneide des Kahorns, 2693 *m*, das sich als vorspringender Eckpfeiler zwischen das Lap- und Ragotzenthal einschiebt. Die Herrlichkeit des Tages hatte damit ein Ende, es begann zu schneien und zu regnen. Vor dem Unwetter in der nördlich unterhalb gelegenen Staller Alpe Schutz suchend, traf ich in der Hütte einen städtisch gekleideten Mann mit grauem Spitzbarte, der eben beschäftigt war, den in der Hütte arbeitenden Zimmerleuten das Mittagsmahl zu bereiten. Es war, wie die gegenseitige Vorstellung ergab, Herr Andrä Santner, der verdienstvolle Cassier der Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V., in dessen Gasthaus ich eine sehr zufriedenstellende, liebevolle Aufnahme fand.

Von der Hochkreuzspitze wendet sich der Hauptkamm nach Südost zu der Felskuppe der Hellböden, 2707 *m*, die den Abzweigungspunkt des Riepenspitzkammes bildet. Die Riepenspitze, 2774 *m*, ein dunkles, den Kamm mässig überhöhendes Felstrapez, lässt sich sowohl von St. Magdalena im Gsieserthale über die Terrassen der Stumpfalpe, als auch vom Arnthale (Inner-Villgraten) und über die Riepenalpe ohne Schwierigkeiten erreichen. Herr Josef Erlsbacher, der verdienstvolle Vorstand der Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V. und ein nicht minder eifriger Alpinist, hat die Hellböden und die Riepenspitze über die Hintere Staller Alpe von St. Jakob aus erstiegen und die Wanderung bis zu der noch südlicher gelegenen Heimwaldspitze, 2750 *m*, ausgedehnt. An der Ostseite des erwähnten Zweigkammes, auf ungefähr 2350 *m* hoher, felsumbordeter Terrasse ruht in traumhafter Stille der Schwarzsee, ein tannengrüner, ziemlich bedeutender Wasserspiegel, in dessen Tiefe Saiblinge sich tummeln. Die ganze Scenerie trägt den Charakter einer traumhaften Ruhe und feierlicher Einsamkeit, und nur das melancholische Geräusch der fernen Wasser erinnert daran, dass auch hier sich Leben regt.

Der touristisch bekannteste Gipfel des in Rede stehenden Kammes ist aber das an seinem Südende aufragende Toblacher Pfannhorn, 2663 *m*, eine Aussichtswarte par excellence, deren bevorzugte Stellung und zukünftige, noch grössere Bedeutung die Sectionen Bonn und Hochpusterthal des D. u. Ö. A.-V. durch Anlage eines Weges und Erbauung eines Unterkunftshauses in gerechter Weise gewürdigt haben. Wenn der Felssteiger an den gegenüber aufstrebenden Dolomitzinnen seine Kletterpassion befriedigt hat, so kann er hier, mit dem »Schattenspender« ausgerüstet, eine Bergeshöhe erklimmen, die ihm wohl die Schönheit der Alpennatur, nicht aber ihre Beschwerden enthüllt. Der Anstieg von der Eisenbahnstation Toblach bis zur Spitze des Pfannhorns erfordert 4½—5 Stunden. Der Weg führt über die Berghöfe Kandellen und dann über den südwestlichen Rücken, die Tour ist nicht mehr als ein bequemer Spaziergang. Ein steinerner Orientierungstisch auf dem Gipfel erklärt dem Besucher die Hauptpunkte der grossartigen Rundschau. Sie erstreckt sich vom Adamello und Ortler im Westen bis zum Grossglockner im Osten, von den funkelnden Häuptern der Ötzthaler und Stubaier Alpen bis zum König Triglav; auch die Hohen Tauern sind in ihren gewaltigsten Erhebungen vertreten. Den Glanzpunkt des Gebirgsbildes bilden die Dolomiten von Sexten, Schluderbach, Ampezzo und Prags, deren bizarre Formen das Auge immer von Neuem fesseln. Wer die Nacht in der »Bonner Hütte« verbringt, die drei Viertelstunden unterhalb des Gipfels an der südlichen Berglehne erbaut ist, kann in aller Bequemlichkeit das erhebende Schauspiel eines Sonnenunter- und Sonnenaufganges geniessen. Vor uns liegt in unendlicher Lichtfülle die ewig schöne, hehre, majestätische Alpenwelt, wir erschauern über den Ausdruck ihrer Grösse, und alle Diejenigen, deren Brust in der Ahnung des wahrhaft Göttlichen aufzuglühen vermag, werden verstehen, warum es einen Alpinismus giebt.

Vom Toblacher Pfannhorn lässt sich auch das nahe Gaishörndle, 2611 *m*, und das Hochhorn, 2623 *m*, erreichen, vom letzteren kann man auch durch das Versellthal nach St. Martin im Gsies absteigen. Eine andere Wegroute führt über das Pfannthörl, 2508 *m*, oder über den begrasten Rücken des Ternecks, 2484 *m*, oder auch über das aussichtsreiche Marchkinkele, 2545 *m*, nach Kalkstein, beziehungsweise nach Inner-Villgraten hinab, eine Rundtour, die besondere Anempfehlung verdient. Wie aus Vorstehendem erhellt, eignet sich das Toblacher Pfannhorn auch als Eintrittspunkt in die inneren Theile des Villgrater Gebirges, und wer die Ausdauer besitzt, der könnte die Tageswanderung bis zur Riepenspitze und selbst bis St. Jakob in Defereggen fortsetzen, wobei allerdings eine Nächtigung in der Bonner Hütte nothwendig wäre.

Kehren wir zum Hauptkamme unseres Alpengebietes zurück, so tritt uns zunächst jener hochaufgerichtete, in das Defereggerthal steil abstürzende Gipfelzug ins Auge, der westlich mit dem Villgrater Thörl, 2510 *m*, beginnt und östlich mit der Kleinitzer Lenke, 2614 *m*, endigt. Das Villgrater Thörl, oder wie es im Villgraterthale genannt wird, die Wegelet-Lenke, stellt einen bequemen Übergang dar zwischen St. Jakob und Inner-Villgraten, doch liegt 2 *km* weiter nordöstlich zwischen dem Gschritt, 2750 *m*, und der Kendelspitze, 2691 *m*, noch ein zweiter Kammeinschnitt, der P. 2557 der Specialkarte, von den Villgratern die Mühlete Lenke genannt. Dieselbe ist von der mehr nördlich eingeschnittenen Ragotzen-Lenke, 2497 *m*, zu unterscheiden, die das Ragotzenthal mit dem Bruggeralpthale verbindet. Ich benützte die Mühlete Lenke, als ich von St. Jakob über die recht dankbare Aussichtshöhe der Langschneid, 2687 *m*, auf kürzestem Wege Inner-Villgraten und die Station Sillian der Pusterthalbahn erreichen wollte. Dieser sehr genussreiche Übergang beansprucht einen Zeitaufwand von 10—12 Stunden. Wer mit der Zeit nicht gedrängt ist, der könnte von der Ragotzen- oder von der Mühlete-Lenke noch den steil abfallenden, düsteren Felsthurm des Gschritts und das Rothe Manndl (P. 2754 der Specialkarte) erklettern. Auch ist es nicht schwierig, von einer der genannten Lenken die Gratwanderung in östlicher Richtung bis zur Rothspitze, 2958 *m*, und auch zur Weissspitze, 2962 *m*, fortzusetzen.[1])

Und damit sind wir den beiden Hauptgipfeln des Villgrater Gebirges näher gerückt. Der gewöhnliche Anstieg auf dieses prächtige, nördlich in imposanten, dunklen Felswänden abbrechende Spitzenpaar führt von St. Jakob durch das sehr besuchenswerthe, wildpittoreske Bruggeralpthal, ohne Berührung einer dieser Lenken. Über einen guten Alpweg am rechten oder linken Thalgehänge ansteigend, gewinnen wir in zwei Stunden von St. Jakob aus das obere, sanft geneigte, blumendurchwirkte Thalbecken, in dessen Vordergrunde uns die Hüttencolonie der Brugger Alpe, 1815 *m*, begrüsst. Im gewaltigen, hufeisenförmigen Halbkreise strebt hier ein stattlicher Kranz edler, schön geformter Berggestalten in die Höhe: südlich die Roth- und Weisspitze (auf der Deferegger Seite, wie oben bemerkt, umgekehrt genannt), dann östlich die Storfen — oder wie ihr Deferegger Name lautet, die Wildeklammspitze, 2898 *m*, und im Hintergrunde die regelmässig gestaltete Pyramide des Grossen Deggenhorns, 2946 *m*, das als Hauptknotenpunkt des Villgrater Gebirges anzusehen ist. Nordöstlich vom Grossen Deggenhorn, zwischen diesem und dem Wagenstein, 2853 *m*, liegt die Sand- oder wie sie auf der Villgrater Seite heisst, die Ochsen-Lenke, circa 2650 *m*, über die wir an dem hochgelegenen

[1]) Die Villgrater Bezeichnungen Rothspitze und Weissspitze rühren davon her, dass die erstere von Süden gesehen eine röthlich graue Färbung aufweist, während die letztere fast den ganzen Sommer zu oberst einen Schneefleck trägt, der sie als eine weisse Spitze erscheinen lässt. In der Volkssprache wird die Rothspitze kurzweg die »Röthe« oder »Reathe« genannt.

Deggensee, circa 2600 *m*, vorbei in das Winkelthal und nach Ausser-Villgraten absteigen können. Vom Felsdreieck des Wagensteins erheben sich auf einem hier abzweigenden Seitenkamme die Alpspitze (Hochleitenspitze der Specialkarte), 2880 *m*, und der Grosse und Kleine Leppleskofel, 2822 *m* und 2481 *m*, wodurch sich die nördliche Umrahmung des hinteren Bruggeralpthales ergiebt. Auch von dem Grossen Deggenhorn zweigt in Südostrichtung ein hochansteigender, sehr kräftig entwickelter Seitenkamm ab, der über das Kleine Deggenhorn, ca. 2810 *m*, und die Arnthaler Lenke, 2658 *m*, zu dem imposanten Gipfelstock der Hohen Grabe, 2952 *m*, führt.

Um von der Brugger Alpe die Roth- und Weissspitze zu ersteigen, wenden wir uns von den Alphütten über Weidehänge südwestlich, überschreiten das von der Rothspitze herabfliessende, oben klammartig eingeschnittene Bächlein und biegen nach ungefähr 1½ Stunden scharf südöstlich ab, dem westlichen, felsgestuften Vorbau der Rothspitze (P. 2914 der Specialkarte) zustrebend. Von hier verfolgt man die aussichtsreiche, fast durchgehends leicht zu begehende Grathöhe in östlicher Richtung, um in weiteren 1½ Stunden die Rothspitze zu erreichen. Die Gipfel-

Rothspitze und Weissspitze.

kuppe, einen nach Norden kühn vorspringenden Felsthurm darstellend, hat in der weiten Runde keinen Rivalen, ausser der benachbarten, ähnlich gestalteten Weissspitze, der sie an Höhe um 4 *m* nachsteht. Der directe Gratübergang von der Roth- auf die Weissspitze ist nicht gut ausführbar, da erstere zu der dazwischen eingesenkten Wassersaiach-Lenke, circa 2650 *m*, in unvermittelten Wänden abstürzt, dagegen können wir mit etwas Ausweichen nach rechts (südöstlich) ohne Schwierigkeit die genannte breite Einsenkung und dann die Weissspitze gewinnen. Der Übergang erfordert 1—1¼ Stunde Zeitaufwand, und wer eine alpine Ader besitzt, der wird die Mühe nicht scheuen und beide Spitzen besuchen. Ein anderer, noch viel bequemerer Zugang auf die Roth- und Weissspitze ergiebt sich von der Oberstoller Alpe, 1863 *m*, im obersten Arnthal, wo weit hinaufreichende Rasenhänge ein rasches Emporklimmen ermöglichen. Schwierig dagegen, und nur bei guter Vertrautheit mit den Terrainverhältnissen rathsam, wäre ein directer An- oder Abstieg über die Nordseite und die obgenannte, die beiden Spitzen trennende Wassersaiach-Lenke. Die Felswände setzen in der Tiefe sehr steil ab und der Durchgang muss

auf schmalen, östlich ziehenden Rasenbändern gesucht werden. Herr Erlsbacher hat am 25. August 1894 diesen Weg im Abstiege eingeschlagen.

Die Aussicht von den beiden Hauptgipfeln des Villgrater Gebirges ist nach jeder Richtung entzückend schön und abwechslungsreich, auch an lieblicher Thalschau, sowie an ernsten, wildpittoresken Hochgebirgsbildern fehlt es nicht, und aus näherer und weiterer Ferne grüssen die blinkenden Firnhäupter der Centralpen und die abenteuerlich gestalteten Palissadenreihen der Dolomiten. Wem daran liegt, sich einen guten orientierenden Einblick in den Alpenkranz des Defereggenthales zu verschaffen, in die Anordnung der Kämme und Thäler, auf die ausgedehnten, still friedlichen Mattengefilde mit ihren malerischen, anheimelnden Sennhütten und dunklen Waldpartieen, und wer nicht viel Zeit und Mühe zu weiteren Wanderungen in diesen Bergen verwenden kann, dem sei vor allem die Ersteigung dieses schönen, stattlichen Hörnerpaares empfohlen. Herr Erlsbacher hat die Roth- und Weissspitze mehrmals, erstere (von ihm nach der Deferegger Bezeichnung Weissspitze genannt) auch im Winter (14. Januar 1896) erstiegen, über welche Touren die Österreichische Alpenzeitung 1896, S. 59 u. 129 ff. Näheres berichtet. Eine andere, noch grossartigere Leistung, die der bergkundige Vorstand der Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V. als erster Tourist ausführte, war die Begehung des ganzen Grates von der Rothspitze bis zum Grossen Deggenhorn, wobei derselbe ausser diesen beiden Erhebungen noch die Weissspitze und die Storfen- oder Wildeklammspitze überstieg. Er benöthigte zu dieser mühevollen Wanderung, die sich über vier Gipfel erstreckte und bei der ein Ausweichen auf die Südseite nothwendig war, vier Stunden. Auch der Verfasser hat das Gratstück von der Rothspitze zur Storfenspitze begangen. Zwischen der Storfenspitze und dem Grossen Deggenhorn schneidet die selten begangene Storfen-Lenke, 2696 *m*, ein, die einen Übergang zwischen dem obersten Arnthale und dem Bruggeralpthale vermittelt.

Die elegante, dreikantige Pyramide des Grossen Deggenhorns lässt sich von allen Seiten, am besten von der Mulde im Südwesten der Sand- oder Ochsen-Lenke und dann von Osten über das Kleine Deggenhorn erklimmen. Der Besuch dieser Hochzinne, die von der Brugger und von der Oberstoller Alpe in drei Stunden und von der Heinkar-Alpe im obersten Winkelthale in $2^1/_2$ Stunden erreicht werden kann, ist zur näheren Orientierung über das Villgrater Gebirge unerlässlich. Die Aussicht gehört zu den schönsten in diesem Alpengebiete und besonders interessant ist auch der Einblick in die drei hier zusammenstossenden Thäler. Ich erstieg das Grosse Deggenhorn von der Hohen Grabe aus über die »Wilden Platten« und das Kleine Deggenhorn, indem ich das ausgedehnte Kar zwischen Hoher Grabe und Wagenstein — nach dem dort abstürzenden Schrentebach »Schrentebachboden« genannt — an dem westlichen Rande berührte. Den Abstieg nahm ich zur Sand- oder Ochsen-Lenke und setzte dann die Gratwanderung über den Wagenstein und die Alpspitze zu dem Grossen Leppleskofel fort. Die Partie ist leicht und überaus genussvoll, und enthüllt eine Reihe der beachtenswerthesten und interessantesten Hochgebirgsbilder.

Die Hohe Grabe, in Inner-Villgraten allgemein die »Wildecke« genannt, bildet ein überaus mächtiges, fast allseits isolirtes, hochscheiteliges Felsmassiv, das gegen Osten, Westen und Süden sehr steil in die umliegenden Thalgründe abfällt.

Nach Nordwesten dacht die Hohe Grabe zu der bereits genannten, mehrfach gewellten, steinigen Hochmulde der »Wilden Platten« ab, in der im Sommer meist bis über die Hälfte herab der Winterschnee liegen bleibt und die beinahe Anlage zur Vergletscherung zu haben scheint. Die Specialkarte stellt diese Hochmulde als ein von scharfen, parallelen Felsrippen und Schluchten durchsetztes Plateau dar, so dass man ein schwer begehbares Terrain vermuthen könnte. In Wirklichkeit bieten aber die

»Wilden Platten« den besten und bequemsten Anstieg auf die Hohe Grabe, wobei man eine im Hintergrunde des Winkelthales gelegene Alphütte als Nachtquartier wählen kann. Die erste touristische Ersteigung führte Herr Dr. V. Hecht am 26. August 1870 aus, indem er von dem innersten Winkelthal zum Villponer Hochthälchen emporstieg und von dort die sehr steilen Osthänge der Spitze erkletterte, die näheren Angaben hierüber finden sich in der »Zeitschrift« 1872, S. 137 ff. An demselben Tage, aber 24 Jahre später (1894), erreichten auch die Herren Dr. Karl und Otto Zsigmondy den Gipfel. Sie wählten das Ainetthal und die Südwestseite der Felspyramide zum Anstieg und wandten sich dann über die »Wilden Platten« und die Sand-Lenke dem Bruggeralpthale und St. Jakob zu. Bei meiner Ersteigung der Hohen Grabe, bei welcher ich ungefähr der Anstiegsroute des Dr. Hecht folgte, nächtigte ich in der Lacken-Alpe, 1805 *m*, im Hintergrunde des Winkelthales und stieg dann zum Hochthälchen der Villponer Alpe empor, aus dem die gleichnamige Lenke, 2556 *m*, nach Inner-Villgraten hinabführt. Nach Überwindung der steilabfallenden Thalstufe verliess ich bei einem alten, verfallenen Schäferhüttchen die Thalsohle und wandte mich scharf rechts aufwärts gegen eine deutlich ausgesprochene Scharte im Nordgrate der Hohen Grabe. Der Anstieg war steil und mühsam, aber um so bequemer und genussvoller war der Gratweg von der Scharte zur Spitze, die ich schon in 2½ Stunden von der Lacken-Alpe erreichte. Ausser diesen zwei Zugängen durch das Ainetthal und die Südwestabhänge und durch das Villponerthal und die Ostseite ist die Hohe Grabe auch durch das oberste Arnthal und über die Arnthaler-Lenke, 2658 *m*, erreichbar, wobei man jedoch zuletzt über die »Wilden Platten« emporsteigen muss. Ich genoss auf der stolzen Scheitelhöhe dieses Gipfels eine wunderbare, durch kein Wölkchen getrübte Rundschau, deren Schaustücke sich nicht nur aus einem reichen, vielgestaltigen Kranze prachtvoller Hochgipfel, sondern auch aus lieblichen Thalbildern und hell leuchtenden Alpmatten zusammensetzen. Besonders grossartig erschienen die nahen Dolomitberge, aus denen vor allem die Dreischusterspitze und die Hohe Gaisl durch ihre kühnen Formen hervorragen. Interessant ist auch die Hochmulde der Sieben Seen an der Westseite der Hohen Grabe. Die Sieben Seen sind kleine Wasseraugen, von denen das grösste, etwas abseits liegende der »Einlatzsee« (Einzelsee) heisst. Die Hohe Grabe kann von der Station Sillian der Pusterthalbahn über Ausser- und Inner-Villgraten und durch das Ainetthal in acht bis neun Stunden erreicht werden, die Spitze verdient volle Beachtung.

Vom Wagenstein zieht der vielfach geknickte Hauptkamm des Villgrater Gebirges zuerst in nordöstlicher, dann in südöstlicher Richtung zu der schönen, weithin dominierenden Pyramide des Regensteins, 2892 *m*, fort. Die westlichen Erhebungen dieses Kammstückes: die Winkelhöhe der Specialkarte, 2796 *m*, — wohl ein Deferegger Name, für dessen Richtigkeit die Bestätigung fehlt — die Karspitze, 2708 *m* (in der Specialkarte unbenannt), die Hochwand, 2730 *m*, und die in einem nördlichen Grataste aufragende Beilspitze, 2586 *m*, hat Herr Erlsbacher von St. Veit aus durch das Gsaritzenalpthal erstiegen; die östlich des Zelge-Thörls, 2614 *m*, gelegenen Gipfel, wie die Hochalpenspitze, 2797 *m*, und die Marcheckspitze, 2715 *m*, harren noch des ersten touristischen Besuches. Die Bezeichnung Zelge-Thörl ist villgraterisch, der Kartenname »Kleinitzer-Lenke« dürfte Deferegger Ursprunges sein; ebenso sagt man in Villgraten statt Gsaritzen-Thörl (P. 2566 der Specialkarte) Walder-Thörl und statt Villgrater Joch oder Hopfgarter Thörl (P. 2612 der Specialkarte) »Beim Kreuzl«, weil sich auf der Übergangshöhe ein Kreuz befindet, was übrigens auch auf dem Walder-Thörl der Fall ist. Einen Übergang über das »Villgrattenjoch« schilderte Herr J. Eilles in der Zeitschrift d. D. A.-V. 1869—1870; er vergleicht die Aussicht von der Jochhöhe mit jener vom Kalser Thörl.

Der Regenstein, nicht Regenspitze, wie ihn die Specialkarte nennt, lässt sich am besten von Ausser-Villgraten durch das schöne, wald- und mattenreiche Winkelthal ersteigen, wo wir in der Mooshofalpe, 1527 *m*, einem stattlichen, jetzt nur mehr der Alpwirthschaft dienenden Bauernhause, eine freundliche Aufnahme und Unterkunft finden. Der Anstieg beginnt etwa 24 Minuten thaleinwärts, indem man an der rechten (nördlichen) Seite des Arnbaches zur Arnalpe emporsteigt, bald aber den zur Arnscharte, 2635 *m*, hinanziehenden Pfad verlässt und sich nördlich dem Regenstein zuwendet, den man über Gras- und Schutthänge in vier Stunden (von der Moosalpe) erklimmt. Die Rundschau von unserer Hochwarte ist prachtvoll. Von den Bergen der näheren Umgebung ziehen die doppelschulterige Hohe Grabe, die kühnen, trotzig wilden Felsgestalten der Arnhörner, der keck herausfordernde Zahn des Rapplers und die ideal schöne, dreikantige Pyramide des Gölbmers die Aufmerksamkeit auf sich, und aus weiterer Ferne grüssen die hellstrahlenden Firnwälle der Hohen Tauern, von denen sich in scharfen Formen die einzelnen Spitzen abheben. Von den grossen centralen Gebirgsgruppen Tirols, Salzburgs und Kärntens fehlt keine einzige, und die vorgelagerten Thäler bieten eine herrliche, grüne Staffage zu dem ernsten, hochalpinen Bilde. Auch die Dolomiten im Süden des Pusterthales zeigen sich in ihrer ganzen Schönheit. Lieblich ist der Blick auf das gerade zu Füssen ausgebreitete Winkelthal, es ist eine Oase der Ruhe und des Friedens, wie sie poetischer kaum gedacht werden kann, während nördlich das enge, waldumdüsterte Zwenewaldthal mit seinen öden, wildzerklüfteten Felskaren heraufgrüsst, in denen in träumerischer Verborgenheit der Geigen- und der Pumpersee liegen. Von einer Ersteigung des Regensteins durch auswärtige Touristen ist nichts bekannt geworden, dagegen hat Herr Pfarrer Georg Rabensteiner in Ausser-Villgraten, ein hervorragender Kenner dieser Gebirgswelt und ein grosser Verehrer der Alpen, sowohl diese Spitze, als auch die anderen bedeutenderen Erhebungen des Arn- und Winkelthales öfters besucht. Es sei mir gestattet, ihm auch an dieser Stelle den besten Dank für die gütigst ertheilten Auskünfte auszusprechen.

Vom Regenstein auf dem Hauptkamme östlich fortschreitend, erreichen wir den P. 2814 der Specialkarte, eine untergeordnete, grasige Klippe, die nur dadurch einige Bedeutung besitzt, dass sich vor ihr der wildzerzackte Gölbmerkamm ablöst; und ungefähr ½ *km* noch weiter östlich von dem genannten Punkte, an der Abzweigestelle eines nördlich stehenden Seitengrates, erhebt sich die Kreuzspitze, für die aber in der Specialkarte Name und Höhenzahl fehlen. Vielleicht bezieht sich die obige Höhenzahl 2814 auf diese hervorragende, allseits dominierende, leicht zugängliche Felskuppe; wenn nicht, so muss deren Cote um circa 20 *m* höher, also auf beiläufig 2834 *m* geschätzt werden. Die Kreuzspitze erhebt sich im Schnittpunkte des Zwenewald-, des Grünalp- und des Burgerthales, auf ihr stossen die Grenzen von vier grossen Alpenbezirken zusammen, da auch das nahe Winkelthal in ihr Bereich fällt, und in dieser bevorzugten Stellung liegt auch ihre Bedeutung als Orientierungs- und Aussichtspunkt für diesen Theil des Villgrater Gebirges. Nur der beiläufig 2½ *km* östlich entfernte Bockstein, 2832 *m*, erfreut sich einer ähnlich günstigen Lage und derselben Seehöhe. In dem oberwähnten, nordöstlich abspringenden Quergrate, bei P. 2826 der Specialkarte, erheben sich noch zwei andere sehr schöne Felshörner, für die ich in Hopfgarten den Namen »Schober« erfragen konnte. Die beiden Schoberköpfe — man könnte den ersteren den Inneren und den letzteren den Äusseren Schoberkopf nennen — beherrschen den reich modellierten, in gewaltigen Felsstufen sich aufbauenden Abschluss des Zwenewaldthales, und bieten ein effectvolles Gegenstück zu dem gegenüberliegenden, in mächtigen Steilmauern abstürzenden Regenstein. In der Tiefe erblicken wir den zweilappigen Geigensee, einen

der grössten und schönsten Wasserspiegel unserer Gebirgsgruppe, und etwas höher den Pumpersee, der bei stürmischem Wetter — daher sein Name — in heftige Aufwallung gerathen soll. Der beste Zugang auf den Hinteren Schoberkopf ergiebt sich von der Hinterfeld-Alpe im obersten Grünalpthale; den Vorderen Schoberkopf erreicht man von seiner Ost- und Nordseite aus, die zwischen den beiden Gipfeln eingeschnittene Scharte ist für gute Felskletterer leicht übersteigbar.

Von der Kreuzspitze aus kann man den Hauptkamm, der nach Südosten zu dem Jochsattel des Samschlags (P. 2685 der Specialkarte) abdacht, leicht bis zu dem aussichtsreichen Rücken des Hochecks, 2726 *m*, weiter verfolgen. Man übersieht von ihm das ausgedehnte, in leuchtendem Mattengrün erstrahlende Gebiet der Villboner-Alpe, über die wir in das Burgerthal absteigen können. Hier in diesem Gebirgswinkel, an der Ostseite der Arnscharte, fluthet in träumerischer Verlassenheit

Regenstein vom Zwenewaldthal.

der schwarzgrüne Sichelsee und nahe dem Hocheck ein zweiter kleinerer, unbenannter Hochsee. Gegen Norden erblicken wir die einsamen, schneeerfüllten Hochkare und Trichter der zum Grünalpthal abdachenden Hinterfeld-Alpe. Den Hauptanziehungspunkt aber bilden die gerade gegenüber in den kühnsten Formen und in entsetzlicher Wildheit aufstrebenden Felsobelisken der Arnhörner, 2801 *m*, die grösste Sehenswürdigkeit des Burgerthales und neben dem südwestlich gelegenen Rappler die schwierigeren Ersteigungsobjecte des Villgrater Gebirges. Aber auch der östlich im Hauptkamme aufragende Bockstein, von der Paintner-Alpe aus ein völlig regelmässiges, nach aussen aufgekrümmtes Felsdreieck, erscheint hier als ein phantastisches, in den Lüften schwebendes Schiff mit hoch aufragenden Bordwänden.

Leider sind die Unterkunftsverhältnisse im Burgerthale, dessen Besuch für eine genauere Kenntniss unseres Gebirges unerlässlich ist, ungünstig. Die Alpwirthschaft hat aufgehört, nur einige Ochsenheerden beleben die ausgedehnten, reich beblumten

Gehänge. Die Almenbesitzer draussen in St. Justina, Ried und Anras ziehen es vor, die Futterkräuter zu Heu zu machen, das im August in die zahlreichen Pillen eingebracht wird. Ich hielt mich bei meinem Besuche des Burgerthales in dem kleinen Burgerkaser, circa 1775 *m* (gegenüber der in der Specialkarte ersichtlichen Paintner-Alpe), einige Tage auf. Mein Wirth, der Ochsenhirt Bartholomäus Niederwieser (vulgo Jörgmai) aus St. Justina, kannte die dortigen Berggebiete aus einer dreissigjährigen Erfahrung.

Mein erster Besuch galt dem Bockstein, den man vom Burgerthale über die steilen, südlichen Grashänge und die zerklüftete Westflanke in 2½—3 Stunden gewinnt. Er beherrscht das Burger-, Michlbach- und Grünalpthal, von wo er überall gut erreichbar ist, und bietet eine Prachtaussicht auf die nähere und weitere Umgebung dar. Besonders schön gestaltete sich der Blick auf den felsumstarrten, theilweise noch eisbedeckten Zagoritzsee im Michlbachthale; dagegen lag der noch hübschere Ganitzsee hinter einer Bergfalte versteckt; auch aus dem Grünalpthale blinkten zwei kleine, halbvereiste Seen herauf. Vom Bockstein setzte ich die Wanderung auf das Hocheck, die Kreuzspitze, den Regenstein und die beiden Schoberköpfe fort, und kehrte über den Samschlag in das Burgerthal zurück, eine Rundtour, die infolge der gewaltigen Schneemassen sehr anstrengend war.

Von besonderem Interesse für den Bergsteiger sind die Arnhörner und der Rappler, die in der Gegend allenthalben als unersteigbar gelten. Erstere bestehen aus drei, in der Richtung Nord-Süd wandartig aufragenden Felsobelisken (den P. 2784, 2801 und 2779 der Specialkarte). Die höchste Spitze liegt in der Mitte. Auflagernde, silberblinkende Schneebänder und eiserfüllte Kamine verliehen diesen schwarzen, drohend aussehenden Felszinnen einen besonderen Schmuck und den Charakter schwer erkletterbarer Hochgipfel. Am stattlichsten präsentieren sich die Arnhörner — oder wie sie im Burgerthale genannt werden: die Königswieshörner — von der Königswiese im obersten Burgerthale, einem merkwürdigen, mit grauem Moos und Flechten bedeckten Hochplateau, und von hier versuchte ich auch den Anstieg, indem ich die Schnee- und Eisrinne erkletterte, die zu der Scharte zwischen dem Mittleren und dem Südlichen Arnhorn hinanzieht. Ich war sehr überrascht, als ich auf der West-(Winkelthal-)Seite die Steilabbrüche der Mittelspitze, der meine Bemühungen galten, unschwer umgehen und die Scharte zwischen dieser und der Nordspitze erreichen konnte. Von hier führt ein sehr scharfer, überaus steil aufgerichteter, aber mit guten Griffen versehener Grat direct auf den höchsten, aus Glimmer- und Quarzgestein bestehenden Gipfel, auf dem ich einen kleinen Steinmann errichtete. Die Ersteigung des Südlichen Arnhorns lässt sich bedeutend leichter, als die der Mittelspitze über die westlichen Felshänge, und jene des Nördlichen Arnhorns wahrscheinlich von ein paar Seiten, wenn auch weniger leicht ausführen.

Mein zweites Tagesziel war der Rappler, den ich hier zum ersten Mal in deutlicher Nähe vor mir hatte. Ich eilte in den zwischen dem Rappler und dem Südlichen Arnhorn eingebetteten Karboden hinab, und stieg dann über steile Schnee- und Schutthänge zu einer Scharte empor, die in den kurzen Ostgrat des Rapplers, ziemlich nahe dem Gipfel, einschneidet. Die Specialkarte zeichnet irrthümlich zwei östliche, zu P. 2689 verlaufende Gratstücke ein, in Wirklichkeit ist nur ein Ostgrat vorhanden. An der Südseite des Rapplers, dort, wo der zersplitterte Südwestgrat des Berges sich der obersten Gipfelzinne nähert, entdeckte ich eine kurze, gut ersteigbare, zu einer Scharte führende Rinne, und dann an der senkrechten Schlusswand des Rapplers einen schräg hinaufziehenden, schmalen, kaminartigen Einriss. Mit der Erkletterung dieser schlechten, exponierten Stelle war die jungfräuliche, stolze Spitze überwunden, die wie das Grosse Arnhorn eine vorzügliche Rundschau auf die nähere

und weitere Umgebung gewährt. Wie ich mich überzeugte, ist der Gipfel auch vom Winkelthale über den Nordwestgrat ohne allzu grosse Schwierigkeit ersteiglich, dagegen führt der knapp vor der höchsten Spitze abbrechende Südwestgrat nicht zum Ziele.

Vor mir im Südosten, scheinbar nahe, stand der alles überragende, dunkelfärbige Felskoloss des Gölbmers, auf dem ich meine Fahrt abzuschliessen gedachte. Ein langes, mühevolles Traversieren an den Westgehängen des zum Gölbmer führenden Grates brachte mich endlich an den Nordfuss der obersten Gipfelpyramide. Hier lagen noch grosse, zusammenhängende Massen erweichten Winterschnees, doch gelang es, die Spitze noch vor ihrer Einnebelung zu betreten. Wohl stand der Gumriaul, der ebenbürtige Nachbar des Gölbmers, in verführerischer Nähe, allein die allseits heranwogenden Nebel und ein ausbrechendes Gewitter bestimmten mich, nach einem kurzen Blick auf die streng winterliche Umgebung den Rückzug anzutreten. Durch tiefen Schnee, in nördlicher Richtung gegen den P. 2797 der Specialkarte absteigend, entdeckte ich zur Rechten eine enge, steil abfallende Schlucht, die mich in die nördlich von dem P. 2476 gelegene kesselförmige Karmulde und dann in das kleine Seealpthal führte, in dem ein ziemlich umfangreicher, tannengrüner Hochsee fluthet.

In der Specialkarte, die die obere Region hier nicht ganz richtig wiedergiebt, ist das Seealpthal hinreichend deutlich, der See aber gar nicht eingezeichnet. Das Thal bildet einen nordwestlichen Seitenast des zwischen Gölbmer und Gumriaul herabziehenden Tschelarthales. Durch dieses letztgenannte, an schönen Hochgebirgsbildern reiche Thal stieg ich an einem anderen Tage wieder hinauf, um über eine Reihe begrünter Hochterrassen, öder Schutthänge und Schneeinseln die hochragende Felsschneide des Gumriauls, 2913 *m*, zu gewinnen. Nach dreistündigem, flotten Anstieg stand ich auf der höchsten Gipfelkuppe, die wie der Gölbmer vorher kaum von einem Touristen betreten worden sein dürfte.

Arnhörner, Rappler und Gölbmer.

Ein prachtvoller Morgen lohnte meine Bemühungen und ich konnte das unvergleichliche Gebirgsbild, das mir der Gölbmer vorenthalten hatte, in aller Musse geniessen. Es ist keine Übertreibung, wenn ich beide Gipfel als zwei der schönsten und dankbarsten Aussichtswarten nicht nur der Villgrater Berge, sondern von ganz Tirol bezeichne. Besonders günstig gestaltet sich der Blick auf die Dolomiten. Von der Brentagruppe bis zu den Julischen Alpen, von der Cridola und dem Cimone della Pala bis zum Peitlerkofel sind sämmtliche bedeutendere Gruppen dieser Gebirgswelt vertreten. In langen, goldglänzenden Linien erstrahlten aus der Ferne die Ortler Alpen mit ihren bekannten Hochspitzen und an sie reihten sich die Ötzthaler Schneeberge, dann die gedrängten Massen der Zillerthaler Alpen. In allen ihren Details frei zu überblicken, steht die Rieserfernergruppe mit ihren drei Hauptgipfeln vor uns, dann folgt die Centralkette der Hohen Tauern von der Dreiherrenspitze im Westen bis zur Hochalpenspitze im Osten mit allen ihren Gliederungen, Firnen und Vorbauten. Rechts im Vordergrunde erhebt sich die gewaltige Schobergruppe mit ihren schwarzen, vielgestaltigen Felshörnern und blinkenden Schneefeldern, von unseren Bergen eines der anziehendsten und erhabensten Objecte der Gebirgsschau.

Der Gumriaul und der Gölbmer können auch ohne Schwierigkeit vom Winkelthale, ersterer auch von Süden durch das bei Anras ausmündende Mühlthälchen, erstiegen werden. Der zweite Tourist, der den Gölbmer betrat, war, wie aus den Mittheilungen 1897, S. 43, hervorgeht, Herr Alexander Burckhardt, der mit anderen Bergfreunden die Vorliebe theilt, unbekannte, noch wenig belebte Alpengebiete aufzusuchen.

Vom Bockstein setzt sich der Hauptkamm in südöstlicher Richtung zur Paterspitze, 2728 *m*, und zur Zarspitze, oder wie die letztere auf der Michlbacher Seite genannt wird, zur Tagweide, 2780 *m*, fort und springt dann bei der Mundsalspitze, 2667 *m*, nach Nordosten vor, wo der aussichtsreiche Rothstein, 2695 *m*, den letzten grösseren Felsgipfel unseres Gebirges bezeichnet. Die Ersteigung dieser vier Erhebungen, von denen die beiden ersteren durch ihre schöne Pyramidenform auffallen, ist von allen angrenzenden Thälern und Alpengebieten und auch mittelst einer Gratwanderung möglich. Vom Rothstein verbreitert sich der südöstlich streichende Kamm allmählig zu einem an Höhe abnehmenden, grösstentheils begrünten Rücken, der sieben bis acht Gipfelbildungen, darunter das Böse Weibele, 2523 *m*, und den mit einem Unterkunftshäuschen geschmückten Hochstein (Schönbichele), 2015 *m*, aufweist. Das Hochsteinhaus, ein Werk der thatkräftigen Section Lienz des D. u. Ö. A.-V., erleichtert nicht nur den Besuch dieser aussichtsreichen Gipfelhöhen, sondern ermöglicht auch ausgedehnte Kammwanderungen, die sich über acht bis zwölf Erhebungen erstrecken können. Rüstigen Fussgängern, die grössere Anstrengungen und die Nächtigung in einer Alphütte nicht scheuen, sei insbesondere diese Höhenwanderung als Einbruchsroute in unsere Gebirgsgruppe bestens empfohlen.

Der Panargen- und der Lasörlingkamm und der Ostrand der Rieserfernergruppe.

In den nachfolgenden Zeilen sei noch jenes interessanten, aber noch wenig bekannten Alpengebietes gedacht, das mit seinen hohen, steil aufstrebenden Felsgiebeln und wildzerrissenen Graten das Defereggerthal im Norden und Westen umschliesst. Zu diesem Alpengebiete rechnen wir den der südlichen Venedigergruppe angehörigen Panargen- und Lasörlingkamm und dann die östlichen Randgipfel des Rieserfernerstockes.

Der Panargenkamm wird südlich durch das Defereggerthal und nördlich durch die tief eingeschnittene Furche des Trojeralpthales begrenzt. Mit dem Lasörlingkamme hängt derselbe durch den Längssattel der Daber-Lenke, 2636 *m*, zusammen. Aber während der Panargenkamm (vom Rothen Mann-Thörl bis zur Hochleitenspitze) nur eine Länge von 10 *km* besitzt, weist der letztgenannte Kamm (vom Hochschober bis zum Kleinen Zunig) eine Erstreckung von 26 *km* auf, und bildet östlich von St. Jakob die nördliche Umrahmung des Defereggerthales. Die diesen Kämmen angehörigen, kräftig entwickelten Gipfel bieten tüchtigen Felssteigern keine besonderen Hindernisse dar, doch ist deren Ersteigung weniger einfach, als die der Villgrater Berge, und dies gilt insbesondere von den schwarzen, wild abbrechenden Felshörnern des Panargenzuges. Sämmtliche Erhebungen des Panargen- und des Lasörlingkammes lassen sich am besten von der Süd- und Südostseite, wo hochansteigende Felsterrassen und Schneekare sich angliedern, erklimmen, doch empfiehlt es sich, bei der weiten Entfernung von den Thalorten in einer der benachbarten Hochalpen oder in einer Heuhütte zu nächtigen.

Indem wir unsere Wanderung mit dem Panargenkamme beginnen, wenden wir uns zuerst der Todtenkarspitze, 3118 *m*, zu, die sich als eine sehr steile, wild abbrechende Pyramide östlich vom Rothen Mann-Thörl, 2996 *m*, erhebt. Von diesem

zwischen der Todtenkarspitze und der Rothen Mann-Spitze, 3075 *m*, eingeschnittenen Thörl, das nach einer dort aufragenden charakteristischen, röthlichen Felsfigur den Namen trägt, löst sich unser Kamm von dem Röthspitzenkamm ab. Zu unterscheiden vom Rothen Mann-Thörl ist das Rothen Mann-Joch, 2760 *m*, das aus dem Schwarzachthal in das Röththal und zu der Lenkjöchl-Hütte der Section Leipzig des D. u. Ö. A.-V. führt. Die Todtenkarspitze erstiegen zuerst die Herren L. Eisenreich, Dr. H. Finkelstein und Dr. C. Rössler am 4. August 1892 über den sehr schwierigen, gegen das Rothen Mann-Thörl abfallenden Nordwestgrat; auch der Verfasser, und vor ihm zwei ehemalige Schüler desselben, die Herren L. Patera und J. Waizer, sowie auch Herr J. Erlsbacher besuchten diese weltentrückte, eine prachtvolle Aussicht bietende Felszinne. Bedeutend leichter als über den Nordwestgrat ist die Todtenkarspitze über die minder steile Südflanke oder von Norden her über den östlichen Felsgrat zu erreichen. Die erwähnte Rothen Mann-Spitze erhielt gleichfalls von dem Verfasser einen Besuch.

Östlich von der Todtenkarspitze ragt die doppelgipfelige, hellfärbige Panargenspitze, 3117 *m*, empor, die wir von der südlich vorgelagerten Kuppe des Sandbichls, 2921 *m*, aus über die südöstlich angelagerte Karmulde, oder auch etwas mühsamer über den von dem Gipfel herabziehenden Südgrat unschwer erklimmen können. Die westliche Spitze ist um einige Meter höher als die östliche, und auf die erstere beziehen sich auch die erwähnten Anstiegsrouten. Auch die Panargenspitze haben die Herren Eisenreich und Dr. Rössler, ein Jahr nach ihrem Besuche der Todtenkarspitze, am 4. August 1893, als erste Touristen erklommen. Der geeignetste Ausgangspunkt für die Ersteigung dieser beiden Spitzen ist die gastliche Seebachalpe, 1887 *m*, im obersten Defereggenthale. Die Nachfolger der genannten zwei Herren in diesem entlegenen, völlig unbekannten Alpengebiet waren Herr Erlsbacher und der Verfasser, die ausser der Panargenspitze auch die anderen grösseren Gipfelhöhen dieses Kammes: das Keeseck, 3173 *m*, die Alplesspitze, 3150 *m*, die Seespitze, 3022 *m*, und die Hochleitenspitze, 2766 *m*, erstiegen.

Todtenkarspitze vom Klammjoch.

Die Aussicht von allen diesen Höhen ist entzückend schön. Unmittelbar im Norden erglänzt die majestätische Venedigergruppe mit allen ihren zahlreichen Hochgipfeln, schön gegliederten Querkämmen und ausgedehnten Gletscherrevieren, im Südwesten schwingt sich der Rieserfernerstock greifbar nahe empor, überragt von dem kühnen Firnhelm des Hochgalls, und in weiterer Ferne erblicken wir die anderen Gebirgscomplexe Tirols, Kärntens und Venetiens.

Etwas schwieriger als die Ersteigung der Panargenspitze ist die Erkletterung des Keesecks, 3173 *m*, eines schwarzen, wild abbrechenden Felshorns, der höchsten Gipfelzinne im Panargenkamme. Man kommt ihr am besten von der Südostseite bei oder auch über die östlich eingeschnittene Panargenscharte, 2891 *m*; doch ist es für den Terrainkundigen möglich, auch von Südwesten her einen An- oder Abstieg zu finden. Imposant sind die Abstürze unseres Gipfels und des ganzen Panargenkammes nördlich gegen das Panargenkees und das Trojeralpthal. Diese langgestreckte, wildabgerissene, von glitzernden Schneeflecken und Eisrinnen durchsetzte Riesenmauer, die nur an einer Stelle (Panargenscharte) eine schwierige Überkletterung

zulässt, bildet, vom Trojeralpthale gesehen, eines der eindrucksvollsten und hervorragendsten Schaustücke unserer Gebirgswelt. Das Gestein besteht aus schwärzlichem Glimmerschiefer, aus der Ferne aber möchte man diese feuchtglänzenden, zersplitterten Wände für Serpentin halten. Der Ernst der Felsarchitectur wird gemildert durch die vielen kleinen, über die Hochterrassen des Südabfalles zerstreuten Seen, von denen der Egg-, der Grossbach-, der Erlsbacher Alples- und der Oberseitsee die grössten sind. Von Erlsbach aus können wir die Panargenspitze und das Keeseck, dann auch die Alplesspitze, 3130 *m*, und die schöne Seespitze, 3022 *m*, letztere auch direct von St. Jakob, in je $5^1/_2$—6 Stunden erreichen. Der Anstieg auf die beiden letztgenannten Erhebungen ist über deren Südostflanke auszuführen. Wer in einer hochgelegenen Alphütte nächtigt, kann die Wanderung am nächsten Tage über zwei oder auch drei Gipfel ausdehnen.

Von der Seespitze zieht der Kamm, die ursprüngliche Nordwest-Südost-Richtung beibehaltend, über zwei namenlose, schwach ausgeprägte Felshörner (Punkte 2905 und 2892 der Specialkarte) zu dem Eckgipfel der Hochleitenspitze, 2766 *m*, deren Besuch von St. Jakob aus eine sehr lohnende Halbtagspartie bildet. Die Karte nennt sie irrthümlich »Weisses Beil«, welche Bezeichnung aber nicht der Spitze, sondern einem unbedeutenden Felszacken an ihrer Südostseite zukommt.

Einige andere Gipfelzinnen, die aber nicht mehr dem Hauptkamme selbst, sondern dessen südlichen Verzweigungen angehören, wie der Hutner, 2883 *m*, der Weitstrahl, 2735 *m*, der Schober, 2764 *m*, seien hier der Kürze wegen nur angeführt. Dieselben sind wohl kaum schon von Touristen erstiegen worden.

Nicht mindere Beachtung, als das soeben besprochene Alpengebiet, verdient der Lasörling- oder der Virgenkamm, der zwar nicht an Höhe, wohl aber an Zahl der Gipfel und durch seine viel reichere Gliederung den Panargenkamm weit übertrifft. Von der Venedigergruppe ist derselbe durch das Daber- und das Virgenthal fast vollständig getrennt, nur durch die Daber-Lenke, 2636 *m*, deren Stellung bereits gekennzeichnet wurde, steht er in loser, indirecter Berührung.

Für den Touristen ist nur der westliche, das Trojeralpthal nördlich umfassende Theil des Lasörlingskammes von grösserer Bedeutung, die Osthälfte desselben weist nur wenige grössere, der allgemeinen Beachtung würdige Objecte auf. Die Hochgipfel der Westhälfte besitzen schöne, charakteristische Formen, auf den sonnigen, ausgedehnten Terrassen bietet sich Raum für farbenprächtige, still träumerische Hochseen und für üppige, blumenbestickte Alpweiden, und auf jeder Gipfel- oder Übergangshöhe empfängt uns das leuchtende, hoheitsvolle Bild eines herrlichen, einzig schönen Alpenpanoramas.

Einer der besuchenswerthesten Punkte des Trojeralpthales ist die Daber-Lenke, 2636 *m*, über die wir durch das Daberthal zur Clarahütte im Umbalthale, oder über das Rothen Mann-Thörl, 2996 *m*, zur Seebach- oder Jagdhausalpe absteigen können. Ein von der Passhöhe in wenigen Minuten erreichbarer, eisumflossener, oben mit blauem Speick (Primula glutinosa L.) gezierter Felsbuckel, der Gamskopf, 2722 *m*, der Specialkarte, eröffnet einen guten, orientierenden Einblick in die Geheimnisse dieser weltentrückten Alpenreviere. Über uns erhebt sich in wilder Flucht das schwarze, zackenkrenelierte Felsgemäuer des Panargenkammes mit seinen Gipfeln, Eiskehlen und Schneelagern, zu unseren Füssen breitet sich das stille, einsame, menschenleere Trojeralpthal aus, während nördlich die röthlichgelbe Gratschneide der Rosenspitze, die Graue Wand, der grüne, seegeschmückte Sattel der Bachlenke, die Finsterkar- und Heinzenspitze, und in weiterer Ferne die Daber- und Röthspitze das Hochgebirgsbild ausfüllen. Noch viel schöner und umfassender ist der Rundblick von der nördlich aufstrebenden, doppelgiebeligen Rosenspitze, 3062 *m*, die der Ver-

fasser über die südlich angelagerten Terrassen und Schutthänge und den südwestlichen Gipfelgrat erstieg. Ich stehe nicht an, die sich hier darbietende Aussicht als eine der grossartigsten und dankbarsten in den Tiroler Bergen zu erklären. Vor uns liegt in voller Entfaltung der Wall der Hohen Tauern mit seinen Zinnen, Firnen und Gletschern, seinen vielgestaltigen Querkämmen und eingebetteten Thälern, und mächtiger als irgendwo ragen der Grossvenediger, die Dreiherrenspitze, die Röth- und Daberspitze, der Hochgall, der Grossglockner und die Hochgipfel der Schobergruppe in die Lüfte. Fast schreckhaft ist der Blick in die Riesenspalte des Daberthales. Mit seinen entsetzlich steilen, grün angehauchten, wandgestuften Hängen bildet dieses Thal einen der wildesten Schauplätze der Lawinen, die auch damals (Ende Juli) den ganzen Thalgrund mit ihren hoch angehäuften Schneemassen ausgefüllt hatten. Im Norden von der Rosenspitze, zwischen dem Grossbach- und Daberthale, liegt der spitze Felskegel des Hochschobers, 3054 *m*, der die nördlichste

Bödensee und Umrandung.

Erhebung des Lasörlingkammes bezeichnet. Der Steinmann auf seinem Gipfel dürfte von der Militärmappierung, nicht aber von einem touristischen Besuche herrühren. Südöstlich von der Rosenspitze erhebt sich, den Hauptkamm mässig überragend, eine namenlose, pyramidale Spitze, die aber niedriger ist als die erstere, und an sie schliesst sich die aus Chlorit- und Grünschiefer bestehende Graue Wand, 2819 *m*, an, die ihren ersten Besuch durch Herrn Erlsbacher erhielt. An ihrem Südfusse vorüber erreichen wir die breite, orographisch wichtige Einsenkung der Bachlenke, 2613 *m*, über die man aus dem Trojeralpthal durch das Grossbachthal nach Prägraten gelangt. Nahe der Übergangshöhe liegt der einsame, tiefblaue Bödensee, in dem sich die Schneefelder und Abbrüche der Gösleswand, der Heinzen- und Finsterkarspitze spiegeln. Auf der Bachlenke selbst überrascht uns der wunderbare, schwer zu beschreibende Anblick der in strahlendem Schneekleide prangenden centralen Venedigergruppe. Geradeaus (nördlich) geht es in das Grossbachthal

hinab, und rechts (nordöstlich) zieht eine Pfadspur an der als Minerallagerstätte berühmten Gösleswand, 2914 *m*, vorüber zur Bachellenke, 2795 *m*, und in das Lasnitzenthal. Unsere Section Defereggen hat den Weg auf die Bachlenke mit bedeutenden Kosten neu hergestellt und markiert, so dass dieser sehr lohnende Übergang Denjenigen bestens zu empfehlen ist, die von St. Jakob auf dem kürzesten Wege in das Herz der Venedigergruppe eindringen oder umgekehrt in das Defereggerthal gelangen wollen. Man wird von St. Jakob nach Prägraten sieben Stunden, und zur Clarahütte im Umbalthale ungefähr dieselbe Zeit veranschlagen dürfen. Wer eine grössere Anstrengung nicht scheut, der kann mit dem Übergange über die Bachlenke die Ersteigung der aussichtsreichen Heinzenspitze, 2931 *m*, oder der noch lohnenderen Finsterkarspitze, 3034 *m*, verbinden. Die letztgenannte erhebt sich als eine schöne, eisumlagerte Pyramide östlich der Bachellenke im Hauptkamme, während die Heinzenspitze aus einem von der ersteren westlich abzweigenden, kurzen Seitenaste aufragt. Die dadurch gebildete beckenförmige Mulde heisst das Finsterkar, dessen Gehänge sind von Schuttmassen und Lawinenresten ausgefüllt. Ein heiteres Gegenstück bilden die in hochsommerlicher Blüthenpracht leuchtenden Mattenteppiche an der Bachlenke. Weithin prangt die Flur und das satte Blau der in ganzen Colonien auftretenden klebrigen Primel.

Nach Ersteigung der Heinzenspitze verfolgte ich den Grat ostwärts zu dem schönen Felshorn des Kesselpaters, ca. 2950 *m*, der in der Specialkarte ungefähr 250 *m* südlich von der Finsterkarspitze zu suchen ist, und wandte mich dann nördlich gegen die letztgenannte, dominierende Berggestalt, die ich über die südliche Gratkante mit etwas Ausweichen nach rechts erkletterte. Die Aussicht ist prachtvoll, dieselbe steht jener von der Rosenspitze kaum nach, so dass ich diese Spitze, die ausser mir nur noch Herr Erlsbacher erstiegen hat, der Beachtung aller Gebirgsfreunde empfehle. Noch bequemer und kürzer lässt sich die Finsterkarspitze von St. Jakob durch das Trojeralpthal und über die hochgelegene Dürrfelder Alpe, 2291 *m*, erreichen; in diesem Falle wird man aber dem leichter erkletterbaren Ostgrat zustreben. Mir diente diese Alpe einige Male als Nachtlager, als ich einigen anderen Erhebungen des Lasörlingkammes: der Stampflesspitze, 3074 *m*, dem Blindis, ca. 2980 *m*, dem Pizleshorn, 2941 *m*, und dem Bockshorn, 2894 *m*, einen Besuch abstattete. In der Specialkarte trägt der P. 2941 die irrthümliche Bezeichnung »Blindes« und der P. 2894 statt des Namens Bockshorn, die Bezeichnung »Steingrubenhöhe«, während der Blindis nordwestlich des gleichnamigen Sees, an der Abzweigungsstelle eines zu der Höhenzahl 2688 verlaufenden, kurzen Seitengrates und die Steingrubenhöhe bei P. 2868 zu suchen ist. Die erste touristische Ersteigung des Blindis und der Stampflesspitze vollführten die Herren J. Erlsbacher, V. Ladstädter und B. Troger am 5. Juli 1894; man erreicht beide Erhebungen am besten über den Ostgrat.

Hier in diesem stillen, unbekannten Bergwinkel, auf einem nördlich ausstrahlenden Seitengrate, thront die Höchsterhebung dieses Alpengebietes, der schöne, doppelgipfelige Lasörling. Er gliedert sich in die Berger- oder Nordspitze, 3096 *m*, und in die Muss- oder Südspitze, auch Virgener Lasörling, 3056 *m*, genannt, und kann von St. Jakob am besten durch das Hochthal des Tegischer Bachls und über das Prägrater Thörl, 2846 *m*, erreicht werden. Die Ersteigung, die von der Süd-, Nord- und Nordostseite ausführbar ist, beansprucht ungefähr fünf bis sechs Stunden; auch von der Dürrfelder Alpe können wir das Prägrater Thörl, beziehungsweise den Lasörling gewinnen, wenn wir zwischen dem Blindis und dem Pizleshorn hindurchgehen. Über die trümmerbedeckte Südflanke der Bergerspitze ansteigend, wendet man sich später links dem Südwestgrate zu, der unschwierig zum Gipfel führt. Ich

habe den Lasörling im Jahre 1881 mit Führer J. Kederbacher senior von Prägraten aus durch das Zopenitzthal erstiegen, und die auf der Spitze genossene, wundervolle Rundschau ist mir noch jetzt in Erinnerung. Der beste und kürzeste Anstieg auf die Bergerspitze des Lasörlings erfolgt über das an der Nordseite des Virgener Lasörlings herabfliessende, kleine Bergerkees, das in südwestlicher Richtung gegen eine von dem Hauptgipfel herabziehende Schuttrinne überquert wird. Durch diese Rinne, zwischen dem brüchigen Gestein auf gut gangbaren Grasbändern sehr steil ansteigend, erreicht man mit verhältnissmässig leichter Mühe das Ziel. Wer vom Mullitzthal kommt und eine anstrengendere Felskletterei scheut, kann gleichfalls den Weg über die Nordseite einschlagen, wobei das »Glaurat«, die oberste nordwestliche Karmulde des Mullitzthales, zu überschreiten und gegen den Kammsattel zwischen dem Virgener Lasörling und der Säule, 2851 *m*, anzusteigen ist, um dann

Lasörling vom Virgenerthörl.

mit Umgehung des Virgener Lasörlings an seinem Nordabhange das Bergerkees und die obbeschriebene Schuttrinne zu gewinnen. Den Ruf des Lasörlings als hervorragenden Panoramaberg hat General Karl v. Sonklar durch seinen Artikel in den »Mittheilungen« des Ö. A.-V. 1864, S. 113 ff., begründet, auch Herr Alexander Burckhardt giebt in den Mittheilungen 1897, S. 43, eine beachtenswerthe Notiz über seine Ersteigung des Gipfels; aber die Zahl der Besuche vertheilt sich auf verhältnissmässig wenige Personen.

Von dem P. 2872 der Specialkarte wendet sich der Hauptkamm scharf nach Südosten, um bei dem Bockshorn wieder eine östliche Richtung anzunehmen. Eine Reihe grösserer und kleinerer, wenig formenreicher Gipfel, die noch alle der Erforschung und des touristischen Besuches harren, sind diesem Kamme und dessen Verzweigungen aufgesetzt. Zu den bedeutendsten und lohnendsten Erhebungen desselben gehören der Stanzling, 2743 *m*, der sich am bequemsten von Mitteldorf

im Virgenthale, rascher aber auch steiler von Moos im Defereggerthale erreichen lässt, dann der Deferegger Riegl, 2730 *m*, und der Grosse Zunig, 2769 *m*, ein stattliches, das untere Iselthal beherrschendes Hörnerpaar, dessen Ersteigung von den umliegenden Thälern aus immerhin einige Ausdauer erfordert. Sechs kleine Querthäler ziehen an der Nordseite dieses Kammstückes gegen das Virgenthal hinab, während die dem Defereggerthale zugekehrte Südseite keinerlei Thalbildungen, sondern nur einige Felsschluchten und Einschnitte aufweist.

* * *

Noch ein anderer Gebirgsstock, aufgemauert aus jähen, weisslichgrauen Granitmassen und umkränzt von mächtigen Eisfeldern und blinkenden Schneelasten, ragt in den Gesichtskreis des Defereggerthales hinein. Es ist dies die Rieserfernergruppe, deren nach Osten gerichtete Theile in den Excursionsbereich unserer Thalschaft gehören. Der Regent dieser erhabenen Gebirgswelt, der Hochgall, oder wie der ursprüngliche Name lautet: »die Hohe Galle«, verkündet dem vom Iselthal heraufsteigenden Wanderer schon aus weiter Ferne den Machtbereich winterlicher Eisgötter, in deren Heiligthum er einzudringen beabsichtigt.

Es wäre überflüssig noch etwas zu dem Ruhme einer Gebirgsgruppe zu sagen, die seit Jahrzehnten eine der ersten Stellen in der Hierarchie der Tiroler Alpen einnimmt; wohl aber scheint es nicht unzeitgemäss zu sein, wenn wir auch für das Defereggerthal einen Antheil von diesem Berggebiete reclamieren und dessen Bereisung auch von dieser Seite empfehlen.

Vor allem ist es der Hochgall, 3440 *m*, dessen Ersteigung uns interessiert und dem wir durch das Patscherthal, einem westlichen Seitenaste des Defereggerthales, an den Leib rücken wollen. Das bei der Patscher Alpe, 1675 *m*, sich schluchtartig öffnende, waldbekleidete Patscherthal erweitert sich oben zu einem geräumigen, von Felstrümmern, Moränen und Gletschereis erfüllten Thalbecken, das von dem Almerhorn, den Ohrenspitzen, dem Hochgall, der Patscher Schneide und dem Rosshorn circusartig umstellt ist.

Die Section Defereggen des D. u. Ö. A.-V. hat hier eines der schwierigsten Werke alpiner Wegbaukunst ausgeführt, indem sie vom Patscherkees aus über die gewaltigen Wandabbrüche des Hochgalls eine schöne, sichere Steiganlage bis zur höchsten Firnspitze herstellen liess, so dass der einst gefürchtete Gipfel verhältnissmässig leicht erstiegen und überschritten werden kann. Noch aber fehlt im Patscherthale zur Krönung des verdienstvollen Werkes eine Unterkunftshütte, die den Bergsteigern ein nothwendiges Asyl darbieten und zu der jenseitigen Cassler-Hütte eine willkommene Verbindung herstellen würde. Sollte die Hütte, wie projectiert, an der Zunge des Patscherkeeses erbaut werden, so würde die Ersteigung des Hochgalls von der Deferegger Seite nicht mehr als vier Stunden beanspruchen, während man jetzt von der entlegenen Patscher Alpe 6—6½ Stunden benöthigt.

Eine Unterkunftshütte am Patscherkees würde nicht nur für den Besuch des Hochgalls, sondern auch für die Ersteigung der Grossen und Kleinen Ohrenspitze, 3101 und 2937 *m*, der Lengsteinwand, 3236 *m*, der Grossen Muklaspitze, 3149 *m*, und anderer wenig bekannter Gipfel an der Ostseite der Rieserfernergruppe von grosser Bedeutung sein. Ausdauernde Bergsteiger können von hier eine Reihe sehr schöner Gipfel- und Gletscherwanderungen und auch mehrere interessante Jochübergänge ausführen. Unter den letzteren verdienen die Riepenscharte, ca. 2850 *m*, die hinüber in das Antholzer Gebiet, dann die Jägerscharte, 2866 *m*, die zum Staller Sattel und das Lengsteinjoch, 3092 *m*, das in das Rain-, beziehentlich in das oberste Defereggerthal führt, Erwähnung.

Für Excursionen an der Südseite der Rieserfernergruppe bieten die Fractionen Antholz-Mitter- und Antholz-Oberthal und die Alphütten zu beiden Seiten der Antholzer Seen günstige Ausgangspunkte dar. Ausser den genannten Gipfel- und Passhöhen laden hier der Wildgall, 3272 *m*, dem wir über die Schwarze Scharte, 3009 *m*, beikommen können, dann sein rauher Nachbar, der Hochflachkofel, 3096 *m*, ferner der Magerstein, 3270 *m*, und die Geltthalspitze, 3126 *m*, zum Besuche ein, wenn diese Erhebungen auch von hier aus wegen der steileren Hänge mehr Ausdauer und Kraftanstrengung erfordern, als von der Nordseite über den Rieserferner.

Für Unternehmungen an der Nordseite der Rieserfernergruppe eignet sich insbesondere die Seebachalpe, 1887 *m*, im obersten Defereggerthale als Stützpunkt. Von der Plankensteiner Hütte, in der uns Heulager und Alpenkost erwartet, wenden wir uns der südlich sich öffnenden Felsschlucht zu, aus der der wilde Seebach in donnerndem Falle hervorstürzt, und steigen dann steil zu einer hochliegenden, schuttbedeckten Terrasse hinan, die in ihrem Hintergrunde das langgestreckte Fleischbachkees birgt. Über dieses lässt sich die Ersteigung der Fleischbachspitze, 3158 *m*, des Grossen und Kleinen Rothhorns, 3150 und 3052 *m*, der Dreieckspitze, 3032 *m*, der Mulle, 3160 *m*, und der obgenannten Muklaspize und Lengsteinwand ohne Schwierigkeiten ausführen. Auch einige Übergänge in das oberste Rainthal stehen zur Verfügung; alles ernste, Geist und Auge gleich befriedigende Hochgebirgswanderungen.

Eine Stunde oberhalb der Seebachalpe gabelt sich das Defereggerthal, rechts (nördlich) mündet das still einsame, weltentrückte, im Sommer von Schafherden bevölkerte Schwarzachthal, geradeaus (nordwestlich) zweigt das noch weniger belebte Affenthal ab, das durch den mattengeschmückten Sattel des Klammljoches, 2291 *m*, mit dem Knutten- und Rainthale zusammenhängt. Dieser bekannte Jochsattel bildet eine der schönsten und empfehlenswerthesten Einbruchsrouten in unser Alpengebiet. Eine Reihe charakteristischer Hochgebirgsbilder: stattliche, eisbekränzte Berge, buntschillernde Alpenteppiche, malerische Wasserstürze, prall ansteigende Felswände und ernstes Waldgehänge begleiten den Wanderer, und wir hätten nur den Wunsch, dass sich auf der Jagdhausalpe, 2009 *m*, ein bescheidenes Gasthäuschen aufthun möchte, das dem ermüdeten Pilgrim auf der langen Fahrt Erfrischung und Unterschlupf gewähren könnte. Ein hier erbautes Gasthäuschen wäre auch das geeignetste Standquartier für Ausflüge in das Schwarzach- und Affenthal, wo uns die Röth- und Daberspitze, 3492 und 3397 *m*, das Glockhaus, 3228 *m*, die Affenthaler Spitze, 3097 *m*, die Merbspitze, 3086 *m*, und andere eisstrahlende Grössen der Venedigergruppe zu einer fröhlichen Besteigung einladen. Im Hintergrunde des Schwarzachthales liegt das leicht übersteigliche Rothen Mann-Joch, 2760 *m*, das uns in das erzreiche Röththal und zu der Lenkjöchl-Hütte der Section Leipzig des D. u. Ö. A.-V. führt.

* * *

Und hiermit schliesse ich diese skizzenhaften Mittheilungen aus dem Alpenkranze des Defereggerthales. Der Verfasser hat schönere Alpengebiete, erhabenere Bergwildnisse, klassischere Hochgebirgsbilder gesehen als jene, mit deren Aufzählung er den freundlichen Leser ermüdete. Aber der Geist der Bergesnatur, der Pulsschlag ihres Lebens, die weltüberwindenden Gesetze ihres Daseins sind überall dieselben. Nicht allein von der Grösse der Objecte oder von der Macht und Nachhaltigkeit sinnlicher Eindrücke, sondern auch von der Aufnahmsfähigkeit unseres Geistes und von der Empfänglichkeit des Gemüthes hängt die Bedeutung und die Reichhaltigkeit der Ernte ab, die wir von einer Alpenfahrt heimbringen.

Die Reichenspitzgruppe.

Von

Dr. Fritz Koegel.

Wir Nachgeborenen eines Bergsteigergeschlechts, das seit mehreren Jahrzehnten Gipfel um Gipfel gestürmt hat, müssen bescheiden sein, wenn es uns nach Entdeckungsfahrten ins »Unbetretene, vielleicht zu Betretende« und nach neuen Wegen auf neue Spitzen gelüstet. Unerstiegene Berge giebt es wohl noch, aber man muss sie heraussuchen, sie liegen abseits, versteckt, oder wurden von stolzeren Nachbarn überstrahlt, die den Ehrgeiz unserer glücklicheren Vorgänger auf sich zogen. Von uns, den Erben ihrer Entdeckungslust, gilt das Wort: »Weh dir, dass du ein Enkel bist!« Darum müssen wir dem Glück des Zufalls dankbar sein, wenn es uns auf ein Feld führt, aus dem noch mehr als die spärliche Nachlese einer schon eingesammelten Ernte heimzuholen ist. Den Zoll solcher Dankbarkeit entrichten die folgenden Zeilen.

In der ersten Septemberwoche des Jahres 1894, die so viele Bergpläne zu Schanden schneite, sass ich sehr widerwillig in der Warnsdorfer Hütte. Bei Sturm und Nebel war ich vom Wilden Kaiser her über die Hohe Salve und die Filzenscharte nach Krimml gewandert, und hatte bei Regen die glitschigen Stufen erstiegen, die an den Krimmler Wasserfällen hinauf ins Achenthal führen. Um die tief verschneite Hütte tanzten, als ich eintrat, schon seit zwei Tagen die weissen Flocken. Drinnen wartete der Führer Franz Hofer aus Krimml mit zwei Münchener Herren, denen der Neuschnee den Venediger sperrte. Vier Tage noch schneite es so fort, und während es draussen wirbelte, schmiedete ich am warmen Küchenherde mit Hofer Pläne. Die Reichenspitze, deren kühne Nadel in seltenen Sonnenblicken herüberleuchtete, hatte es mir angethan, und als ich von Hofer hörte und aus dem »Hochtouristen« ersah, dass diese Gruppe als Ganzes noch so gut wie undurchforscht sei, beschloss ich, mit Hofer zusammen diese Arbeit gründlich abzuthun. Was in jenem treulosen, nassen September, der meinen Wanderungen schon vor seinem Ende ein Ziel setzte, begonnen war, wurde vom 19. Juni bis Mitte Juli 1895 (in einer auch reichlich wetterwendischen Zeit) zu Ende geführt. Als ich am 15. Juli, an einem goldsonnigen Tage, die Reichenspitze selbst erstiegen hatte, durfte ich mit dem Glücksgefühl des siebenten Tages auf eine kleine Welt erklommener Spitzen hinabsehen, die sich um die Reichenspitze drängen, wie die weisswollige Herde um den Hirten.

* * *

Die dem Zillerthaler Hauptkamm nordöstlich vorgelagerte Reichenspitzgruppe bildet ein Berggebiet für sich. Sechs Thäler und drei Pässe scheiden es von den Nachbargebieten: der Pass des Heilig-Geist-Jöchls (oder Feldjochs), 2658 *m*,

die tiefeingeschnittene Linie des Zillergrundes (ca. 24 *km*), des längsten und entlegensten der grünen, tiefen Gründe des Zillerthals, und das hintere Zillerthal von Mairhofen bis Zell am Ziller (ca. 8 *km*) bilden im Westen die Scheidelinie; im Norden trennt das Gerlosthal (19 *km*), der Gerlospass (1486 *m*) und der Einschnitt des Salzabaches (5 *km*) unsere Gruppe vom Mittelgebirge, das Krimmler Achenthal (18 *km*) und der Birnlückenpass (2671 *m*) im Osten gegen die Venedigergruppe; von der Birnlücke bis zum Dreiecker läuft im Süden auf einer Länge von ca. 6 *km* der obere Theil des Ahrnthals, die Prettau, als Grenze. Diese Thäler umschliessen ein Gebiet, das ein rüstiger Gänger in 30 Stunden umwandern kann. Die vielverzweigte Kammlinie hat die Gestalt einer von Süden nach Norden gerichteten, fünfzackigen, breiten Gabel mit umgebogenem Griff. Der umgebogene, ca. 7 *km* lange, ungefähr von Ost nach West laufende Griff beginnt an der Birnlücke und reicht bis zum Dreiecker. Vom Dreiecker bis zur Reichenspitze läuft, fast genau von Süden nach Norden, der Gabelstiel (ca. 7 *km*). Die mehrfach gebogene Basis der Gabel selbst zieht sich (12 *km* lang, Luftlinie 9 *km*) in westöstlicher Richtung vom Höhenbergkarkopf (im Westen) über die Reichenspitze hinweg bis zur Rainbachscharte (im Osten). Die fünf Zinken setzen sich, wieder von Süden nach Norden laufend, von Osten aus gerechnet, in folgender Reihe an: 1. der Gerloskamm: vom Rainbachkopf bis zum Plattenkogel (9·7 *km*); 2. der Schönachkamm: vom Signalgipfel der Wildgerlosspitze (Schneekarspitze) bis zum Schönbichl (8 *km*); 3. der Wimmerkamm: vom Zillerkopf bis zum Arbeskögerl (7 *km*); 4. vom Höhenbergkarkopf auslaufend der Grat der Pfannstielköpfe (5·8 *km*); 5. der Zillerkamm: vom Höhenbergkarkopf bis zu den breiten, mehrfach verästelten Ausläufern, die hinter dem Brandberger Kolm auf Mairhofen und Zell am Ziller absinken (ca. 11·5 *km*). Die Thäler der Wilden Gerlos (9 *km* lang), der Schönach (8 *km*), des Wimmerbachs (8 *km*) und der Schwarzachgrund (6 *km*) öffnen sich zwischen den Höhenkämmen dieser Berggabel nach Norden, dem Gerlosthal zu. Zwei kleinere Hochthäler, das Rainbach- (5 *km*) und das Windbachthal (4·5 *km*) schneiden in westlicher und südwestlicher Richtung vom Krimmler Achenthal aus in die Südostseite der Gruppe ein. Zwischen ihnen zieht sich von der Zillerschartenspitze aus ein Zweiggrat nach Nordosten, dessen Ausläufer im Gamsbühelkopf in das Tauernthal abfallen. Der Culminationspunkt der Gruppe, die Reichenspitze, liegt im Centralpunkt der Gabel, da wo der Stiel an die Gabel selbst ansetzt. Vom Birnlückenkopf her (2770 *m*) erhebt sich die Kammlinie des Griffs (die Einsenkung des Krimmler Tauerns abgerechnet) ziemlich gleichmässig bis zu 3305 *m* in der Reichenspitze. Der Gabelrücken senkt sich nach Osten wie nach Westen von 3300 bis auf ca. 2800 *m*, die fünf Zinken sinken ziemlich schnell von der Höhe des Gabelrückens und laufen mit breiten, begrünten Rücken zur Sohle des Gerlosthals hinunter. Die höchsten Erhebungen, die ausgedehntesten Gletscher und die interessantesten bergsteigerischen Aufgaben drängen sich in der Mitte um den Centralstock der Reichenspitze selbst zusammen.

Die charakteristischen Züge der Gruppe sind folgende. Tief eingeschnittene, schmale Thäler mit steilen, wenig bewaldeten, meist kahlen Grashängen, darüber mächtige, tiefreichende Kare mit Felsblöcken und Trümmern. Langgestreckte, dachfirstähnliche Grate ragen wie Mauern daraus empor, überall scharfe Gratbildung, brüchiges, verwittertes Gestein. Die Gipfel meistens scharfkantige, oft pyramidenartig geformte Spitzen, von denen zackige Seitengrate steil abstürzen. Die schneidigen, viel verworfenen, mit tiefen Scharten durchsetzten Kammlinien zwischen den einzelnen Spitzen gestatten selten und nur unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten den Übergang. Die hochgelegenen, um die Reichenspitze herum-

gelagerten grösseren Gletscher, das Kuchelmoos-, Ziller-, Schönach-, Gerlos- und Rainbachkees, sind ziemlich ausgedehnt, steil abfallend und stark zerklüftet. — Dem Bergsteiger bieten sich eine Reihe dankbarer Aufgaben: wenige davon ganz leicht, die meisten ein beträchtliches Maass von Ausdauer, Sicherheit und Übung erfordernd, einige schwierige und interessante Probleme ersten Ranges, interessant auch deshalb, weil sich die Reize von Eis- und Klettertouren vereinigt finden. Trotzdem ist die Gruppe bis heute sehr vernachlässigt worden. Das Interesse, das die nach allen Seiten weithin sichtbare, mit ihrem gebogenen Horn die Umgebung überragende Reichenspitze in den Anfängen der, ins Zillerthal erst spät eingedrungenen, alpinistischen Bewegung erweckt hatte, erlosch, nachdem diese Spitze und die ihr zunächst stehenden in den sechziger und siebziger Jahren von den verschiedenen Zugängen her versucht und erstiegen waren, und nur sehr vereinzelte Unternehmungen im Mittelkamm der Gruppe erinnerten von Zeit zu Zeit daran, dass hier noch neue Wege zu finden seien. Das erscheint immerhin seltsam, denn mehrere vielbegangene Linien führen an den Grenzen der Gruppe vorüber: der Strom der von Zell am Ziller über Gerlos nach Krimml Wandernden sieht die Reichenspitze mit ihren Haupttrabanten im silbernen Firnkleid glänzen; wer vom Tauernhause über den Krimmler Tauern oder über die Birnlücke ins Ahrnthal hinübersteigt, schneidet die südlichen Theile der Gruppe, und vor den Augen der in der Warnsdorfer Hütte müssig rastenden, auf neue Unternehmungen sinnenden Steiger erglänzt der Zug von der Reichenspitze über die Zillerspitze und den Schwarzkopf zur Zillerschartenspitze als eine prächtig kühne, verlockende Gratlinie mit stolzen Spitzen und trotzigen Wänden.

Zwei Umstände erklären diese Vernachlässigung. Einmal: die Höhe der Gipfel steht gegenüber der der Nachbargebiete des Zillerthaler Hauptkammes und besonders des Venedigers zurück; zweitens: die Unzugänglichkeit der Gruppe legt Unbequemlichkeiten auf, an die die heutigen, durch Hüttencomfort und Pott'sche Proviantkörbe verwöhnten Bergsteiger nicht mehr gewöhnt sind. Wer vom Zillergrund, dem Schönachthal, aus der Wilden Gerlos oder vom Rainbachthal her eine der höheren Spitzen angreift, muss schon mit einem Heulager in einer dürftigen Alm vorlieb nehmen, und wer sich gar zu längeren Unternehmungen in einem dieser weltabgeschiedenen Winkel niederlässt, darf die Entbehrungen nicht scheuen, die eine Sennhütte bei Schmarrn, Milch, Butter und steinhartem Gerstenbrode mit sich bringt. Auch wer von den Federbetten des Tauernhauses ausgeht, muss gut $3^1/_2$ Stunden steigen, ehe er den Gletscher erreicht; er läuft also Gefahr, auf dem Rückmarsch herzhaft schneewaten zu müssen.

Das alles wird sich jetzt ändern, da noch in diesem Sommer die von dem zweiten Vorsitzenden der Section Warnsdorf, Herrn Adolf Richter, am Rainbachgletscher erbaute Richterhütte eröffnet wird. Vom Tauernhause führt ein bequemer Steig durch das Rainbachthal in $3^1/_2$ Stunden zur Hütte hinauf, die im Centralpunkt eines prachtvollen, amphitheatralisch aufsteigenden Gletschercircus gelegen, Ausgangspunkt für mehr als ein Dutzend lohnender Besteigungen ist. Der Bau dieser Hütte ist der erste Schritt zur wirklichen Erschliessung der Reichenspitzgruppe. Weitere werden folgen: von der Hütte über die Gamsscharte (nördliche Zillerscharte) hat Herr Richter einen Weg bis ins Kuchelmooskar anlegen lassen; vom Kuchelmooskar bis zur Kuchelmoosalm im Zillergrund baut die Section Warnsdorf einen Steig, und den Weg von der Kuchelmoosalm nach Mairhofen hat die Section Zillerthal verbessert und ausgebaut. Für eine directe Verbindung vom Arnthal zur Richterhütte wird ein Weg sorgen, den die Section Warnsdorf zwischen Rainbach- und Windbachthal über die westliche Windbachscharte plant; dieser Weg wird in den nach Kasern führenden Krimmler Tauernweg münden. Nach Vollendung

dieser Arbeiten bleibt dann nur noch der letzte Schritt zu thun: der Bau einer Hütte im Kuchelmooskar, am Ende des Kuchelmoosgletschers; diesen Bau wird die unternehmungslustige Section Plauen unseres Vereins im nächsten Jahre ausführen. Diese Hütte wird dem Übelstande abhelfen, dass von der Richterhütte bis zum Jägerhaus in der Au, an der Vereinigung des Zillergrundes mit dem Sondergrunde, also auf eine Wegstrecke von 6—7 Stunden, eine Unterkunft nur in Almhütten zu finden ist. Damit wird der Zillergrund seinen alten Ruf abgelegener Unwirthlichkeit verlieren, und der Weg Kuchelmooshütte—Gamsscharte—Richterhütte wird für mehrere Linien ein vielbenutzter Übergang werden. Für den vom Zillerthal kommenden Touristen ist er die kürzeste, directe Linie von Mairhofen ins Venedigergebiet, ein Weg, der sich mit Überschreitung nur eines Passes von Mairhofen bis zur Warnsdorfer Hütte in ca. 15 Stunden zurücklegen lässt, während der mühsamere Übergang über das Heilig-Geist-Jöchl und die Birnlücke 18 Stunden und die Überschreitung zweier Pässe fordert. Zweitens werden fortan alle rüstigen Gänger dem verhältnissmässig reizlosen Thalweg von Krimml nach Mairhofen (und umgekehrt) durch das Gerlosthal (der auch zwei Tagereisen fordert) diesen interessanten Übergang vorziehen, der durch das Herz einer imposanten Hochgebirgs- und Gletscher-Region geht und überdies an den Krimmler Fällen vorüberführt, also einen besonderen Abstecher zum Besuch der Fälle erspart. Für später hat dann die thatkräftige Section Warnsdorf einen Weg vom Rainbachthal über die Rosskarscharte nach Gerlos und den Bau einer Hütte an den Gerlosseen in Aussicht genommen.

* * *

Einige technische Vorbemerkungen sind vorauszuschicken, ehe ich zur Schilderung des Einzelnen übergehe. Die Specialkarten dieses Grenzgebietes zwischen Zillerthal und Venediger lassen Wünsche offen: die Grenzen der guten Alpenvereinskarten der Venediger- und der Zillerthaler-Gruppe schneiden gerade durch die Reichenspitzgruppe hindurch und brechen im Norden mitten in den Ausläufer-Kämmen ab. Die österreichische Specialkarte aber giebt die Einzelheiten nicht so scharf, wie es der Bergsteiger in einem unbekannten Gebiete nöthig hat. Die Darstellung der Gletscher auf der im Übrigen in den Details musterhaft klaren Alpenvereinskarte ist mit Misstrauen zu betrachten: seit ihrer Aufnahme sind alle Gletscher der Reichenspitzgruppe so zurückgegangen, dass die Zeichnung nirgends mehr zuverlässig ist. Man muss daher die Gletschergrenzen der reambulierten Specialkarte entnehmen. Am schlimmsten ist es, wie in wenig durchforschten Gebieten oft, mit der Namengebung bestellt: beide Karten enthalten offenbare Irrthümer, und die neue Specialkarte vollends wirft an manchen Stellen die alten Benennungen so willkürlich um, dass ihre Namen weder mit der Alpenvereinskarte noch mit dem Gebrauch der Einheimischen übereinstimmen. Es scheint mir gerathen, die mit dem Volksbrauch meist identischen Namen der Alpenvereinskarte im Princip beizubehalten, sie zu ergänzen, wo bisher unbenannte Gipfel eine Neubenennung erfordern, und bei den hie und da nothwendigen Correcturen den bisherigen Gebrauch möglichst zu schonen. Die Höhenzahlen gebe ich, wo es möglich ist, nach der reambulierten Specialkarte an, die die neuen, maassgebenden Zahlen enthält, und lasse, zur Bequemlichkeit des Lesers, die alten Zahlen der Alpenvereinskarte dahinter folgen. Wo nur eine Zahl ohne besondere Angabe steht, ist sie der Specialkarte entnommen. — Aus der Literatur ist ausser dem betreffenden Abschnitt des Ostalpenwerks (Bd. III, S. 80 ff.) die Specialstudie M. von Prielmayer's, das Krimmler Achenthal (Zeitschrift, Jahrg. 1893, S. 234 ff.), zu erwähnen, in der mit erfreulicher Ausführlichkeit die an das Krimmlerthal angrenzenden Partien der Reichen-

spitzgruppe behandelt werden: die wenigen Irrthümer im orographischen und touristischen Theil dieser dankenswerthen Arbeit waren wohl unvermeidbar für einen Autor, der die behandelten Berge nicht selbst bestiegen hat, daher auf Recognoscierungen von tiefergelegenen Punkten und auf Auskünfte Anderer angewiesen war.

Ich verzichte darauf, den Leser auf die Kreuz- und Quersprünge meiner Fahrten mitzuschleppen, wie sie die Launen des Wetters und der Umstände mir aufzwangen, und ziehe es vor, die Gruppe ihrem Verlaufe gemäss zu behandeln. Was meine Darstellung dadurch an persönlicher Stimmung verlieren sollte, wird sie an sachlicher Klarheit gewinnen.

I. Der Hauptkamm: Birnlücke — Reichenspitze.

1. Von der Birnlücke bis zum Krimmler Tauern.

a) Birnlückenkopf (Alpenvereinskarte 2770 *m*), Steinkarspitze (2872 *m*, A.-V.-Karte 2870 *m*), erste Ersteigung. — Unmittelbar über der Birnlücke erhebt sich, in massigen Wänden auf sie niederfallend, der Birnlückenkopf, die erste Erhebung eines langen, gleichmässig ansteigenden Grates, der, zwei Gratspitzen aufweisend, 1·4 *km* in ungefähr westlicher Richtung läuft, bis er sich zur Steinkarspitze aufschwingt. Auf der Nordseite begleitet diesen Grat von der Birnlücke an das hochgelegene, schmale und lange Steinkarkees; nach der Prettau zu fallen die Wände in steilem, plattigem Absturze ab. Die Steinkarspitze selbst ist eine ziemlich regelmässige, vierseitige Pyramide, deren Wände nach Nordwest, Südost, Nordost und Südwest steil und anscheinend unnahbar abstürzen. Vom Krimmler Tauernhaus, von der Warnsdorfer Hütte wie von der Prettau präsentiert sich dieser hohe, thronende Würfel gleich imposant. Zwei Grate, der eine nach Nordnordosten ins Krimmler Achenthal, der andere nach Südwesten auf die Kehreralm in der Prettau abfallend, kommen als mögliche Anstiegslinien in Betracht. Wir hatten uns auf die Prettauseite gewandt, obwohl Gemsjägerreden giengen, dass dort keine Gemse hinaufkomme. Es war nicht Eigensinn: wir kannten die Krimmler Seite so gut, die Prettau so wenig, und so gebot die Pflicht, uns auch dort einmal umzusehen.

Als wir am 8. Juli 1895 nach einer ziemlich warmen Nacht bei zweifelhaftem Himmel um 7 Uhr früh aufbrachen, hatten wir wieder einmal vier Tage durch schlechtes Wetter verloren und auf der Warnsdorfer Hütte abgesessen. Hofer war ganz im Recht, dass er von schlechtem Neuschnee, vereisten Felsen, ungeduldigem Leichtsinn und vergeblicher Schinderei brummte, aber mein Urlaub drängte seinem Ende zu: da mussten auch unsichere Tage ausgenützt werden. Als wir die Birnlücke verliessen (8 Uhr 50 Min.), heulte ein schneidender Wind, die Felsen des Lückenkopfs waren mit Glatteis verglast. Über vereiste Grashänge erreichten wir 9 Uhr 15 Min. von der Prettauseite her den Grat und um 9 Uhr 25 Min. den Lückenkopf. Der eisige Sturm vertrieb uns schnell; aber er war nicht stark genug, die dichten Nebelwolken zu verjagen, die, den Ausblick auf die Steinkarspitze verhüllend, um den Grat wogten. Der Möglichkeit einer Recognoscierung beraubt, stiegen wir auf gut Glück nach Süden, querten — unter den plattigen Wänden der Prettauseite manchen frischen Lawinenzug kreuzend — durch knietiefen, weichen Neuschnee, passierten, vergeblich nach einer gangbaren Anstiegsrinne spähend, unter den Abfällen der Steinkarspitze durch und stiegen schliesslich über verschneite Platten den Südwestgrat an, der von der Steinkarspitze in die Prettau fällt. Senkrechte, plattige Wände im oberen Theil des Grates verschlossen uns den Weg. Es blieb

die Möglichkeit, in das Kehrerkar hinunterzusteigen und von dort aus eine Scharte zu versuchen, die direct an dem Absturz der Nordwestseite der Steinkarspitze in den zum Glockenkarkopf weiterlaufenden Grat einschneidet: aber es war zweifelhaft, ob die Scharte zu bezwingen sein würde, und es thut weh, so viel erstiegene Höhe opfern zu müssen. Also kehren wir in den alten Spuren zurück, um irgendwo den Übergang auf die Krimmlerseite zu erzwingen. Zwei plattige, mit glitschigem Schnee gefüllte Rinnen schlagen uns ab, endlich gelingt es, die Scharte zu erreichen, die unmittelbar an der ersten, auf den Lückenkopf folgenden Graterhebung (A.-V.-Karte 2758 *m*) einschneidet. Über verschneite Graswandeln mit lockerem Geröll, wo die Hand und der Pickel fast allein stützen müssen, geht es steil aufwärts. Um 12 Uhr 40 Min. stehen wir auf dem Gratkopfe über der Scharte: der Sturm hat sich gelegt, der spitze Zuckerhut der Steinkarspitze liegt vor uns, aber die Wände des Südostabsturzes sind unersteigbar, also gilt es zum Steinkarkees abzusteigen und den Nordnordostgrat zu versuchen. Da Hofer vom Schneewaten ermüdet ist und sich in einem Steinloch am Knie geschunden hat, gehe ich voran; wir überschreiten, im weichen Schnee bis zu den Knieen einsinkend, den Gletscher seiner Länge nach und

Steinkarspitze vom Lahnerkees aus.

ziehen uns, nachdem wir die Ostwand passiert haben, an dem Nordnordostgrate hinauf. Er ist bis hoch hinauf verschneit, in seinen letzten Theilen vereist: eine kurze, nicht schwierige, abwechslungsreiche Kletterei. Er schliesst mit einer Reihe aufgethürmter, mächtiger Felszähne, die den Gipfel bilden; um 2 Uhr 40 Min. stehen wir oben. Hofer und ich loben uns gegenseitig ein wenig, denn eigentlich ist's uns nicht gut zu Muthe: ich habe, dank dem blendenden Neuschnee und der schwarzen Brille, seit fünf Stunden starke Kopfschmerzen, und bei einer kurzen, unfreiwilligen Rutschfahrt haben sich die Bänder meines linken Knies überbogen. Golden lacht jetzt die Sonne, die Aussicht ist beträchtlich. Vom Hüttelthalkopf bis zur Röthspitze läuft eine Curve von Spitzen und Gletschern, in deren Centrum die Schneepyramide des Gross-Venedigers thront; vom Krimmler Tauern bis zur Reichenspitze läuft eine andere Bogenlinie, von der der Glockenkarkopf einiges verdeckt. Unter den Zillerthaler Bergen dominiert der massige Rauchkofel. Um 3 Uhr 15 Min. verlassen wir den Gipfel, 3 Uhr 25 Min. stehen wir wieder an der Stelle, wo der Grat im Schnee untertaucht; halb rutschend halb laufend gleiten wir in der Richtung auf die Ausserkeesalm den Gletscher hinunter, dessen Ende wir 3 Uhr 48 Min. erreichen. Nach einer halbstündigen

Ruhepause geht's, anfangs über einen herrlichen Teppich aus Moos, Zirbennadeln und Blaubeerenkraut, der bei jedem Schritt elastisch schnellt, dann über einen steilen Rücken zwischen zwei Bachklammen, immer von Alpenrosen umblüht, von Schafen umblökt, hinunter in das Achenthal. Um 7 Uhr ziehen wir todtmüde und stolz wieder in die Warnsdorfer Hütte bei der blonden Kathi ein.

Die Anstiegslinie zur Steinkarspitze liegt auf der Krimmler Seite. Es ist mir unwahrscheinlich, dass die südlichen Wände in der Prettau unter günstigeren Verhältnissen zugänglicher sein werden; mir scheint, dass der einzige, jedenfalls der einzige gut gangbare Zugang über den Nordnordostgrat führt. Wer vom Krimmler Tauernhause kommt, wird zwischen der Jaidbach- und Ausserkeesalm aus dem Achenthale ansteigen; wer von der Warnsdorfer Hütte ausgeht, muss noch vor der Birnlücke das Steinkarkees gewinnen und dann unserer Linie folgen. Ob die oben erwähnte Scharte aus dem Kehrerkar ersteigbar ist, müsste ein Versuch lehren; gelingt er, so lässt sich auch aus der Prettau die Anstiegslinie des Nordnordostgrates erreichen. Von der Warnsdorfer Hütte aus ist die in etwa vier Stunden auszuführende Tour bei gutem Schnee wenig mühsam und sehr lohnend.

b) Glockenkarscharte (ca. 2810 *m*) und Westliches Zwillingsköpfl (ca. 2840, A.-V.-Karte irrig 2915 *m*), erste Ersteigung. — Die westnordwestlich laufende Gratstrecke zwischen Steinkarspitze und dem Glockenkarkopf (1·4 *km*) ist unterbrochen durch zwei Scharten, die unmittelbar an den beiden Spitzen liegen, und zwei ungefähr gleich hohe Schartenköpfe, die durch eine horizontal verlaufende, scharfe Gratmauer verbunden werden. Zu der an der Steinkarspitze gelegenen, bisher unbenannten Scharte (sie ist oben schon erwähnt worden) geht es vom östlichen Theil des Kehrerkares, parallel mit dem Südwestgrat der Steinkarspitze steil hinauf. Diese Scharte wird, wenn sie gangbar ist, einen Übergang aus der Prettau in das Achenthal über das Steinkarkees vermitteln; ihr passendster Name ist Steinkarscharte (A.-V.-Karte 2738 *m*). Wenn die beiden Schartenköpfe benannt werden sollen, könnte man sie Östliches und Westliches Zwillingsköpfl nennen. Vom Östlichen Zwillingsköpfl ziehen sich parallel dicht nebeneinander ein sehr kurzer und ein langer Grat nordöstlich in das Krimmler Achenthal; der lange (westlicher liegende) Grat trennt das Steinkarkees vom Glockenkarkees. Die Specialkarte cotiert nur das Östliche Zwillingsköpfl mit 2836 *m* und unterdrückt das Westliche ganz; die Alpenvereinskarte aber enthält an dieser Stelle bedeutende Irrthümer: sie cotiert beide Erhebungen viel zu hoch, die östliche mit 2880, die westliche, gleich hohe, gar mit 2915, und schreibt dieser den Namen des Glockenkarkopfes zu. Den nordwestlich davon liegenden wirklichen Glockenkarkopf (den die Specialkarte richtig benennt und mit 2914 cotiert) benennt sie gar nicht und legt ihm die falsche, zu niedrige Cote 2889 bei: sie vertauscht also Coten und Namen des Glockenkarkopfes und des Westlichen Zwillingsköpfls. Die zweite Scharte endlich, die aus dem nördlichsten Winkel des Kehrerkares, zwischen dem Westlichen Zwillingsköpfl und dem Glockenkarkopf einschneidet und in das Glockenkarkees führt, ist die bisher unbenannte und unbegangene Glockenkarscharte (ca. 2810 *m*).

Wir wollten die Spitzen von der Birnlücke zum Krimmler Tauern der Reihe nach abthun: auf die Steinkarspitze sollte also am 9. Juli der Glockenkarkopf mit seinen Nachbarn folgen. Wieder wählten wir die Prettauseite, um die Zugänge der zwischen Steinkarspitze und Glockenkarkopf liegenden Scharten zu versuchen. Als unverbesserliche Langschläfer waren wir erst um 8 Uhr von der Warnsdorfer Hütte aufgebrochen und standen um 10 Uhr in der Birnlücke, obgleich wir uns einen zwanzig Minuten langen »Schwatz« mit dem Wastl, einem Schäfer und Gemsjäger, der auf

halber Passhöhe auf Gemsen äugte, nicht versagt hatten. Jenseits der Lücke gieng es schnell über den weichen Schnee eine Viertelstunde abwärts und dann ein gutes Stück oberhalb der Lahneralm über Gras und Geröll in das Kar hinein, in dem wir in directer Richtung auf die Glockenkarscharte anstiegen. Der mehrfach erwähnte Südwestgrat der Steinkarspitze und ein vom Pfaffenkopf abstürzender, mit phantastisch wilden Zacken und Köpfen gekrönter Grat fassen ein Hochkar und einen Kessel ein, in dem die Kehrer Hochalm liegt. Von 11 Uhr 40 Min. bis 12 Uhr rasteten wir auf den Blöcken des tief verschneiten Kares, dann gieng es die steile Schneezunge hinauf, die von der Scharte in das Kar herunter leckt. Die sehr steile Scharte selbst fordert Besonnenheit und Vorsicht. Links sind die senkrechten Felsen des Glockenkarkopfes, von denen in kurzen Zwischenräumen Steine herunterfallen, rechts steile, grifflose Platten; auch in der Rinne, in der wir zunächst ansteigen, liegen vereiste Platten unter losem Schnee. Die Wand zur Linken bietet anfangs gute Griffe, dann werden wir gezwungen, aus der Rinne nach rechts in die Wand hinauszusteigen, wo eine sehr exponierte, ziemlich schwierige Kletterei mit kleinen Griffen und Tritten zu einem höheren Punkt an der östlichen Schartenwand führt; der tiefste Punkt der Einsenkung wird durch eine steile, grifflose Wand unerreichbar gemacht. Diese Scharte ist wohl noch nie begangen worden; auch ist sie zu schwierig, um je als Übergang eine Bedeutung zu erlangen. Um 1 Uhr 20 Min. stehen wir oben und fünf Minuten später, nach kurzer Gratkletterei, auf dem Westlichen Zwillingsköpfl. Nun sehen wir freilich, dass der Glockenkarkopf von der Prettau her über diese Scharte und auch vom Achenthal aus dem Glockenkarkees nicht zu erreichen ist, denn in unnahbarem Absturz fallen die Wände zur Scharte und auf das Kees herunter. Für heute ist der Anstieg nicht mehr zu erzwingen: wir müssen ihn morgen von neuem aus dem Windbachthale versuchen. Lange sitze ich auf der höchsten Spitze des Köpfls, einem schlanken Block, in den Anblick der Berge und in das Studium der Karte versunken. Ringsum hat sich der Himmel grau überzogen, und Hofer zupft mich alle zehn Minuten am Rock, an den Abstieg mahnend. Um 2 Uhr 45 Min. brechen wir auf; schnell geht es den kurzen Grat entlang, der, von unserem Köpfl abfallend, das Glockenkarkees in zwei Theile scheidet, über die im Schnee versteckten Spalten des Gletschers hinunter in das Glockenkar, und um 4 Uhr ist die an den Abhängen des Schlachtertauern gelegene Jaidbachhochalm, die Glockenkarhütte der Alpenvereinskarte (2110 *m*), erreicht. Während wir schmausend vor der Hütte ruhen, kommt der Senn, ein frischer Bursch, der bei seinen Schafen unseren Abstieg beobachtet hat, und kurz entschlossen nehmen wir die freundlich gebotene, in einem »Sennermus« und einem schmalen Heulager bestehende Gastfreundschaft an, die uns den Abstieg zum Tauernhause erspart und es uns vielleicht möglich machen wird, morgen den Schlachtertauern und den Glockenkarkopf mit seinen Nachbarn zu bezwingen.

Das waren in »seliger Öde auf sonniger Höh'« verbrachte stille Stunden. Auf einem Vorsprunge steht die kleine Hütte, hinter ihr zieht sich ein grüner, sanfter Grasrücken zum Schlachtertauern hinauf. Zur rechten Hand hängt ein mächtiger Felskopf mit glatten Wänden, der letzte Ausläufer des vom Zwillingsköpfl kommenden Grates; über die Steilstufe hinab, die ihn mit den Abfällen des Schlachtergrates verbindet, stürzt weissschäumend über glattpolierte Platten ein Bach; ich sehe ihn oben unter den Schneezungen des Glockenkarkeeses hervorbrechen und verfolge ihn in seinem tiefeingeschnittenen Felsbett, wie er zwischen lichtgrünen Matten, umstanden von finsteren Zirbeln, hinuntergleitet und tosend durch eine enge Klamm braust, ehe er unten im Thale von der Krimmler Ache verschlungen wird. Ganz hinten über dem Rücken, dem der Bach entströmt, starrt, über Geröll- und Schneefelder herüber-

drohend, ein Zug dunkler, frisch angeschneiter Felsthürme: der Grat, den wir heute überklettert haben. Links gegenüber, auf dem östlichen Rande des Achenthales, fallen steile, grünschwarze Wände mit Geröllrinnen und weissen Bächen scheinbar senkrecht in die Tiefe; man meint, sie mit der Hand erreichen zu können. Über ihnen thronen blendende Gletscher und eisstarrende Spitzen. Und wenn der Blick geradeaus das Krimmlerthal entlang schweift, dessen Lauf er bis zum Schlusse verfolgen kann, über die graue Moräne hinauf, höher und immer höher, dann ruht er endlich aus im Anblick des Krimmler Gletschers mit seiner schneeweissen Decke, seinen grünen Eisbrüchen, den schwarzen Felsen, die aus dem Eismeer aufragen, und den stolzen Zinnen, die über dem Gletscher, zu einer schwindelnden Gratschneide vereinigt, diese Mauern krönen. Und dicht am Gletscher, links von seinen wildesten Brüchen, steht die gelbbraune Warnsdorfer Hütte, in der die Kathi goldbraune Nockerln backt. — Die grauen Wolken haben sich wieder verzogen, der Himmel blickt klar hernieder, nur ein paar weisse Wölckchen schwimmen in diesem tiefblauen Meere, die Sonne liegt in hellen, goldenen Streifen auf der silbernen Decke des Gletschers ...

c) Schlachtertauern (2754, A.-V.-Karte 2742 *m*), Glockenkarkopf (2914, A.-V.-Karte 2889 *m*), Pfaffenkopf (2919, A.-V.-Karte 2914 *m*) und Tauernkopf (2872, A.-V.-Karte 2885 *m*). Erste Ersteigungen. — Vom Glockenkarkopf (nicht wie von Prielmayer, durch die Alpenvereinskarte verleitet, sagt, von der nächsten Graterhebung) zweigt aus dem Hauptkamme ein nördlich verlaufender, gegen das Windbachthal ausgebogener, schmaler, mauerartiger Grat ab, der sich im massigen Schlachtertauern theilt, und in seinen letzten Ausläufern (mit dem Schlachterkar) zugleich zum Krimmler Achenthal und zum Eingang des Windbachthales abfällt. Die Westhänge dieses Grates bilden die östlichen Lehnen des Windbachthales und tragen das östliche Windbachkar; unter den Ostabstürzen liegt das Glockenkarkees und das Glockenkar eingebettet. In dem Grate zwischen dem Schlachtertauern und dem Glockenkarkopf stehen noch zwei beträchtlichere Spitzen (2823, A.-V.-Karte 2808 *m* und A.-V.-Karte 2863 *m*), die beide ohne Schwierigkeiten aus dem Windbachkar, die nördlichere auch vom Glockenkar aus, ersteigbar sind. Im südlichen Theile des Windbachkares liegt zwischen Tauernkopf, Pfaffenkopf und Glockenkarkopf in einer sanften Mulde das Windbachkees eingebettet. Am unteren (nördlichen) Ende des Gletscherrandes hat sich ein kleiner See gebildet.

Von der Glockenkarhütte am 10. Juli um 5 Uhr 45 Min. aufbrechend, erreichten wir, anfangs auf Schafsteigen, dann über Felsen in westlicher Richtung sehr gemächlich ansteigend, um 7 Uhr 15 Min. den Grat, und über dessen mächtige Blöcke um 7 Uhr 55 Min. das ziemlich breite Trümmerplateau, das den Gipfel des Schlachtertauern bildet. Ich zweifle an seiner richtigen Cotierung (2754 *m*); er überhöht das Krimmlerthörl (2814 *m*) und sogar den westlich neben dem Krimmlerthörl gelegenen P. 2895 (A.-V.-Karte 2880), den man »Gamsspitze« getauft hat, so bedeutend, dass der Blick auf den dahinter liegenden Ober-Sulzbachgletscher frei wird. — Alle Spitzen dieses Grates bis zum Krimmler Tauern geben herrliche Blicke: die Thalbreiten des Krimmler Achenthales, des Ahrnthales und des Windbachthales trennen die Gipfel auch von den näheren Schaustücken und geben die Distanz, ohne die sich nichts, und am wenigsten ein Bergpanorama, in künstlerischer Abrundung gruppiert. Die Gruppierung von diesen Spitzen aus ist vollendet. Die schon bei der Steinkarspitze erwähnten Curven der Kammlinien schliessen und überschneiden sich in so harmonischen Maassen, dass auch verwöhnte Augen nicht müde werden, dem ineinanderfliessenden Lauf ihrer Linien zu folgen. Vom Hüttelthalkopf bis zur Dreiherrnspitze läuft die mächtigste, vom Venediger überhöhte Bogenlinie; ein zweiter innerer Bogen von der Birnlücke bis zum Schlachtertauern; ein dritter äusserer Kreis

vom Dreiecker über die Reichenspitze zum Rosskopf, gegen den sich der Zug des Hohen Schaflkopfes als Querriegel legt; eine innere Secante läuft von der Zillerschartenspitze bis zum Gamsbühelkopf. Die Mitte der äusseren Curve überhöht im Westen der Magnerkamm vom Rauchkofel bis zur Kleinspitze, den Ausgang des Krimmlerthales im Norden schliesst das Mittelgebirge ab, in dessen Lücke rechts der Wilde Kaiser blaut. Eine blendende Flucht von Gletschern zieht sich vom Jaidbach-, Schliefer-, Rainer-, Mullwitz-, Obersulzbach-, Krimmler- und Prettauerzum Steinkar- und Glockenkarkees; über das Windbachthal herüber leuchtet der Keeskar-, Seekar- und Rainbachgletscher.

Der Anstieg auf den Schlachtertauern ist vom Achenthal ohne Beschwerde: über die Glockenkarhütte führen gangbare Steige bis zu den Felsen. Meine Schwester Ida hat am 5. September 1895 mit dem Führeraspiranten Sepp Möschel aus Krimml die Tour in circa vier Stunden vom Tauernhause aus wiederholt.

Um 8 Uhr 30 Min. verliessen wir den Gipfel, verfolgten den Grat nach Süden bis zur nächsten Scharte und stiegen von dort in das grösstentheils verschneite Windbachkar. Unmittelbar unter den brüchigen Wänden des Grates, im oberen Theile des Kares nach Süden gehend, passierten wir dreimal Stellen, an denen mächtige Trümmer über den letzten, einige Tage vorher gefallenen Schnee herabgestürzt waren. Um 10 Uhr 40 Min. betraten wir den kleinen Windbachgletscher und stiegen, uns an seinem nordöstlichen Rande haltend, anfangs in mässiger Steigung, dann ziemlich steil, in directer Richtung auf den Glockenkarkopf, zu dem Firnsattel empor, von dem aus sich der Gipfel, ein kleiner, verschneiter Felshaufen, aus dem Schnee erhebt. Als wir ihn um 11 Uhr 20 Min. betraten, zogen an dem vorher wolkenlosen Himmel im Süden und Westen Wolken auf, die sich zu einem Juli-Gewitter zu ballen drohten. — Die Curven der Berglinien erscheinen ebenso schön wie vom Schlachtertauern, aber man steht noch mehr im Centrum des Bildes und sieht freier und weiter um sich. Die Venedigerlinie hat sich über die Dreiherrnspitze hinaus bis zur Lengspitze verlängert, das Ahrnthal liegt bis hinter Steinhaus offen, über seine Südlehnen winken die weissen Häupter der Rieserfernergruppe, im Norden die Zillerthaler Spitzen, soweit sie nicht vom Rauchkofel verdeckt werden. Im Westen und Südwesten sind als verschwimmendes Gewirr die Berge der Ötzthaler- und der Ortler-Gruppe sichtbar. — Das diesem Bande beiliegende Panorama giebt die näheren Berglinien des prächtigen Rundbildes trefflich wieder. An klaren Tagen aber erscheinen noch andere, fernere Gipfelzüge, die auf unserem Bilde im Dunst liegen. Rechts und links vom Rauchkofel zeigen sich dann die Hochgipfel des Zillerthales, unter ihnen der Schwarzenstein, der Thurnerkamp und der Hochfeiler, über den flachen Mittelhöhen am westlichen Ausgang des Ahrnthales die Ötzthaler und Ortler Berge, und zwischen den westlichen Ausläufern des Venedigerzuges, vom Glockhaus bis zur Schneespitze, blicken die Rieserferner-Spitzen durch, die auf dem Panorama nur unsicher angedeutet sind. Die Zahlen des Panoramas geben die Höhen der reambulierten Specialkarte an, Zahlen der Alpenvereinskarte sind durch den Zusatz A.-V.-Karte kenntlich gemacht.

Der Grat, der von der Birnlücke bis zum Glockenkarkopf ungefähr nach Westen gerichtet war, wendet sich jetzt und läuft bis zur Schüttthalschneide, 4 *km*, westsüdwestlich weiter. — Vom Glockenkarkopf, den wir um 12 Uhr verliessen, führte uns ein wenig eingesenkter Firnsattel in elf Minuten auf den in der Specialkarte als Pfaffenscharte bezeichneten P. 2919 (A.-V.-Karte 2914 *m*), von dessen Spitze eine mächtige, hohle Wächte nach Süden überhieng. Dann senkt sich der Firngrat ziemlich schnell und tief zu einer Einsattlung, die zwar mühsam, aber ohne Schwierigkeit aus der Prettau erstiegen werden kann. Hier liegt die von der Alpen-

vereinskarte auch als solche richtig bezeichnete Pfaffenscharte (ca. 2800 *m*), die wenig oder gar nicht begangen wird, weil sie höher und mühsamer ist als der Pass des Krimmler Tauern, ohne irgend welchen Vortheil zu bieten. Die österreichische Specialkarte verlegt die Pfaffenscharte irrthümlich zwischen den Glockenkarkopf und den südlich darauffolgenden P. 2919, oder scheint gar diese Spitze 2919 selbst als Pfaffenscharte bezeichnen zu wollen. Demgemäss spricht auch von Prielmayer irrthümlich (a. a. O.) von der »ungangbaren Pfaffenscharte 2919 *m*« und ihrem durch »Steilwände und Vergletscherung unbenützbar« gemachten Übergang. Zwischen dem Glockenkarkopf und dem P. 2919 ist gar keine Scharte, von einem Gipfel zum andern führt nur eine unbedeutende Einsenkung eines Firnsattels, der gegen das Kehrerkar mit wächtengekröntem, unersteigbarem Steilsturz abfällt. Um den alten Namen möglichst zu schonen, schlage ich vor, die neben der Pfaffenscharte liegende Spitze 2919 Pfaffenkopf zu nennen. — Hinter der Pfaffenscharte erhebt sich der Grat schnell und steil, anfangs als Firnschneide, dann, aus grossen Blöcken aufgethürmt, zum Tauernkopf (2872 *m*). Die Abfälle in die Prettau sind steil; vom Pfaffenkopf fällt ein wildzerrissener, sehr markanter, vom Tauernkopf und hinter dem Tauernkopf, noch vor dem Krimmler Tauern, je ein weniger ausgeprägter Grat nach Süden. Der Abfall nach Norden ist bis hinter den Pfaffenkopf mässig, am Tauernkopf nicht übermässig. — Um 12 Uhr 50 Min. kamen wir auf dem Tauernkopfe an; vom Pfaffenkopf her hatten wir 30 Minuten gebraucht. Das letzte Stück des Grates verlangt etwas Übung: die Blöcke sind sehr hoch. Bis 1 Uhr 30 Min. lagen wir träge auf den Gipfelblöcken in der Sonne, kein Windhauch athmete und jenseits des Ahrnthales braute sich's schwül und schwarz zusammen. — Der Abfall des Grates zum Krimmler Tauern hin ist ziemlich steil, der Abstieg mühsam, da er über endloses Geröll führt, wir zogen es deshalb vor, in der verschneiten Nordwestlehne des Tauernkopfes und am Westrande des Windbachgletschers im Schnee abzufahren. Über verschneite Kare gieng es weiter dem Windbachthalschluss zu; 2 Uhr 10 Min. kreuzten wir den Tauernweg, hielten im Thale bis 2 Uhr 45 Min. Mittagsrast und trafen um 4 Uhr 30 Min. im Krimmler Tauernhause ein.

Der Glockenkarkopf, der Pfaffenkopf und der Tauernkopf, deren Aussicht auch eine grosse Mühe genügend belohnen würde, sind vom Windbachthale aus ohne Mühe zu erreichen, indem man entweder aus der Mitte des Thales in das Windbachkar steigt und über den Gletscher weitergeht, oder den Tauernweg bis kurz vor dem Krimmler Tauern verfolgt und von dort zunächst den Tauernkopf gewinnt. Wer diese Spitzen von der Prettau aus angreift, wird vielleicht gut thun, dem bequemen Anstieg zum Krimmler Tauern den Vorzug vor der steileren Pfaffenscharte zu geben.

2. Krimmler Tauern — Zillerplatte.

a) Schüttthalschneide (2776, A.-V.-Karte 2766 *m*) und Dreiecker (2893, A.-V.-Karte 2883 *m*), erste touristische Ersteigungen. — Der Grat, der vom Schlachtertauern bis zum Krimmler Tauern (2634, A.-V.-Karte 2635 *m*) die östliche und südöstliche Umrahmung des Windbachthales darstellt, bildet von da an bis zur Zillerschartenspitze dessen südwestliche und westliche Einfassung. Bis zur Schüttthalschneide, die sich in mässiger Steigung vom Krimmler Tauern aus erhebt, läuft er in derselben westsüdwestlichen Richtung weiter, die er vom Tauernkopf bis zum Tauern einhält, und wendet sich dann für das kurze Stück bis zum Dreiecker (1·3 *km*) nach Westen. Seine Südabfälle schauen in die Prettau.

Am 26. Juni 1895 brachen wir um 5 Uhr vom Tauernhause auf, mit der Absicht, über die Schüttthalschneide, über den Dreiecker und, wenn es möglich sein

sollte, auch über den Keeskarkopf in den hinteren Zillergrund zu gehen. Um 7 Uhr 10 Min. hatten wir den Windbachthalschluss erreicht und stiegen, nachdem wir beim Tauernwegweiser gerastet hatten, um 7 Uhr 30 Min. über den verschneiten, zum Thalschluss herunterlaufenden Rücken direct auf die Schüttthalschneide zu; über gefrorenen, meist tragbaren Schnee wurde 8 Uhr 40 Min. der Grat halbwegs zwischen dem Tauern und der Schüttthalschneide, und 9 Uhr 5 Min. die Spitze selbst erreicht. Die Aussicht ist beschränkter und weniger rund als die vom Tauernkopf. Durch die hellgrünen Matten der Prettau zogen sich die Schneezungen fast bis in das Thal hinunter. — Es fällt mir schwer zu glauben, dass der Tauernweg früher über die niedrigste Stelle des Grates gegangen sein soll, der von der Schüttthalschneide zum Dreiecker führt: nach beiden Seiten fällt er steil, für Ungeübte ungangbar ab. Es müsste denn durch Wandrutsche das früher gangbare Gelände sich in die jetzigen Abstürze verwandelt haben. Auf der Nordseite ziehen sich die südlichen, schmalen Ausläufer des westlichen Windbachkeeses, dessen Zunahme die Verlegung des Überganges verursacht haben soll, bis dicht unter den Grat. — Der schmale Felsgrat selbst, vereist und mit hohlen Wächten gekrönt, war ungangbar; wir mussten dicht neben dem Gipfel über vereiste Felsen und durch eine steile Schneerinne vorsichtig auf die Prettauseite absteigen, dann unter den Gratwänden über verschneite Kare bis unter den Dreiecker nach Westen queren und den Gipfel über seine steile, trümmerbesäte Südwand mühsam erklettern. Um 9 Uhr 45 Min. hatten wir die Schüttthalschneide verlassen, 11 Uhr 25 Min. war die Spitze des Dreieckers erreicht. Ich bezweifle, dass der Name Dreiecker dieser Spitze (2893, A.-V.-Karte 2883 *m*) mit Recht zukommt: die Krimmler Führer geben diesen Namen der dicht neben dem Tauern liegenden Culmination der Schüttthalschneide (2776 *m*), deren Gestalt sich in der That als ein regelmässiges, stumpfwinkliges Dreieck präsentiert. Da aber beide Karten diese Bezeichnung angenommen haben, mag es dabei verbleiben. Daneben sind die Namen Feldspitze (in der Prettau) und Windbachspitze (auf der Krimmlerseite) im Gebrauch. — Von der Birnlücke bis zum Dreiecker läuft der Hauptkamm der Centralalpen durch die Reichenspitzgruppe und geht nun über das Heilig-Geist-Jöchl auf den Zillerthaler Hauptzug über. — Der Dreiecker ist eine vierseitige (von Prielmayer sagt — mir nicht verständlich — »dreigipfelige«) Pyramide, die ausser den zur Schüttthalschneide (ostsüdöstlich), zum Heilig-Geist-Jöchl (südsüdwestlich) und zum Keeskarkopf (nordnordwestlich) laufenden, einen kurzen Grat nordöstlich zum Windbachkees hinunterschickt. Er ist der südlichste Punkt des bis zur Reichenspitze, 7 *km*, ungefähr nördlich (mit etwas westlicher Abweichung) laufenden Zillerkammes. In seiner Aussicht thut sich das hintere Zillergründl auf, das von nun an die Linie des Hauptkammes und seines westlichen Ausläufers bis Mairhofen begleitet. Ein bisher von allen Spitzen verborgen gebliebener Theil der Kammlinie von der Reichenspitze über die Schönachschneide bis zum Zillerkopf wird dem Blicke frei. Über die südlichen Ränder des Ahrnthales blauen einige Dolomitgipfel her, die Schneehäupter des Ortlers und der Ötzthaler Berge liegen in röthlichem Dunst. Zwischen dem Dreiecker und dem Keeskarkopf treibt der Grat noch zwei Erhebungen heraus (A.-V.-Karte 2866 und 2798 *m*). — Da der Grat selbst nicht gangbar und der Abstieg zum Windbachkees unthunlich erschien, mussten wir für heute auf den Keeskarkopf verzichten. Wir brachen 1 Uhr 25 Min. auf und fuhren, nachdem wir den, zwischen dem Heilig-Geist-Jöchl und dem Dreiecker eingebetteten, ziemlich ebenen Gletscher in westlicher Richtung passiert hatten, über Schneefelder und Zungen schnell in das hintere Zillergründl ab. Zwischen dem Dreiecker und dem Keeskarkopf waren einige Tage vorher mächtige Felsstürze in das Thal niedergegangen: ungeheure Felswürfel hatten sich in den frischen Schnee eingebohrt. Wir verwünschten

den schlecht markierten, steinigen, blos »sogenannten« Weg über die Geröllhalden des hintersten Zillergründls und trafen über die Höhenau- und die Kuchelmoosalm um 4 Uhr 40 Min. bei den Zillerhütten ein, in denen wir unser Standquartier für die nächsten Tage aufschlugen. Die Zugänge aus dem Zillergründl und der Prettau auf den Dreiecker sind bequemer als der Anstieg vom Windbachthalschluss.

b) Keeskarkopf (2920, A.-V.-Karte 2907 *m*), erste Ersteigung. — Vom Dreiecker läuft der Zillerkamm 1·5 *km* in nordnordwestlicher Richtung über die zwei schon erwähnten Graterhebungen bis zum Keeskarkopf, im Zillergründl Schwarzerkopf genannt. Die Alpenvereinskarte giebt ihm auch, irrthümlich, den dem Dreiecker zukommenden Namen Windbachspitze. Vom hinteren Windbachthal und dem unter seinen Wänden in einer Mulde eingebetteten westlichen Windbachkees aus erscheint er nur als die höchste, nicht sehr auffallende Zinne einer von Süden und Norden mässig zu ihm aufsteigenden Gratlinie; aber aus dem Zillergründl, in das er einen westlich verlaufenden, massig ansetzenden, jäh abfallenden, kurzen Grat hinunterschickt, erhebt er sich mit der Wucht eines anscheinend unnahbaren Felscastells und dominiert für den Beschauer, der von der Kuchelmoos- oder Höhenaualm her die östlichen Lehnen des Thalschlusses durchsucht.

Die Nacht vom 2. zum 3. Juli 1895, die wir auf dem Heulager der Kuchelmoosalm verschliefen, hatte warmes Wetter und Nebel gebracht. Nach langem Schwanken marschierten wir am 3. Juli 8 Uhr 30 Min. früh ab, um über den Keeskarkopf in das Windbachthal hinüberzugehen. Um 9 Uhr 40 Min. stiegen wir, während noch die Nebel wogten, hinter der Höhenaualm in der Richtung auf den Keeskarkopf in das Keeskar hinauf. Eine Umschau vom oberen Plateau aus belehrte uns, dass ein Versuch auf die abschüssigen nordwestlichen Wände nicht viel Aussicht habe. Daher querten wir das Kar in der Richtung auf den Westgrat, den wir unmittelbar unter seinem Steilabfall um 11 Uhr 10 Min. überschritten. Nördlich und südlich von diesem Gratrücken breitet sich ein Trümmerfeld von Riesenklötzen aus. Wir überkletterten es in der Richtung auf die tiefeingeschnittene Scharte, die den nach Südosten laufenden Gratkamm vom Keeskarkopf trennt, rasteten von 11 Uhr 30 bis 12 Uhr 5 Min. vor dem eigentlichen Anstieg und erreichten um 12 Uhr 20 Min., anfangs über einen steilen Schneehang, dann durch Geröllrinnen die nördlich, näher an dem Keeskarkopf gelegene, höhere Einsattlung der Doppelscharte. Eine Recognoscierung zeigte, dass ein Versuch in den senkrechten Wänden der Windbachseite vergeblich sein würde; wir mussten daher, da auch der Grat selbst aus der Scharte unzugänglich ist, versuchen, links in der dem hintersten Zillergründl zugekehrten Südwand einen Aufstieg zu finden. Anfangs gieng es ca. 25 *m* steil und exponiert über sehr brüchige Graswandeln hinauf, dann aber leicht und ohne Mühe über Platten und im Schnee liegendes Geröll immer parallel mit dem Grat in der mässig steilen Wand empor und dem letzten Gipfelthurme zu. An dessen Ansatz mussten wir auf einem sehr schmalen Vorsprung um eine exponierte Felsecke queren, dann stiegen wir ohne Schwierigkeiten über Platten und durch Kamine zum Gipfel hinauf, dessen höchste Spitze ein mächtig aufgethürmter Block bildet, der für sechs bis acht Menschen Platz bietet. Als wir um 1 Uhr 25 Min. oben ankamen, trieben eben vom nördlichen Zillergründl her neue Nebel heran und hüllten die Spitze in kalten Dampf. Einen flüchtigen Blick durch halbzerreissende Schleier auf das Windbachthal, den Venediger und die Röthspitze erhaschten wir noch und begannen um 1 Uhr 40 Min., des weiteren vergeblichen Wartens müde, den Abstieg. Ein Wetterwechsel lag in der Luft: der Himmel schien es für eine unverdiente Gnade zu halten, wenn er uns länger als acht Tage hintereinander sonnig lächeln sollte. Nach dem Windbach zu hängen die obersten Ränder der Gratwand über, der Ver-

such, im Abstieg einen Theil des Grates zu begehen, musste daher bald aufgegeben werden. Um 2 Uhr 25 Min. standen wir, nachdem wir auf dem alten Wege abgestiegen waren, wieder in der Scharte und fuhren den Hang hinunter auf den ebenen Windbachgletscher, den wir dann in 20 Minuten überschritten. Ein letzter, prüfender Rückblick belehrte uns, dass auch der Nordgrat der Windbachseite keine Aussicht auf Erfolg bietet. Vielleicht ist unsere Scharte der einzige Zugang für den Anstieg vom Zillergründl sowohl wie aus dem Windbachthale. Doch erscheint es mir nicht ausgeschlossen, dass die Südwand ohne Berührung der Scharte direct aus dem südlichen Theile des Keeskares erklettert werden kann. Über hilfreiche Schneezungen fuhren wir schnell zu Thal; 3 Uhr 15 Min. hatten wir den Boden des hinteren Windbaches erreicht und steuerten der Warnsdorfer Hütte zu, unserem Asyl für die drohende Regenzeit. Eine halbe Stunde unter der Hütte überfiel uns ein Gewitter mit prasselndem Regenguss, und bei fast nächtlichem Dunkel traten wir, nass bis auf die Haut, gegen 7 Uhr in die lampenhellen Zimmer. Als aber das Gewitter geendet hatte, durchbrach gegen 8 Uhr die Sonne noch einmal die graue Decke, bestrahlte fahlgelb die Wolkenwände und schwamm selber blendend wie eine schwefelgelbe, glühende Kugel dicht über dem Horizonte im Dunst. Dann zeigte sich durch den Schleier noch einmal ein lichtblauer Himmelsstreifen, und von der Stelle her, hinter der die Sonne eben verschwunden war, ergoss sich ein so unglaubwürdiger Lichtglanz über den Himmel und den Gletscher, dass wir alle wie verzaubert draussen vor der Hütte dieses Farbenspiel anstarrten. Die grauen Wolken waren am Saume tief goldig, dann rosig gefärbt, der ganze Gletscher leuchtete in einem weisslich silbernen Mattblau, seine Brüche meergrün, der Rasen der Hüttenhänge aber in einem so tiefen, satten, giftigen Grün, wie ich es nie zuvor gesehen habe. Das Ganze war so eigen, als hätte ein raffinierter, farbenfroher Colorist die seltensten, zartesten Lichtspiele für schwelgerische Künstleraugen ausgeklügelt. Das war der letzte Lichtblick vor einer viertägigen, trüben Gefangenschaft.

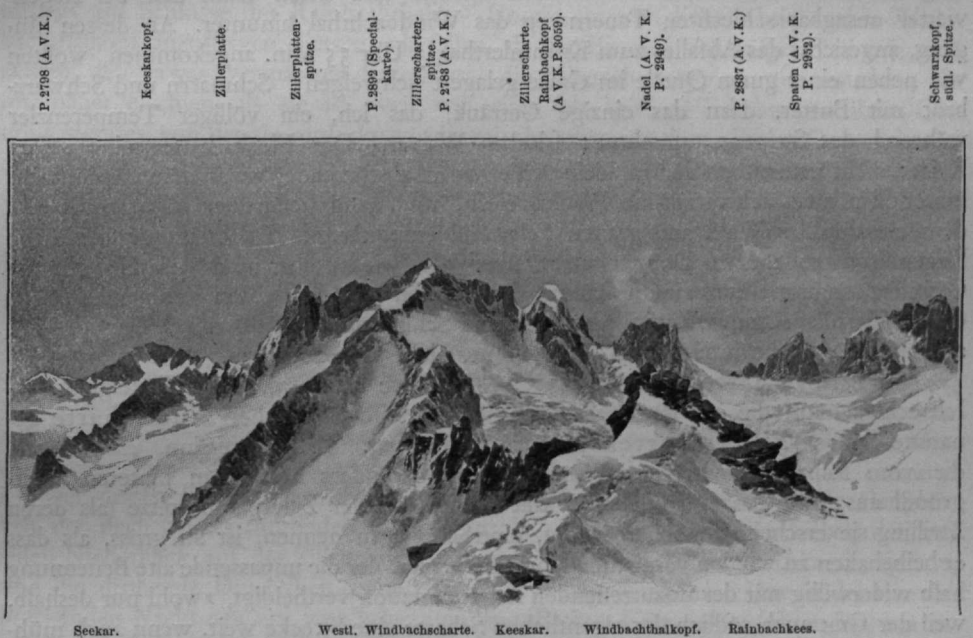
3. Der Centralstock: Zillerplatte bis Reichenspitze.

a) Zillerplattenspitze (3146, A.-V.-Karte 3142 *m*), erste Ersteigung. — Vom Keeskarkopf läuft der Zillerkamm in nördlicher, nur wenig nach Osten abweichender Richtung weiter und fällt über zwei Gratspitzen (A.-V.-Karte 2838 und 2855 *m*) allmählig zu einer Einsenkung, deren tiefster Punkt ungefähr 800 *m* nördlich von der Spitze des Keeskarkopfes erreicht wird. Über diesen Punkt führt ein unvergletscherter, nicht mühsamer, in vier bis fünf Stunden ausführbarer Übergang vom hinteren Windbachthal über das westliche Windbachkar und das westliche Keeskar in das hinterste Zillergründl. Der Anstieg vom Windbachthale aus führt an den Nordosthängen des Windbachkares entlang, am Rande des Windbachkeeses vorüber. Von Prielmayer giebt die Höhe dieses Überganges (mit ca. 2890 *m*) zu hoch an, sie wird nicht viel über 2800 *m* betragen. Diese Stelle ist die Zillerplatte und wird von den Bewohnern und Führern des Zillergrundes sowohl wie des Krimmlerthales so benannt. Dass dieser Name in beiden Karten auf die nördlich von dem Übergang liegende Spitze, einen dominierenden, nach allen Seiten hin imposant wirkenden Gipfel, den höchsten des ganzen Kammes südlich von der Reichenspitze, übertragen worden ist, lässt sich nur durch ein grobes Missverständniss erklären. Ich glaube der kartographischen Tradition und den Bedürfnissen einer sachlich richtigen Benennung gleichzeitig zu entsprechen, wenn ich dem Übergang den Namen »Zillerplatte« zurückgebe, den er im Ortsgebrauch nie verloren hat, und für den Gipfel die Benennung »Zillerplattenspitze« vorschlage.

Die Zillerplattenspitze ist eine sechsseitige Pyramide. Ihr südlicher Grat schwingt sich ca. 500—600 *m* lang von der Zillerplatte steil auf; der nördliche läuft ziemlich horizontal zur Zillerscharte weiter; der südöstliche, anfangs schmal und schroff, dann als breiter Felsrücken endend, auf das Windbachthal; der südwestliche, der das Keeskar vom Höhenaukar trennt, in das Zillergründl; ausserdem fällt ein kurzer, steiler Nordostgrat in das Seekar, ein ganz ähnlicher Nordwestgrat in das Höhenaukees.

Nach dem Ostalpenwerk (Band III, S. 85) wäre die Zillerplattenspitze schon am 24. Juli 1877 von Dr. Victor Hecht mit Stefan Kirchler vom Rainbachthale aus erstiegen worden. Schon von Prielmayer hat in seiner Monographie des Krimmler Achenthales die Vermuthung ausgesprochen, dass da wohl eine Verwechslung mit der Zillerscharte (Zillerschartenspitze) vorliege. Nachdem ich am 26. September 1894, gleichfalls vom Rainbachthale, die Zillerschartenspitze bestiegen hatte, bezweifelte auch ich die Richtigkeit der obigen Thatsache, und meine Zweifel wurden durch eine genauere Prüfung des Originalberichtes von Dr. Hecht über diese Tour (A.-V.-Zeitschrift 1878, Heft 2, S. 249) verstärkt. Um die Frage zu entscheiden, unternahm ich im Juni 1895 gleich meine zweite Tour auf diesen Gipfel. Am 20. Juni brachen wir um 5 Uhr 25 Min. früh vom Tauernhause auf, erreichten den Windbachthalschluss um 7 Uhr 30 Min. und stiegen nach 25 Minuten langer Rast unmittelbar hinter dem Südostgrate der Zillerplattenspitze in das westliche Windbachkar. Von 9 Uhr 5 Min. bis 9 Uhr 45 Min. träumten wir auf Platten der unteren Karstufe vor dem Eintritt in die Schneeregion angesichts einer blendendweissen Gletscher- und Gipfelwelt, die unter einem blauen Himmel, von der Junisonne beschienen, schimmerte und leuchtete. Das ist eine der schönsten Schwelgereien, die ich kenne: recht hoch in den Bergen auf einem Stein oder einem Rasenfleck, von Enzian und Alpenrosen umblüht, den Rucksack als Kissen unter dem Kopf, lang hingestreckt, halb träumend in all die Pracht hineinzublinzeln. Da ist's in seltsamem Halbwachen, als ob der Berg zu uns spräche, die Alpenfee schwebt vorüber in ihrem aus Schnee, Sonne und Wolken gewebtem Gewande, und bald wiegt das Schlummerlied der rauschenden Wasser alles Sinnen und Sehnen ein. — Dann gieng es wieder aufwärts über die östlichen Hänge des verschneiten Kares, zunächst in der Richtung auf den Gipfelthurm. Von den beiden Graten, deren Auswahl frei stand, wählten wir den südlichen: beide lagen noch tief im Schnee und schienen durch Wächten und Vereisung Schwierigkeiten zu bieten, aber der Südostgrat fiel steiler ab und zeigte Stellen, die uns unter diesen Umständen zu hart dünkten. So steuerten wir, in der oberen Stufe des im Schnee liegenden Kares angekommen, auf den Südgrat zu. Der Neuschnee war nicht unbedenklich, er war schwer und lawinenreif, und die steilen Wände waren erst zum kleinsten Theile abgefegt. Wir querten mehrere Lawinenzüge und stiegen den sehr steilen Hang zum Südgrate empor, den wir um 10 Uhr 45 Min. in der Höhe von ca. 2950 *m* erreichten. Während wir, eine Viertelstunde rastend, an seinem Rande sassen und uns vergnügten, mit Steinwürfen kleine Schneerutsche zu bilden, kreuzte eine von der Südwand abgehende Lawine die frischen Spuren unseres Weges. Der Südgrat mag sonst harmlos sein, diesmal forderte er grosse Vorsicht. In das Zillergründl hieng die Wächte über, und der steile Schnee auf der Windbachseite lauerte darauf, abzufahren. An anderen Stellen mussten wir wie auf der Kante eines Dachfirstes gehen. Am interessantesten war eine kurze Passage von ca. 20 Schritten, an der wir auf einer schmalen Felsleiste, die in das Zillergründl senkrecht abfällt, unter der Wächte hindurch gehen und kriechen mussten. Um 12 Uhr 40 Min. hatten wir die unter dem Schnee fast vergrabenen Gipfelblöcke erreicht und sahen nun genau, dass diese Spitze auf dem von Dr. Hecht beschriebenen Wege gar nicht bestiegen werden kann. Die von ihm seiner Be-

schreibung nach erkletterte »nördliche Spitze der Zillerplatte« ist die Zillerscharten-spitze (3137 *m*), und der von ihm im Abstieg anfangs verfolgte, »nach Süden führende Hauptgrat« ist der von der Zillerschartenspitze zur Zillerplattenspitze führende, ca. 500 *m* lange Grat. Dieser Grat erscheint von der Zillerschartenspitze aus zwar schwierig, aber doch gangbar, weil er sich von dort aus dem Blicke zusammenschiebt und seine eigentliche Gestalt nicht erkennen lässt; wer ihn aber von der Zillerplattenspitze aus betrachtet, sieht, dass er durch fünf tiefe Scharten (von denen ich die tiefste auf 30 *m* schätze) zerrissen und absolut ungangbar gemacht wird, da die an den Scharten zum Theil senkrecht abfallenden Wände ein Ausweichen vereiteln. Aus Dr. Hecht's Beschreibung geht für den, der beide Spitzen kennt, unzweifelhaft hervor, dass er die Zillerschartenspitze erstiegen, dann den Grat zur Zillerplattenspitze ein Stück weit verfolgt hat und darauf durch das Höhenaukarkees in das Zillergründl abgestiegen ist. Wäre er auf der wirklichen Zillerplattenspitze ge-



Zillerplatten- und Zillerschartenspitze vom Windbachkarkopf.

wesen, so hätte er gar keinen horizontal nach Süden laufenden Grat gefunden, von dem aus er auf einen Gletscher hätte absteigen können, denn von dem sofort steil abstürzenden Südgrat der Zillerplattenspitze kann man nach Westen nur in das (auch früher) ganz unvergletscherte Keeskar gelangen. — Der Anstieg über den Südgrat wird bei günstigerem Schnee keine besonderen Schwierigkeiten machen, aus dem Windbachthale scheint er weniger mühsam zu sein als vom Zillergrund aus. Der Südostgrat ist gleichfalls vom Windbachkar und vom Seekar aus zugänglich, bequemer vom unvergletscherten Windbachkar aus: er ist steiler als der Südostgrat und hat einige vielleicht schwierige Plattenstellen. — Das der Alpen-Vereins-Zeitschrift von 1895 beigegebene Panorama der »Ahornspitze« zeigt die ganze Hauptkammlinie von der Zillerplatte bis zum Brandberger Kolm nebst den begleitenden Karen, Gletschern und Hängen der östlichen Lehnen des Zillergrundes; für das Verständniss der nachfolgenden Bergfahrten kann dieses Panorama mit Nutzen gebraucht werden.

Der Blick von diesem Gipfel ist imposant, besonders auf das Spitzengewirr des Zillerthales und die Centralgletscher der Reichenspitze, die nun auftauchen. Wir hatten nicht lange Zeit, uns an dem Bilde zu sättigen: ein von Südwesten heraufziehendes Gewitter verjagte uns schon um 1 Uhr 15 Min. Um ihm eiligst zu entfliehen, stiegen wir auf demselben Wege ab, verliessen aber, sobald es möglich war, den nur mit grosser Vorsicht zu begehenden Grat, indem wir eine nicht allzu abschüssige Stelle des östlichen Hanges durch reichlich abgelassene Steine von dem schwersten, unsichersten Schnee frei machten und hinter diesen muthwilligen Lawinen vorsichtig stampfend, aber doch ziemlich schnell auf die oberste Stufe des Windbachkares abstiegen. Während wir im Sturmschritt durch den Schnee hinab halb liefen, halb glitten, rollte der Donner über unseren Köpfen. Um 2 Uhr 30 Min. überstiegen wir in ungefähr 2700 *m* Höhe den Südostgrat unterhalb seiner Steilabfälle, verkrochen uns vor dem hereinprasselnden Gewitterregen eine Zeit lang unter unvollkommen schützenden Steinen und liefen dann den bei Regenwetter unsagbar schlechten Tauernweg das Windbachthal hinunter. An dessen Eingang, angesichts des Abfalles zum Krimmlerthal, 3 Uhr 35 Min. angekommen, wollten wir neben einer guten Quelle im Grase gelagert schwelgen: Schmarrn und Schwarzbrot mit Butter, dazu das einzige Getränk, das ich, ein völliger Temperenzler während des Steigens, annehme: frisches Wasser. Der Fleck hatte seine stillen Reize: dicht gegenüber der in kleinen Terrassen abstürzende, weissschäumende Bach, hinter ihm zwei schwarzgrüne Prachtkiefern, und dann hellgrüner Moosgrund, aus dem ein dunkler Wald zur grauen Felswand emporsteigt. Da bricht der neidische Regen mit rollendem Donner dicht über uns wieder los, und weil Hofer beim Gewitter ungern unter einem Baume sitzt, laufen wir durch den strömenden Guss dem Tauernhause zu, wo wir, pudelnass und Schlimmes ahnend, um 4 Uhr 30 Min. ankommen. Nebel und Regen sperrten uns dort vier Tage ein.

b) Zillerschartenspitze (3137, A.-V.-Karte 3121 *m*), vierte Ersteigung. — Ich schlage vor, die auf den Karten und in der Literatur bisher Zillerscharte genannte Spitze »Zillerschartenspitze« zu nennen. Der Widersinn, eine Spitze, die vom Rainbach- wie vom Windbachthal, besonders aber vom hinteren Zillergründl aus, ihre ganze Umgebung, mit Ausnahme der Zillerplattenspitze (als deren Zwilling sie erscheint), stolz überhöht, eine Scharte zu nennen, ist zu gross, als dass er beibehalten zu werden verdiente. Von Prielmayer, der die unpassende alte Benennung halb widerwillig mit der unzutreffenden Argumentation vertheidigt, »wohl nur deshalb, weil der Grat auch südlich der eigentlichen Scharte eine Strecke weit, wenn auch mühsam, doch überhaupt gangbar sei und die Möglichkeit des Abstieges zum Zillergrund biete, stehe die Bezeichnung Scharte an Stelle der Spitze« (eine Begründung, nach der man jede ersteigbare Spitze als Scharte bezeichnen könnte), beschreibt auch die Zillerscharte wie die Zillerschartenspitze falsch, wenn er sie als »hochgelegene kleine Scharte, unmittelbar neben einem im Kamme aufragenden Felshöcker« bezeichnet. Dieser »Felshöcker« ist ein nach allen Seiten weithin sichtbarer Gipfel, und die wirkliche Zillerscharte liegt durchaus nicht »unmittelbar« nördlich von diesem angeblichen »Höcker« oder »Felskopf«. Unmittelbar neben dem Gipfel liegt allerdings ein Schartel, zu dem der Grat in scharfer Linie steil abfällt, aber dies ist nicht die vom östlichen Keeskar bequem gangbare Zillerscharte, zwischen ihr und der wirklichen Zillerscharte liegt noch ein horizontallaufendes Gratstück und noch ein gleichfalls ungangbares (oder sehr schwer gangbares), wenig eingeschnittenes Schartel. Erst die dritte, tief eingeschnittene Scharte, die unmittelbar an dem Felskopf 3059 *m* (A.-V.-Karte) liegt und kaum höher als 3000 *m* sein dürfte, ist die wirkliche, schon öfter begangene Zillerscharte, die von Prielmayer, zur Unterscheidung von der nördlich vom Schwarzkopf liegenden, von

ihm »Nördliche Zillerscharte« getauften Gamsscharte, Südliche Zillerscharte nennt. (Vergl. hierzu die Abbildung auf Seite 203.)

Zuerst hat Dr. Hecht am 24. Juli 1874 mit Stefan Kirchler aus dem Rainbachthal diese Spitze erstiegen, die er, wie oben gesagt, mit der Zillerplattenspitze verwechselt hat. Ihnen folgte am 17. Juli 1881 Oscar Baumann und Norbert von Kaan mit dem Führer Nothdurfter aus Krimml, die aus dem Windbachthal her kamen, über das Seekar in $2^1/_2$ Stunden (?) von der Thalsohle die Spitze erreichten und über das Höhenaukar in das Zillergründl abstiegen. (Vgl. Ostalpenwerk III, 85, und A.-V.-Mittheilungen 1882, S. 188.) Die dritte Ersteigung hat Dr. Fritz Drasch am 4. August 1893 führerlos auf unbekanntem Wege ausgeführt. Als ich am 26. September 1894 mit Franz Hofer an den Anstieg gieng, waren mir die früheren Ersteigungen und ihre Linien noch unbekannt.

Ein vernebelter Morgen, wie sie in den letzten Septembertagen jenes Jahres den Bergsteiger narrten, hatte uns zurückgehalten: so standen wir erst um 12 Uhr mittags am Schlusse des Rainbachthales. Unsere ursprüngliche Absicht, den Windbachthalkopf anzusteigen, liessen wir fallen, da der Himmel sich aufgehellt hatte, und fassten den etwas verspäteten Entschluss, die Zillerschartenspitze zu besuchen, die uns näher erschien, als sie ist, weil wir eine der unteren Erhebungen ihres Ostnordostgrates, von der sie verdeckt wurde, mit ihr verwechselten. Dieser Grat verbindet den Windbachthalkopf mit der Zillerschartenspitze, hat an seiner tiefsten Einsenkung einen Übergang vom Rainbach- in das Windbachthal und treibt zwischen ihr und der Zillerschartenspitze drei Graterhebungen heraus. Wir stiegen die unterste von ihnen an, P. 2783 (A.-V.-Karte), anfangs über einen Moränenrücken, und zogen uns dann an ihren verschneiten Abfällen von rechts nach links bis zur Gratschneide empor, über die wir den genannten Punkt um 2 Uhr 10 Min. erreichten. Ziemlich dicht unter der Gratlinie stiegen wir auf der südlichen Seite weiter, bis die Steilheit des zur Spitze sich hinaufziehenden, vergletscherten Seekares, in dem unter mässig tiefem Schnee blankes Eis lag, uns zwang, das letzte, steilste Stück an dem sehr brüchigen Grat zur Zillerschartenspitze emporzuklettern, auf der wir um 3 Uhr 40 Min. ankamen. In einer Büchse fanden wir die Karte des Dr. Drasch; in der Literatur ist über dessen Ersteigung nichts bekannt geworden. Gern hätte ich die Gangbarkeit des nach Süden führenden Grates erprobt, aber einbrechender Nebel, der uns jeden Niederblick auf das Zillergründl und das Panorama des Rainbachkeeses sperrte, und die drohende Dunkelheit zwangen zur schnellen Umkehr. Um in der hereinbrechenden Nacht den uns wohlbekannten, zum Richter-Hüttenplatz führenden, neu angelegten Steig im Rainbachthal benutzen zu können, mussten wir auch darauf verzichten, über das Seekar in das Windbachthal abzusteigen, erreichten die Sohle des hintersten Rainbachthales um 5 Uhr 30 Min. und legten die letzte halbe Stunde auf den Weg-Serpentinen der Stufe, die in das Achenthal hinabführt, bei völliger, durch keinen Stern gemildeter Finsterniss zurück. — Unser Anstieg ist nicht so günstig und bequem wie die Linie Baumann's und Nothdurfter's aus dem Windbachthal. Die Ersteigung aus dem Zillergründl über das Höhenaukar scheint, wenn ich meinen Beobachtungen von der Spitze selbst und vom Zillergründl aus trauen darf, mühsamer zu sein, als die beiden anderen Linien.

* * *

Der Windbachgrat: Windbachthalkopf (2846, A.-V.-Karte 2833 *m*), erste Ersteigung. — Wir machen mit der von der Zillerschartenspitze bis zum Gamsbühelkopf (2647, A.-V.-Karte 2642 *m*) 4·5 *km* nordwestlich laufenden, das Windbachthal vom Rainbachthal scheidenden Gratabzweigung eine Abschweifung vom Hauptkamm unserer Gruppe. — Zwischen Zillerschartenspitze und Windbachthalkopf

liegt der vorhin schon erwähnte Übergang aus dem oberen Windbach- in das Rainbachthal, die westliche Windbachscharte, der von Prielmayer irrthümlich eine Höhe von ca. 2900 *m* zutheilt: sie ist ca. 2700 *m* hoch. Der Anstieg aus dem Windbachthale führt unmittelbar hinter dem markanten, breiten Rücken hinauf, in den der vom Windbachthalkopf kommende Grat ausläuft. Südwestlich von diesem Rücken in das Kar hinaufsteigend, überschreitet man, ohne das vergletscherte Seekar zu berühren, die Gratschneide und steigt über das Geröll des Keeskares zum Rainbachthalboden oder zur Richterhütte ab (in ca. 4 Stunden). Die Section Warnsdorf plant für nächstes Jahr über diese Scharte eine Weganlage, durch die ein neuer, kurzer Weg von der Richterhütte über den Krimmler Tauern nach Kasern eröffnet wird. Jenseits dieser Scharte hebt sich der Grat schnell und steil zum Windbachthalkopf empor, der als günstig gelegener Aussichtspunkt für das Gletscherpanorama des Rainbach-Reichenspitz-Circus, von dem er durch die Breite des Rainbachthales getrennt liegt, besonders für weniger geübte Steiger Beachtung verdient. Ich selbst habe ihn am 28. September 1894 vom hinteren Rainbachthal über den Nordwestgrat in zwei Stunden erstiegen. Das letzte Stück des nicht steilen Grates erfordert, ohne irgend schwierig zu sein, wegen seiner grossen Blöcke etwas Kletterübung. Auch diesmal verhüllte uns ein neidischer Nebel die besten Theile des ersehnten Bildes, und ein kalter Wind sowie die drohende Dunkelheit zwangen uns auch heute zu einem schnellen Rückzuge. Wir nahmen ihn, vor dem eisigen Nordwestwind auf die Ostflanke flüchtend, auf der Windbachseite, traversierten in nordöstlicher Richtung unter den Abhängen des Windbachkarkopfes über Geröllkare und stiegen zwischen Windbachkarkopf und Gamsbühelkopf über die östliche Windbachscharte (A.-V.-Karte 2487 *m*) in das Rainbachthal zurück, dessen Sohle wir in 1 St. 20 Min., nachdem wir den Windbachthalkopf verlassen hatten, um 6 Uhr 30 Min., bereits bei Dunkelheit erreichten. Auch diesmal leitete uns der wohlbekannte Steig ungefährdet durch die Finsterniss. — Für die Besucher der Richterhütte dürfte sich die vorherige Ersteigung des Windbachthalkopfes (vielleicht giebt der etwas entferntere, aber mehr der Mitte des Gletschercircus gegenüberliegende Windbachkarkopf, 2767, A.-V.-Karte 2757 *m*, einen noch günstigeren Überblick) zur Orientierung lohnen. Da man vom Tauernhause nur 3 Stunden zur Hütte braucht, behält man für diesen Abstecher Zeit, selbst wenn man erst nach Mittag vom Tauernhause aufbricht.

c) Von der Zillerscharte bis zum Schwarzkopf. — Um die im Herzen der Gruppe gelegene T-ähnliche Gratstrecke von der Zillerscharte über die Reichenspitze bis zur Schneekarspitze (3208 *m*, Specialkarte) im Westen, und bis zum Gabelkopf im Osten drängen sich die grössten Schaustücke der Gruppe zusammen: die stolzesten Spitzen, die zerklüftetsten Gletscher, die weitesten Schneefelder und das malerischeste ihrer Thäler, das schmale, kleine Rainbachthal, auf das, eng aneinander geschmiegt, mehr als ein Dutzend Gipfel herabsehen. Der eisstarrende Thalschluss von der Zillerscharten- bis zur Reichenspitze, in dem über den hochgebetteten, jäh abstürzenden Gletscherflächen schwarze, senkrechte, zinnengekrönte Wände sich erheben, erscheint wie die Innenseite einer Riesenfestung. Von dem tiefer liegenden Zillergründl aus erscheint dieselbe Linie als die äussere Längswand eines Festungswerkes, das sich auf die Grate der Zillerplattenspitze, des Schwarzkopfes und der Kuchelmoosspitze wie auf mächtige Grundpfeiler stützt. Vom Rainbachthalschluss aus drohen die steilen Wände auf uns herabzustürzen, vom Zillergründl aus gesehen, treten sie zurück und thronen in selbstseliger Höhe.

Von Prielmayer's Beschreibung geht bezüglich dieser mit kühnen, seltsamen Felsgebilden geschmückten Kammlinie nicht genug in die Einzelheiten ein, auch die Specialkarte reicht nicht aus, wenn man ihren genauen Verlauf ablesen will. Meine Be-

schreibung, die alle interessanten Einzelheiten wiedergiebt, muss auf der musterhaft deutlichen Alpenvereinskarte verfolgt werden. Die Gratstrecke vom Rainbachkopf bis zum Schwarzkopf stellt eine Zeichnung dar, die von Prielmayer seinem Aufsatze über das Achenthal beigegeben hat. (A.-V.-Zeitschrift 1891, Tafel 4.) Zur Veranschaulichung meiner Ausführungen kann diese Zeichnung gute Dienste leisten. Ich benütze diese Gelegenheit, auch auf die anderen Abbildungen hinzuweisen, die von Prielmayer aus dem Rainbachthal und der Reichenspitzgruppe giebt.

Nördlich neben der Zillerscharte erhebt sich ein in der Specialkarte unbezeichneter, auf der Alpenvereinskarte mit 3059 *m* cotierter Felsgipfel, der sich über einem prachtvollen, mit mächtigem Wandabsturz von Nordnordwesten her aus dem Keeskar aufsteigenden Grate aufbaut. In seiner ausgebuchteten Nordwand zieht sich der Schnee hoch hinauf. Dieser Kopf, der einzige wirkliche »Kopf« mit abgerundeter Kuppe, ist vom Rainbachthale wie vom Zillergründl her aus der Zillerscharte zu erreichen und wurde von Krimmler Führern, z. B. von Franz Hofer und Nothdurfter mit verschiedenen Partien erstiegen. In der Literatur ist nichts darüber veröffentlicht, und nähere Daten sind mir nicht zur Hand. Ich schlage vor, diesen Gipfel, der in dem Bilde des Rainbachthalschlusses eine sehr markante Stelle einnimmt, Rainbachkopf zu nennen. Vom Zillergründl aus, wohin er keinen Grat entsendet, tritt er gegen das Doppelgebilde der Zillerplatten- und Zillerschartenspitze zurück. — Auf der Zillerseite begleitet von der Zillerplattenspitze bis zum Schwarzkopf das in seiner obersten Stufe vergletscherte Höhenaukar die Kammlinie. — Weiterhin folgt, vom Rainbachkopf durch eine tiefe Scharte geschieden, ein in der Specialkarte gar nicht, in der Alpenvereinskarte mit 2949 *m* cotiertes Gratgebilde, das gleichfalls einen nordnordwestlichen, aber sehr kurzen Grat zum Rainbachkees schickt. Sein Gipfel, eine langgezogene Gratstrecke, hat seinen höchsten Punkt an der südlichsten Stelle und trägt an seinem Nordende, wo die Gratlinie mässig steil zur nächsten Einsenkung abzusinken beginnt, eine spitze, senkrecht stehende Felsnadel. Von der Rainbachseite aus scheint dieser Punkt, den ich die Nadel nennen möchte, unersteigbar zu sein, ob es möglich ist, ihm von der Zillerseite beizukommen, von wo eine steile Schneemauer aus dem Höhenaukees sich hinaufzieht, habe ich nicht genau feststellen können; jedenfalls würde er auch von dort ernstliche Schwierigkeiten machen. — Dasselbe gilt von seinem nördlichen Nachbar, der wieder, durch eine tiefe Einsenkung (die tiefste Stelle der ganzen Gratstrecke, A.-V.-Karte 2837 *m*) von ihm getrennt, in Gestalt eines nach oben gerichteten Spatenblattes mit glatten, senkrechten Wänden abstürzt. Die Alpenvereinskarte cotiert seinen in der Mitte der scheinbaren Spatenschneide gelegenen höchsten Punkt mit 2952 *m*. Will man dieses, von beiden Seiten wohl unersteigbare Gebilde benennen, so scheint mir »Spaten« ein bezeichnender, zur »Nadel« daneben passender Name zu sein. Vielleicht kann er ein Sportobject für auf der Richterhütte sitzende müssige Kletterer werden. — Der Hauptkamm, der von der Zillerplatten- bis zur Zillerschartenspitze genau nach Norden gerichtet war, läuft von dieser bis zum Schwarzkopf nordnordwestlich weiter und nimmt dann bis zur Reichenspitze wieder die nördliche Richtung an.

Den nun folgenden Schwarzkopf müssen wir eingehend behandeln, da sich die Karten über ihn widersprechen und die Literatur Unsicherheiten zeigt. Vom P. 2958 bis 3070 der A.-V.-Karte zieht sich ein zusammenhängendes Felsgebilde, das sich vom Rainbachthale aus als eine lange, durch Risse und kleine Scharten in mehrere Theile geschiedene, senkrechte Wand darstellt, zu deren südlicher Partie sich vom Rainbachkees aus eine breite, spaltenreiche, vereiste Schneezunge steil emporzieht. Der südliche, niedrigere Culminationspunkt liegt nördlich von dieser Schneezunge, Specialkarte 3046 *m*, und trägt in der A.-V.-Karte bei 3035 *m* den Namen

Schwarzkopf, die nördliche, höhere (A.-V.-Karte 3070 *m*) ist in der Specialkarte mit 3100 *m* cotiert und Schwarzkopf benannt. Im Krimml- und Rainbachthale heisst das ganze Gebilde Schwarzkopf, auch Schwarzwand, ein Name, der dieser langgezogenen Gratstrecke, deren Culmination gar nichts Kopfartiges hat, viel besser entsprechen würde. Vom Zillergründl aus, in das ein langer, fast bis in das Thal reichender Grat (der das Höhenaukar vom Kuchelmooskar scheidet) von der südlichen, und ein kürzerer von der nördlichen Spitze, beide in südwestlicher Richtung, laufen, fällt der grösseren Entfernung wegen die Zusammengehörigkeit beider Spitzen nicht so in die Augen. Daraus erklärt es sich, dass dort, wie Dr. von Juraschek berichtet (Mittheilungen A.-V., Jahrgang 1894, Nr. 20, S. 251), nur der südlichere P. 3035 (A.-V.-Karte) als Schwarzkopf bezeichnet wird. Juraschek selbst aber giebt zu, dass auch im Zillergrunde, vom Thale aus, beide Spitzen wie ein Berg aussehen. Dr. v. Juraschek hat, als er auf der südlichen Spitze stand, wie es leicht geschehen kann, die geringen Scharten in dem zur nördlichen Spitze führenden Grat überschätzt. Wenn man den Schwarzkopf von der Rainbachseite aus betrachtet, sieht man, dass diese Scharten viel zu unbedeutend sind, um als Scheidegrenzen zwischen verschiedenen Spitzen gelten zu können. (Auf der oben erwähnten Zeichnung von Prielmayer's sind die Scharten im Grate des Schwarzkopfes, vornehmlich die unmittelbar vor der nördlichen Hauptspitze, übertrieben.) Die Thatsache, dass die neue Specialkarte dem nördlichen Gipfel den Namen Schwarzkopf giebt, weist auf Schwankungen des Gebrauches hin, die sich daraus herleiten, dass man eben das Ganze als Schwarzkopf bezeichnet. Es scheint mir daher geboten, fernerhin von einer südlichen und nördlichen Spitze des Schwarzkopfes zu reden, ein Ausgleich, der den orographischen Verhältnissen sowohl, wie der bisherigen kartographischen Tradition entspricht. Aus den angeführten Gründen kann ich mich nicht mit dem ohne Noth neuernden Vorschlag Dr. Werner's befreunden, der die nördlichere Spitze Grossen Gamsschartenkopf nennen will (A.-V.-Mittheilungen 1895, Nr. 18, S. 222, und Österreich. Alpenzeitung vom 3. und 17. Juli 1896).

Die südliche Spitze ist zuerst am 14. Juli 1893 von Dr. Franz von Juraschek und seiner Frau mit dem Jäger Schneeberger aus der Au und dem Führer Simon Fankhauser vom Zillergründl aus über den Südwestgrat erstiegen worden. Sie gebrauchten 2½ Stunden von der Kuchelmoosalm durch das Höhenaukar, und eine Stunde für die scharfe, zum Schluss schwindlige Gratkletterei, die Dr. Juraschek mit der zum Grossen Greiner vom Waxegg aus vergleicht. (A.-V.-Mittheil. 1894, Nr. 20, S. 251.)

Die nördliche Spitze hat zuerst Dr. Fritz Drasch mit dem Träger Stefan Kirchler vom Tauernhause aus am 6. August 1893 erstiegen. Eine Notiz im Fremdenbuche des Tauernhauses giebt an, dass Dr. Drasch, nachdem er die steilen, unersteigbaren Wände der Rainbachseite vergeblich versucht, die Gamsscharte überschritten, aus der Scharte einen langen Grat (offenbar den Nordgrat) erklettert habe und auf demselben Wege wieder abgestiegen sei. Die Tour wurde bei sehr ungünstigem Wetter ausgeführt und kostete sehr viel Zeit: erst tief in der Nacht sind die Bergsteiger in das Tauernhaus zurückgekehrt. — Der zweite Ersteiger, Dr. Werner, hat seine Tour in den »Mittheilungen« und der Österreich. Alpenzeitung a. a. O. beschrieben. Er brach mit dem Führer Alois Tipotsch aus Rosshag von der Kuchelmoosalm am 31. Juli 1895 um 3 Uhr 35 Min. früh auf, stieg um 7 Uhr 20 Min. in die Wand des Westgrates ein und erreichte durch fünf sehr schwierige Kamine, gefährlich und exponiert, um 8 Uhr 15 Min. den Grat in halber Höhe, von dort steil und exponiert den Gipfel um 9 Uhr 55 Min. Um 10 Uhr 35 Min. wieder aufbrechend, gelangte er, die technisch nicht so schwierige, aber durchwegs sehr exponierte Westwand in der Richtung auf die Gamsscharte durchkletternd, dicht neben der Scharte um 1 Uhr 5 Min. wieder auf den Gletscher. In einem Briefe an mich stellt Dr. Werner die

Gerlossee. Gabler. Reichenspitze. Wild-Gerlosspitze.

Gezeichnet von E. T. Compton.

Reichenspitze und Wild-Gerlosspitze
vom Gerlossee aus.

C. Angerer & Göschl.

Schwierigkeiten dieser Tour weit über die des Grossen Greiners. Da der Schwarzkopf seine beiden Grate auf der Zillerseite hat, liegen dort seine Anstiege, die glatten senkrechten Abstürze der Rainbachseite sind unersteigbar. Er lockt auch von dort mehr an: von den Zillerhütten, und mehr noch vom Jägerhaus in der Au, thront er mit seinen massigen Graten als stolzer Gipfel; vom Rainbachthale aus, wo kein Gratpfeiler seiner schmalen Wandlinie Relief und Nachdruck giebt, wird er durch die stolzeren Nachbarn im Süden und Norden verdunkelt.

Es ist mir leider nicht möglich gewesen, alle schon früher erstiegenen Gipfel der Gruppe nochmals zu besuchen: in beiden Jahren hatte ich unter der Ungunst des Wetters zu leiden, und da ich auch im Sommer 1895 von 27 »Arbeitstagen« acht durch Nebel und Regen verlor und einen Ruhetag freiwillig einschob, musste ich mich beeilen, vor Ablauf meiner Ferienzeit alle Touren auszuführen, die neu zu machen waren.

Eingang in das Rainbachthal.

d) Gamsscharte (Schwarzkopf- oder nördliche Zillerscharte), Richterspitze (3050 *m* A.-V.-Karte), erste Ersteigung. — Von der nördlichen Spitze des Schwarzkopfes fällt der Grat ziemlich scharf zu einer tiefen, öfters begangenen Scharte ab, die bei den Jägern und Führern der Gegend Gamsscharte, auch Schwarzkopfscharte, heisst und von Prielmayer zur Unterscheidung von der südlichen, zwischen Zillerschartenspitze und Rainbachkopf gelegenen, »Nördliche Zillerscharte« benannt worden ist. Streng genommen liegen dort zwei durch zwei Gratthürmchen getrennte Scharten, welche beide gangbar sind, die eine unmittelbar an den Nordabstürzen des Schwarzkopfes, die andere am Südabfall des P. 3050 der A.-V.-Karte. Von Prielmayer giebt von diesem Übergang irrthümlich an, dass er südlich von der »Zillerspitze« läge: er verwechselt hier die Gamsscharte

mit einer nördlicheren, höheren und schwerer gangbaren, die zwischen P. 3050 und der Zillerspitze einschneidet. Die Höhe der Gamsscharte dürfte etwas über 2900 *m* betragen. Sobald die Richterhütte eröffnet und der Weg in das Zillergründl vollendet ist, wird die Gamsscharte ein viel begangener Übergang werden. Die Vergletscherung ist so zurückgegangen, dass man zur Scharte von beiden Seiten ansteigen kann, ohne den eigentlichen Gletscher zu berühren, wenn auch der Weg in den höheren Partien über Schnee führt.

Die nun folgende Spitze ist in der Alpenvereinskarte mit 3050 *m* offenbar zu niedrig cotiert; sie ist etwas niedriger als die nördliche Spitze des Schwarzkopfes und die Zillerspitze, vielleicht 3080 *m* hoch; auf der Specialkarte ist sie ganz übergangen. Der Gipfel ist ein ziemlich langgestreckter Trümmergrat, dessen höchster Punkt nach Norden zu liegt; von der Rainbach- wie von der Kuchelmoosseite erscheint er als abgerundete, breite Kuppe. Ich schlage vor, diese bisher unbenannte Spitze, zu Ehren des Erbauers der Hütte, die ihren Abhängen gegenüber liegt, Richterspitze zu taufen. Dr. Werner möchte sie (Mittheilungen A.-V., 1894, Nr. 20, S. 222) Kleinen Gamsschartenkopf nennen, als Gegenstück zur nördlichen Schwarzkopfspitze, für die er die Bezeichnung Grosser Gamsschartenkopf vorschlägt. Da die Benennung von der dazwischen liegenden Scharte für den südlicheren der beiden Gipfel aus den oben entwickelten Gründen unthunlich ist, erscheint sie mir auch für den in Rede stehenden nördlicheren nicht angebracht, zumal sie zwei von einander völlig unabhängige Spitzen durch einen gemeinsamen Namen zusammenbringen würde, während die natürliche Zusammengehörigkeit der südlichen und nördlichen Schwarzkopfspitze durch die willkürliche verschiedene Benennung unterdrückt wird. — Der Richterspitze galt im Juni 1895 meine erste Tour. Um 4 Uhr 40 Min. waren wir am 19. Juni vom Tauernhause aufgebrochen, erreichten auf dem uns wohlbekannten, alten Hüttensteige um 6 Uhr 45 Min. den Schluss des Rainbachthales, stiegen nach halbstündiger Rast auf den grösstentheils noch im Schnee liegenden Serpentinen über die Schutthänge der Keeswände hinauf und zogen uns nach 40 Minuten links hin über die Schneefelder, um südlich unter dem von der Richterspitze ostsüdöstlich herablaufenden Grat auf dem Wege, der zur Gamsscharte führt, anzusteigen. Es lag starker, mehrere Tage alter Neuschnee, und noch waren keine Lawinen abgegangen. Die erste löste sich gegen 9 Uhr, dicht unter der tief im Schnee vergrabenen Spitze los und kreuzte unseren Weg, als wir gerade für ein Stück den aus dem Schnee wenig heraustretenden Fels des Ostsüdostgrates benutzten. Bald wurde es auch in der Umgebung laut: ringsherum, besonders von der Reichenspitze her, rauschte und donnerte es. Wir zogen es daher vor, den Grat weiter zu verfolgen. Als wir schliesslich gezwungen waren, weiter oben, wo der Grat völlig im Schnee verschwindet, den Lawinenzug nochmals als Weg zu wählen, rauschte uns zum zweiten Male ein Schneesturz entgegen: es blieb uns gerade Zeit, zur Seite zu springen, dann sauste das Ungethüm zwei Schritte links von uns vorüber. Wir liessen nun die Scharte links liegen und kletterten die letzte Strecke, unnöthig steil und mühsam, an dem verschneiten Grate hinauf. Da wir von 9 Uhr bis 9 Uhr 40 Min. und von 10 Uhr 50 bis 11 Uhr 5 Min. gerastet hatten (am ersten Tage rastet man oft und lange), erreichten wir die Spitze erst um 11 Uhr 20 Min., vier Stunden nach unserem Aufbruch aus dem Thalgrunde. Vorher mussten wir uns noch von unserem Grate her durch eine dicke, halbhaushohe Wächte durcharbeiten, die nach der Rainbachseite zu den Gipfel krönte. — Der Anstieg ist sowohl von der Rainbach- wie von der Zillerseite, sowohl von der südlich wie der nördlich vom Gipfel liegenden Scharte ohne Schwierigkeiten möglich. Unseren ursprünglichen Plan, in den Zillergrund abzusteigen, gaben wir auf, weil uns die steilen Hänge zu

lawinengefährlich schienen, und liefen, um 11 Uhr 50 Min. aufbrechend, auf demselben Wege bis zum Plateau der alten, zerstörten Richterhütte, das noch tief im Schnee lag, während die Zirbeln und Kiefern, die zum Hüttenbau dienen sollten, unten im Thale schon geschlagen und zersägt wurden. Von 12 Uhr 30 Min. rasteten wir dort bis 1 Uhr 40 Min. und trafen um 3 Uhr 20 Min. wieder im Tauernhause ein.

Mein weisses Reisemützchen, die einzige Kopfbedeckung, die ich auf Bergreisen in der Tasche mitführe, hatte ich unterwegs, wahrscheinlich beim Abrutschen, irgendwo auf den Schneefeldern verloren und musste nun vier Wochen in den Bergen ohne Mütze oder Hut hausen. Gegen den Schneebrand schützt weit besser ein lose umgeschlungenes, hellseidenes Tuch, das den Hals und das Gesicht bis zur Nasenspitze verhüllt, und gegen Sonne, Regen und Sturm braucht man, scheint mir, keinen Schutz, wenn man den Kopf voller Haare hat. Im norddeutschen Nebelwinter sitzend, denke ich sehnsüchtig an die schönen, ruhevollen Nachmittage

Reichenspitze vom Windbachthalkopf.

jener Wochen, voll von Bergluft und Sonne, wo ich in eisfrischen Gletscherbächen badete, mit nackten Füssen in dem weichen, weissen Sande kleiner Bäche watete und auf schwellenden, bunten Wiesen spazieren gieng oder ausruhte.

e) Zillerspitze (3103, A.-V.-Karte 3087 *m*), erste Ersteigung. — Die Zillerspitze, ca. 1200 *m* vom südlichen Gipfel des Schwarzkopfes, 800 *m* von der Reichenspitze entfernt, tritt aus der Gratlinie als steiler, kühner Gipfelthurm heraus und schickt einen kürzeren, breiten Ostsüdostgrat zum Rainbachkees, in das Kuchelmoos einen schmalen, langen Südwestgrat, der den südlicheren, kleineren Theil des Kuchelmooskeeses von seiner zerklüfteten Hauptmasse abtrennt.

Am 11. Juli 1895 brachen wir um 4 Uhr 40 Min. früh vom Tauernhause auf und erreichten den Rainbachthalschluss um 6 Uhr 15 Min., den alten Hüttenplatz um 7 Uhr 12 Min. — So oft ich das Rainbachthal hinauf- und hinuntergestiegen bin, ich sehe es immer wieder gern: es ist so malerisch in der bunten Unordnung seiner sich schneidenden Linien, so reizvoll im unaufhörlichen Wechsel

seiner Bilder, und so unvergleichlich pikant neben dem öden, breiten, baumlosen Muldentrog des Windbachthales mit seinen schmutzigbraunen Hängen, die nur zur Zeit der Alpenrosenblüthe sich mit brennendem Roth überkleiden. Reichlicher Wald, dann Latschenhänge, endlich einzelne uralte Bäume, von denen jetzt leider viele dem Hüttenbau zum Opfer gefallen sind, begleiten den frischgrünen Thalgrund und seine nördlichen Hänge bis vor die letzte Stufe. Der an Biegungen, Vorsprüngen und kleinen Terrassenstufen reiche Weg lässt sich nie weithin übersehen und bringt immer neue Überraschungen. Der anfangs im breiten Thalgrund frei hinschäumende Bach wird in der Mitte durch vorspringende Bergriegel zu einer niedlichen, kleinen Klamm zusammengedrängt. Gleich beim Eintritt erscheint hinter der scharfen, steilen Gratlinie des Rosskopfes und dem krummen Buckel des runden Manndlkarkopfes im Einschnitt der rechten und linken Thalcoulissen hoch oben, unnahbar hoch, glänzend mit ihren Firnfeldern, die Doppelspitze: die Hohe Gabel mit ihrem massigen Rücken und die Reichenspitze mit ihrem gebogenen Horn. (Vergl. die Abbildung auf S. 209.) Und das Gletscherpanorama am Thalschlusse ist ein Bild, in das sich zu versenken das Auge nicht müde wird, auch wenn man längst alle Spitzen und Zacken, die da oben drohen, abgezählt und eingeordnet hat.

Um 7 Uhr 50 Min. brachen wir vom Hüttenplatze wieder auf. Wenn ich nicht einen besonderen Grund zur Eile habe, liebe ich lange Pausen, um Zeit genug für sorgfältige Notizen zu haben und um den Zauber der Bilder und Eindrücke auszukosten. Zwischen den von der Richter- und der Zillerspitze kommenden Graten stiegen wir den Gletscher hinauf, anfangs uns links unter dem Grat der Richterspitze haltend, dann zuletzt sehr steil auf die Stelle der Zillerspitze zusteuernd, an der ihr Südostgrat vom Hauptgrate abzweigt. Um 8 Uhr 48 Min. erreichten wir den Fels des Südostgrates, 10 Minuten später unter einer Wächte her den Hauptgrat und traversierten ein Stück unter den steilen Mauern, in denen der eigentliche Gipfelthurm nach Süden zu abfällt. Der Anstieg über diese plattigen Wände erscheint möglich, aber unnöthig schwer, wir zogen uns daher, immer steigend, nach links auf die Zillerseite hinüber, bis wir den vom Kuchelmooskees kommenden Südwestgrat erreichten. Auf ihm gieng es, zuletzt durch zwei sehr brüchige Kamine, die die grösste Vorsicht erfordern, steil aber nicht schwierig zum Gipfel, dessen oberste, gleichfalls sehr brüchige Spitze für ein bis zwei Menschen Platz hat. Ausser der umfassenden Rundsicht, die einen herrlichen Blick auf die glänzende Gipfelreihe der Venedigergruppe und das Gewimmel der Zillerthaler Spitzen bietet, nimmt die unmittelbare Umgebung unsere Aufmerksamkeit gefangen. Der Südostgrat der Richterspitze theilt das Rainbachkees in zwei deutlich geschiedene Hälften. Der Grat zur Reichenspitze senkt sich zunächst und steigt dann in einer Flucht mächtiger, übereinandergeschobener, spitzer Gratthürme hinauf. Das Massiv der Reichenspitze selbst thürmt sich mit Strebepfeilern und Stützen senkrecht auf, sie hat von hier die Gestalt eines abgerundeten, breit auslaufenden Kegels. Nördlich von ihrem höchsten Punkt hat die Zillerspitze noch eine lange Wand, die sich langsam zu der unpassierbaren Scharte senkt, aus der die Vorpfeiler der Reichenspitze ansetzen. In der Nordostwand läuft ein nicht zu begehendes, schmales Schneefeld vom Rainbachkees fast bis zum Gipfel der Zillerspitze hinauf. Die Nordostwand ist unzugänglich. Die Anstiegslinie von der Kuchelmoosseite führt über den Südwestgrat. Dr. Werner hat sie am 29. Juli 1895 mit dem Führer Alois Tipotsch begangen. Um 4 Uhr 15 Min. von der Kuchelmoosalm ausgehend, hat er den Grat (Einstieg 8 Uhr 5 Min.) über das Kuchelmooskar und -kees durch zwei Rinnen erstiegen, den Gipfel 9 Uhr 40 Min. (das letzte Stück auf meiner Route) erreicht und den Abstieg über denselben Grat genommen. (Mittheil., Jahrg. 1895 Nr. 18, und Österr. Alpen-

zeitung vom 3. Juli 1896.) Um 10 Uhr 35 Min. stiegen wir, anfangs auf demselben Wege, ab; unter dem eigentlichen Gipfelbau giengen wir, noch auf der Zillerseite, ohne den Hauptgrat zu berühren, direct auf die zwischen Ziller- und Richterspitze liegende Scharte zu, die wir 11 Uhr 10 Min. erreichten. Sie mag 3000 *m* hoch sein, ihr Zugang ist von beiden Seiten steiler und ungünstiger als der der Gamsscharte, weil er über Gletscher führt; vom Rainbachkees her ist eine kleine, wächtengekrönte Mauer zu erklettern. Wenn man diese Scharte benennen will, müsste sie von der neben ihr liegenden Spitze Richterscharte heissen. Schnell fuhren und liefen wir hinunter und erreichten um 11 Uhr 28 Min. wieder den Hüttenplatz. Vom Rainbachkees aus verschwindet der Gipfelthurm der Zillerspitze hinter der langen Mauer ihres Massivs.

f) Reichenspitze (3305, A.-V.-Karte 3294 *m*). — Die Ersteigungsgeschichte der Reichenspitze und die ziemlich reiche Literatur, die sie behandelt, mag man im Ostalpenwerk (III., S. 80 ff.) nachlesen. Es giebt zwei Anstiege mit je zwei Zugängen: der erste über den Firnrücken des Nordwestgrates, zu dem man aus dem Zillergründl über das Kuchelmooskees oder das Zillerkees und aus dem Schönachthal über das Schönach-, Ziller- und Kuchelmooskees gelangt; der zweite führt über die Felsstürze der Nordostwand, die vom Wild-Gerlosthal über das Gerloskees und die Flanken der Hohen Gabel, vom Rainbachthal über das Rainbachkees erreicht werden. Auf der ersten Linie ist die Besteigung der Reichenspitze eine reine Schneetour, auf der zweiten vereinigen sich die Reize der Eis- und Kletterpartien. Ich kann die im »Hochtouristen« ausgesprochene Meinung, dass zur Zeit der Anstieg aus dem Rainbachthal der beschwerlichste, der aus dem Zillergrund der bequemste sei, nicht theilen. Wer vom Zillergrund, dem Schönachthal oder der Wilden Gerlos aufsteigt, muss unter allen Umständen ein Heulager auf einer Alm mit in den Kauf nehmen. Von der Rainbachseite her kann man im Tauernhause übernachten und doch in 5—6 Stunden den Gipfel erreichen. Die Kletterei in der Südostwand will nicht mehr viel besagen, seit die Section Warnsdorf im unteren Kamin ein Drahtseil angebracht hat und die Krimmler Führer die lockeren Steine aus der Wand einmal gründlich abgelassen haben. Neuerdings hat Herr Richter sogar durch Anbringung eines Hanfseiles von der Spitze bis über die Randklüft und durch Eisenstifte und Klammern alle Bedenklichkeiten des Felsweges beseitigt. Der Firnrücken des Nordwestgrates aber kann bei ungünstigem Schnee bedeutende Schwierigkeiten machen.

Richterhütte gegen den Schwarzkopf.

Die Richterhütte wird zunächst den Zugang vom Rainbachthale zur Hauptlinie machen: die Spitze ist von ihr aus in 4 Stunden bequem zu ersteigen. Auch wer nicht über das Kuchelmoos in das Zillergründl hinabgehen will, könnte über den

Firnrücken des Nordwestgrates absteigen, unter den mächtigen Wänden der Westwand über das Kuchelmooskees querend einen Rundgang um das Reichenspitzmassiv machen und über die Gamsscharte zur Hütte zurückkehren.

Und hier ist der Ort, einiges über die neue Hütte zu sagen. Als sie kaum vollendet stand und ihrer ersten Gäste harrte, ist sie im Juni 1896 von einer Windlawine ins Thal hinabgerissen worden. Nach Jahresfrist aber stand ein Neubau fertig, der diesen Sommer schon seine gastliche Thür wegmüden Wanderern geöffnet hat. So stolz und weithin sichtbar freilich, wie der alte, ist der neue Bau nicht gelegen. Hoch über den Felsterrassen, die das Rainbachthal im Osten abschliessen, dicht am Gletscher stand die alte Hütte auf dem Ende des Südostgrates der Zillerspitze, einem breiten, horizontalen Felssattel (ca. 2600 *m*), der in einen schmalen Rücken mit einem spitzen Köpferl ausläuft und in steilen, castellartigen Wänden abfällt. Von hier schweift der Blick aus dem Centrum des Gletschercircus hinaus über die Schneefelder hinweg zu den Zinnen von der Zillerschartenspitze bis zum Manndlkarkopf; das ganze Rainbachthal liegt offen, jenseits desselben der Zug vom Windbachthalkopf bis zum Gamsbühelkopf, über den der Grossvenediger, die Simonyspitzen und die Dreiherrenspitze herüberlugen; der ganze Krimmlerkamm vom Hüttelthalkopf bis zur Schlieferspitze mit seinen Wald-, Gras- und Schneelehnen präsentiert sich: ein Rundbild von intimem Reiz, weil es geschlossene, aber weite Horizonte hat. Die neue Hütte hat sich aus der gefahrdrohenden Nähe des Gletschers tiefer hinunter auf die andere Seite des Rainbachthales flüchten müssen; dort liegt sie an den Südlehnen fast 300 *m* über dem Thalschlusse, ungefähr auf dem Punkt 2359 (A.-V.-Karte) unter dem Nordwestgrat des Windbachthalkopfes, weniger frei, aber im Südwestwinkel des Thales sicher eingebettet. Hier ist der Blick auf die Flucht zerrissener Gletscher und schwarzer Felsspitzen concentriert, die den Thalschluss krönen: ein zugleich blendendes und düsteres Bild. Die im Sommer bewirthschaftete Richterhütte ist im Erdgeschoss aus Stein, im Stockwerk aus Holz erbaut, innen vertäfelt, und enthält ausser einem Gastzimmer, einer Küche und einem Zimmer für die Wirthschafterin, elf Fremdenzimmer mit je zwei Betten und einen Schlafraum für zehn Führer, der für zehn Touristen vergrössert werden kann. Von der Hütte aus sind erreichbar der Manndlkarkopf, der Gabelkopf, die Reichenspitze, beide Gipfel der Wild-Gerlosspitze, die Schönachschneide, die Kuchelmoosspitze, die Zillerspitze, die Richterspitze, die beiden Spitzen des Schwarzkopfes, der Rainbachkopf, die Zillerschartenspitze, der Windbachthalkopf und die Zillerplattenspitze. Ausser der Gamsscharte und der westlichen Windbachscharte soll, wie schon erwähnt, auch die Rosskarscharte und damit der Übergang nach Gerlos durch das Wild-Gerlosthal durch Weganlagen bequem gangbar gemacht werden. Gletschergänger werden allerdings den reizvolleren directen Übergang in das Wild-Gerlosthal über das Rainbachkees, die Scharte zwischen Gabel- und Manndlkarkopf und den östlichen Rand des Gerloskeeses vorziehen. Das beiliegende Vollbild »Reichenspitze von Nordwesten« giebt die interessanteste Strecke des Hauptkammes von der Wild-Gerlosspitze bis zum Schwarzkopf trefflich wieder.

II. Der Querkamm: Höhenbergkarkopf—Rosskarscharte.

1. Westlicher Flügel: Reichenspitze—Höhenbergkarkopf.

a) Wild-Gerlosspitze (3282, A.-V.-Karte 3280 *m*); Signalgipfel der Wild-Gerlosspitze (3208, A.-V.-Karte 3194 *m*). — Die Reichenspitze ist nicht nur der höchste Gipfel der Gruppe, zu dem hin alles aufstrebt, sie ist zugleich ihr Centralpunkt, von dem alle Hauptlinien ausgehen. Nachdem der bis dahin einheitlich

verlaufene Hauptkamm zu ihr hinaufgestiegen ist, gabelt er, und es geht von ihr, nach beiden Seiten sich bald absenkend, der westöstlich verlaufende Querkamm aus. Wir verfolgen vom Centrum aus zunächst den westlichen, längeren, circa 9 *km* langen Arm (Luftlinie 7 *km*). — Vom Gipfel der Reichenspitze sich in einem jähen Firnrücken absenkend, läuft der Grat westnordwestlich als scharfe Firnschneide weiter und erreicht hinter einem kleinen Felskopf nach ca. 1100 *m* die zackige, schneebekleidete Felspyramide der Wild-Gerlosspitze. Zwischen beiden fällt das Gerloskees, der grösste und zerrissenste der Gletscher, die den Centralstock umlagern, in einem erschreckend steilen, erst einmal erstiegenen Absturz hinunter (vergl. das Vollbild zu S. 224); auf der südlichen Seite liegt die sanfte, spaltenfreie Firnmulde des oberen Kuchelmooskeeses. Die Wild-Gerlosspitze ist die Rivalin der Reichenspitze, der sie an Höhe nur wenig weicht, der sie mit den trotzig starren Linien ihrer Gipfelpyramide gleichkommt, an Schwierigkeiten der Ersteigung aber voraus ist. Ein neidisches Geschick hat es mir bisher versagt, ihren selten bezwungenen Gipfel zu betreten, obgleich sie es mir am meisten von allen Spitzen der Gruppe angethan hat, seit mich im Herbst 1894 ihre eisigen Abstürze vom Sicherkopfe aus entzückt hatten. Als ich am 27. Juni des folgenden Jahres auf ihrem nordwestlich vorgelagerten Signalgipfel (der Schneekarspitze der Specialkarte) stand, war der zu ihr führende Grat ungangbar. Nach einem ungewöhnlich strengen und späten Winter, dessen Nachschauer im April und Mai und selbst in der ersten Hälfte des Juni noch starke Schneefälle gebracht hatten, lagen gegen Ende Juni alle höheren Grate noch tief im Schnee: ihre Vereisung machte sonst harmlose Partien schwierig und die Begehung und Erkletterung so schwieriger Gratlinien unmöglich. Auch als ich am 2. Juli von der Kuchelmoosspitze aus den Südgrat der Gerlosspitze auf seine Gangbarkeit prüfte, musste ich mir seufzend eingestehen, dass es eine nutzlose Plackerei sein würde, ihn zu versuchen. So habe ich diese Freude noch vor mir. Die Ersteigungsgeschichte der Wild-Gerlosspitze möge man im Ostalpenwerk nachlesen. Die Schwierigkeiten der beiden gangbaren Linien (des Süd- und des Nordwestgrates) scheinen sich den Beschreibungen nach die Waage zu halten: ich neige nach meinen Beobachtungen dazu, den Südgrat für schwieriger zu halten.

Ich musste mir im Juni 1895 an dem damals von mir für unerstiegen gehaltenen, nordwestlich gelegenen Vorgipfel genügen lassen, der auf der Specialkarte mit 3208 *m* als Schneekarspitze bezeichnet wird, in der Alpenvereinskarte als zur Wild-Gerlosspitze gehörig mit 3194 *m* cotiert ist und im Ostalpenwerk »Signalgipfel der Wilden Gerlosspitze« heisst. Mir erscheint es eigentlich geboten, ihn als Gipfel für sich zu betrachten: der zwischen beiden Spitzen liegende Grat ist 400 *m* lang, aus ihm erheben sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, beide Spitzen als durchaus selbstständige Gebilde. Wenn auch der nördlichere Gipfel nur ein Trabant seiner stolzeren Nachbarin ist, so hat er doch ein eigenes Dasein, dürfte also wohl auch einen eigenen Namen fordern. Doch erscheint die Bezeichnung »Schneekarspitze« als eine willkürlich gewählte; Schönachspitze wäre passender. Da man aber nicht ohne dringende Noth revolutionieren soll, mag es in der Literatur bei dem alten Namen bleiben. Als Angelpunkt von drei wichtigen Graten hat diese Spitze besondere Bedeutung: nach Westen läuft die firnglänzende Schönachschneide, fast 3 *km* lang, zum Zillerkopf; nach Norden zu setzt in herrlichem Abschwung die Linie des Schönachkammes an, des zweiten der fünf nördlichen Ausläufer.

Am 27. Juni brachen wir um 5 Uhr 35 Min. früh von den Zillerhütten auf, stiegen auf bequemem Viehsteig in das untere Zillerkar, einen Kessel, von dessen steilen Wänden die vielen Gletscherbäche des Zillerkeeses herabströmen, erklommen die obere Stufe des Kares über seine linke (westliche) Wand und stiegen in nordöst-

licher Richtung über die verschneiten Trümmerhalden auf das Zillerkees zu, das um 8 Uhr betreten wurde. Uns stets am linken Rande des mässig steil abfallenden Gletschers haltend, giengen wir über den harten Schnee ohne Mühe, immer nordöstlich unter der Schönachschneide hinauf und hielten von 9 Uhr 30 Min. bis 9 Uhr 55 Min. am Fusse der Schneekarspitze Rast. Eine Gemsenherde mit zwei kleinen, lustig springenden Kitzchen, die vor uns über die oberen Hänge des Gletschers gezogen war, verschwand eben gemächlich über die Firnschneide, die zum Kuchelmooskees führt. Da der zur Schönachschneide ziehende Westgrat stark vereist war, griffen wir die Spitze ein Stück östlich von ihrem Gipfelthurm über die zur Wild-Gerlosspitze laufende Gratwand an. In späterer Jahreszeit ist vielleicht der dann eisfreie Grat der Wand vorzuziehen. Zunächst stiegen wir in Stufen über den steilen, festen Firn hinauf und kletterten ungefähr 20 *m* unter dem Grat nach links in die Felsen. Unmittelbar unter dem Grat war eine schwierige kleine Rinne mit weiten Tritten und wenig Griffen zu passieren, in der man zweimal von einer Wand zur andern übersteigen und bei der oberen Traverse sich gleichzeitig drehen musste. Vom Grate gieng es in wenig Minuten leicht zum Gipfel, der um 10 Uhr 35 Min. erreicht wurde. Die Spitze ist anscheinend zuerst von Leopold Wallner am 19. August 1871 vom Gerloskees aus und zum zweiten Male im Juni 1887 durch Dr. Kraus und H. Bertram vom Schönachthale her über den schwierigen Nordgrat erstiegen worden. (Vergl. Ostalpenwerk III., S. 86, und Mittheilungen 1889, S. 172.) Mein Anstieg ist wohl der erste von der am leichtesten zugänglichen Südwestseite. Der Blick umfasst auch die Glocknergruppe mit Grossglockner und Wiesbachhorn; das Prachtstück der nächsten Umgebung liegt im Niederblick auf die weiten, weissen Flächen des Schönach- und Gerloskeeses und die prachtvolle, jäh sich abschwingende, messerscharfe Gratlinie, die $2^1/_2$ *km* lang nach Norden zum Sendler läuft. Um 11 Uhr stiegen wir ab, erreichten um 11 Uhr 30 Min. den Rastplatz, fuhren sitzend über den inzwischen aufgeweichten Schnee des Zillerkeeses ab, standen schon um 12 Uhr jenseits des Schnees im oberen Kar und trafen nach einer langen Rast auf den Wänden des Karkessels um 2 Uhr 30 Min. in den Zillerhütten wieder ein. — Den Nachmittag verträumte ich in idyllischer Stille im Grase, zutraulich umschnuppert von braven Kühen und neugierigen Gaissen, die mir, wenn ich schlafen wollte, die nackten Fusssohlen leckten. Nur der Stier empfand ein Bad, das ich am hellen Tage in der Ziller nahm, als ein Attentat auf die Sittlichkeit des Zillergründls und stürzte brüllend auf mich los, während ich im Wasser plätscherte. Aber er schien das kalte Wasser zu scheuen und beschränkte sich auf Proteste durch Gebrüll und Stampfen vom Ufer aus, bis ihn der herbeigeeilte Halterbub mit Peitschenhieben vertrieb.

b) Kuchelmoosspitze (3219, A.-V.-Karte 3255 *m*), zweite Ersteigung. — Der Südgrat der Wild-Gerlosspitze läuft als Firnschneide, die das Zillerkees vom oberen Kuchelmooskees trennt, nach Süden weiter zur Kuchelmoosspitze, dem einzigen bedeutenden Gipfel der Gruppe, der isoliert ausserhalb eines Grates steht. Die Kuchelmoosspitze schickt ihren einzigen Grat, einen mächtigen nach unten zu sich verbreiternden Felsrücken südwestlich bis in das Zillergründl hinunter. Ihr nördlicher Firnrücken, über den die einzige bisherige Anstiegslinie führt, ist über das Zillerkees, bequemer aber und kürzer durch das Kuchelmooskees zu erreichen. Ob der Südwestgrat ersteigbar ist, müsste ein Versuch lehren.

Am 1. Juli, dem ersten und einzigen freiwilligen Rasttage dieser Bergfahrten, waren wir gegen Abend vom Jägerhaus in der Au zu den Zillerhütten hinaufgestiegen und in wohlbekanntem Heu um 8 Uhr zur Ruhe gekrochen, als ein furchtbares Gewitter losbrach. Durch die Lücken der Balkenwände unseres Heubodens pfiff der Sturm, aber wir lagen hinter hoch aufgethürmten Heumauern geborgen, kümmerten

uns auch wenig um den durch die Schindeln hereintropfenden Regen und sahen im Halbschlaf den Flammenschein der alle Secunden aufleuchtenden Blitze: »Juninächte, sternenlose!« Am 2. Juli standen wir um 4 Uhr 5 Min. zum Abmarsch fertig, waren um 4 Uhr 35 Min. an der Kuchelmoosalm und stiegen über einen Latschensteig zum Kuchelmooskar auf, dessen unteren Boden — er ist ein dem Zillerkar sehr ähnlicher, trichterartiger Schuttkessel, über dessen Steilabfälle die Gletscherwasser stürzen — wir um 5 Uhr erreichten. Nach links auf der Seite der Kuchelmoosspitze aufsteigend, gewannen wir um 6 Uhr 20 Min. die obere Karterrasse und betraten, als gerade um 7 Uhr die wenig willkommene Sonne über der Zillerspitze erschien, dicht unter den Wänden des Südwestabfalles der Kuchelmoosspitze den Gletscher. Aber seine Schneedecke war immerhin gnädiger, als wir nach den brütend heissen Nächten mit feuchtwarmen Winden und lauen Regengüssen erwarten durften. Zwar schielten rechts die Gletscherbrüche mit grünen Eismauern herüber, aber seitwärts unter den Wänden der Kuchelmoosspitze, wo die Spalten noch unter dem Schnee lagen, fand sich ein Weg für bescheidene Wanderer. Ein starker Westwind jagte grosse, weisse Wolken vor sich her. Der Bergschrund war noch freundlich überbrückt und liess uns nur in kleinen Rissen seine Schlünde ahnen. Um 8 Uhr 5 Min. hatten wir die längliche, glänzende Firnmulde erreicht, die von den Zacken des Reichenspitzgrates, dem spitzen Felsgerüst der Wild-Gerlosspitze und dem mächtigen Massiv der Kuchelmoosspitze umstanden wird. Der von der Kuchelmoos- zur Wild-Gerlosspitze führende Firngrat war nach der Kuchelmoosspitze zu mit einer riesigen Wächte gekrönt, die auf die Mulde herniederdrohte; an einer Stelle war sie schon ausgebrochen. Wir erreichten den Grat um 8 Uhr 30 Min. dicht an der Wild-Gerlosspitze, wo keine Wächte mehr hemmte, und stiegen auf seiner Schneide unserem Ziele zu. Links die Wächte, rechts der abschüssige Hang mit lawinenreifem, nassem Schnee, in den wir bis über die Kniee, ja bis zum Leibe einbrachen, tief unten die hungrigen Eisrachen des Zillerkeeses. An der schlimmsten Stelle dieses ungemüthlichen Anstieges verschwor sich Hofer hoch und heilig, nie wieder steige er bei solchem Schnee hier hinauf, und ich lachte herzlich darüber, weil ich so gut weiss, dass, wenn morgen ein ähnliches Ziel lockt, der gute Hofer geduldig wieder hinaufsteigt und es von neuem verschwört. So lachten und schwuren wir uns über die Schneide hinauf und standen um 9 Uhr auf dem Gipfel. Im Steinmannl fanden wir die Karte Ludwig Purtscheller's, der im Sommer 1893 die Spitze, über denselben Firngrat, zuerst erstiegen hat; am selben Tage hat er vorher die Wild-Gerlosspitze und nachher die Reichenspitze besucht. Ich legte meine Karte zu der seinigen. Beiläufig gesagt: wir haben uns nie die Mühe genommen, grosse Steinmannl zu bauen: es genügte uns, eine Karte mit den Daten der Ersteigung an sichtbarer Stelle zwischen kleinere, sorgsam zusammengeschichtete Steinhaufen zu legen. Der Blick auf die Reichen- und Wild-Gerlosspitze ist wildherrlich; beide waren von dieser Seite heuer noch ungangbar. Die Wände der Kuchelmoosspitze fallen senkrecht auf die Mulde hinunter, ein Gegenstück zu den massigen Gratpfeilern der Reichenspitze. Um 9 Uhr 25 Min. begannen wir den Abstieg, hatten 9 Uhr 45 Min. die Stelle des Firngrates erreicht, wo wir zur Firnmulde abfahren konnten, und waren schon um 10 Uhr 10 Min. den Gletscher zu Ende geglitten. Und damit dem Tage ein heiteres Nachspiel nicht fehle, fiel ich im unteren Kartrichter durch die Heimtücke eines losen Steines, dem ich zu viel vertraut hatte, hinterrücks in einen angeschwollenen Gletscherbach. Da sassen wir denn eine Stunde lang friedlich zwischen den Steinblöcken des Kares und liessen uns von der Mittagssonne anscheinen: ich im Hemde, Joppe und Hose neben mir auf einen heissen Stein gebreitet, Hofer auf dem Bauche liegend, um seiner Gamsledernen willen, die

beim Abfahren über den nassen Schnee des Gletschers zu sehr gesaugt hatte. Zum Schlusse genossen wir im Absteigen noch ein herrliches Bild: ein Grashang dicht über der Alm, mit rothen blühenden Alpenrosen übersät; dazwischen weisse Steinplatten, daneben gelbgrünes Waldbeerenkraut und dunkle Krummholzstauden; ganz hinten und oben vom strahlend blauen Himmel sich abhebend: die Reichenspitze wie ein gothischer Dom, und der Kuchelmoosgipfel wie ein runder, byzantinischer Kuppelbau. 1 Uhr 30 Min. fielen wir in die Kuchelmooshütte ein.

c) Zillerkopf (3001, A.-V.-Karte 2990 *m*), erste Ersteigung. — Die vom Signalgipfel der Wild-Gerlosspitze horizontal zum Zillerkopf laufende, etwa 3 *km* lange Schönachschneide hat zwei Felsköpfe aufgesetzt. Der erste, niedrigere, ziemlich nahe an der Gerlosspitze liegende (2991, A.-V.-Karte 3004 *m*), ist von H. Bertram am 10. Juli 1889 aus der Mitte des Schönachkeeses her erstiegen worden (Ostalpenwerk III, 86); der zweite, wenig höhere (2998, A.-V.-Karte 3001 *m*) schickt auf die Zillerhütten zu einen breiten, massigen Grat, der das Zillerkar vom Bärenbadkar scheidet. Bei unserem Anstieg zum Zillerkopf am 28. Juni 1895 benutzten wir die untere der beiden in diesen Grat eingeschnittenen Scharten, um aus dem oberen Zillerkar in das Bärenbadkar überzusteigen. Um 6 Uhr 15 Min. früh wurde von den Zillerhütten aufgebrochen, um 9 Uhr standen wir in der Scharte, kletterten, um nicht an Höhe zu verlieren, jenseits in der westlichen Gratwand über schmale Bänder, etwas ansteigend, nach rechts, erreichten so das verschneite obere Bärenbadkar höher oben und traversierten an den Schneehängen des vom Kopf der Schönachschneide zum Zillerkopf laufenden Grates schnell bis zu dem Punkt, wo neben dem Südwestgrat des Zillerkopfes eine steile (damals schneegefüllte) Rinne hoch hinaufführt. Hier rasteten wir von 9 Uhr 45 Min. bis 10 Uhr 10 Min. und erreichten über die Rinne um 10 Uhr 55 Min. den Südwestgrat ein Stück unter dem ersten, scharf markierten Gratthurm. Anfangs auf der Schneide kletternd, giengen wir bei dem Thurm auf die Wimmergrundseite hinüber, und behielten dieselbe bis zur Spitze bei, die wir um 11 Uhr 25 Min. erreichten. Auch dieser Grat war diesmal nicht leicht: Eis und Schnee machten ihn unbequemer, als er zu sein brauchte. — Vom Zillerkopf geht nach Nordnordwesten der dritte Ausläufer, der zwischen Schönach- und Wimmergrund sich hinziehende Wimmerkamm, ab. Unter seinen Gipfeln könnte nur der kecke Steinkarkopf (2749, A.-V.-Karte 2734 *m*), der mit einem trotzigen, isolierten Felskopf aus zwei tiefen Scharten herausspringt, den Bergsteiger interessieren; der Schwarze Kopf (2792, A.-V.-Karte 2775 *m*) und die Hauersköpfe (2720 und 2662 *m*) sind nur die Culminationspunkte einer steilen, dachartigen Gratmauer. Im Wechsel (2635 *m*) endet der Felsgrat mit einem Wandabsturz und geht in einen breiten, begrünten Rücken über, der über Hochalmen und Köpfchen sich dem Gerlosthale zu verliert. Ich glaubte diesen wie die zwei westlich noch folgenden Kammausläufer ohne Schaden bei meinen Hochtouren übergehen zu können, und will auch den Leser nicht mit der Aufzählung der Spitzchen und Köpfchen ermüden, mit denen sie in das Thal abfallen. — Der Südwestgrat des Zillerkopfes fällt zur Wimmerscharte (A.-V.-Karte 2589 *m*) ab, dem Übergang von der Bärenbadalm des Zillergrundes in den Wimmergrund. Den nordöstlich von der Scharte stehenden »Gamskopf« der Alpenvereinskarte, einen kleinen Gratzacken des eben genannten Südwestgrates, und den westlich von ihr sich erhebenden Aukarkopf (2740, A.-V.-Karte 2789 *m*) liessen wir unerstiegen, denn, wie Hofer sagte, »man muss nicht auf jeden Schusterschemel aufsitzen wollen«, zumal wenn man, um höhere Spitzen zu ersteigen, nur noch wenig Zeit hat. Der Anstieg über den Südwestgrat ist auch aus dem Wimmergrunde erreichbar; der horizontale Grat vom Kopf der Schönachschneide schien mir ungangbar zu sein; vom Schönachthale her lässt sich

steil und schwierig über den zerrissenen Gletscher und steile Rinnen aufsteigen, die im späteren Sommer nicht mehr vereist sind. Ein drohendes Gewitter vertrieb uns. Im Abstieg (11 Uhr 42 Min.) hielten wir uns bis zum zweiten Gratthurme (von oben gerechnet) auf der bequemeren Zillerseite, dann auf der Linie des Aufstieges. Um 12 Uhr 5 Min. hatten wir die Schneerinne wieder erreicht, um 12 Uhr 20 Min. den Rastplatz. Um 2 Uhr 20 Min. waren wir an der Bärenbadalm, wo wir bis 2 Uhr 45 Min. rasteten; im Jägerhaus in der Au, unserem neuen Standquartiere, trafen wir um 3 Uhr 20 Min. ein.

d) Rothkopf (2819, A.-V.-Karte 2818 *m*), Schneekarkopf (2848, A.-V.-Karte P. 2840 *m*), erste touristische Ersteigungen. — Am 29. Juni brachen wir um 8 Uhr 30 Min. vom Jägerhause auf und stiegen, die erste Stunde steil, auf gutem Steige zur Aukaralm (2101 *m*). Der Weg führt durch einen Tannenwald, in dem auch an kühlen Tagen dicke, unbewegte Luft schwer brütet. Dies ist ein unberührter Wald, in dem nie Holz geschlagen wird. Da liegen gestürzte Riesenstämme übereinander gequetscht, zwischen Felsblöcken die Lehnen hinunter, oft den Steg sperrend, und vermodern. In diesem Waldesdickicht giebt es stundenlang kein Rinnsal und keinen Tropfen Wasser, eine Seltenheit in diesem Berggebiet, wo es sonst auf Schritt und Tritt rieselt, und das Rauschen und Brausen der Bäche und Wasserfälle den Wanderer bei Tage begleitet und Nachts in den Schlummer singt. Um 10 Uhr 45 Min. war die Aukarhütte erreicht, die auf einem freien Plateau über dem Walde liegt. Eine Stunde rasteten wir hier, den Rundblick vom Schwarzkopf über den Keeskarkopf, den Magnerkamm, den Hundskehl- und den Sondergrund mit ihren Schneegipfeln geniessend. Um 11 Uhr 45 Min. gieng es aufwärts, östlich unmittelbar neben dem vom Rothkopf herabziehenden breiten Rücken, darauf steil, anfangs über Schnee, dann über riesige Platten vorsichtig auf den Südostgrat, der dicht unter der Spitze erreicht wurde. Um 1 Uhr 30 Min. standen wir auf dem Gipfel, einem Steintrümmerhaufen. Das Gestein ist durchwegs sehr locker und brüchig, jeder Regen schwemmt grössere und kleinere Blöcke herab. Um 2 Uhr 10 Min. giengen wir weiter, um über den Südostgrat den ca. 500 *m* entfernten Schneekarkopf zu erklettern. Der Grat ist mit mächtigen Thürmen und tiefen Scharten versehen und war stellenweise noch vereist. Bei der nicht leichten, 1½stündigen Kletterei mussten wir öfters auf der Wimmerseite in die Wand hinab ausweichen. Die Nordwestwand des Schneekarkopfes fällt mit plattigem Absturz herunter. Die schwierigste Stelle lag nicht weit unter dem Gipfel in der dem Wimmergrund zugekehrten Wand: auf einem horizontalen, dünnen Riss, der eine steile, mächtige Platte mit ebener, glatter Oberfläche durchzieht, muss man zwölf Schritte traversieren und dann in einem verticalen, breiteren Riss, der es gestattet, ein Bein hineinzusetzen, die Platte hinaufklettern. Beim Abstieg sahen wir, dass sich diese Stelle auf der Zillerseite hätte vermeiden lassen. Um 3 Uhr 40 Min. war der Gipfel erreicht. Aus dem Wimmergrund kann man mühsam über Geröll und Felsen den Rothkopf ersteigen; den Schneekarkopf am besten über die Ostseite von der Aukarscharte (ca. 2700 *m*) her, die zwischen dem Schneekarkopf und dem Aukarkopf vom Wimmergrund über die Aukaralm in die Au hinüberführt. Um 4 Uhr 5 Min. brachen wir wieder auf, kletterten zunächst in einer Rinne der Südwand hinunter, fuhren dann über den Schnee ab, waren um 5 Uhr 10 Min. wieder an der Aukarhütte und 6 Uhr 30 Min. im Jägerhause.

e) Höhenbergkarkopf (2791, A.-V.-Karte 2840 *m*), erste touristische Ersteigung. — Ungefähr 1200 *m* nordwestlich vom Rothkopf liegt der Höhenbergkarkopf an der Grenzscheide zwischen dem Wimmer- und Schwarzach-Grund. Von ihm aus läuft nach Norden (mit einiger westlicher Abweichung) auf das Gerlosthal zu

der kurze, gerade Grat der Pfannstielköpfe, nach Nordwesten läuft der Zillerkamm im letzten, westlichsten der fünf Ausläufer über die Spitzen: Auf der Retten (2694, A.-V.-Karte 2671 *m*), Hochstein-Flach (2766, A.-V.-Karte 2759 *m*), Gamskopf (2671, A.-V.-Karte 2641 m), Brandberger Kolm (2700 *m*) weiter und verästelt sich dann auf Zell und Mairhofen zu in eine Reihe breiter, unbedeutender Rücken. Über den westlichen Grat des Höhenbergkarkopfes führt die Schwarzachscharte (2473, A.-V.-Karte 2480 *m*) aus dem schmalen Schwarzachgrund nach Häusling oder der Au im Zillergrund.

Dem Höhenbergkarkopf sollte meine letzte Tour im Nordwesten der Gruppe gelten. An einem schwülen Sonntagmorgen (30. Juni) brachen wir früh 8 Uhr 30 Min. von der Au auf, und erreichten 10 Uhr 40 Min. das kahle Plateau der Aukaralm, die wir rechts liegen liessen, um uns über den vom Rothkopf kommenden Rücken nach Norden hinaufzuziehen. Die Sonne »stach« und die Luft drückte wie ein boshafter Alp. Als wir ca. 2450 *m* hoch um 12 Uhr eine Viertelstunde rasteten, sassen wir in einer Wolke von Fliegen und Bremsen, die uns wüthend umsummten und durch Hemd und Strümpfe stachen: ein nahendes Gewitter reizte diese prophetischen Brummer auf. Im Nordosten über dem Innthale lastete es schon lange schwer blau, und während wir unsere Wanderkost verzehrten, wälzte sich's schon über Mairhofen in den Eingang des Zillergrundes nächtig dunkel, vorweg als Sturmvögel ein paar weissgraue Wölkchen. Beim Anstieg glaubt man ungern, dass ein Gewitter wirklich heraufkommen wird: also sagten wir kein Wort und stiegen weiter. Überdies: der Wind, der über unseren Grat strich, kam aus Südwesten — also! Aber bald ist der Himmel über Mairhofen nicht mehr blau sondern schwarz, die kleinen weissen, vorauseilenden Wölkchen sind grosse, graue Ungethüme geworden, die schon die nördlichen Spitzen umsponnen haben und gerade auf uns losstürmen. Auch im Westen über dem Zillerthaler Hauptkamm thürmt sich's schwarz auf, und die Sonne wirft einen gelbfahlen Schein über die drohenden Wolkenwände. Also schnell hinunter, auf gut Glück im Kar einen schützenden Blocküberhang suchen, oder die Höhenbergkarhütte finden, die irgendwo weiter unten liegt. Inzwischen lösen sich aus den trächtigen Wolken senkrechte, hellgrau glänzende Streifen: der Regen, der herangepeitscht wird; schon klatschen die ersten schweren Tropfen. Und nun beginnt ein Wettlauf über die Blöcke und Grashänge, weit vor und unter mir, als Schatten durch die Schleier des Regengusses schwankend, Hofer.

Eine Viertelstunde später hocken wir pudelnass und trübselig auf den Melkschemeln der noch unbewohnten Hochalm und sehen ergeben durch die offene Thür in die Blitze, die unsere Spitze umzucken. Als der Donner gar nicht enden will, legen wir uns auf dem Heuboden nieder, und in zehn Minuten bin ich in eine träumende Lethargie versunken, in der ich die Donner fortgrollen und den Regen auf die Dachschindeln prasseln höre. Nach einer Zeit, von der mir nicht bewusst ist, ob sie lang oder kurz ist, weiss ich auf einmal, dass es nicht mehr regnet, und dass nur ganz fern der Donner in grossen Zwischenräumen noch leise brummt. Durch die Lücken des Daches und der Holzwände lacht die helle, goldene Sonne. Es ist 2 Uhr 40 Min. geworden, wir haben 2½ Stunden und über 400 *m* Höhe durch das Gewitter verloren. Als wir durch das Höhenbergkar auf die Schwarzachscharte zusteigen, ist die Luft noch immer schwül. Die Hänge und Wälder des unteren Zillergrundes glänzen goldig grün, über unserem Gipfel wölbt sich tiefblau der Himmel. Um 4 Uhr stehn wir in der Scharte, um den Anstieg von der Schwarzachseite zu versuchen, denn die Wände und Grate vom Höhenbergkar her sind unersteigbar. Ein Schneefeld wird horizontal überschritten, und nun sind wir an einer steilen Geröllwand, die bei jedem Schritt unter uns lebendig wird. Der ganze Berg »reitet«:

wohin wir treten, rollen und springen Sand, Geröll, Steinchen und Steine, Blöckchen und Blöcke bergab. Auch die Grate sind nach dem Regen locker. — Es kommt ein kurzer Kamin, in den Hofer einsteigt, ohne einen Block zu berühren, der an seinem unteren Ende zwischen die plattigen Kaminwände und Geröllerde eingeklemmt ist. Hofer weiss nicht, ob er halten wird: »er hat ihn nicht versucht«. Ich rüttle ihn von unten, so stark ich kann: er rührt sich nicht. Ich umfasse ihn mit beiden Händen, um mich an ihm und über ihn in den Kamin hineinzuschwingen. Gerade habe ich mich so hoch gehoben, dass ich die oberen Kanten der Wandplatten des Kamins erfassen kann, da bricht, noch ehe ich das gethan habe, der Block aus und legt sich mit seiner scharfen Kante gegen meine linke Seite vom Leib bis über das Knie hinunter. Ich fasse schnell, so fest ich kann, die Wandgriffe mit beiden Händen, stemme mein rechtes Bein gegen die Innenwand des Kamins und versuche mit der ganzen Kraft meines Leibes den Sturz des Blocks aufzuhalten. Hofer ist zehn Schritte voraus am oberen Ende des Kamins; ich muss also den Block so lange aufhalten, bis Hofer da ist. Ich rufe ihm, er kommt durch den Kamin zurück. »Lassen's nur net aus!« Endlich ist Hofer da, stellt sich zurecht, nimmt mir den Pickel ab und umklammert mit beiden Fäusten meine rechte Hand im Gelenk. Nun meine rechte Seite versichert ist, kann ich schon etwas wagen: ganz langsam und zögernd gebe ich dem Drucke des Blockes nach, er senkt sich immer mehr, und als es unmöglich ist, ihn länger zu halten, schwinge ich, so schnell ich kann, mit beiden Füssen aus den Tritten gehend, mich hinter seinem Sturze nach rechts hinüber; er poltert, mein linkes Knie leise streifend, auf das Schneefeld hinunter und reisst einen Hagel von Steinen mit sich. — Dann geht's wieder in der lockeren Wand hinauf. In demselben Nordwestwinkel, aus dem schon das erste Gewitter kam, hat sich wieder etwas zusammengebraut. Aber sollen wir 20 Minuten unter dem Gipfel umkehren? Wir steigen schweigend weiter. Über grosse Trümmer erreichen wir nach einstündiger Kletterei um 5 Uhr die Spitze, einen einsamen Block. In aller Eile wird eine Karte zwischen ein paar zusammengeschichtete Steine geklemmt, ein paar Blicke ringsum geworfen — es ist das alte, wohlbekannte Bild, — und dann hinunter, so schnell es geht: denn schon fallen die ersten Tropfen. Aber es geht langsam, langsamer als der Regen, der stärker und stärker herabrieselt. Wir haben wieder Glück und bekommen nur die äusserste Kante der Wolken, die dicht an uns vorbeitreiben und sich links von uns entladen. Im Abstieg halten wir uns in derselben Wand näher an den zur Scharte laufenden Grat, erreichen dort ziemlich weit oben das Schneefeld, über das sich herrlich abfahren lässt, und stehen 5 Uhr 45 Min. wieder in der Scharte. — Den Westgrat aus der Scharte her machen Platten unpassierbar, auch der vom Rothkopf kommende Südostgrat ist ungangbar; am bequemsten ist der Anstieg durch die Westwand vom hinteren Schwarzachgrunde aus. Im Grate zum Rothkopf stehen fünf Thürme, von denen der eine, P. 2782 (A.-V.-Karte), der einen nicht unbeträchtlichen Grat nach Nordost in den Wimmergrund entsendet, als eigener Gipfel gelten könnte. Die anderen sind spitze Nadeln und Zacken. — Um 7 Uhr haben wir die Höhenbergkarhütte erreicht, um 8 Uhr 15 Min. über einen guten Steig die Thalsohle drei Viertelstunden unterhalb der Au. Gegen 9 Uhr kommen wir, kurz vor der völligen Dunkelheit, im Jägerhause an, wo der Jäger, ein knochiger Riese mit gelbem, hängendem Schnurrbart und buschigen Brauen über scharfen, graublauen Jägeraugen, sich gerade rüstete, nach uns zu suchen. Ich aber ersah den Segen des Morgenschlafs: wären wir, wie brave Bergsteiger thun, früh morgens bei Zeiten, anstatt erst um 1/29 Uhr aufgebrochen, so hätte uns das erste Gewitter an der Spitze überfallen, und der Jäger hätte vielleicht wirklich nach uns suchen müssen.

Der nächste Tag war Rasttag: der einzige, den wir uns freiwillig gönnten.

Da wurde im Sondergrundbache gebadet und all' die selige, geruhsame Faulheit ausgekostet, die uns nur in einem so weltfernen Winkel überfällt. Ich liebe die grünen Tiefen des mittleren Zillergrundes mit dem Gesang ihrer brausenden Wasser, und den Fleck, auf dem das Jägerhaus steht: man fühlt sich so einsam dort, so verschollen. Die Welt liegt weit, weit draussen und dringt nicht in diese Stille; man begegnet keinem Reitthier und keinem Hüttentouristen, und wenn man nach oben lugt, sieht man über die grünen Hänge weisse Spitzen herunterglänzen.

2. Von der Reichenspitze bis zur Rainbachscharte.

Gabelkopf (3267 *m*); Manndlkarkopf (2873, A.-V.-Karte 2840 m), zweite Ersteigung; Rosskopf (2845, A.-V.-Karte 2818 *m*), erste touristische Ersteigung. — Wir wenden uns, wieder von der Reichenspitze ausgehend, dem kürzeren, nordöstlich verlaufenden Theile (3·5 *km*) des Querkammes zu. — Falsche Namen und Fehler scheinen unausrottbar zu sein. Der nordöstlich dicht an der Reichenspitze liegende Gabelkopf (Hohe Gabel), dessen gewölbter Firnrücken mit jener zusammen die weithin sichtbare, kühne Zwillingsnadel bildet, ist, wie in der Alpenvereinskarte, so in der neuen Specialkarte noch immer ohne Namen (in beiden Karten sogar auch ohne Cote), sein Name ist noch immer dem 1·5 *km* weiter nordöstlich liegenden Manndlkarkopf aufgedrängt, obschon dieses grobe Versehen der Kartographen in der Literatur längst und wiederholt gerügt worden ist. — Wenn man den steilen Firnhang jenseits der Bergspalte zur Reichenspitze aufsteigt, so hat man den drohenden Überhang der Hohen Gabel rechts über sich; zwischen beiden Spitzen läuft eine kurze, messerscharfe, auf das Gerloskees noch steiler als zur Rainbachseite abfallende Firnschneide. Der bequemere Anstieg zur Hohen Gabel führt über ihren nordöstlichen Firnrücken. Wer vom unteren Rainbachthale kommt, erreicht diesen Rücken, wenn er von der zwischen Rosskopf und Manndlkarkopf gelegenen Rosskarscharte dem südöstlichen Rande des Gerloskeeses entlang unter dem Manndlkarkopf durch, immer neben dem Grat in südwestlicher Richtung aufwärts steigt. Die nicht zahlreichen Firnspalten lassen sich umgehen, den Schluss macht eine kurze Felskletterei. Wer aus der Wilden Gerlos kommt, gewinnt das Gerloskees und die gleiche Linie über die Terrassen westlich von den Gerlosseen. Wer von der Richterhütte ausgehn will, muss, um diesen Firnrücken zu erreichen, den Rainbachgletscher in nördlicher Richtung queren und in halber Höhe den Nordostgrat der Hohen Gabel überschreiten. Interessant ist von der Hütte aus der Anstieg aus der Scharte zwischen Gabel und Reichenspitze: er führt über vereiste, steile Felsen schwierig empor. Der Nordgrat des Gabelkopfes läuft bis zum Thalschluss der Wilden Gerlos und theilt das Gerloskees in zwei ungleiche Hälften. Zuerst wurde diese Spitze am 5. August 1885 vom Rainbachgletscher aus durch Heinrich Köchlin, Otto Nafe und Otto Fischer erstiegen, die sie bei einer führerlosen Unternehmung auf die Reichenspitze mit dieser verwechselten (Ostalpenwerk III., S. 84).

Der Manndlkarkopf (auf den Karten irrig als Gabelkopf bezeichnet) schickt ausser den zur Hohen Gabel und zum Rosskopf laufenden Graten, noch einen massigen Südostgrat in das Rainbachthal. Zuerst wurde er durch die eben genannten Herren am 4. August 1885 erstiegen. Ich habe ihn am 25. Juni 1895 durch das Manndlkar erreicht. Um 11 Uhr aus der Thalsohle aufbrechend, hielten wir uns auf die Gratscharte westlich des Gipfels zu, wandten uns vor der Scharte nach rechts und erreichten über ein breites, schneegefülltes Couloir den Westgrat dicht unter dem Gipfel und 1 Uhr 20 Min. die Spitze. Um 1 Uhr 45 Min. wieder aufbrechend, waren wir um 3 Uhr wieder in der Thalsohle, um 4 Uhr im Tauernhause. Ein interessanterer Anstieg aus dem Manndlkar führt unter den Abfällen der Südwand durch über

Grasbänder und Wandeln auf den Südostgrat und dann steil zur Spitze. Von der Wilden Gerlos aus führt der Anstieg bequem über die Osthänge des Gerloskeeses, über das sich der Gipfel nur wenig erhebt. Leicht lässt sich auch durch das Rosskar über die Rosskarscharte ansteigen (2692 *m*), die in zwei Stunden vom Rainbachthale erreicht wird. Das Gerloskees ist hier so zurückgegangen, dass nur sein äusserster, spaltenloser Rand beim Abstieg auf die Gerlosseen zu passiert werden muss; es reicht nur wenig über die Scharte hinaus, während die Alpenvereinskarte das ganze Plateau bis an die Hänge der Wildbergkarspitze als vergletschert verzeichnet. Die Rosskarscharte wird bis jetzt von Touristen nur selten begangen: das wird sich wohl ändern, wenn erst der von der Section Warnsdorf geplante Weg eine bequeme Verbindung zwischen Gerlos und dem Rainbachthale geschaffen haben wird. Dieser neue Weg würde die kürzeste Verbindung zwischen dem Venedigergebiet und dem unteren Zillerthal herstellen.

Zur Besteigung des Rosskopfes brach ich am 23. Juni, nach einem nebligen Sonntagmorgen, allein um 1 Uhr 5 Min. nachmittags vom Tauernhause auf, erreichte um 2 Uhr 53 Min. die untere Terrasse des Rosskares und stand um 4 Uhr 20 Min. auf der Schneide des Südostgrates in einer Scharte unmittelbar unter dem Gipfelbau. Da plattige Wände zur Scharte abstürzen, traversierte ich über ein schmales Band nach links in die Südwand; dann folgte ein nicht schwieriger, brüchiger, ca. 10 *m* hoher Kamin, und darauf gieng es bequem neben dem Südostgrat zur Spitze. Um 5 Uhr war ich oben angekommen, musste aber sofort an den Abstieg denken: die Nebel hatten sich wieder gesenkt, und es begann zu rieseln. Der wächtengekrönte Südwestgrat erwies sich als zu zeitraubend; auch eine steile, plattige, glitschige Rinne der Südwand, die direct in das Kar führt, verfolgte ich bei meinem durch den Regen erschwerten Abstieg nur bis zur Hälfte, weil ich nicht sicher war, ob sie nicht über den Schneefeldern des Kares abbrechen würde. Ich stieg daher wieder hinauf und nahm meinen Weg wieder über den Südostgrat, diesmal dem Kamin über Wandeln rechts (in der Abstiegsrichtung) ausweichend. Von der Scharte aus (6 Uhr) fuhr ich über Schneezungen nach links in das Rainbachkar hinunter, verfieng mich in dem Latschengestrüpp, das sich zur Thalsohle hinunterzieht, wurde wieder einmal bis auf die Haut nass, und traf endlich um 8 Uhr im Tauernhause ein. — Der Anstieg über den Südwestgrat ist bequemer; auch die Rinnen der Südwand führen, wie ich später sah, alle, allerdings steil und anscheinend schwierig, hinauf. Desgleichen ist der Anstieg aus dem Rainbachkar (in der Specialkarte seltsamerweise Keeskar genannt) durch die Ostwand und den Nordostgrat gangbar. Der bequemste Zugang führt von der Wild-Gerlosseite her vom Rainbachschartenwege ab: auf dieser Seite erscheint der Rosskopf nur als kaum bemerkliche Graterhebung, zu der ein breiter Plateaurücken bequem hinaufführt. — Vom Rosskopfe aus wendet sich die Kammlinie nach Norden, mit etwas östlicher Abweichung, und sinkt langsam zur Rainbachscharte (2733 *m*) ab, die von der Rainbachalm an dem Rainbachkarsee vorüber durch das mittlere Rainbachkar in ungefähr zwei Stunden erreicht wird. Der Anstieg aus dem obersten Kar zur eigentlichen Scharte ist steil und nicht leicht: wenigstens erschien es mir so bei öfterer Beobachtung vom Kar und den Wänden des Wildbergkarkopfes aus. Der Abstieg zu den Gerlosseen ist bequem.

III. Die Ausläufer.

1. Der Gerloskamm: vom Rainbachkopf bis zum Plattenkogel.

Der östlichste der fünf auslaufenden Kämme setzt nördlich über der Rainbachalm an, läuft zunächst über den Rainbachkopf (2627 *m*), Rettenkarkopf (2967 *m*)

und Hohen Schaflkopf (3062 *m*), den Wildbergkarkpof der A.-V.-Karte (3058 *m*), 3·7 *km* nordwestlich und gabelt im Wildkarkopf (3078 *m*), dem Trisselkopf der Specialkarte. Ein linker kurzer Ausläufer zieht sich nordnordwestlich in die Wilde Gerlos hinunter, der Hauptkamm geht über den P. 2925, den Seekarkopf (2610 *m*, Specialkarte: Wildkarkopf), Steinkarkopf (2481 *m*, die Specialkarte lässt diesen Punkt unbezeichnet und giebt den Namen der Schneckenkarspitze) und Schneckenkarspitze (2392 *m*) herunter und fällt dann über die breiten Rücken des Rosskopfes (2029 *m*) und des Plattenkogels (2040 *m*) über die Pinzgauer Platte zum Gerlos-Pass ab. Der östliche Abfall des Kammes ist reich an kurzen, zum Krimmler Achenthal abstürzenden Graten. Vom Rettenkarkopf (die Karten sagen irrthümlich Kettenkarkopf) zieht ein Nordostgrat zum Gamslahnerkopf (2469 *m*). Zwischen ihm und dem Hauptkamme liegt das Rettenkarl eingebettet. Von diesem Grat bis zum Wildkarkopf begleitet das Weisskar und das Weisskarkees den Zug. Das Weisskar wird vom Waldbergkar getrennt durch einen vom Wildkarkopf zum Weisskarkopf (2376 *m*) nordöstlich abfallenden Grat. Der längste dieser Seitengrate löst sich im P. 2925 los und fällt im Arbeskopf (2401 *m*) auf die Krimmler Fälle zu ab. Zwischen ihm und dem Hauptkamme liegt das Seekar mit dem kleinen Seekarsee. Der nördlichste dieser Ausläufer endlich reicht vom Seekarkopf bis zum Rauhen-Kogel (2055 *m*). In der Gabelung zwischen dem Hauptkamm und dem vom Wildkarkopf nordwestlich gehenden Seitengrat ist das Wildkar und das muldenförmige Wildkarkees eingebettet.

a) Hoher Schaflkopf (3062, A.-V.-Karte Wildbergkarkopf, 3058 *m*), erste Ersteigung. — Der Kamm vom Rainbachkopf bis zum Wildkarkopf steigt als hohe, schmale, gleichmässig ansteigende Mauer aus dem begleitendem Kar auf, dessen mit Geröll übersäte Lehnen sich hoch hinaufziehen. Im Rettenkarkopf schwingt sich der Grat in plötzlichem Aufschwung empor. Der Theil vom Hohen Schaflkopf bis zum Wildkarkopf hat die Gestalt eines steilen, langgestreckten Kirchendaches. Alle Gipfel dieser Strecke sind nur wenig markante Culminationen der Gratlinie. Der Rettenkarkopf ist zuerst von Herrn Fr. E. Berger, dem Vorsitzenden der Section Warnsdorf, mit Franz Hofer auf dem Rückwege von einem misslungenen Angriff auf den Hohen Schaflkopf erstiegen worden.

Auch mir missglückte am 12. Juli 1895 der erste Anlauf auf den Hohen Schaflkopf. (Der Name der A.-V.-Karte: Wildbergkarkopf beruht offenbar auf einer Verwechslung: ein Wildbergkar giebt es gar nicht, das Waldbergkar aber liegt weiter nördlich und hat zu dieser Spitze keine Beziehung.) Wir hatten uns an einem schwülen Tage auf den oberen Halden der Rainbachalmen verschlafen und wurden um 3 Uhr nachmittags in einem schneegefüllten Couloir, ca. 2800 *m* hoch, durch Nebel und Regen zur Umkehr gezwungen. Als es sich nach einer Stunde wieder aufklärte, waren wir schon zu tief abgestiegen, um so spät am Tage den Angriff nochmals aufnehmen zu können. Als es sich nach einer regnerischen Nacht am Vormittag des 13. Juli aufheiterte, brachen wir um 9 Uhr 40 Min. vom Tauernhause auf und erreichten über den steilen, von der Rainbachhütte abgehenden Steig um 11 Uhr 40 Min. den Rainbachkarsee und standen, nach einer Rast von 20 Minuten, um 12 Uhr 45 Min. am Beginn des Couloirs, der ersten und tiefsten einer Reihe von Rinnen, die sich aus dem nördlichen Winkel des Rainbachkares zu dem Grat zwischen Rettenkar- und Schaflkopf hinaufziehen. Als das Couloir zu Ende war, kletterten wir in der mässig geneigten, plattigen, aber gut gangbaren Wand, mehrere Rinnen querend, ohne Mühe in der Richtung zur Spitze aufwärts und erreichten den Gipfel, ohne den Grat berührt zu haben. Ein starker, eisiger Wind blies über den Grat: der Kamm jenseits der Wilden Gerlos lag im Nebel, auch der Wildkarkopf lag hinter

Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Reichenspitze von Nordwest.

seinen Schleiern verborgen, nur bisweilen tauchte ein Gratthurm für Augenblicke aus den wogenden Wolken auf. Nach der Krimmlerseite zu hängen die Wände über. Der Südsüdwestgrat fällt jäh auf die Rainbachscharte ab, während der südöstliche fast horizontal zur Rettenkarspitze läuft. Die Hauptkammlinie dieses Zuges geht vom Rainbachkopfe aus, sie ist nicht, wie v. Prielmayer meint, eine Fortsetzung der Linie Reichenspitze-Rosskopf; dieser Grat erreicht sein Ende in der Rainbachscharte. Um 2 Uhr 25 Min. verliessen wir die Spitze auf demselben Wege, 3 Uhr 40 Min. hatten wir, durch das Couloir abfahrend, das Kar wieder erreicht, 5 Uhr 30 Min. die Rainbachhütte, 6 Uhr das Tauernhaus. — Von Prielmayer empfiehlt zum Anstiege die dicht am Rettenkarkopf liegende Scharte, die aus dem Rainbach- wie aus dem Weisskar erreichbar ist; der obere Grat von dieser Scharte bis zum Schaflkopf ist gut gangbar. Aus dem Krimmler Thal benützt der Anstieg zu dieser Scharte den Steig an der Söllenalm und führt dann nördlich unter dem vom Gamslahnerkopf zum Rettenkarkopf laufenden Grat. Auch vom Plateau über den Gerlosseen ist der Schaflkopf ohne besondere Schwierigkeiten über den Südsüdwestgrat zu besteigen.

b) Wildkarkopf (Specialkarte Trisselkopf, 3078 *m*), zweite Ersteigung; Waldbergkarkopf (2925 *m*), erste touristische Ersteigung. — Der höchste Gipfel dieses Kammes führt mit Recht den Namen des vergletscherten Kares, über dem er sich erhebt. Die Specialkarte hat an Stelle dieses allgemein gebräuchlichen, den Namen Trisselkopf gesetzt, der sehr unpassend ist: die Trisselhochalm und der Trisselkopf (2189 *m*) liegen auf der westlichen Seite des Wild-Gerlosthales, an den Lehnen des Schönachkammes. Dafür legt diese Karte dem Seekarkopf (2610 *m*) den Namen Wildkarkopf bei. Beide Namen der Specialkarte sind in der Gegend nicht gebräuchlich, der Gebrauch der Bewohner stimmt mit der früheren Benennung der Karten überein, die ohne Noth von der neuen Specialkarte aufgegeben ist.

Da Hofer als guter, frommer Hausvater nach Krimml gegangen war, brach ich am Sonntag den 14. Juli nach einer klaren, kalten Nacht um 7 Uhr 5 Min. allein vom Tauernhause auf, um die Rosskarscharte zu überschreiten und vom hinteren Gerlosthale aus den Wildkarkopf zu versuchen. Um 10 Uhr stand ich in der Scharte, gelangte schnell über den Rand des hartgefrorenen Gletschers zum oberen Gerlossee und stieg nach langer, bequemer Rast um 11 Uhr 30 Min. die südlichste der vier Gratrippen an, die vom Wildkarkopf in die Gerlos fallen. Dann wandte ich mich, in der Wand aufsteigend, zur nächsten Gratrippe, die vom vorletzten Vorgipfel im Hauptkamm abgeht und den besten Anstieg von dieser Seite zu gestatten schien. Unüberwindliche Platten zwangen mich, auch diese Rippe zu übersteigen, und ich hielt mich nun jenseits unmittelbar unter ihr, durch kleine Kamine und über exponierte plattige Stellen nicht leicht emporkletternd. Um 2 Uhr war der Grat erreicht, auf ihm gieng es leicht über den letzten Gratzacken zum Gipfelthurm. Da dessen Abfall die Annäherung direct vom Grate nicht gestattet, musste ich wieder ein Stück auf die Gerlosseite absteigen, von wo es durch einen kleinen Kamin und über Blöcke zur höchsten Spitze gieng (2 Uhr 20 Min.). Der nach der Gerlosseite wenig abschüssige Grat zum Schaflkopf ist gut gangbar, nach dem Krimmlthale zu fällt er in steilem Sturze, oben überhängend, ab. Die höchste Spitze liegt ein Stück südlich von der Stelle, wo der Kamm sich gabelt. In einer Glasflasche fand ich die Karte des Herrn Carl Povinelli, der am 28. August 1892 mit Franz Hofer die Spitze von Krimml aus erstiegen hat. Die Wände zur Gerlos sind plattig. Um 2 Uhr 50 Min. verliess ich den höchsten Punkt und erreichte, über den Grat kletternd, um 3 Uhr 5 Min. den Vorgipfel unmittelbar über dem Wildkarkees. Um 3 Uhr 25 Min. aufbrechend, kletterte ich zunächst auf der Schneide des Nordgrates und zog mich dann am Ostrande des Gletschers, in den weichen Schnee öfter bis

an den Leib einsinkend, zur Gratscharte südlich der unbenannten Spitze 2925, in der ich um 4 Uhr 5 Min. ankam. Da sie einmal am Wege lag, erkletterte ich diese Spitze (4 Uhr 25 Min.), die letzte von einiger Bedeutung in diesem Kamm. Wenn man sie benennen will, so ist Waldbergkarkopf ihr gegebener Name, da sie sich aus dem Waldbergkare erhebt. Um 4 Uhr 40 Min. brach ich wieder auf, fuhr über den vergletscherten Theil des Waldbergkares ab, überschritt den zum Weisskarkopf führenden Grat und steuerte dem Weisskargraben zu, an dessen südlicher Seite mich ein Steig bis zur Thalsohle führte, die ich an der Söllenalm um 7 Uhr erreichte. -- Die Linie der ersten Ersteiger führt von Krimml über die Seekarhütte, durch das Seekar und das Waldbergkar zur Scharte und zu dem zum Gipfel führenden Wildkarkees. Mein Anstieg ist der schwierigste und langwierigste: wer vom Gerlosthale kommt, thut besser, von der Finkaualm auf einem Viehsteig über die Wildkarhochalm und das Wildkar und Wildkarkees zu gehen.

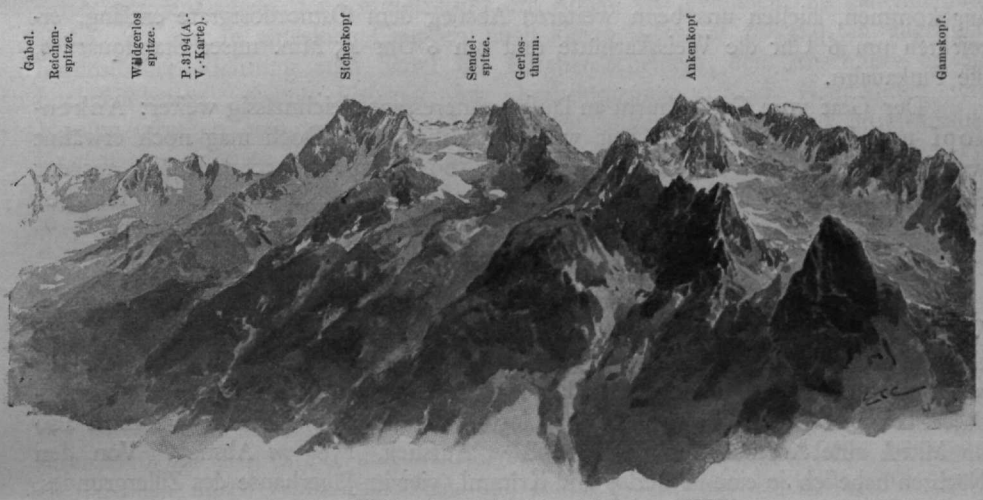
2. Schönachkamm: von der Wild-Gerlosspitze bis zum Schönbichl.

Der zweite der auslaufenden Kämme zieht sich 8 *km* lang vom Signalgipfel der Wild-Gerlosspitze bis zum Schönbichl (2049 *m*) in einer ungetheilten Gratlinie ziemlich genau nach Norden. Er steht dem Gerloskamm an Höhe nach, darf aber wegen seiner centralen Lage zwischen den beiden nördlichen Hauptthälern der Gruppe, dem Wild-Gerlos- und dem Schönachthale, besonderes Interesse fordern. Beide Thäler sind nach Norden zu offen und gewähren dem im Gerlosthale vorbeiziehenden Thalwanderer prachtvolle Blicke auf die Gletscher und Spitzen ihres Schlusses. Beide steigen in ihren hinteren Stufen über Kargeröll zu weiten Gletscherfeldern auf, der Hintergrund des schmaleren Schönachthales wird in seiner ganzen Breite (3 *km*) vom Schönachkees bedeckt; der Gerlosgletscher ist sehr zurückgegangen und füllt nur noch ungefähr zwei Drittel des 4 *km* breiten Thalschlusses aus. Die scharfschneidige Gratlinie fällt in weitgeschwungenem, mehr als 2 *km* langem Bogen von ihrem Ausgangspunkte fast 400 *m* ab, steigt dann wieder bis zu 2979 *m* auf und sinkt dann langsam über die Sendelspitze (2883 *m*), den Ankenkopf (2723 *m*) und den Gamskopf (2647 *m*) über die Ankenscharte zum Hanger (2425 m), einer fünfköpfigen, langgestreckten Graterhebung, und fällt von da als breiter Plateaurücken zwischen Durlassboden und Gerlos in das Gerlosthal. Ihre interessante Stelle ist da, wo von P. 2979 ein kurzer Nebengrat nach Nordnordost sich zum Sicherkopf (2990 *m*) erhebt, und Sicherkopf, Sendelspitze und ein später zu behandelnder Thurm eine kleine Gletschermulde umstehen.

Sicherkopf (2990 *m*), erste Ersteigung; Sendelspitze (2883 *m*), erste touristische Ersteigung; Gerlosthurm (ca. 2870 *m*), erste Ersteigung; Ankenkopf (2723 *m*), Gamskopf (2647 *m*), Hanger (2425 *m*), erste touristische Ersteigungen. — Am 22. September 1894 brachen wir um 7 Uhr 40 Min. früh von der Finkaualm in der Wilden Gerlos auf und verfolgten, an der Trisselalm vorüber, drei Viertelstunden lang den ansteigenden engen Thalgrund. An einer Stelle, wo ein Holzsteig über die Wilde Gerlos führt (ca. 20 Minuten hinter der Trisselalm) geht rechts der Steig zur Weisskarhütte ab. Wo sich der Steig theilt (nach zehn Minuten) hält man sich rechts (wir verloren fast eine Stunde dadurch, dass wir den Pfad nach links verfolgten, der in einer unersteigbaren Klamm endet). Der Steig rechts führt, anfangs durch Latschen, zur Weisskarhütte (10 Uhr 5 Min.). Wir überschritten den unteren Theil des Weisskares unter den Wänden des vom Gerlosthurm abfallenden Grates auf dem von der Weisskarhütte auf die Gerlosseen zuführenden Steig und wandten uns jenseits des P. 2129 rechts hinauf und erstiegen durch das Birgkar das Gletscherplateau

(12 Uhr 8 Min.). Nach einer Rast am Rande des Gletschers querten wir ihn, um 12 Uhr 32 Min. aufbrechend, in der Richtung auf den Sicherkopf und stiegen dann links steil hinauf in die Scharte zwischen dem letzten Gratkopf und der Spitze. Von hier führt eine kurze Kletterei auf den Gipfel des Sicherkopfes (1 Uhr 15 Min.). Eine hohe, fast senkrechte, grifflose Platte dicht unter dem Gipfelaufbau muss über ihre nach der Schönachseite geneigte, scharfe Kante reitend erklommen werden. Der Blick über die weiten Schneefelder und Eisbrüche des Gerlos- und Schönachkeeses bietet vielleicht das grösste Schaustück der ganzen Gruppe. Rechts bis zum Zillerkopf, links bis zur Rosskarscharte steigt eine 6 *km* breite Gletscherfläche auf, mitten durchschnitten von der senkrechten Gratmauer, deren kühnem, den Abgrund überspringendem Bogenschwung das Auge mit schauderndem Entzücken folgt. Links von ihr erscheinen die glatten Eisabstürze der Reichenspitze und Wild-Gerlosspitze, rechts — leicht und frei schwebend — die schneeige Linie der Schönachschneide.

Vom Sicherkopf gieng es um 1 Uhr 50 Min. über den Gletscher der Sendelspitze (oder Sendler) zu, die wir aus der südlichen Gratscharte leicht erkletterten



Kamm zwischen Wildgerlos- und Schönachthal vom Wildkar aus.

(2 Uhr 23 Min.). Die Alpenvereinskarte, die hier abschneidet, cotiert die Höhe des Sicherkopfes gar nicht und giebt seinen Namen (mit 2904 *m* cotiert) dem an der Westseite des Gletscherchens liegenden Sendler. Dieser sendet einen breiten Westgrat in das Schönachthal hinunter, der Sicherkopf einen Ostgrat in das Wild-Gerlosthal. Der Anstieg über die steilen Hänge von der Schönachseite her scheint mühsamer zu sein als der von der Gerlos her. Um 3 Uhr vom Sendler absteigend, standen wir bald am nördlichen Ende des Gletschers unter der Wand eines Thurmes, der aus einer bis auf den Gletscher absinkenden Scharte der Kammlinie in einem steilen Grat sich aufthürmt. Dieser Thurm trägt weder Côte noch Namen: er ist dem Sendler an Höhe fast gleich. Da er mit seinem ostnordöstlichen Hauptgrate im Gerlosthale wurzelt, dürfte Gerlosthurm sein passender Name sein. Vom Wildkarkopf aus erscheint er als senkrechte Felsnadel, sein Nordgrat stürzt in scharfer Schneide ungangbar zu der 150 *m* niedrigeren Ankenspitze ab. Auf dem oben erwähnten Panorama der Ahornspitze (A.-V.-Zeitschrift 1895) ist er gut sichtbar, doch wird er dort irrthümlich als Ankenkopf bezeichnet. Um 3 Uhr 20 Min. stiegen wir über Wandeln und Platten den Südgrat an und giengen nach einer nicht gerade schwierigen

hübschen Kletterei bei ungefähr ein Drittel seiner Höhe, an einer Stelle, wo ein tiefer, breiter Riss in den Grat einschneidet, nach rechts in die Südostwand über. Ein paar schwere, lange Platten in der linken Wand des Risses wären mir fast verhängnissvoll geworden: als ich sie, nach einem Griff für die linke Hand tastend, etwas zu unvorsichtig anfasste, polterten sie dicht an meinem Leibe vorüber in die Tiefe, aber ich kam mit einem Ritzer an der rechten Hand davon. In der Südostwand gieng es über kleine Grasbänder und Wandeln steil und exponiert, aber nicht schwierig aufwärts, den Gipfel erreichten wir 3 Uhr 52 Min. Die höchste Spitze besteht aus einem senkrechten, schmalen, spitz auslaufenden Block mit scharfem Rücken; es wird nie jemand auf ihr stehen: man kann auf dem äussersten Rande des Blockrückens nur rittlings sitzen, nachdem man sich, mit Hilfe eines Risses von der Seite her anklletternd, hinaufgeschwungen hat. Nach einander erkletterten wir beide diesen schwindligen Hochsitz und bewunderten den Absturz zur Ankenspitze und in das Schönachthal. Den Abstieg (4 Uhr 5 Min.) nahmen wir ganz durch die Südostwand und brauchten, da die brüchigen Wandeln zur Vorsicht mahnten, dazu die gleiche Zeit, wie zum Aufstieg. Um 4 Uhr 35 Min. waren wir wieder am Gletscher angekommen, hielten uns beim weiteren Abstieg dem Ostnordostgrate entlang, erreichten um 6 Uhr die Weisskarhütte und um 6 Uhr 45 Min. unser Standquartier, die Finkaualm.

Der Grat vom Gerlosthurm an läuft uninteressant gleichmässig weiter: Ankenkopf und Gamskopf ragen nur wenig aus ihm auf. Doch mag noch erwähnt werden, dass ich auch sie am 21. September 1894 vom Schönachthale her, aus der Ankenscharte (südlich neben dem Hanger), und am 24. September den Hanger von Gerlos aus über die Filzenalm und den Schönbichlrücken erstiegen habe.

* * *

Zum Schluss möge man mir eine Handvoll statistischer Zahlen nicht verargen. Von 35 Tagen, die ich in der Reichenspitzgruppe zubrachte, gehen elf unfreiwillige und ein freiwilliger Rasttag ab, an den verbleibenden 23 »Arbeitstagen« habe ich 33 Gipfelfahrten, darunter 27 erste Ersteigungen, ausgeführt und 37000 *m* Höhendifferenz im Aufstieg, 36400 *m* im Abstieg überwunden: auf den Tag kommt also im Mittel eine Arbeitsleistung von 1608 *m* Aufstieg, 1583 *m* Abstieg. Von den Nächten habe ich je eine in Gerlos und Krimml, vier im Jägerhause des Zillergrundes, fünf in der Warnsdorferhütte, acht auf Almheu und 17 im Krimmler Tauernhause zugebracht; in acht Gletscherbächen des Gebietes habe ich gebadet.

Ich darf diese Zeilen nicht schliessen, ohne noch einmal von Franz Hofer gesprochen zu haben, von dem im Grunde mein ganzer Bericht erzählt. Begierig, in neuen Gebieten neue Wege zu finden, sicher und findig aus Instinkt und Bergkenntniss, Befürworter der Vorsicht, aus der die Erfahrung der Gefahren spricht, kühn genug, um in ausserordentlichen Lagen ausserordentliche Wege zu gehen, schnell entschlossen in Augenblicken, wo zu spät kommt, wer zwei Secunden später handelt, unermüdlich, auch wo es ein Recht auf Müdigkeit gäbe, auf langen, einsamen Wanderungen ein angenehmer Begleiter, der nicht nur von seinen Bergfahrten in weiten Bezirken der Ostalpen, der Schweiz und des Kaukasus zu erzählen weiss — spricht er für sich selbst: ohne ihn würde ich die geschilderte Kette von Besteigungen weder begonnen noch zu Ende geführt haben.

Die Alpen des Grosinathales.

Von

M. v. Prielmayer.

Von der Eiswelt der Berninagruppe durch den breiten Sattel des Berninapasses getrennt, zieht der Centralkamm der Alpen vielgewunden, in abnehmender Höhe, und nur in einzelnen Gruppen noch kleine Gletscher tragend, in allgemein nordöstlicher Richtung zum Sattel der Reschen-Scheideck, dem Anschlusse an die hochgehobenen, weiten Eisfelder der Ötzthalergruppe. Nach Nordwesten und Norden schieben sich von dieser über 800 *km* langen Strecke des Centralkammes längere und kürzere Seitenäste an den jungen Inn vor; in diesen stehen der Piz Languard, Piz Quatervals, Piz Nuna, Piz Pisoc und Piz Lischanna als am meisten in das Auge fallende Häupter, die meisten Gipfel des Centralkammes überragend und so die Eintheilung dieses Bergrevieres in einzelne Gruppen erschwerend.

Bedeutender als diese nördlichen Seitenäste übertreffen die südlich des Centralkammes gelegenen Gruppen diese an Höhe. Hier sind es der mehrgegliederte Bergkranz des Grosinathales, welcher in der Cima di Piazzi mit 3439 *m* seine höchste Erhebung erreicht, und die übermächtige, durch ihre Wucht alle ihre Nachbarn drückende Ortlergruppe mit ihren südwestlichen Ausläufern. Und doch behauptet die Bergwelt des Grosinathales trotz dieser Nachbarschaft und trotz der Nähe der Berninagruppe ihren Platz mit allen Ehren, und was ihr an Fülle der Eisbedeckung fehlt, das ersetzt sie reichlich durch Formenschönheit und durch Prachtbilder hochgelegener Alpen.

Zwischen dem Corno di Campo, 3302 *m*, der höchsten und zugleich südlichsten Erhebung des vorbesprochenen Theiles des Centralkammes, und seinem nordöstlichen Nachbarn, dem Monte Valnera, 3162 *m*, zweigt vom Centralkamme ein Felsrücken in südöstlicher Richtung ab, erhebt sich im Pizzo Confine noch zu 2911 *m* und sinkt dann zu einem gewundenen Rücken nieder, der Wasserscheide zwischen dem westlich gelegenen Quellgebiete des Torrente Poschiavino, der südwärts zur Adda strömt, und der nordöstlich zum oberen Laufe der letzteren ziehenden Viola. Auf dem wasserscheidenden Rücken erhebt sich ein felsdurchsetzter Kopf zu 2525 *m* Höhe, die Einsenkung so in zwei Sättel zerlegend; den nördlichen derselben überschreitet der aus dem Violathale an die Berninastrasse führende Saumweg, den südlichen ein kürzerer, steilerer Fussweg; ersterer, 2460 *m*, trägt den Namen Passo di Val Viola, letzterer, 2431 *m*, ist namenlos; kleine Seelein schmücken und beleben die obersten Thalmulden zu beiden Seiten des Rückens, der die Verbindung zwischen dem Centralkamm und dem Alpengebiete des Grosinathales bildet.

Bemerkung: Die ohne weitere Bezeichnung angeführten Höhenangaben sind der italienischen Generalstabskarte, die mit S. bezeichneten dem schweizerischen Siegfried-Atlas entnommen; wo eine Bezeichnung der italienischen Aufnahme angezeigt erschien, ist sie durch I. kenntlich gemacht.

Ganz dem Flussgebiete der Adda angehörig, erhebt sich die Bergwelt des Grosinathales auf einer Grundfläche von rund 490 *km*² bei einer grössten Länge von 33 *km* und einer grössten Breite von 22 *km*; begrenzt wird dieselbe im Nordwesten von der Valle Viola Bormina, der Valle Viola Poschiavina und der Valle di Campo, im Westen und Südwesten vom Thale des Poschiavino, im Osten und Südosten vom Addathale. Der ganze Aufbau des Massives weist auf Dreitheilung hin, entsprechend den tiefen Furchen der Valle Grosina Orientale und Occidentale; hienach sind zu unterscheiden die Lago Spalmogruppe, die Piazzigruppe und die Vetta Sperellagruppe, nach ihren bedeutendsten Erhebungen benannt.

Die Lago Spalmogruppe (Dosdègruppe), die räumlich kleinste der drei Gruppen, bedeckt rund 105 *km*² Fläche; sie liegt im nordwestlichen Theil der Gesammtgruppe, von der Piazzigruppe getrennt durch die Valle Grosina Orientale, die Einsattlung des Passo di Verva und die Val Verva, von der Sperellagruppe durch die Valle Grosina Occidentale und den Passo di Sacco; die Piazzigruppe nimmt mit einem Flächenraum von rund 180 *km*² die Ostseite der Gesammtgruppe vom unteren Theil der Valle Viola Bormina die Adda entlang bis zur Einmündung des Grosinathales in das Addathal bei Grosotto ein; die Sperellagruppe endlich bildet auf einer Basis von rund 205 *km*² die Westseite und die Südspitze der Gesammtgruppe bei Tirano. An den Centralkamm der Alpen ist nur die Lago Spalmogruppe angeschlossen, und zwar durch den Passo di Valle Viola.

I. Die Lago Spalmogruppe. Von der tiefsten Einsattlung der Wasserscheide zwischen den beiden Violathälern schwingt sich, zunächst einen plumpen, theilweise noch begrünten Felskopf auftreibend, ein scharfer Grat in südöstlicher Richtung auf zum isolierten, schönen Felsgipfel des Corno di Dosdè, 3232 *m* △, 3230 *m* I., dessen Gipfelschneide von West nach Ost verläuft; die breite, von Felsrippen durchsetzte Nordflanke desselben trägt kleine Eisfelder, deren Abfluss dem Lago Val Viola im Hintergrunde der Valle Viola Bormina, dem grössten der Seen zu beiden Seiten des Violapasses, zueilt. Vom Gipfel des Corno di Dosdè zieht ein Felskamm in nordöstlicher Richtung etwa 1 *km* weit fort, eine steile, geschlossene Felswand dem Dosdèthale zukehrend und über der Mündung desselben in das Violathal mit einer schönen Felspyramide, 3012 *m*, endend. Die Südflanke des Corno di Dosdè setzt in schneegefurchten, schuttdurchzogenen Felsstufen nieder zum ausgebauchten, obersten Kessel des Dosdèthales in einem einzigen Absturze von mehr als 300 *m* Höhe.

Vom Westende des Gipfelgrates zieht der Hauptgrat als scharfgezahnte Felsschneide etwas nach Westen ausbiegend in südlicher Richtung zum Passo del Corno, 2932 *m* S., hebt sich dann in langer Zackenreihe, ungefähr in halber Länge von einem höheren Felskopfe, 3093 *m*, und unmittelbar neben diesem von einer Scharte, dem Colle di Dugorale, 3043 *m*, unterbrochen, empor zu den Cime di Saoseo, nordöstlicher Gipfel 3277 *m* I., südwestlicher Gipfel 3267 m I., 3270 *m* S., die westwärts zur obersten Mulde der Val Viola Poschiavina hinabziehende Vedretta di Dugorale von dem östlich gelegenen Eisfelde der Vedretta Val Viola im Hintergrunde des Dosdèthales scheidend. Am nördlichen Gipfel der Cime Saoseo wendet der Hauptkamm gegen Osten um und sinkt zum Sattel des mit einer Unterkunftshütte geschmückten Passo di Dosdè, 2850 *m*, ab, um sich rasch zum westlichsten Gipfel der drei Cime di Lago Spalmo, der Cima Viola oder Cima Occidentale di Lago Spalmo, 3384 *m*, dem höchsten Punkte der ganzen Gruppe, zu heben, überfluthet vom Eise der nordwärts zum Dosdèthale hinabziehenden, gegen 3000 *m* breiten Vedretta Val Viola. Es ist ein gewaltiges Massiv, das der Cime di Lago Spalmo, bestehend aus der Cima Viola, der nordöstlich davon gelegenen Cima Settentrionale di Lago Spalmo, 3340 *m*, und der wieder

südöstlich davon sich erhebenden Cima Orientale di Lago Spalmo, 3299 *m*; die mächtig aufgewölbte Nordseite im schimmernden Schmucke der Gletscher, die Südseite in finsteren Steilwänden abstürzend zur Val Vermolera. Von der Cima Settentrionale drängt sich ein langgestreckter Grat nordwestlich gegen das Dosdèthal vor, die Vedretta Val Viola von der östlich gelegenen Vedretta di Dosdè trennend. Hohe Felsgrate verbinden die drei Gipfel, nur unmittelbar östlich der Cima Settentrionale vom Colle di Lago Spalmo, 3160 *m* An. (G. Sinigaglia), durchbrochen, nur einzelne Felsköpfe ragen aus dem Grate zwischen der Cima Settentrionale und Orientale über die Firndecke empor zu 3228 und 3261 *m*. Vom östlichen Gipfel sinkt die Umwallung des Dosdègletschers über einen noch zu 3115 *m* aufragenden, eisumstarrten Felshöcker, die Punta di Avedo, in nordöstlicher Richtung zum Passo di Avedo, 3047 *m*, ab, und hebt sich wieder zum zweigipfligen Sasso di Conca, 3143 *m*. Zwei massige Felsgrate, welche von der Cima Viola und der Cima Orientale di Lago Spalmo wuchtig gegen Süden in die Val Vermolera vordringen, umschliessen eine hochgelegene Mulde, in welcher der kleine Lago Spalmo, 2510 *m*, eingebettet liegt; östlich davon zieht ein zweites Trümmerkar hinauf gegen den Passo di Avedo, ostwärts durch einen vom Hauptkamme herabziehenden Felsgrat von einem weiteren kleinen Schuttkar getrennt, das abermals gegen Osten durch einen vom Gipfelmassiv des Sasso die Conca gegen Süden ziehenden Felsgrat geschlossen wird, der in einen breiten, unten bewaldeten Rücken übergeht, welcher sich gegen die Ausmündung der Val Vermolera in die Valle Grosina Orientale vorschiebt und mit einer ostwärts vorgeschobenen Stufe den Dosso d'Eita, 1703 *m*, bildet.

Am Sasso di Conca biegt der Hauptkamm abermals in nördlicher Richtung um, während ein Felsast aus dem Gipfelkörper gegen Osten vordringt und gemeinsam mit dem von Osten her entgegenkommenden Ausläufer des Pizzo del Coppetto der Piazzigruppe den grünen Thalboden von Eita nördlich abschliesst; nordöstlich von ihm wölbt sich das Gehänge gegen das östliche Grosinathal kräftig auf zum Sasso Calosso, 2538 *m*, unter dessen Nordwand der kleine Lago Calosso,[1]) 2334 *m*, in einer Sinke am Hange, 300 *m* über der Sohle des Grosinathales, fluthet.

Vom Sasso di Conca nordwärts sinkt der Hauptgrat, vom Eise des Dosdègletschers vollständig erreicht, in einer Zackenreihe bis zu einer höheren Felspyramide, ungefähr 3130 *m*,[2]) ab, hebt sich nach einer weiteren Senkung wieder zum Südgipfel der Sassi Rossi, 3098 *m*, um dann abermals bis zum Colle Sassi Rossi, 2961 *m*, zu fallen. Hierauf setzt er kräftiger an und steigt zum Nordgipfel der Sassi Rossi, 3116 *m*, empor; nach der nördlich davon gelegenen Einsattlung des Colle del Pizzo schwingt er sich in breiterer Masse zum Pizzo di Dosdè, 3280 *m* △ auf. Rasch fällt hierauf der Hauptgrat über eine kleine Einsattlung, 3113 *m*, und einen Felskopf in nördlicher Richtung zu einem tieferen Einschnitte, dem Colle di Selva, 2970 *m*, ab. Bis hierher trennt der Hauptgrat die Vedretta di Dosdè von dem östlich und viel tiefer gelegenen Grosinathal. Nun aber zweigt von dem unmittelbar nördlich des ebengenannten Passes sich erhebenden Felskopfe des Hauptgrates ein Seitengrat ab, der in südöstlicher Richtung in grossen Stufen zum Passo di Verva, 2314 *m*, hinabzieht, dem Anschlusse an die Piazzigruppe und zugleich der Wasserscheide zwischen Grosinathal und Val Verva.

Der Hauptgrat trägt in seinem weiteren Verlaufe, allmählig gegen Nordwesten ausbiegend, die Cime di Selva, 3150, 2992 und 2991 *m*, letztere auch Pizzo

[1]) Auf den Karten Lago di Verva genannt; die Bewohner des Grosinathales nennen ihn Lago Calosso; er hat mit dem nördlich gelegenen Vervathale nichts zu thun.

[2]) Die Karte verzeichnet für diesen Punkt eine Höhe von 3164 *m*; eine Winkelmessung ergab 3127 *m*. Thatsächlich ist diese Erhebung niedriger als der Sasso di Conca.

di Selva genannt, und schliesst mit dem nördlich davon gelegenen Monte Verva, 2828 *m*. Ein kleines Kesselkar liegt unter den Ostwänden des Pizzo di Selva und Monte Verva eingebettet, la Valletta, im Norden und Osten geschlossen durch einen von letzterem Gipfel ausgehenden Felsgrat, im Süden durch den vom Hauptgrate nächst dem mittleren Gipfel der Cime di Selva gegen Nordost sich herauswölbenden Rücken der Gran Costa; in dem Kar ruht zwischen Felstrümmern auf 2640 *m* Höhe ein kleiner See, dessen Abfluss sich durch die Felsmauer Bahn zu dem Bache der Val Verva gebrochen hat, zu beiden Seiten begleitet von Felsriffen, die bis nahe an den Thalbach herunterziehen und mit dem Sasso di Castro, 2385 *m*, und dem Ometto, 2602 *m*, schliessen.

Vom Monte Verva schiebt sich, an eine vorspringende kleine Felsspitze, 2690 *m*, anschliessend, unter der im Westgehänge der sehr kleine Lago di Selva, 2540 *m*, eingebettet ist, ein breiter grüner Rücken, 2597 *m*, gegen Norden vor, der noch die Cima del Bosco, 2301 *m*, trägt und dann, mit Wald und Legföhren bedeckt, in steiler Böschung zur Vereinigung des Violathales und der Val Verva abfällt. Damit ist die Umwallung des Dosdèthales und seines Gletschergebietes geschlossen.

Noch ein weiterer Bergzug geht von den Cime Saoseo aus, der zwar durch die Val Vermolera von der Lago Spalmogruppe getrennt ist, gleichwohl derselben aber zugerechnet werden muss. Es ist dies die zum Sasso Campana im Herzen der Alpen des Grosinathales ziehende Bergkette.

Aus den gewaltigen Wänden, mit denen der Gipfelgrat der Cime Saoseo den hintersten Kessel der Val Vermolera mit dem Lago Negro, 2554 *m*, abschliesst, löst sich nahezu unter der südlichen Spitze dieser Bergkamm ab, gegen Nordosten zur Val Vermolera in steilen Wänden abfallend, gegen Südwesten zum obersten Grunde des westlichen Grosinathales, der Valle di Sacco, in felsgefurchten Weidehängen absinkend. Die nächsten Gipfel dieses in südöstlicher Richtung streichenden Zuges erheben sich nicht wesentlich über die allgemeine Grathöhe, so der nächste unbenannte Gipfel, 2964 *m*, von diesem durch den Passo di Lago Negro, ungefähr 2870 *m*, getrennt, der Pizzo Ricolda, 2931 *m*, und der Dosso del Sabbione.[1]) Höher hebt sich aus dem immer mehr absinkenden Kamme die rauhe Felspyramide des Pizzo Matto, 2994 *m*, mit seinem östlichen Vorgipfel; unter seiner Südwand liegt der Passo Vermolera, 2765 *m*, der den Übergang aus der Val Vermolera in das westliche Grosinathal vermittelt. Noch weiter nach Süden zurück tritt, den gegen Norden geöffneten Kessel des Lago Venere, 2384 *m*, im Süden umschliessend, die Fortsetzung des Hauptkammes, zunächst ein 2850 *m* wenig übersteigender, flacher Kopf, von welchem der Colle Farinaccio in südwestlicher Richtung ausgeht, dann ein bis zu 2900 *m* aufsteigender Rücken, dem der Colle Campana, etwa 2810 *m*, folgt, endlich der im Herzen der Alpen des Grosinathales gelegene Sasso Campana, 2913 *m* △, die natürliche Aussichtswarte für das ganze Bergrevier. Das östliche Ende seines Gipfelgrates biegt in nordöstlicher Richtung gegen die Val Vermolera um; aus demselben zieht ein Seitengrat südöstlich zum Monte Alpesella, 2758 *m*, der dann ebenfalls gegen Nordosten umbiegt, nach einem gegen 2680 *m* hohen Sattel zum Gipfel des Monte Saline, 2707 *m*, ansteigt und mit breitem, bis zu 1900 *m* hinauf bewaldeten Rücken gegen die Val Vermolera und das östliche Grosinathal abfällt. Hoch oben zwischen dem nordost- und nordwärts auslaufenden Hauptkamme und dem welligen Kamme des Monte Saline liegen zwei Seelein, der Lago Alpesella,

[1]) Die Höhenangabe der italienischen Karte mit 2851 *m* scheint auf einem Druckversehen zu beruhen. Die Anlage der Höhencurven des Gipfels deutet auf eine Höhe von mehr als 2900 beziehungsweise 2925 *m* hin und thatsächlich spricht auch der Augenschein für die Richtigkeit dieser Zeichnung und die Unrichtigkeit der Höhenziffer.

2555 *m*, und der Lago Pian delle Vacche, 2383 *m*, in starkgeneigter Mulde; in raschen Sätzen eilt der dieselben verbindende Giessbach dem Vermolerathale zu. An den oben genannten Colle Farinaccio, etwa 2640 *m*, schliesst sich westlich der Sasso Farinaccio, 2786 *m*, an, weit gegen Westen vordrängend und so die Valle di Sacco südlich abschliessend. In der Mulde zwischen seinem Nordgehänge und dem westlich auslaufenden Rücken des Pizzo Matto liegen die kleinen Laghi Piansortivo, 2499, 2431 und 2319 *m*.

II. Die Piazzigruppe.[1]) In breiten Formen steigt von dem Passo di Verva, 2314 *m*, der diese Gruppe mit der Lago Spalmogruppe verbindet, der Seitenkamm des Maurigno in südöstlicher Richtung zuerst zum Monte Maurignino, 2677 *m*, dann zum wuchtigen Monte Maurigno empor, 3071 *m*. An einem nach der Einsenkung des Colle Maurigno scharf gegen Süden vortretenden, 3029 *m* hohen Felskegel schwenkt der Grat gegen Nordosten um und schwingt sich rasch empor zum Anschlusse an den Hauptgrat im Pizzo Campaccio, 3148 *m*, so den nördlichen Abschluss des östlichen Grosinathales gegen die Val Verva vollendend.

Der nördliche Theil der Piazzigruppe. Der vom Pizzo Campaccio in allgemein nördlicher Richtung ziehende Hauptgrat sinkt zunächst zum Colle di Piazzi, 3050 *m*, ab, welcher die Möglichkeit eines Überganges aus dem Vervathal in das Addathal bietet, hebt sich aber in steilen Stufen wieder, und zwar bei einer horizontalen Länge von 1200 *m* um fast 400 *m*, zum höchsten Punkt der ganzen Gruppe, der prächtigen Cima di Piazzi, 3439 *m* △.

Zwei Grate gehen von diesem Gipfel aus, u. z. gegen Nordwesten und Nordosten. Der erstere, anfangs gegen Südwesten ausbiegend und erst weiterhin in die nordwestliche Richtung einlenkend, vollendet im Vereine mit dem Maurignokamme und dem Hauptgrate vom Pizzo Campaccio bis zur Cima di Piazzi die Umwallung des wilden, von Eis- und Schneefeldern, Felsabstürzen und Getrümmer erfüllten Kessels, welcher die Vedretta di Verva birgt, und dessen Wasser, eingeengt durch vorspringende Felsriegel, hinunterstürzen zur Val Verva, unterwegs schon von Süden her den kleinen Abfluss des in einen Felskessel nördlich unter den Wänden des Monte Maurignino gebetteten Lago Maurignino, 2470 *m*, aufnehmend.

Zunächst der Gipfelpyramide verliert dieser Zweiggrat, — gegen Süden zum Kessel der Vedretta di Verva in steilen, geröllidurchsetzten und schneegefleckten Wänden abstürzend, gegen Norden als Eiswand auf die Vedretta di Piazzi niedersetzend, — stufenweise an Höhe; erst ein gewaltiger Plattenkegel, 3315 *m*, nächst der Biegung des Grates gegen Nordwesten, über 700 *m* vom Gipfel entfernt, der sein finsteres Haupt herausfordernd erhebt, fällt auf eine tiefere Scharte nieder, und nun beginnt die lange Reihe der Corni di Verva, die hochgelegene Vedretta di Piazzi von der mehr als 400 *m* tiefer liegenden Val Verva trennend; es folgen ein paar kühne Felszacken, deren höchster 3139 *m* erreicht, dann eine Scharte und ein breiter, plattengepanzerter Doppelgipfel, dann nach einer tieferen Scharte eine Reihe zusammenhängender Zacken, endlich ein langer, zackiger Felsrücken, der mit dem südlichen Corno delle Pecore, 2610 *m*, schliesst; nach dem weiten Sattel des Colle delle Pecore,

[1]) Bei der Unzertrennbarkeit dieser Gruppe in sich muss sie, wenn es sich um die Alpen des Grosinathales handelt, denselben wohl oder übel als Ganzes zugerechnet werden, wenn auch ihr nördlicher Theil, der eigentliche Stock der Cima di Piazzi, seine Wasser nicht dem Grosinathal zuleitet. Würde dieser letztere Umstand als maassgebend für eine nur theilweise Hereinziehung dieser Gruppe unter Ausschluss des Stockes der Cima di Piazzi betrachtet, so müssten auch das Corno di Dosdè, dann die Cime di Selva mit dem Monte Verva und endlich überhaupt alle jene Seitenkämme ausgeschlossen werden, welche von den das Grosinathal umschliessenden Bergketten nicht zum Grosinathal, sondern nach auswärts ziehen.

2437 *m*, folgt noch der gegen Süden geneigte Felskegel des nördlichen Corno delle Pecore, 2512 *m*, dann sinkt die Costa del Bosco del Conte als breiter, grüner Rücken, gegen Westen und Nordwesten von zahlreichen Felswänden zerrissen, erst mässig, dann immer steiler sinkend, mit reich bewaldetem Sockel hinab zu den Schluchten der Val Verva und des Violathales.

Rascher fällt von der Cima di Piazzi weg die nordöstliche Gratfortsetzung ab, deren Nordwestseite in gewaltigen Eisstufen niederbricht zur Vedretta di Piazzi, während der Südostabsturz mit starrer Felswand den Trümmerkessel des Rio Massaniga schliesst; nach einem Laufe von 1100 *m* ist er bereits so weit gesunken, dass seine besonderen Erhebungen nur mehr 3034 *m* und im Monte Rinalpi 3009 *m* erreichen, von welch' letzterem ein Seitengrat, der Monte Grava, 2886 *m*, sich ostwärts gegen das Addathal vorschiebt, den Kessel des Rio Massaniga von der nördlich gelegenen Mulde des Rio Vallaccia scheidend. Am Monte Rinalpi schwenkt der Grat gegen Norden um, sinkt sanft bis zu 2916 *m* ab und hebt sich dann rascher wieder zum Corno di San Colombano, 3022 *m* △, so die Vedretta di Piazzi von der östlich zum Addathal hinabziehenden Mulde des Rio Vallaccia trennend.

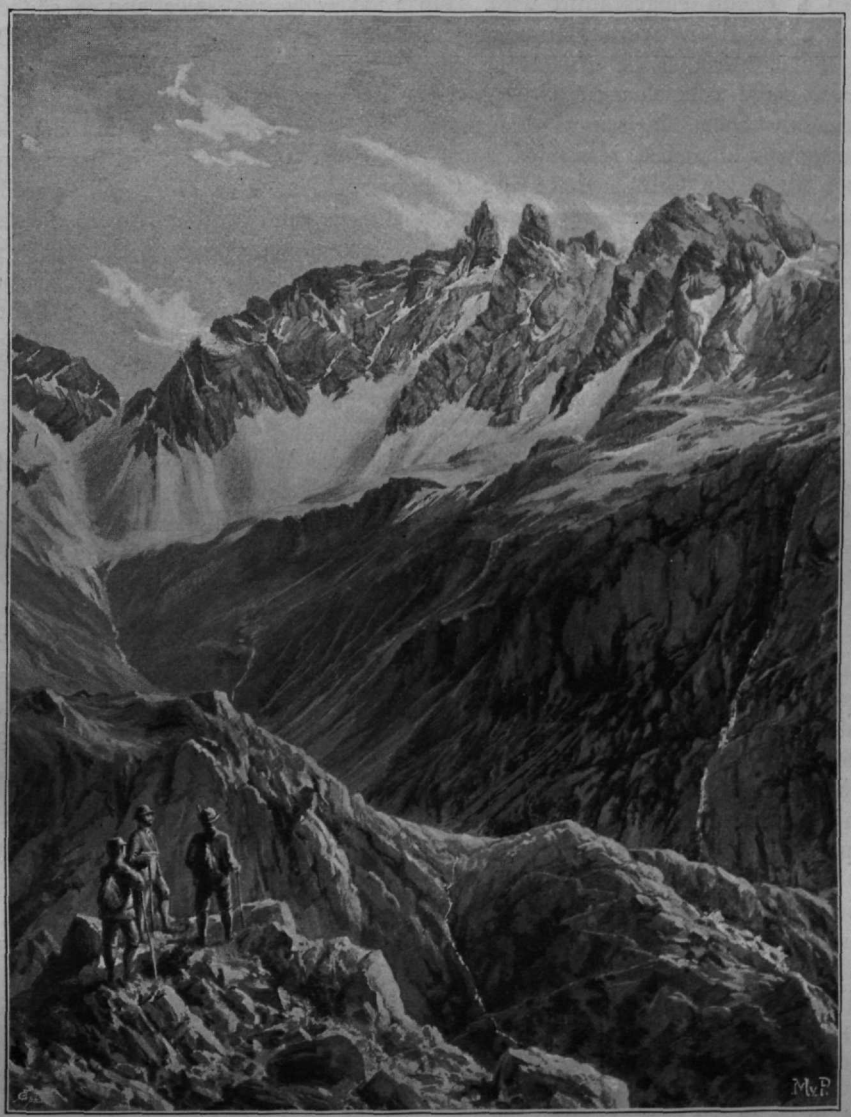
Die weitere Fortsetzung des Kammes setzt schon bedeutend tiefer, bei 2770 *m*, in dem Nordabsturze des Gipfelmassivs des Corno di San Colombano an; hoch hinauf zur Schneide reichen bereits grüne Plätze, wenn auch wiederholt von Felshängen durchbrochen. Über Erhebungen von 2801 und 2492 *m* — letztere in einem gegen Norden vorspringenden Felsrücken bestehend — senkt sich der verflachte Kamm zum Sattel oberhalb der Val Cadolena, um sich dann zu seinem Endpunkte, dem Monte Masucco, 2366 *m*, zu erheben, der hoch hinauf bewaldet, an das unterste Violathal und zum weiten Boden von Bormio niedersteigt.

Zwischen den beiden Kämmen, welche aus den die Vedretta di Piazzi einschliessenden, eisbedeckten Felsgraten hervorgehen, dem Kamme der Corni di Verva und dem San Colombano-Kamme, liegt noch ein weiter Raum und diesen füllen zwei weitere Kämme aus; der westlichere derselben springt, von der Cima di Piazzi selbst ausgehend, als Firnschneide gegen Norden vor, die Vedretta di Piazzi in zwei Theile zerlegend; in grossen, steilen Stufen setzt er durch den Gletscher abwärts, bricht dann als scharfe Felsschneide aus demselben hervor und zieht in schwach nordwestlicher Richtung, zunächst den westlichen Theil des Gletschers gegen Nordosten abschliessend, über einen Schuttsattel weiter zu einem felsigen Kopf 2482 *m*, sinkt abermals und endet in dem langgestreckten, felsgefurchten, aber reich bewaldeten Dosso Penaglia, 2410—2280 *m*. Er trennt die westlich gelegene, vom Ende der Vedretta di Piazzi ausgehende und gleichwohl noch durch ein mit den nördlichsten Corni di Verva zusammenhängendes Felsgerüst, Il Corno, 2378 *m*, im Süden abgeschlossene Val Gardonne von der Valle Elia.

Der zweite, östlichere der beiden Kämme, geht vom Corno di San Colombano aus, springt mit der Punta Elia, ungefähr 2860 *m*, in nordwestlicher Richtung vor, behauptet aber, eine mehr nördliche Richtung annehmend, eine bedeutende Höhe; seine Erhebungen schwingen sich bis zu 2772 und 2720 *m*, im Pizzo Borone noch zu 2713 *m* auf; dann aber folgt der breite Colle di San Colombano mit der Kapelle S. Colombano, 2484 *m*, von dem aus nordwärts der Dosso le Pone nur mehr 2556 *m* erreicht, und dann bewaldet zum Violathal absinkt; zwischen ihm und dem Monte Masucco zieht die Valle Bucciana dem Violathale zu.

Der südliche Theil der Piazzi-Gruppe. Vom Pizzo Campaccio, 3148 *m*, aus senkt sich der Hauptgrat gegen Südosten, trägt die Cima di Campello, 3054 *m*, und die Cima Riacci, 3009 m, und schwingt sich zu dem etwas gegen Süden geneigten, zweigipfligen Pizzo del Coppetto, 3061 *m*, auf, von welchem ein

breiter, an seiner Scheitellinie von einer gegen Süden abfallenden Felswand durchzogener Rücken in ungefähr westlicher Richtung zum Grosinathal hinabzieht, auf einem kleinen, vorspringenden, über Felswänden endenden Plateau das Alpendörfchen Cassavrolo tragend. Die Gewässer der von diesem Rücken und dem Maurignokamme gebildeten, unter den Wänden des Pizzo Campaccio endenden Mulde, eilen



Cime Redasco vom Hange des Sasso Calosso aus.

unter dem Sammelnamen I Riacci dem Thalboden von Eita zu. Vom Pizzo del Coppetto zieht der Hauptgrat, in kurzen Windungen gegen Südosten, dann nach Nordosten und abermals gegen Südosten schwenkend, der Punta di Cassavrolo, 2989 *m*, zu, und in dieser Richtung verharrend zum Sasso del Torraccio, 2951 *m*, weiter, worauf die Einsattlung des Passo Zandila, 2885 *m*, folgt.

Die Ostabstürze des Hauptgrates vom Ausgangspunkte des Monte Grava bis zum Pizzo del Coppetto umschliessen im Verein mit einem nahe von diesem letzteren Gipfel ausgehenden, in nordöstlicher Richtung streichenden Felskamme, dem Dosso il Filetto, und dem Monte Grava, einen mächtigen Kessel, dessen Ausgang gegen Osten durch den Südhang des Monte Grava und das Ende des Dosso il Filetto eingeschnürt wird. Ein 1200 *m* langer, etwa 200 *m* südlich der Cima di Piazzi aus dem Hauptgrate abzweigender, felsiger Rücken, der Dosso dei Mott, theilt, noch eine Höhe von 2770 *m* erreichend, den Kessel in zwei Theile, einen schmalen nördlichen, der bis unter die Gipfelwände der Cima di Piazzi hinaufzieht, in seinem hintersten Winkel vergletschert ist und aus seinem Schuttgewirr den Rio Massaniga zu Thal sendet, und einen viel grösseren, auf dessen flacherem Grunde der Lago Campaccio, 2293 *m*, ruht. Der geröll- und eisbedeckte Hintergrund dieses südlichen Kessels wird durch kürzere Gratäste in mehrere hochhinaufreichende, theilweise bedeutend vergletscherte Mulden getheilt. Die Gewässer, die diesem combinierten System von Mulden und Höckern, von Eis, Schnee und Fels, dem Lago Campaccio und dem östlich vom Dosso dei Mott eingebetteten kleinen Lago dei Mott, 2456 *m*, entströmen, bahnen sich ihren Weg über die stark abfallenden, begrasten Felshänge der Val Campaccio hinunter, ihrer Vereinigung entgegen, um als Torrente Massaniga die lange Schlucht zu durchstürmen, welche zur Adda hinabführt.

Südöstlich vom Passo Zandila hebt sich der Hauptgrat wieder zum Monte Zandila, 2951 *m*, einem plattigen Felsrücken, der langsam abnehmend gegen Süden zum Passo Maria zieht. Unter den Ostwänden des Hauptgrates, vom Pizzo del Coppetto bis zum Monte Zandila, breitet sich die weite Alpe Zandila aus, im Nordwesten gegen die Valle Campaccio durch den Dosso il Filetto, im Süden durch einen östlichen Ausläufer des Monte Zandila abgeschlossen.

Höher wölbt sich südlich des Passo Maria der Hauptgrat empor, in Plattenschüssen abfallend gegen Westen auf die Schutthalden im Hintergrunde der Valle Cassavrolo, gegen Osten in zerrissenen Steilwänden abstürzend. Dann schwingt er sich rasch empor zu den Cime Redasco, dem kühnsten und herausforderndsten Spitzenpaar des ganzen Gebietes. Die erste derselben, Punta Maria, 3139 *m* △, ein schlanker Obelisk, setzt im Steilsturze gegen Westen zu einer scharf eingerissenen Scharte nieder, dem Colle Pini,[1]) von dieser hebt sich plattenblank der westliche Gipfel, die Punta Elsa, 3103 *m*, empor, ein Kegel aus einem Gusse, mit schräg gegen Westen abgekappter Spitze, um ebenso steil gegen Westen auf den scharfgezackten Grat niederzusetzen, der zur Cima Rossa, 3089 *m*, hinüberführt, einem massigen Felsgerüste, an dessen westlichster, zugleich höchsten Erhebung der Grat wieder nach Süden umbiegt, während ein durch die Schlucht der Quintena vom Hauptgrate getrennter Rücken sich gegen Südwesten vorwölbt und im Felskamme des Dosso dell' Oca, 2923 *m*, scharf aus dem Hange gegen das Grosinathal heraustritt. Ein anderer, von der Cima Rossa gegen Westen gewendeter, zur Valle Cassavrolo in Wänden abfallender Kamm, läuft mit dem Matto del Redasco, 2668—2537 *m*, aus; zwischen ihm und dem Dosso dell' Oca zieht das Thal des Barello zum Grosinathal hinab.

Eine kurze Strecke nur zieht der Hauptgrat noch in nahezu südlicher Richtung fort bis zu einem Steilabbruch bei ungefähr 2900 *m*; hier tritt plötzlich eine südliche Front auf, indem der Hauptgrat selbst, etwa 100 *m* tiefer an dem Steilabsturze ansetzend, gegen Südwesten weiterstreicht, ein anderer Felsgrat aber gegen Südosten

[1]) Dieser Übergang führt seinen Namen zur Erinnerung an den 1896 verstorbenen, im ganzen Grosinathale hochverehrten Kanonikus Pini, welcher 1894 den Pass zuerst überschritten hat.

vorspringt; zwischen diese beiden legt sich der Südabfall wie ein schräg liegendes Dreieck, dessen Wasser alle gegen Süden zur Valle di Migionda abfliessen. So zieht der Hauptkamm zwischen diesem und dem Grosinathal gegen Südwesten weiter, immer mehr in den Bereich der Alpenregion sinkend; eine Einsattlung bildet den Passo del Gatto, 2561 *m*, eine weitere, tiefere Senkung bildet den Passo di Quintena, 2241 *m*. Noch einmal schwingt er sich zum Monte del Faggio, 2461 *m*, und jenseits des Passo della Forca, 2230 *m*, zum Monte Storile, 2471 *m* △, auf, um dann zur Vereinigung des Grosinathales mit dem Addathale abzusinken.

Einen ganz anderen Charakter zeigt das Ostgehänge der Gruppe. Hier setzt der Gipfelgrat des Monte Zandila, der Cime Redasco und der Cima Rossa in zerrissenen Steilwänden mehrere hundert Meter tief nieder auf wilde, schneegefleckte Schuttkare; in tiefeingerissenen Furchen stürzen die Wasser zu Thal und jähe Felsmauern durchqueren die starkgeneigten Hänge und schliessen ihre Wälder gegen das Addathal ab, das mehr als 500 *m* tiefer liegt als das jenseitige Grosinathal. Gegen Süden sind diese wilden Hänge abgeschlossen durch eine mehrgipflige, grüne Erhebung, La Pozza, die sich dort im Anschlusse an den südöstlichen Ausläufer des Hauptgrates südlich unter der Cima Rossa, breit aufgewölbt vorlegt; ihre höchste Kuppe erreicht 2412 *m* und ihr grüner Südhang vereinigt sich mit der Südabdachung der Cima Rossa. Der Wandgürtel um den Fuss dieser Hänge zieht sich aber die Adda entlang noch fort bis zum Migiondothale; erst jenseits desselben senkt sich der Abfall des Monte Storile zum breiteren Thalboden von Grosio nieder.

III. Die Sperellagruppe. Die Cime di Saoseo der Lago Spalmogruppe entsenden ausser den bereits angeführten Graten zum Corno di Dosdè, zu den Cime di Lago Spalmo und dem Sasso Campana, und zwar nahe ihrem Südwestgipfel, noch einen vierten Grat gegen Westen hinab zum Passo di Sacco, 2751 *m*, dem Anschlusspunkt der Sperellagruppe.[1])

In südwestlicher Richtung hebt sich der Hauptkamm der Gruppe vom Passo di Sacco weg, zunächst einen kleinen Felskopf tragend, dann in Felsstufen empor zur Cima di Ruggiolo, 2969 *m* S., die mit breitem Felsrücken gegen die Valle di Campo vortritt; dem unter ihr im Thalgrunde liegenden Weiler Ruggiolo verdankt sie den Namen. Ein kurzer, gegen Westen in ein kleines, ödes Kar abfallender Felsgrat zieht hinüber zur Cima di Lena, 2984 *m* I., weiter in südwestlicher Richtung folgt die Scharte des Colle di Lena, 2882 *m* S., und jenseits derselben ein Felsgipfel, die Cima di Terzana, 2974 *m* S. Hier schwenkt der Hauptgrat gegen Süden und fällt zum scharf eingeschnittenen Passo del Teo, 2840 *m* S., ab, von Cederna in seiner Monographie über das Grosinathal[2]) als Passo del Boeucc bezeichnet.

Höher als seine Vorgänger ragt südlich des Passes der Pizzo del Teo, 3049 *m* △ I., 3050 *m* S., empor; nordwestlich unter seinen Wänden ist ein gegen die Valle di Campo hinabziehendes Kar eingebettet, im Süden abgeschlossen durch

---

[1]) Diese Gruppe ist der wenigst bekannte und topographisch am wenigsten vollkommen behandelte Theil der Alpen des Grosinathales, wozu vor Allem der Umstand beitragen mag, dass der Hauptkamm der ganzen Länge nach die Grenze zwischen Italien und der Schweiz bildet, so dass die beiderseitigen topographischen Aufnahmen mangels einer gemeinschaftlichen Basis selbstverständlich Differenzen zeigen. Im Allgemeinen sind jedoch diese Differenzen in den Messungen nicht zu gross, und wo letzteres anscheinend der Fall ist, stellt sich bei genauerer Controlle heraus, dass da und dort nicht die gleichen, sondern verschiedene, benachbarte Spitzen gemessen sind. Ein weiterer triftiger Grund liegt in dem Mangel entsprechender Unterkunft und der tiefen Lage des Thales von Poschiavo, welche die Überwindung bedeutenderer Höhenunterschiede nöthig macht.

[2]) Boll. del C. A. It., XXV, 1891, S. 80.

einen vom Pizzo del Teo ausgehenden, felsigen Seitenast, welcher, allmählig sanftere Formen annehmend, nach 2 *km* mit dem Cantonascio, 2519 *m* S., endet, dessen Fuss breit aufgewölbt an die Ausmündung der Valle di Campo in das Thal des Poschiavino vortritt.

Vom Pizzo del Teo zieht der Hauptkamm in weitem, gegen Nordwesten offenen Bogen in wechselnder Höhe weiter; von 2955 *m* I. sinkt er zu einer Scharte von etwa 2800 *m*, um sich sofort wieder zu dem am weitesten gegen Osten vorgeschobenen Gipfel, 2878 *m* S., zu erheben, von welchem ein mit dem △ 2775 *m* I., versehener Rücken in östlicher Richtung weit in die Valle di Sacco vorspringt, den obersten Grund derselben gegen Süden abschliessend. Der nächstfolgende, bis unter 2800 *m* eingeschnittene Sattel trägt den Namen Passo del Valenasc;[1]) ihm folgen Erhebungen bis zu 2871 *m* △ I. und 2886 *m* S., die nur wenig über den allmählig sich hebenden Hauptkamm aufragen, dann aber wächst der Grat, namentlich nach seiner Schwenkung in nordwestlicher Richtung, empor zum Culminationspunkt der ganzen Gruppe, der Vetta Sperella, 3076 *m* △ I., dem Pizzo di Sena, 3078 *m*, der Siegfried-Karte; mit gewaltigem Felsbau, dessen Wände bis 2500 und 2400 *m* in das Gehänge herabschneiden, springt dieser Gipfel gegen Nordwesten vor, steile, im Sommer trockene Gräben zum Poschiavino hinabsendend. Zwischen ihm und dem Pizzo del Teo liegt, im Osten umrahmt von dem diese beiden Gipfel verbindenden Hauptkamm, ein weites Becken, dessen mehrgetheilte, oberste Enden geröllbedeckt und vergletschert hoch hinaufsteigen gegen den Grat und die beiden Spitzen. In einer kleinen, etwa 2440 *m* hoch gelegenen Mulde dieses Beckens liegen zwei kleine Seelein, westlich darunter der grössere Lago del Teo, 2359 *m* S.; von dem Ende des durch eine Wandstufe geschlossenen Beckens zieht die Valle del Teo hinab zum Thal des Poschiavino.

Rasch sinkt von der Vetta Sperella aus der Hauptgrat ab zu einer Scharte, hebt sich dann in hochgewölbtem Rücken noch einmal mächtig empor, um wieder zu einem Sattel, 2791 *m* I., 2780 *m* S., und nach einer weiteren Erhebung, der Cima di Rosso, 2859 *m* I., 2856 *m* S., scharf niederzubrechen zur Forcola di Rosso, 2677 *m* I., 2688 *m* S., einem seiner Haupteinschnitte.

Die ganze Bergkette zwischen dem Passo di Sacco und der Forcola di Rosso führt auf der italienischen Seite den Namen Cresta delle Sperelle.

Zwischen der Forcola di Rosso und dem 1200 *m* weiter südlich gelegenen Passo di Malghera, 2539 *m*, der Forcola di Sassiglione der Siegfried-Karte, baut sich aus dem Hauptgrate eine massige Felsgruppe gegen Westen vor; von einem quer im Hauptkamme stehenden Felsgipfel schwingt sich ein etwa 400 *m* langer Felsgrat in westlicher Richtung auf zum Gipfel der Sassa Blanca, 2863 *m* △ I., Sassalbo, 2858 *m* S;[2]) von dem Gipfel selbst schiesst ein wilder Grat gegen Nordwesten vor, mit breiter, zerrissener Westflanke bis zu 2200 *m* abstürzend gegen das Thal des Poschiavino, während zwischen seinem Nordostabfalle und dem nördlichen Thorpfeiler der Forcola di Rosso eine felsige Mulde gegen Nordwesten hinabzieht zu dem westlich unter dem Hauptgrate zwischen der Vetta Sperella und dem Sassalbo eingesenkten, durch die Motta dei bovi im Westen abgeschlossenen, grünen Kessel. Ein zweiter Grat bildet sich nahezu 100 *m* unter dem Gipfel des Sassalbo gegen Süden heraus; er schliesst nach kurzem Laufe mit einer scharfen Felsecke, 2692 *m* S.,

[1]) Boll. del C. A. It., XXV, 1891, S. 80.

[2]) Die Bezeichnung Sassalbo verdient unbedingt den Vorzug, denn der Gipfel steht ganz auf Schweizerboden und trägt in der Schweiz eben diesen Namen; Sassa Blanca ist überdies eine corrumpierte Form.

zwischen sich und der südlichen Fortsetzung des Hauptgrates zum Passo di Malghera eine Mulde lassend, die mit dem genannten Passe zusammenhängt.

Mit einem Schlage ändert sich am Passo di Malghera der Charakter des von da ab gegen Südosten ziehenden Hauptkammes; die hochragenden Gipfelmauern sind verschwunden, keine trotzige Felsenburg tritt mehr hinaus in das Gehänge, kein kühngeschwungener Grat leitet mehr hinauf zu den beherrschenden Spitzen. In breiter Behaglichkeit folgen sich langgestreckte Rücken und weite Einsattlungen, nur die Hauptgipfel zeigen noch ein beachtenswerthes Felsgerüst und der im Allgemeinen langsam, aber stetig an Höhe verlierende Hauptkamm findet in seinen Seitenkämmen recht gefährliche Rivalen.

Mit breitem Rücken erhebt sich vom Passo di Malghera der Pizzo Sassalbo, 2855 *m* △ I., Pizzo di Sassiglione, 2849 *m* S.,[1]) durch einen 1000 *m* langen Rücken mit dem nur wenig über diesen aufragenden Sasso dell'uomo, 2785 *m*, verbunden, der dann langsam zum Passo di Pedrona, 2565 *m* I., Forcola di Braga, 2571 *m* S., absinkt. Vom erstgenannten Gipfel geht ein längerer Rücken in östlicher Richtung aus, der weiterhin gegen Nordosten umbiegend, die nördlich gelegene Mulde der Laghi di Malghera von der zum Grosinathale ziehenden Valle di Pedrona trennt; aus seinem geröllreichen Südhange springt die Felsecke der Punta Croce, 2655 *m*, vor, ausserdem trägt er an seiner Biegung die Punta Lavinale.

Vom Passo di Pedrona steigt der Hauptkamm über einen theilweise felsigen Kopf, 2682 *m* S., zu einem weiteren felsigen Gipfel, 2766 *m* I., 2772 *m* S., an, um sich nach einer Einschartung in südlicher Richtung zum Pizzo Trevisina, 2823 *m*, zu erheben, dessen felsdurchsetzte Hänge gegen Westen und Süden steil gegen die Val del Termine abfallen. Von dem vorangeführten Gipfel, 2766, 2772 *m*, zieht ein grossentheils felsiger Seitenkamm in nordöstlicher Richtung, biegt an seinem höchsten Punkte, Il Sasso, 2810 *m*, gegen Norden um, so mit dem Hauptkamme das Kar mit dem Lago di Pedrona, 2366 *m*, einschliessend, und setzt mit dem gewölbten Rücken des Monte Pedrona, 2550 *m*, zwischen dem gleichnamigen Thal und der Valle Guinzana zum Grosinathale nieder.

Von der Südostkante des Trevisinagipfels senkt sich der Hauptkamm in südöstlicher Richtung zum langgestreckten Sattel des Passo di Guinzana, 2628 *m* I., zwischen dem nördlichen, gleichnamigen Thal und der südlich gelegenen Val del Termine und hebt sich dann wieder über einen felsigen Vorgipfel zum Hauptgipfel des Pizzo del Termine, 2793 *m* I., 2813 *m* S.; setzt, zugleich nach Süden schwenkend, zum Colle del Termine, 2708 *m* S., nieder, um sich rasch zur dreiseitigen Pyramide der Cima di Gande Rosse, 2824 *m* I., 2833 *m* S., aufzuschwingen. Von der Westkante dieses Felsgipfels löst sich ungefähr 200 *m* unter der Spitze ein Felsgrat ab, der, zunächst in westnordwestlicher Richtung streichend, den Sasso Mantello bis über 2670 *m* auftreibt, nach einem Laufe von 1200 *m* gegen Westen schwenkt, zugleich in einen langgestreckten, welligen, begrünten Rücken übergeht und mit dem felsdurchsetzten Pizzo San Romerio, 2500 m △, über dem Lago di Poschiavo, 962 *m*, endet. Von diesem Seitenkamme, dem Hauptkamme von der Cima di Gande Rosse bis zum Pizzo Trevisina und dem Südabfalle des letzteren, wird die dem allgemeinen Gefälle entgegen nordwestlich zur Valle Trevisina ziehende, hochgelegene Val del Termine eingeschlossen.

[1]) Der Name Pizzo di Sassiglione verdient den Vorzug, weil die Benennung Pizzo Sassalbo eine Verwechslung mit dem nur 1800 *m* weiter nordwestlich gelegenen, obenerwähnten Sassalbo gar zu nahe legt.

Aber auch vom Pizzo del Termine gehen Seitenkämme aus. Während von seinem nordwestlichen Vorgipfel ein kurzer Gratast gegen den obersten Grund der Valle Guinzana vorschiesst, zieht vom Hauptgipfel gegen Nordosten der Kamm des Sassumero, die Valle Guinzana von der Valle Piana scheidend; er trägt zunächst auf seinem felsigen Scheitel den gegen Südosten in Steilwänden vorspringenden Pizzo di Sassumero, 2849 *m*, und zieht dann mit felsdurchsetzten Flanken als Dosso Sassumero über 2718 *m* und 2581 *m* gegen die Ausmündung der Valle Piana in das Grosinathal, während er gegen Norden an die Ausmündung der Valle Guinzana die felsumgürtete Punta di Confinale, 2398 *m*, vorschiebt.

Der von der Cima di Gande Rosse in südöstlicher Richtung weiterstreichende Hauptkamm sinkt zum Passo di Val Luja, ungefähr 2680 *m*, ab, der durch den Dosso di Val Luja, 2750 *m*, von einer tieferen Einsattlung, dem Colle di Val Ferrata, ungefähr 2650 *m*, getrennt ist, von welchem der Hauptkamm sich wieder zum Pizzo L'ometto, 2785 *m* I., 2804 *m* S., hebt. Nördlich des letztgenannten Gipfels zweigt der bedeutendste Seitenkamm dieser Gruppe mit einem Sattel gegen Osten ab, steigt zunächst zum felsigen Gipfelgrate der Cime di Val Ferrata, 2873 *m*, auf, sinkt von deren östlichster Felsecke, 2801 *m*, zu einem breiten Sattel, 2550 *m*, ab, schwingt sich jenseits desselben rasch zum Campo Piano, 2769 *m* △, empor, um dann über einen weiteren, felsigen Sattel, den Passo Cornino, ungefähr 2650 *m*, zum Dosso Cornino, 2775 *m* △, hinüberzustreichen, dessen nördliche Gratfortsetzung über 2641 *m* und 2581 *m* in einen breiten, hoch hinauf bewaldeten Rücken übergeht.

Ein weiterer, von der höchsten Erhebung des Dosso Cornino gegen Nordosten abzweigender Felsgrat, der Dosso Campesello, sinkt mit seiner letzten Erhebung, 2384 *m*, auf einen schon an der Grenze der Waldregion liegenden, zweitheiligen Rücken, La Forcoletta, ca. 2080 *m*, ab, der sich gegen die Mündung des westlichen Grosinathales in das Grosina-Hauptthal vordrängt.

Ferner zweigt von dem Grate zwischen Campo Piano und Dosso Cornino, und zwar südlich des Passo Cornino, ein Nebengrat ab, der über 2610 *m* in den Dosso d'Arlato, 2373 *m*, übergeht; endlich löst sich aus dem Südabfalle des Campo Piano nächst dem dortigen Sattel ein felsgefurchter Rücken los, der gegen Südosten streicht und mit der Kuppe La Forcoletta, 2281 *m*, schliesst.

Alle diese Ausläufer des Val Ferratakammes nehmen mit ihren bis über 2000 *m* hinauf bewaldeten Hängen den ganzen Raum zwischen Valle Piana, Valle Grosina und Addathal ein, nur den südlichsten Winkel füllt der südlichste Gipfel der Gruppe, der Monte Masuccio, aus. Vom Pizzo L'ometto zieht der Hauptkamm in Wellen über den Passo Portone, I., Crapello, S., ungefähr 2630 *m*, und eine weitere Einsenkung, 2614 *m*, gegen Südosten, schwenkt dann gegen Osten, zugleich mit 2655 *m* I., 2664 *m* S., in einen felsigen Grat übergehend, der noch von zwei Scharten durchbrochen, gegen Nordosten zur höchsten Kuppe des Monte Masuccio, 2816 *m*, sich aufschwingt. Ein gegen Norden offenes Schuttkar füllt die durch diesen Bogen gebildete Mulde aus; nördlich davon liegt noch tiefer zwischen dem Monte Masuccio und dem Südgehänge der Cime di Val Ferrata der gestufte Kessel des Lago Sciassera; die Wasser aus diesen Mulden fliessen um die Ostflanke des Monte Masuccio herum im Torrente Saiento gegen Süden zur Adda ab.

Die **Kammlänge** der einzelnen Gruppen beträgt:

I. bei der Lago Spalmogruppe und zwar vom Grate des

Corno die Dosdè bis zum Monte Verva	rund 14	*km*
von der Cima di Saoseo bis zum Monte Saline	» 7	»
mithin insgesammt	rund 21	*km*

Gezeichnet von M. v. Prielmayer. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Cima di Piazzi vom Passo di Verva aus.

II. bei der Piazzigruppe, und zwar bei dem nördlichen Theile vom Colle di Piazzi bis zum Nordabbruch des Corno di San Colombano . . . . . rund 4 *km*
und anderseits von der Cima di Piazzi bis zum südlichen Kopfe der Corni delle Pecore . . . . . » 3 »
bei dem südlichen Theile vom Colle di Piazzi bis zum Südabbruch der Cima Rossa . . . . . » 7 »
beim Maurignokamme . . . . . » 2 »
mithin insgesammt rund 16 *km*

III. bei der Sperellagruppe, und zwar:
beim nördlichen Theil bis zum Passo di Malghera . . rund 9 *km*
beim südlichen Theil bis zum Monte Masuccio . . . . » 11 »
mithin insgesammt rund 20 *km*
bei den östlichen Seitenkämmen dieser Gruppe . . . . rund 11 *km*
bei den westlichen Seitenkämmen derselben . . . . . » 2 »
mithin insgesammt rund 13 *km*
sonach für die Alpen des Grosinathales überhaupt, ausschliesslich der Seitenkämme, ... rund 57 *km*.

Die **Durchschnittserhebung der Gipfel** der drei Gruppen beträgt:

in der Lago Spalmogruppe ohne den Sasso Campanakamm	(12 Gipfel)	3192 *m*
im Sasso Campanakamm	(8 »)	2876 »
der Gesammtgruppe	(20 »)	3065 »
in der Piazzigruppe, nördlicher Theil	(12 »)	3075 »
südlicher Theil mit Maurigno . . .	(12 »)	3050 »
der Gesammtgruppe	(24 »)	3062 »
in der Sperellagruppe, nördlicher Theil, bis zum Passo di Malghera	(12 »)	2946 »
südlicher Theil vom Passo di Malghera an	(10 »)	2792 »
der Gesammtgruppe	(22 »)	2875 »
der Seitenkämme der Sperellagruppe .	(6 »)	2793 »

Der Durchschnitt der Höhenlage der Einsattlungen und Pässe liegt:

in der Lago Spalmogruppe ohne Sasso Campanakamm auf	3000 *m*
im Sasso Campanakamm auf	2810 »
in der Gesammtgruppe auf	2957 »
in der Piazzigruppe auf	2966 »
in der Sperellagruppe auf	2637 »

Eine Vergleichung der Höhen der Hauptgipfel der drei Gruppen der Alpen des Grosinathales zeigt, dass von den 25 höchsten Gipfeln derselben 13 der Lago Spalmo-, 10 der Piazzi- und 2 der Sperellagruppe, darunter von den 12 höchsten Gipfeln wieder 10 der Lago Spalmo- und nur 2 der Piazzigruppe angehören.

Die Scheidung der Alpen des Grosinathales in die vorbehandelten drei Gruppen geschieht durch das Grosinathal mit seinen beiden Ursprungsthälern derart, dass die Valle Grosina Orientale, allerdings im Verein mit der gegen Norden ziehenden Valle di Verva, die Lago Spalmogruppe von der Piazzigruppe, die Valle Grosina Occidentale die erstere von der Sperellagruppe scheidet, während das Hauptthal, die Valle Grosina, die letztgenannte Gruppe von der Piazzigruppe trennt.

In der Valle Grosina Orientale sind drei Thalstufen deutlich zu unterscheiden; die oberste liegt südlich unter dem Passo di Verva zwischen den Hängen des Pizzo di Dosdè und den Sassi Rossi einer-, und der Böschung des Maurignokammes anderseits. Da, wo der Sasso Calosso sich nahe an die Thalsohle herandrängt, bricht diese mit dem Beginn der Baumregion bei 2000 *m*

Höhe über eine steile, von Felswänden durchzogene Stufe nieder zum mittleren Thalboden, der grünen, bebauten und bewohnten Flur von Eita, die an der Klammenge an der Einmündung der Valle Vermolera endet. Nach dieser 2 *km* langen Thalenge, wo die Hänge des Monte Saline und des Dosso dell' Oca sich begegnen, weitet sich der Thalboden wieder zur untersten Thalstufe; fruchtbarer Grund zieht mässig geneigt bis 1100 *m* abwärts, bis zur Einmündung der Valle Grosina Occidentale. Tief eingeschnitten windet sich das Hauptthal, Valle Grosina, zwischen steilen, bewaldeten Hängen seiner Ausgangsschlucht zu; dann verflacht sich der östliche Berghang und das Grosinathal öffnet sich auf den breiten Boden von Grosotto im Addathal.

Zahllose Furchen durchschneiden die Hänge zu beiden Seiten des Thales; doch bestehen nur drei Seitenthäler der Valle Grosina Orientale; zwei von Osten, eines von Westen kommend. Die zwei ersteren sind nicht bedeutend; das eine, die Valle Cassavrolo, entstammt dem grossen Kessel zwischen dem Pizzo del Coppetto und der Cima Rossa mit dem Matto del Redasco und endet mit einem Steilabsturz über dem Anfang des Bodens von Eita; das zweite, das Thal des Rio di Quintena, kommt aus der Hochmulde südwestlich unter der Cima Rossa zwischen dem Dosso dell' Oca und dem Grate zum Monte del Faggio und steigt, bis zur Runse ausgekeilt, an das obere Ende des untersten Bodens des östlichen Grosinathales nieder.

Von grosser Bedeutung ist dagegen das westliche Seitenthal, die Val Vermolera. Es beginnt mit dem Trümmerkessel unter den Felsmauern der Cime Saoseo, auf dessen Boden der Lago Negro, 2554 *m*, liegt, und zieht zwischen den südlichen Steilwänden der Cime di Lago Spalmo und den Nordabstürzen des Sasso Campanagrates 4 *km* weit abwärts, bis zu der Mulde der Laghi di Avedo bei ungefähr 2200 *m* als ziemlich weiter, wenn auch tiefeingeschnittener Grund; dann aber wird das Thal zwischen den Ausläufern der Cime di Lago Spalmo Orientale und des Sasso Campana zur Schlucht, die erst dort endet, wo 1 *km* vor der Vereinigung mit dem östlichen Grosinathale der grüne Boden von Avedo sich zu den Matten von Eita ausweitet.

Das zweite Quellthal des Grosinathales, die Valle Grosina Occidentale, zeigt wieder verschiedene Thalstufen, deren oberste der riesige Kessel der Valle di Sacco, südlich unter dem gleichnamigen Passe, ist. An den Hängen der Bergkette von den Cime Saoseo zum Sasso Campana liegen die Laghi Sappellaccio, 2593 *m*, der Lago Scalpellino, 2482 *m*, und die drei Laghi Piansortivo eingebettet. Mit der kleinen Fläche von Malghera endet der obere Theil der Valle Grosina Occidentale bei 1900 *m* und es beginnt die kurze Thalenge zwischen den steilen Hängen des Sasso Farinaccio und der Punta Lavinale. Mit einer Schwenkung in die allgemein östliche Richtung weitet sich die Sohle des Thales zwischen den beiderseitigen bewaldeten Hängen zu einem schmalen Boden, der sich, etwa 6 *km* lang, langsam senkt, dann drängen wieder die Höhen von beiden Seiten heran und erst kurz vor der Vereinigung mit der von Norden kommenden Valle Grosina Orientale tritt das Thal mit sanftgeneigten, grünen Fluren am Ende des untersten Bodens des östlichen Grosinathales zum Hauptthale aus.

An Seitenthälern leidet die Valle Grosina Occidentale keinen Mangel; alle aber kommen aus der Sperellagruppe. Das nördlichste derselben entspringt einem Kessel unter der Cresta delle Sperelle, ist im Norden durch den Signalrücken (2775 *m* △) von dem oberen Kessel der Valle di Sacco getrennt; das zweite bildet sich aus zwei Mulden, deren nördliche unter der Vetta Sperella, deren südliche unter dem Passo di Malghera liegt und die gleichnamigen Seen umschliesst; es zieht als waldiges Thal zum Boden von Malghera hinaus. Da ist ferner die Valle di Pedrona, aus dem Kar nördlich unter dem Pizzo Trevisina (mit dem Lago di Pedrona) kommend, die Valle di Guinzana, unter dem gleichnamigen Passe entspringend, und schliesslich das

grösste dieser Seitenthäler, die Valle Piana, aus den drei unter dem Hauptkamme zwischen Pizzo del Termine und Pizzo L'ometto eingelagerten Kesseln entstehend.

Ausser der Valle Grosina, welche mit ihren beiden Thalästen die Gruppen scheidet, sie aber durch ihr Alpenleben zugleich aufs innigste zu einer Gesammtgruppe, den Alpen des Grosinathales, vereinigt, kommen aber noch jene Thäler in Betracht, welche nach den diese Alpen umgrenzenden Thälern hinabziehen, ohne das Innere der Gruppen zu berühren. Deren ist wohl eine grössere Zahl, doch sind nur einige wenige derselben von Bedeutung für die Gestaltung der Gruppen.

Das erste derselben ist die Valle Cantone di Dosdè in der Lago Spalmogruppe, welche dem riesigen, gletscherumgürteten Kessel zwischen Corno di Dosdè und Cime di Lago Spalmo entstammt; die Schuttkare gehen bald in begrüntes Land über und nach der Vereinigung mit der von Südosten her aus der Eisbucht zwischen der Cima Settentrionale di Lago Spalmo und dem Pizzo di Dosdè herabsteigenden Valle di Dosdè zieht das Thal mit immer breiter werdender, grüner Sohle mit schwachem Gefälle gegen Norden hinaus zur Valle Viola Bormina.

Das zweite dieser nördlichen Thäler ist die Valle di Verva, die ihren Ursprung in dem nördlich unter dem Passo di Verva gelegenen Kessel nimmt und zunächst mit mässig breiter Sohle ungefähr 1 *km* weit abwärts zieht, dann aber durch die beiderseitigen Hänge bald eingeengt wird und als Schlucht in die Valle Viola Bormina ausmündet; die Bedeutung dieses nur 5 *km* langen Thales liegt darin, dass es den nördlich vom Passo di Verva gelegenen Theil der Lago Spalmogruppe von dem nördlichen Theile der Piazzigruppe, speciell von dem Grate der Corni di Verva und der Costa del Bosco del Conte scheidet.

Die folgenden kleinen Thäler, welche die Nordausläufer der Cima di Piazzi trennen, Valle Gardonne, Valle Elia oder Borone und Valle Bucciana, sind ohne wesentliche Bedeutung.

Von den gegen Osten zum Addathale hinabziehenden, infolge der Steilheit des Gehänges nur kurzen Thälern der Piazzigruppe ist das wichtigste die Val Campaccio, denn sie scheidet im Verein mit dem jenseits des Colle di Piazzi gelegenen Kessel der Vedretta di Verva den nördlichen aus der Cima di Piazzi mit ihren Trabanten bestehenden Theil der Piazzigruppe von dem südlichen Theile derselben. Ihren obersten Grund bildet der weite Kessel östlich unter dem Hauptgrate der Piazzigruppe von der Cima di Piazzi bis zum Pizzo del Coppetto, für dessen Wasser der Lago Campaccio das Sammelbecken bildet. Übrigens ist das eigentliche Thal sehr kurz, denn schon 2 *km* östlich vom See tritt es auf den steilen Hang des Addathales hinaus und fällt als tiefeingerissene Schlucht zu diesem hinab. Und ähnlich ergeht es allen Thälern an der Ostseite der Piazzigruppe, namentlich des südlichen Theiles, wo die steilen Felshänge jede regelrechte Thalbildung ausschliessen.

Der Westabhang der Sperellagruppe weist ein einziges Thal von Bedeutung auf, die Valle del Teo, welche als obersten Boden die grosse, zwischen Pizzo del Teo und Vetta Sperella eingelagerte Mulde mit dem Lago del Teo zeigt; über eine Steilstufe fällt das Thal auf die Terrasse des Campaccio, dann über eine höhere Felsstufe wieder auf eine mässig geneigte Mulde, darauf wieder über einen steilen Hang hinab zu dem dort erweiterten Boden von Angeli Custodi am Poschiavino.

Gletscherbedeckung findet sich in grösserem Maassstabe nur in der Lago Spalmo- und der Piazzigruppe; die südlicher gelegene, niedrigere Sperellagruppe hat nur sehr wenig davon aufzuweisen; übrigens gehört von diesen Gletscherfeldern keines dem Grosinathale selbst an.

Am reichsten und zusammenhängendsten ist, ihrem Aufbau entsprechend, die Lago Spalmogruppe damit bedacht; ihr ganzer, dem Dosdèthale zugekehrter Nord-

abfall, von den Cime di Saoseo bis zum Sasso di Conca, starrt von Eis, bis zu den Hochgipfeln hinauf dehnt sich das gleissende Firnkleid. Der von der Cima Settentrionale di Lago Spalmo nach Norden streichende Felsgrat theilt dieses Gletschergebiet in zwei Theile, die westlich gelegene Vedretta Val Viola und die östliche Vedretta di Dosdè; beide senden ihre Schmelzwasser durch das Dosdèthal nach Norden zur Viola. Ausserdem tragen die Cime di Saoseo hoch oben an ihrer Westflanke die Vedretta di Dugorale, sie ist durch den nach Norden zum Corno di Dosdè ziehenden Hauptgrat vom Eise der Vedretta Val Viola geschieden; endlich trägt auch das Corno di Dosdè an seiner Nordseite unter seinen Gipfelschrofen auf hochgelegener Terrasse mehrere kleine Gletscherfelder.

Das zweite Gletscherrevier befindet sich an der Cima di Piazzi, und zwar vor Allem nördlich derselben die Vedretta di Piazzi, umklammert von dem zackigen Grate der Corni di Verva und dem zum Corno di San Colombano ziehenden Hauptgrate; in weitem Halbkreise umspannt es den Hintergrund der Valle Elia. Südlich der Cima di Piazzi füllt die Vedretta di Verva den zweitheiligen Kessel westlich des Hauptgrates zwischen der Cima di Piazzi und dem Monte Maurigno, während kleinere Gletscher in den hochgelegenen Mulden zwischen der ersteren und dem Pizzo del Coppetto den Hintergrund der Val Campaccio umlagern. Alle die Bäche aber, die diesen Eiswogen entquellen, suchen ihren Weg zur Viola oder unmittelbar zur Adda, keines hinab in das Grosinathal.

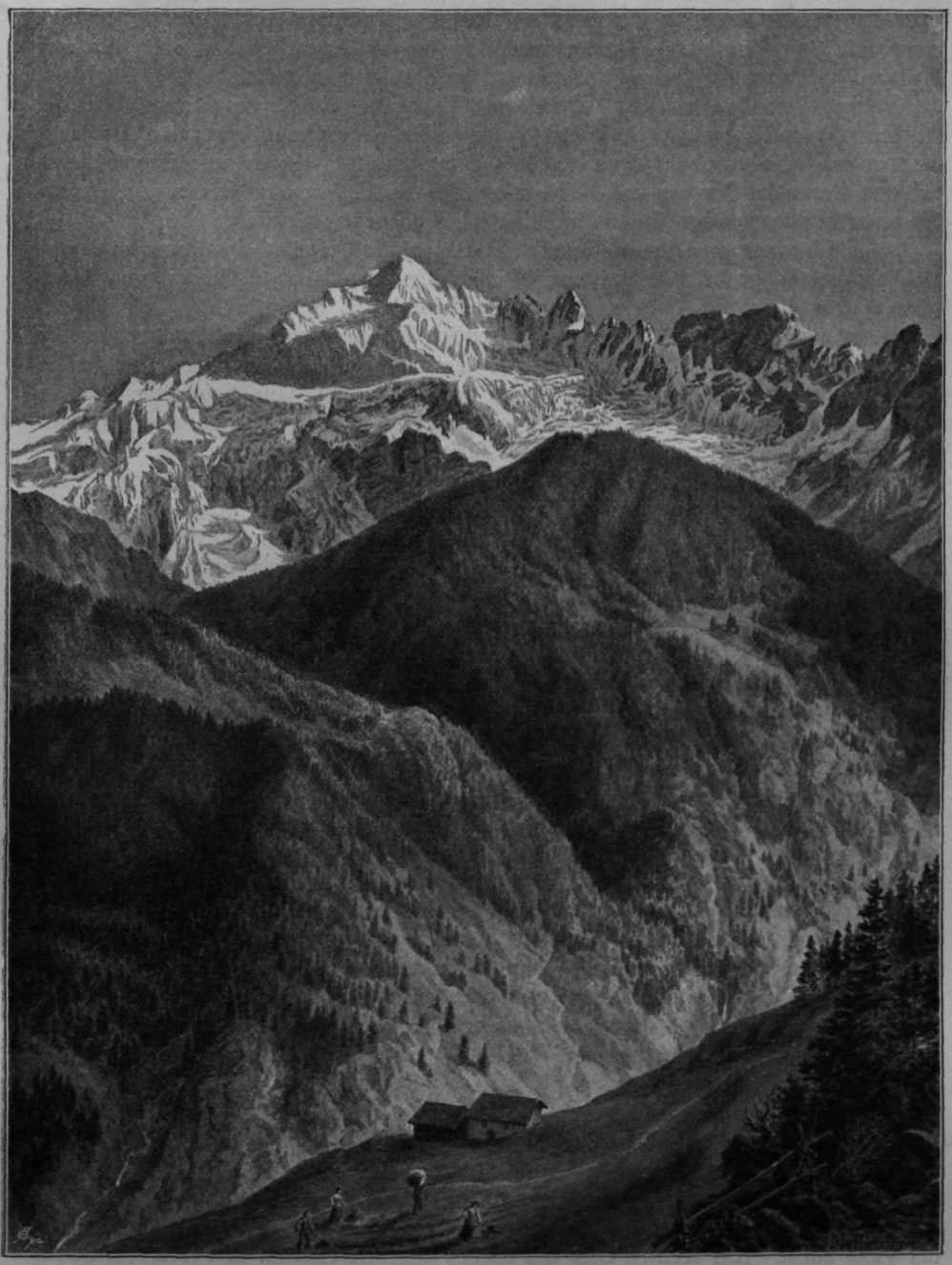
Am spärlichsten ist naturgemäss die Sperellagruppe mit dem Schmucke ewigen Eises ausgezeichnet; nur in dem Kessel des Lago del Teo blinken zwei kleine Gletscher; das Sammelbecken für ihre Wasser ist eben der See. Desto reicher ist dafür diese Gruppe mit kleinen Hochseen ausgestattet; kaum eine der bedeutenderen Mulden entbehrt der belebenden, blinkenden Spiegel.

Geologisches.

Die Alpen des Grosinathales gehören dem Gebiete des Gneis an; Gneis bildet ihre Gipfel und Grate mit Ausnahme des aus grünem Schiefer bestehenden Grates von den Cime di Saoseo zu den Cime di Lago Spalmo. Das Hauptthal ist in Glimmerschiefer mit Quarzgängen eingebettet, ebenso das westliche Grosinathal bis zum Pedronathal, dann folgt der Gneis. An den Thalhängen endet der Glimmerschiefer wenige Meter über dem Flussniveau, und es tritt grüner Schiefer mit grau und weissen Kalkbänken an seine Stelle, bis weiter oben wieder Glimmerschiefer, und als Gipfelgestein Gneis, folgen. Im östlichen Grosinathale reicht der grüne Schiefer bis zur Gabelung bei Eita, dann folgt der Gneis. An der Ecke der Vereinigung der beiden Grosinathäler finden sich Hornblendeschiefer und Diluvialschotter; letzterer auch im Violathale unterhalb der Einmündung der Val Verva, weiter abwärts dann auch Steinkohlenschiefer und Sandstein. Im Addathale tritt von Morignone bis Sondalo Serpentin auf, in der Valle Viola Poschiavina körniger Kalk und im Thale des Poschiavino Hornblendeschiefer. Schuttinseln finden sich bei Cepina und Tola.

Wanderungen.

Von dem alten Bormio, 1225 *m*, führt ein Übergang durch die Valle Viola zur Berninastrasse; er bildet die kürzeste, aber wenig benützte Verbindung zwischen Stilfserjoch und Berninapass. Das Violathal ist schön, aber sehr sonnig, es bietet unterwegs sehr schöne Bilder, wie den Blick auf den Boden von Bormio bei dem



Cima di Piazzi und Corni di Verva von Norden.

Kirchlein Madonna della Pietà, auf die Cima di Piazzi bei San Carlo, auf die Lago Spalmogruppe und das Corno di Dosdè nächst dem Violasee und auf die Berninagruppe im Abstiege zur Berninastrasse. In Isolaccia und Semogo befinden sich Osterien, sonst ist es mit der Verpflegung übel bestellt.

Die Fahrt durch das freundliche Thal von Poschiavo und den See entlang, dann durch die Fortsetzung des ersteren, das engere, ernste Thal von Brusio nach Madonna di Tirano ist reizend. Damit ist das obst- und rebenreiche Thal der Adda, das Veltlin, Valtellina, erreicht. Dort liegt Tirano am Fusse des Monte Masuccio. Die breite, gute Fahrstrasse führt erst zwischen Rebenhügeln aufwärts, am Ausgange des Grosinathales vorüber, dann folgen die interessanten Engen mit ihren Hauptpunkten Ponte del Diavolo und S. Bartolommeo bei S. Antonio Morignone; schliesslich geht es hinaus über Cepina auf den Thalboden von Bormio.

Als Eintrittsrouten in das Innere der Alpen des Grosinathales kommen hauptsächlich drei Wege in Betracht: von Norden über den Passo di Verva, von Nordwesten über den Passo di Sacco, von Süden durch das Hauptthal.

Am nächsten liegt dem vom Stilfserjoch Kommenden der Eintritt über den Passo di Verva; die Val Verva vermittelt den Zugang. Um in dieses Thal zu gelangen, stehen wieder verschiedene Wege zur Verfügung. Ein Saumweg von Isolaccia aus, der bald zum Fusswege wird und, am Nordwesthange des Dosso Le Pone, Dosso Penaglia und der Costa del Bosco del Conte emporsteigend, über der Ausgangsschlucht des Rio di Val Verva Bormina gegen Süden schwenkt, führt am rechten Bachufer zur Cascina di Verva, 2123 *m*; ein weiterer Steig, der zwischen der Alpe Compo und den Baite Paluette im Violathale von dem dortigen Saumwege gegen Südosten abzweigt, steigt gegen 90 *m* tief an die Viola hinab und jenseits zweigetheilt entweder direct zur Baita Verva sopra, 2110 *m*, ungefähr 260 *m* hoch hinauf, oder erreicht, diesen Anstieg vermeidend, in einem Bogen nach links in etwas mässigerer Steigung über die Baita Verva sotto die Val Verva und führt am linken Bachufer, etwas thaleinwärts den über die höhere Alpe gekommenen Steig bei ungefähr 2040 *m* aufnehmend und sanft ansteigend, auf dem linken Bachufer aufwärts.

Kürzer und abwechslungsreicher als diese Hauptwege sind zwei Varianten. Die eine besteht darin, dass man an der Wegtheilung 150 *m* hinter S. Carlo den Weg links einschlägt, der an die Viola hinab und über dieselbe, dann in Windungen im Walde aufwärts führt, bis er auf den von Isolaccia zur Cascina die Verva führenden trifft. Die zweite Variante führt von S. Carlo aus den oben angeführten, links abzweigenden Saumweg, der bei den Baite Presuraccia in einen kleinen Fussweg übergeht, der immer im Walde fort am Hange hinzieht bis zu den Hütten von Permoglia di sotto; unter diesen vorbei zieht eine kaum sichtbare Pfadspur an den unteren Steilfall hinaus und an demselben hinab an den Fluss, nahe oberhalb der Mündung des aus dem Vervathale kommenden Baches. Ein sehr schwankes Steglein führt über die brausende Viola, dann geht es gegen 250 *m* über bemooste, von Alpenrosen und Brombeeren übersponnene Felsblöcke und weichen Humus, zwischen Legföhren und Fichten steil empor bis zum Alpenboden der unteren Baite Verva, in 25 Minuten von der Violabrücke.

Nun aber die Val Verva selbst. Bald nach den Alphütten geht der Baumwuchs zu Ende; von zahlreichen Rinnen durchfurcht ziehen die beiderseitigen Thalhänge herab zu einem schmalen, grünen, mit Blöcken reichlich besäten Boden, an dessen nordöstlichem Rande in weitem, tiefen Felsgraben der Rio di Verva Bormina der Viola zueilt. Am rechten Ufer des Baches liegt die Cascina di Verva, der Stapelplatz für die Erzeugnisse der Alpwirthschaft, die von hier gesammelt abtransportiert werden, zugleich auch gelegentliche Station der Zollwächter. Eine Brücke vermittelt den Übergang, der tiefe Graben, der bis hier herauf die Thalsohle spaltet, ist zu Ende; hier stösst auch der rechtsuferige Steig zu unserem Wege.

Allmählig erscheint der Gipfelgrat der Cima di Piazzi, und es öffnet sich der Blick hinauf in die Mulde des Lago Maurignino und den imposanten Kessel der

Vedretta di Verva, der unser Bach entquillt; stärker hebt sich der Weg und bald stehen wir auf dem flachen, mit Blöcken übersäten Sattel des Passo di Verva, 2314 *m*, 1¼ Stunden, mit seinem prächtigen Blick auf den gewaltigen Kessel der Vedretta di Verva mit dem Südwestabsturze der Cima di Piazzi, die ihr weisses Haupt über die kühngeformten Zacken des Gipfelgrates erhebt, und auf den Riesenklotz des Monte Maurigno mit seinem originellen Felsausbruche und seinen senkrechten Schichten.

Hinunter denn in die Valle Grosina Orientale! Am rechtsseitigen Hange läuft der Steig in geringer Entfernung vom Thalbache, dem Rio di Verva Grosina; schwach begrünt ist der geröllbedeckte Boden; schon öffnet sich der Blick gegen Süden, von allen Seiten ziehen kleine Wasseradern dem Bache zu, zur Rechten stürzt rauschend der Abfluss des Lago Calosso, die Roggia del Lago, herab. Einem schmalen, grünen Boden folgt mit dem Beginn des Baumwuchses die sperrende Felsschranke, rasch fällt die Thalsohle über 300 *m* tief hinab, während der Steig nun allmählig sich senkt. Jetzt wird der Blick in das jenseits gelegene Cassavrolothal frei, hoch streben in seinem Hintergrunde Geröll und Schneezungen an den Steilmauern der Cime Redasco hinauf, die ihre beiden luftigen Zinnen kühn vom Grate weg erheben, den Blick durch ihre Erscheinung fesselnd. Im Vordergrunde steht auf grüner Terrasse über Steilwänden das kleine Alpendörfchen Cassavrolo, 1938 *m*, während durch die Felsschlucht daneben der Rio di Cassavrolo zu Thal stürzt. Vor uns zieht das Grosinathal hinaus, unter uns aber liegt auf freundlich grünem, welligen Boden zwischen Wald und Fels das idyllische Eita in zerstreuten kleinen Gruppen; auf einer kleinen Bodenwelle erhebt sich, ansehnlicher als die übrigen, ein höherer Bau mit einem Glockenstuhl und einem ebenfalls steinernen Querbau. Das ist das stattliche Kirchlein und die Casa d'Eita, ein Heim für die Touristen an einem überaus glücklich gewählten Punkte im Herzen der Alpen des Grosinathales.

Rasch sind wir drunten bei dem wohlgefügten Bau; wie schön ist doch die Umgebung! Im Norden in gewaltiger Wucht der Monte Maurigno, der Pizzo Campaccio, der Pizzo del Coppetto; über die steilen Waldhänge schauen noch der Rücken des Matto del Redasco und die westliche Spitze des Redasco herüber, während zwischen dem Monte Storile und dem Monte Saline die Berge südlich jenseits der Adda sichtbar sind; aus der Val Vermolera blicken neben dem Monte Saline der Sasso Campana und der Felsgipfel des Pizzo Matto hervor, im Westen aber erhebt sich der aufgewölbte Hang des Sasso di Conca und es erscheint der von diesem nach Norden ziehende Kamm der Sassi Rossi mit dem zum Passo di Verva ziehenden Verbindungsgrat. Der Dosso d'Eita selbst, auf dem die Casa d'Eita, 1703 *m*, steht, zeigt eine Anzahl von Felshöckern, die mit aufrecht stehenden Schichten die grüne Decke durchbrechen; steil fällt der Boden ganz nahe südlich des Unterkunftshauses etwa 50 *m* ab, während ostwärts davon der Thalbach in eine tiefe Klamm stürzt.

Der zweite Zugang von der Berninastrasse aus führt über den Passo di Sacco in die Valle di Sacco, Valle Grosina Occidentale. Zunächst ist durch die Valle di Campo der Weiler Ruggiolo zu erreichen; ein wenig abwärts am Bache findet sich eine Brücke, von der ein Fusssteig durch den Arvenwald in nordöstlicher Richtung, den Abfluss des Lago di Saoseo übersetzend, über eine Waldblösse mit den Hütten von Saoseo führt, dann stärker steigt und allmählig in südöstlicher Richtung umschwenkt, und in Windungen ziemlich ermüdend und einförmig, erst über Matten, dann auf dem rauhen Hange emporführt, zu einem vorspringenden Kopfe und auf dem Rücken desselben zur Einsattlung des Passo di Sacco, 2751 *m*, 2½ Stunden. Prächtig ist der Rückblick während des Aufstieges, der sich früh morgens im

Schatten vollzieht. Es zeigen sich: die Berninagruppe, unmittelbar jenseits der Val Viola Bormina mit dem aus dem dunklen Waldesgrün heraufleuchtenden kleinen Lago di Saoseo, die finsteren Felswände des Sasso di Campo, 3234 *m*, von deren breitem Gipfelgrat zahlreiche Schuttrinnen zu der offen daliegenden Val Mera herabziehen, und das Corno di Campo, 3305 *m*, mit seinen schutt- und schneeerfüllten Karen. Endlich erschliesst sich noch die Fernsicht über die Val Lagone und den Berninapass auf den Piz Languard und die Berge des Ober-Engadins, den Piz d'Err und seine Nachbarn.

In südlicher Richtung zieht der Steig über den Sattel weg in die oberste Mulde der Valle di Sacco hinab, dann in dem sich immer mehr erweiternden Thale am rechten Ufer des Baches, theilweise hoch über demselben, angesichts des Pizzo Matto und des Kessels der Laghi Piansortivo in allgemein südlicher Richtung abwärts, zuletzt durch Wald zur Casera di Sacco, einer grossen Käserei, und auf einem guten Saumwege hinunter nach Malghera, 1 1/2 Stunden vom Pass, mit dem Kirchlein Nostra Signora della Neve, 1972 *m*, an der Mündung des Malgherathales, die rings von Wald umgeben ist. Bei der Kirche befindet sich ein zugehöriges Wohngebäude, in dem Touristen auch Nachtlager gewährt wird.

Von der Thalenge von Malghera an schwenkt mit dem Thal, das nun ausschliesslich den Namen Valle Grosina führt, auch der Saumweg am rechten Bachufer allmählig gegen Osten, tritt bei Campo Pedrona, 20 Minuten von Malghera, auf das linke Ufer über und schwenkt schliesslich in nordöstlicher Richtung, gegenüber Fusine, in die Valle Grosina Orientale ein, zwei Stunden von Campo Pedrona.

Damit trifft diese Route auf die dritte und bedeutendste der Eingangsrouten, die von Süden, von Grosotto oder Grosio her im Grosinathale selbst aufwärts führende, welche also nicht die Überschreitung eines Passes voraussetzt. Hier stehen gleich zwei Saumwege zur Verfügung. Der eine derselben, von Grosotto, 610 *m*, und zwar von dessen Südwestende ausgehend, führt auf dem rechten Ufer des Roasco hoch über dem Bache thaleinwärts und wendet sich in die Valle Grosina Occidentale, doch führen mehrere Brücken über den dortigen Thalbach auf den Saumweg an dessen linkem Ufer, der in die Valle Grosina Orientale einbiegt und am rechten Ufer des Roasco aufwärts über den Rio di Avedo und nach Eita zieht. Der zweite, schönere Saumweg steigt von Grosio über das aussichtsreiche Plateau von Ravoledo empor und führt am linken Ufer des Roasco über Fusine, 1205 *m*, in 3 1/2 bis 4 Stunden nach Eita; er steht in mehrfacher Verbindung mit dem Saumwege am rechten Ufer.

Die Casa d'Eita ist ein vorzügliches Standquartier für eine Anzahl weiterer Touren. Am nächsten liegt die Wanderung in die Val Vermolera und zur Capanna Dosdè. Am linken Ufer des Rio di Avedo führt der Steig über die Fluren von Avedo und durch Stabine, an der schönen Cascata delle Piatte vorüber in einer Stunde nach den Hütten von Vermolera, 1935 *m*, in dem tiefen, theilweise noch bewaldeten Felskessel. Dort tritt der Steig auf das rechte Ufer über und überschreitet den in raschen Sprüngen diesem Kessel zueilenden Abfluss der beiden hoch oben unter dem Monte Saline eingebetteten Seen, des Lago Alpesella und Lago Pian delle Vacche. Nach ungefähr einer halben Stunde gabelt das Thal, ein felsiger Rücken schiebt sich auf der Längsachse von Westen herein, so zwei Thaläste bildend. Durch die rechtseitige, nördlichere Schlucht führt der Steig, der hier wieder auf das linke Ufer des Baches tritt, empor an den nördlichen Lago di Avedo, 2208 *m*; durch die andere, südlichere Schlucht führt ein anderer Steig aufwärts, den Abfluss des kleineren, südlichen Lago di Avedo überschreitend, zu diesem Seelein, 2199 *m*, und nördlich an demselben vorbei, schwenkt aber bald nach links gegen Süden ab, steigt in der

weiten, zwischen Pizzo Matto und Sasso Campana herabziehenden Mulde empor, an dem kleinen, zwischen Felstrümmern liegenden Lago Venere, 2384 *m*, dessen Abfluss überschreitend, vorbei zum Passo di Vermolera, ungefähr 2760 *m*, hinauf, zwei Stunden von Vermolera, dem Übergang zu dem weiten Kessel der Laghi Piansortivo und damit in die Valle di Sacco, wo bei der Casera di Sacco und Malghera an Übergängen über den Thalbach kein Mangel besteht.

Die beiden Laghi di Avedo, von den Thalbewohnern Laghi di Tress benannt (nach einer Art von Viehzäunen), liegen in einem Becken beisammen, drei Viertelstunden von Vermolera. An der nördlichen Thalseite liegt hoch droben unter der Cima di Lago Spalmo Orientale der kleine Lago Spalmo, 2510 *m*; sein Abfluss ergiesst sich in den nördlicheren der beiden Laghi di Avedo und giebt eine allgemeine Richtung für den Aufstieg zu diesem Hochsee; einstündiges Steigen bringt dorthin.

Corno di Dosdè.

Weiter aufwärts führt der Thalweg ausschliesslich am linken Ufer des Avedobaches; nun erweitert sich auch der Blick auf die Cime di Lago Spalmo herüben und die Bergkette vom Pizzo Matto drüben bis zum Thalschluss, immer höher wächst die Felsmauer der Cime di Saoseo empor, jetzt erscheint, mit Schneeresten bedeckt, das Trümmerkar zu ihren Füssen, und endlich auch der Spiegel des Lago Negro, 2554 *m*, 2½ Stunden von Casa d'Eita; derselbe ist gegen ½ *km* lang und 300 bis 400 *m* breit und füllt den ganzen Kessel aus; im Hochsommer erst thaut er auf, denn die ihn umschliessenden Felswände beschatten ihn bei niedrigem Sonnenstande und schützen die beschneite Eisfläche vor den auflösenden Strahlen.

Vom südwestlichen Rande des Sees, um den ein Fusssteig herumführt, zieht ein markierter Pfad über das Geröll in westlicher Richtung aufwärts und erklimmt in Windungen und schiesslich in einer langen Schleife gegen Süden gewendet die Höhe des Passo di Lago Negro, ungefähr 2870 *m*, unmittelbar nordwestlich des Pizzo Ricolda, 1 Stunde; jenseits geht es am Gehänge der Valle di Sacco fort

zu dem Thalwege und zum Passo di Sacco, $1^1/_2$ Stunden, oder abwärts nach Malghera, $2^1/_2$—3 Stunden.

Nordnordöstlich über dem See aber liegt ein anderer, wichtigerer Übergang, der Passo di Dosdè, 2850 *m*; in kaum einer Stunde führt der gewundene Steig hinauf zur Capanna Dosdè, der prächtig gelegenen Unterkunftshütte der Section Mailand des C. A. I. Wird sie von der Sonne beglänzt, oder vom Schneesturm umbraust, oder von Nebeln umkreist, immer ist die Hütte ein hochwillkommenes Heim da droben zwischen dem Eise der Gletscher und den starrenden Felswänden, mit ihrem wundervollen Blick in die Thäler von Dosdè und Vermolera hinab und darüber weg auf die schwarze Pyramide des Corno di Dosdè und den Monte Foscagna mit seinen Nachbarn jenseits der Valle Viola Bormina, und auf die Bergkette von den Cime di Saoseo bis zum Pizzo Matto; gerade gegenüber schaut über den Passo di Lago Negro die Vetta Sperella herüber.

Auch von Norden, von der Valle Viola Bormina aus, ist die Dosdèhütte zu erreichen. Von dem dortigen Saumpfade und zwar sowohl von den Baite Crapenna und Minestra aus als auch 1 *km* östlich des Lago Val Viola führen Pfade zu den Dosdèhütten, 2135 *m*, an der Mündung des Dosdèthales in das Violathal. Auf mässig ansteigendem Wege am linken Ufer des Dosdèbaches aufwärts ist in einer Stunde die Baita del Pastore, 2393 *m*, erreicht. Stärker hebt sich von da ab der Steig und führt am südlichen Ende des Thales ziemlich scharf empor, schliesslich über Eis zum Passe und zur Hütte, 2 Stunden. Der kurze Weg ist reich an wunderschönen Blicken auf die Vedretta di Dosdè und die Vedretta Val Viola mit ihrem Gipfelkranze.

Die Capanna Dosdè bietet ein vorzügliches Standquartier für eine Anzahl von Hochtouren in der Lago Spalmogruppe.

Ersteigungen.[1])

Das Corno di Dosdè, 3232 *m* △, wurde zum ersten Male am 8. September 1866 von H. P. Thomas, F. A. Lewin und J. D. Finney mit P. Jenny und A. Flury von Pontresina erstiegen.[2]) Der Aufbruch erfolgte um 8 Uhr morgens von einer Hütte der obersten Valle di Campo aus; vom Passo di Viola weg wurde die Richtung auf das Massiv selbst genommen und um $9^1/_4$ Uhr stand die Partie am unteren Ende eines von einer Scharte zwischen zwei Spitzen herabziehenden, vereisten Couloirs; eine $2^1/_4$stündige Stufenarbeit brachte auf die Scharte, von wo aus über den Grat der Gipfel nach im Ganzen vierstündigem Steigen erreicht wurde. Den höheren westlichen wie den östlichen Gipfel schmückten die Ersteiger mit Steinmännern. Der Abstieg wurde gegen das Dosdèthal genommen, jedoch aus dem Winkel südwestlich unter dem Corno di Dosdè wieder zu einer westwärts gelegenen Gratscharte empor- und jenseits hinabgestiegen in die oberste Valle di Campo; der Beschreibung nach unterliegt es keinem Zweifel, dass es sich hier um die erste bekannte Überschreitung des Passo del Corno, 2932 *m*, handelt.

1879 erstieg Prof. Heumann (S. A. C.) den Gipfel.[3]) Am 17. August 1891 erreichten von der neueingeweihten Schutzhütte auf dem Passo di Dosdè aus vier Herren der Sectionen Mailand und Cremona mit dem Führer Krapacher von Premadio[4]) nur

---

[1]) Hier sind nicht sämmtliche Ersteigungen, sondern nur die interessantesten aufgeführt.

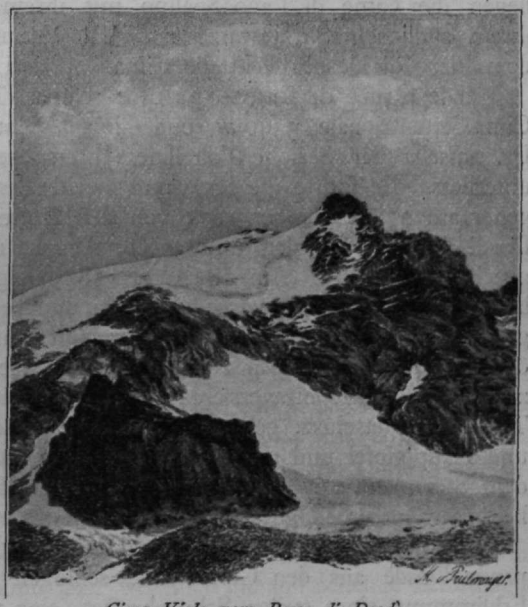
[2]) Alpine Journal, Vol. II, 1865—66, S. 407.

[3]) Studer, Über Eis und Schnee, IV, 358.

[4]) Mittheil. d. D. u. Ö. A.-V., 1894, S. 8. Riv. Mens. 1891, S. 255 und 413.

den Grat zwischen den Spitzen. Am 10. Juli 1893 erstieg Dr. L. Darmstädter (Berlin) mit den Führern Johann Stabeler (Taufers) und Christian Schnitzler (Pontresina)[1]) die Spitze ebenfalls von der Hütte aus. Nach einem vergeblichen Versuch, auf den Westgrat zu gelangen, wurde über den Ostgrat die Ersteigung durchgeführt. Der Abstieg erfolgte durch die Mulde und über den Passo del Corno nach der Valle di Campo.

Am 5. August 1894 folgten L. Purtscheller und Dr. Blodig,[2]) die an demselben Tage schon die Cima Viola bestiegen hatten, ebenfalls von der Schutzhütte aus, in 2 St. 40 Min. Sie griffen den Gipfel in der Richtung einer grossen, gegen Süden herabziehenden Rinne über Schutt, Schnee und Platten an, wandten sich später rechts, dann wieder links gegen den obersten Felsbau der höchsten, westlichen Spitze, deren Steilabbruch von Dr. Blodig erklettert, von Purtscheller in einer Schneerinne zur Rechten umgangen wurde. Den Abstieg nahmen sie in einer anderen, etwas mehr westlich gelegenen Schnee- und Schuttrinne, standen in 30 Minuten am Fusse des eigentlichen Gipfels und stiegen dann, zuletzt über ziemlich steile Felsen, zum Passo del Corno empor. Dem Abstieg zur Valle Viola Poschiavina (von den früheren Partien immer als Valle di Campo bezeichnet) setzte eine 30 *m* hohe, etwa 60° geneigte Platte ein Hinderniss entgegen, das glücklich überwunden wurde; dann gieng es über Schuttfelder und Felsstufen, über Trümmer und nackte Steinbänke hinab in das Thal.



Cima Viola vom Passo di Dosdè.

Die Aussicht vom Gipfel des Corno di Dosdè ist sehr schön, namentlich der Blick auf die beiden Violathäler, da derselbe nahezu in deren Achse steht; gegen Süden und Osten ist sie eingeschränkt durch die Lago Spalmo- und die Piazzigruppe, dafür bildet aber den Glanzpunkt der Rundschau gerade der Blick auf die Eisfelder und Gipfel der ersteren, die in unmittelbarer Nähe liegen.

Die Cime di Saoseo, 3277 und 3267 *m*, wurden zum ersten Male von L. Purtscheller und Dr. Blodig[3]) am 4. August 1894 von der Capanna Dosdè aus über den von dem Felskopfe westlich der Hütte zum nordöstlichen Gipfel, 3277 *m*, ziehenden Grat bei Neuschnee in zwei Stunden erstiegen. Ein wilder Felszacken auf diesem Grate wurde im Aufstiege an seiner Südseite mittelst schwieriger Kletterei, im Abstiege aber durch Ausweichen auf die obersten Firnhänge der Vedretta Val Viola umgangen. Der Übergang auf die südwestliche Spitze, 3267 *m*, nahm nur zehn Minuten in Anspruch, die horizontale Entfernung beträgt etwa 300 *m*; der Abstieg zur Hütte wurde in einer Stunde vollführt. Der Aufstieg ist wohl auch

[1]) Mittheil. d. D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 261.
[2]) Ö. A.-Z., Bd. XVII, 1895, S. 42.
[3]) Ö. A.-Z., Bd. XVII, 1895, S. 27.

vom Passo di Sacco über den Westgrat, sowie von den Laghi Sappellaccio aus über die Trümmerhalden direct durchführbar.

Die prächtige Rundschau, welche nur für die unmittelbare Umgebung nach der Lage der beiden Gipfel verschieden ist, umfasst als Glanzpunkt die Berninagruppe, vor Allem die Vedretta di Palü mit dem Piz Palü und dem Piz Zupò im Hintergrunde; über dem nach Süden, zum begletscherten Pizzo Scalino streichenden Gebirgszuge ragt der Monte della Disgrazia auf; nördlich erheben sich neben dem Corno di Dosdè und über der mit kleinen Seen geschmückten Valle Viola Poschiavina die dunklen Felshäupter der Campogruppe, links davon öffnet sich über den Berninapass hin der Blick auf den Piz Languard und den Piz d'Err mit ihren Nachbarn im Ober-Engadin; gegen Nordosten überragt die Silvrettagruppe die Berge südlich des Inns; gegen Osten erscheint die Ortlergruppe und südlich davon die Presanella, der Adamello und die Bergamasker Alpen. Unmittelbar vor Augen aber liegen die Cime di Lago Spalmo mit ihrem gletscherbedeckten Nordhange und ihrem südlichen Steilabsturze zur Val Vermolera; zwischen diesen Gipfeln und dem Pizzo di Dosdè blickt die Cima di Piazzi herüber.

Die Cime di Lago Spalmo: Cima Viola oder Cima Occidentale, 3384 *m*, Cima Settentrionale, 3340 *m*, und Cima Orientale, 3299 *m*, wurden sämmtlich von Dr. Sassella der Sezione Valtellinese[1]) erstiegen, der jedoch jede Veröffentlichung unterliess. Er führte die erste und zweite Ersteigung der Cima Viola als Alleingeher am 27. September 1875 von den Hütten von Vermolera über den Passo di Dosdè in fünf Stunden und am 8. August 1876 von der Alpe Avedo auf dem gleichen Wege aus. Am 18. August 1889 folgte Antonio Cederna der Section Mailand mit Krapacher;[2]) von den Laghi di Avedo in zwei Stunden zum Dosdèpass gelangt, bogen sie, um das Schlagen von Stufen zu vermeiden, aus der anfänglich östlichen Richtung gegen Norden ab, über die zur Valle Cantone di Dosdè hinabziehenden Felsen hintraversierend. Nun wandten sie sich südwärts gegen den oberen Theil des Gletschers, gelangten zunächst an den tiefen Schrund zwischen Vorgipfel und Hauptgipfel und gewannen von da in directem Aufstieg den Gipfel selbst. In dem Steinmann am Gipfel fand Cederna die Karte mit dem infolge der Feuchtigkeit fast unleserlich gewordenen Namen des ersten Ersteigers Dr. Sassella.

Am 5. August 1894 erstiegen L. Purtscheller und Dr. Blodig[3]) von der Capanna Dosdè aus den Gipfel. Sie schlugen zuerst eine rein östliche, dann nach Erklimmung eines steilen Schneehanges, eine nördliche Richtung ein, indem sie an der Westwand des Gipfelmassivs emporstiegen und so mit Umgehung eines unterhalb gelegenen Felsabbruches die gletscherbedeckte Nordwestseite gewannen; hierauf gieng es mit einer Schwenkung in südöstlicher Richtung im Zickzack anfangs steil, später mässiger aufwärts, bis die westliche und die nördliche Spitze sichtbar wurden. Da breite, langgedehnte Spalten den directen Zugang zu beiden Gipfeln sperrten, wandten sich die Beiden in einem Bogen nach rechts und traversierten an dem Steilhange des Westgipfels oberhalb des breiten Bergschrundes links aufwärts, wobei allerdings die Gefahr nahe lag, im tiefen Schnee eine Lawine loszutreten. Weiter oben besserten sich die Verhältnisse, die Neigung nahm ab und, rechts abbiegend, erreichte man die Spitze in nur 1 1/2 Stunden von der Hütte. Dieser Anstieg, ähnlich dem Cederna's, erscheint als die geeignetste Route, wenn auch die Zeit eben nicht als Norm aufgestellt werden kann; waren die Beiden doch auch in

[1]) Boll. del C. A. I., Bd. XXV, 1891, S. 93.
[2]) Ebenda, S. 92.
[3]) Ö. A.-Z., Bd. XVII, 1895, S. 41.

35 Minuten nach dem Verlassen des Gipfels schon wieder in der Hütte, um am nämlichen Tage noch über das Corno di Dosdè nach Pontresina zu wandern!

Die Rundschau bietet im Allgemeinen dasselbe, wie die Cime di Saoseo; doch ist natürlich der Blick in die Tiefe des Thales von Poschiavo und der Violathäler verschlossen, dafür aber erheben sich über dem Dosdègletscher und seiner Ostumwallung die Zinnen der Piazzigruppe und der Lago Spalmo blinkt aus der Tiefe zwischen den drei Lago Spalmogipfeln herauf.

Nur 700 *m* in der Luftlinie entfernt erhebt sich nordöstlich von dem westlichen Gipfel die Cima Settentrionale. Am 12. September 1866 hatten bereits H. P. Thomas, F. A. Lewin und J. D. Finney mit P. Jenny und A. Flury aus Pontresina [1]) diesen Gipfel erstiegen. Allerdings war ihre Absicht, den westlichen Gipfel zu besuchen, diese misslang aber. Nach einer Regennacht hatten die Genannten, durch Gewölk irre geführt, den nördlichen Gipfel für den höheren gehalten und querten, nachdem sie von der Dosdèalpe aus in der Valle Cantone di Dosdè aufgestiegen waren, den Violagletscher; durch Felswände aufgehalten versuchten sie dann dem Gipfel von der Ostseite beizukommen, fanden aber auch hier steile Eishänge und scharfe Kletterei an den übereisten Felsen. Nach achtstündigem Steigen stand die Partie auf dem Gipfel um zu sehen, dass sie nur die zweithöchste Spitze erklommen hatte. Man baute einen Steinmann und stieg wieder zum Dosdèthale ab, wobei noch in einer Eisrinne hinab Stufen geschlagen werden mussten.

Der zweite Ersteiger war Dr. Sassella 1875. Ihm folgte A. Cederna mit Krapacher am 18. August 1889 von der westlichen Spitze aus.[2]) In 20 Minuten wurde der Grat zwischen beiden Gipfeln überschritten, aber 40 Minuten erforderte der Anstieg auf den Gipfel über schlechtes, vereistes Gestein. Den Rückweg nahm Cederna wieder über den Westgipfel zum Passo di Dosdè und zu den Avedoseen.

Die Cima Orientale wurde zum ersten Male am 23. August 1866 von D. W. Freshfield und J. D. Walker mit P. Jenny erstiegen.[3]) Sie stiegen von der Dosdèalpe aus über den Dosdègletscher gegen den Avedopass an, erreichten von dort mit einer Schwenkung nach rechts in einer halben Stunde die Cima Orientale, krönten diese mit einem Steinmann und stiegen über den Passo di Avedo nach Vermolera ab.

Im Jahre 1875 erstieg Dr. Sassella den Gipfel und zwar, wie Cederna wohl mit Recht annimmt, vom Lago Spalmo aus, wo hoch hinaufreichende Schuttlager die Gewinnung des kurzen westlichen Gratastes zu ermöglichen scheinen.

Am 15. August 1896 führte Vittorio Ronchetti mit Compagnoni von der Dosdèalpe aus die Ersteigung der südlichen Spitze der Sassi Rossi in zwei Stunden und den Übergang von da über den Sasso di Conca bis auf die Cima Orientale in $4^1/_2$ Stunden durch; am 24. August 1896 stieg Giorgio Sinigaglia (Section Mailand) mit Enrico Schenatti (Val Malenco) und Rinaldi zum Sasso di Conca an; unter dem Kopfe seitwärts abbiegend, gewann er den Hauptgrat und, abwechselnd auf diesem und dem Gletscher vorrückend, die Cima Orientale. Der Abstieg wurde über den Passo di Avedo genommen.

Ende Juli 1897 erstiegen Coolidge und G. Sinigaglia mit den Führern Almer (Schweiz), A. Baroni (Sussia) und Rinaldi den Colle di Lago Spalmo (3160 *m* An. Sin.) in 5 Stunden; Sinigaglia allein mit Baroni und Rinaldi traversierte das westliche Gletscherfeld der Vedretta di Dosdè in nordnordöstlicher Richtung bis zu dem

[1]) Alp.-Journ., Bd. II, 1865—66, S. 408.
[2]) Boll. del C. A. I., Bd. XXV, 1891, S. 94.
[3]) Alp.-Journ., Bd. II, 1865—66, S. 406.

den Gletscher in nördlicher Richtung durchschneidenden Felsgrate zu Punkt 2709, dann wurde rechts geschwenkt und über die Graterhöhung, 3261 *m*, die Cima Orientale di Lago Spalmo erstiegen; Abstieg über den Passo di Avedo nach Eita.

Der Sasso di Conca, 3143 *m*, wurde zum ersten Male am 22. Februar 1896 von G. Sinigaglia mit Battista Confortola (Val Furva) und Rinaldi (Grosio) von Eita aus erstiegen;[1]) auf einem Steige wurden die oberen Weideplätze erreicht, der schneeerfüllte, gegen Südosten herabziehende Graben überschritten und das in 2240 *m* Höhe gelegene, kleine Plateau gewonnen; dann gieng es hinauf zu dem vom Gipfel südlich vorschiessenden Seitengrat und über dessen Felsklippen empor zum Gipfel, der in 4 Std. 10 Min. erreicht war. Nach Errichtung eines Steinmannes wurde durch das zwischen den beiden südlichen Seitengraten hinabziehende, mit hartem Schnee gefüllte Couloir abgefahren, weiter unten gieng es dann auf einem Steige nach links und schliesslich pfadlos durch den Wald im Nebel hinaus zur Casa d'Eita. Zum zweiten Male erstieg G. Sinigaglia den Gipfel am 19. August 1896 mit Rinaldi auf dem gleichen Wege, doch unter grösseren Schwierigkeiten wegen des mangelnden Schnees; die wieder zum Abstieg benützte Mulde war auch ohne Schnee sehr gut gangbar.

Der in das obere Grosinathal (Eitathal) vorspringende Sasso Calosso, 2538 *m*, ist von Eita aus in zwei Stunden zu erreichen; ein von dem Wege zum Passo di Verva abzweigender Steig führt nahe unter den von West nach Ost gestreckten Rücken. Der Ausblick ist wegen der Lage und der geringen Höhe ein beschränkter, immerhin aber interessant, namentlich auf die Cime Redasco und ihre Nachbarn.

Die südliche Spitze, 3098 *m*, der Sassi Rossi, wurde im Jahre 1883 vom Bergführer Krapacher (Premadio), dann am 4. August 1896 von G. Sinigaglia mit Rinaldi über die Alpe Calosso, weiter über Fels zum kleinen Eisfeld und über dieses und durch einen Kamin zur Scharte südlich der Spitze, endlich wegen der Ungangbarkeit des Grates nach Traversierung der Ostflanke von dem nördlich der Spitze gelegenen Schneesattel über den Grat erstiegen. Die nördliche Spitze, 3116 *m*, erstiegen zuerst am 3. August 1894 Purtscheller und Dr. Blodig[2]) von der Casa d'Eita aus. Sie gelangten, von dem Wege zum Passo di Verva abbiegend, und bei dem Abflusse des — von Purtscheller entsprechend der Karte als Lago di Verva bezeichneten — Lago Calosso bergan steigend in das Hochkar über dem See in 1 St. 50 Min., schritten in nordwestlicher Richtung eine steile Trümmerhalde hinan und erreichten über eine Felsstufe die oberen, geröllbedeckten Hänge des Gipfels und, schräg nach rechts durch einzelne Risse und Kamine emporkletternd, in weiteren 2¼ Stunden den südlichen Gipfelzacken, auf dem sie einen kleinen Steinmann erbauten; dann erstiegen sie den nördlichen, um 1—2 *m* höheren Zacken. Den Abstieg vom Gipfel nahmen sie ein Stück auf dem Hauptgrate nördlich hinab, zum Passo del Pizzo, stiegen aber nicht zu Thal, sondern aufwärts zum Pizzo di Dosdè, 3280 *m* △; bei der kaum 30° betragenden Steigung des breiten Gipfelbaues standen sie schon drei Viertelstunden nach Verlassen des vorigen Gipfels auf dem Pizzo, von dem sie nach kurzem Verweilen, des nebligen Wetters wegen, zunächst über den Südwesthang der Kuppe hinabstiegen. Rechts abbiegend folgten sie dann einer breiten, zwischen dem Pizzo di Dosdè und dem Dosdègletscher eingeschnittenen Schneerinne, umgiengen, links gewendet und über hohe Stufen, Kamine, Bänder und Grasflecken abwärts kletternd, den zur Linken gelegenen, mächtigen Gletscherabsturz, verfolgten eine Strecke weit die rechte Seitenmoräne und überwanden die letzte Steilwand, indem sie die steil abstürzende, zerklüftete Gletscherzunge überquerten und

[1]) Riv. Mens. V., Bd. XIV., 1896.
[2]) Ö. A.-Z., Bd. XVII, 1895, S. 25.

an deren linker Seite abwärts stiegen. 1 3/4 Stunden nach dem Verlassen des Pizzo betraten sie die Trümmerhalden des Dosdèthales.

Am 17. August 1896 führten G. Sinigaglia und Facetti diese Partie in umgekehrter Reihenfolge in der Weise durch, dass sie vom Passo di Verva durch ein weites Couloir und über den kleinen, unter dem Passo del Pizzo gelegenen Gletscher, dann über die Wand nördlich des Passes an der Ostseite des Pizzo di Dosdè unter grossen Schwierigkeiten diesen erkletterten, zur Nordspitze der Sassi Rossi in einer Stunde hinübergiengen und von dort durch einen Kamin und über sehr lockeres Gestein in südsüdöstlicher Richtung zur Casa d'Eita abstiegen.

Der erste Ersteiger des Pizzo di Dosdè war aber Heumann (S. A. C.)[1]) am 14. August 1879 von der Dosdèalpe aus mit dem Arbeiter Luigi Giacomello als Führer; Spuren einer früheren Ersteigung fanden sich auf der Spitze nicht.

Lago Spalmogruppe vom Pizzo di Dosdè.

Die Rundschau, welche der Gipfel bietet, ist vorzüglich; da liegt südwestlich die Vedretta di Dosdè klar ausgebreitet mit allen Details und den sie umschliessenden Gipfeln und Graten, hochaufragend erhebt sich dort die Cima Settentrionale di Lago Spalmo, ihren Steilabsturz gegen Osten zeigend, und unmittelbar links davon ihre höhere, westliche Rivalin; rechts davon die Eishänge der Vedretta Val Viola, überragt von den eng zusammengeschobenen Cime Saoseo. Im Westen steht das Corno di Dosdè und über den langen Grat zwischen diesen Gipfeln leuchtet die Gletscherwelt der Bernina herüber; an den nördlichen Nachbarn vorüber fällt der Blick hinab zur Valle Viola Bormina und auf den obersten Grund der Valle di Verva, über der sich die Cima di Piazzi mit den Corni di Verva aufbaut, die Ortlergruppe in zwei Theile scheidend. Es folgen: der Kessel der Vedretta di Verva und der Maurigninosee; über dem Grosinathal die Cime Redasco, dahinter die Presanella, der Adamello und die Bergamasker Berge.

[1]) Jahrb. d. S. A. C., 1879, S. 83.

Von den nördlich folgenden Cime di Selva soll die nördlichste, der Pizzo di Selva, 2991 *m*, von Eita aus in vier Stunden, ferner der Monte Verva, 2828 *m*, in $5^1/_2$, und der Sasso di Castro, 2358 *m*, in $3^1/_2$ Stunden ersteigbar sein; der den vom Monte Verva gegen Osten vorspringenden Grat über der Cascina di Verva schliessende, spitze Felskegel, 2602 *m*, erhielt durch italienische Alpenjäger gelegentlich eines Patrouillenganges einen Steinmann und nach diesem den Namen L'ometto.

Den Pizzo Ricolda, 2931 *m*, erstieg Dr. L. Darmstädter am 8. Juli 1893[1]) mit Johann Stabeler (Taufers) und Christian Schnitzler (Pontresina) vom Lago Negro aus durch das zwischen den beiden Gipfeln des Berges emporziehende, steile Couloir, dann über schroffe Felsen und den Nordgrat; sie besuchten zuerst die niedrigere, nordwestliche Spitze, dann über den Sattel zwischen beiden Gipfeln und über die schwierige Nordwand die höhere, südöstliche Spitze.

Der Dosso del Sabbione soll von Eita aus in $4^1/_2$ Stunden zu ersteigen sein.

Das Felshaupt des Pizzo Matto, 2994 *m*, wies den ersten, von Ant. Cederna 1889 vom Passo di Vermolera aus über die Südwand unternommenen Angriff ab, wie auch am 8. August 1896 ein ähnlich angelegter Versuch G. Sinigaglia's mit Rinaldi scheiterte, indem er nur auf den Vorgipfel führte. Die erste Ersteigung gelang Dr. Darmstädter mit seinen oben genannten Führern am 9. Juli 1893. Durch das zum Pizzo Ricolda führende Couloir wurde das unter dem Ostabsturze dieses Gipfels gegen den Dosso del Sabbione ziehende Plateau erreicht und in seinem weiteren Verlaufe bis an den Fuss des Pizzo Mattogipfels verfolgt. Nach Durchquerung der grossen, diesen letzteren durchziehenden Schneeschlucht mussten bis zur Scharte gegen die Valle di Sacco mehrere schlechte Kamine durchklettert werden, von wo aus über eine steile Wand und den Westgrat der Gipfel gewonnen wurde.

Am 13. August 1896 griff G. Sinigaglia mit Krapacher und Rinaldi den Gipfel über die Ostwand an und erreichte schliesslich über den Südgrat die Spitze.

Der Sasso Campana, 2913 *m* △, die breite Berggestalt im Mittelpunkte der Alpen des Grosinathales, ist jedenfalls schon vor langer Zeit erstiegen worden; seine Besteigung ist wegen des Blickes auf die im Kreise ihn umschliessenden Gruppen und in ihre Thäler sehr interessant und instructiv. Hier ist nur zu erwähnen die von Enrico Ghisi (Section Mailand) mit seiner Frau und dem Kanonikus von Grosio, Cristoforo Pini, in Begleitung des Trägers Rinaldi am 20. August 1894 von den Hütten von Vermolera aus über den Piano delle Vacche, den Lago Alpesella und den Monte Alpesella ausgeführte Besteigung. Der Abstieg führte über die Laghi Piansortivo zum Lago Scalpellino und weiterhin am Lago Sappellaccio vorbei zum Saumwege durch die Valle di Sacco und zum Nachtquartier in Malghera.

Ohne jede Schwierigkeit sind die Nachbarn des Sasso Campana nach Belieben zu ersteigen: der Monte Alpesella und Monte Saline von Eita aus in $4^1/_2$, der Sasso Farinaccio in 5 Stunden.

Den Monte Maurigno, 3071 *m*, erstieg zuerst G. Sinigaglia mit Rinaldi am 10. August 1896 von Eita aus in $4^3/_4$ Stunden. Vom Passo di Verva aus gewannen sie die Nordseite des Berges und gelangten ohne Hinderniss auf den Gipfel und in einer weiteren Stunde auf den Sattel südöstlich davon, den Colle Maurigno. Schwieriger gestaltete sich der Abstieg von da in südlicher Richtung. Zwei anscheinend abwärts führende Passagen endeten bald über Steilwänden. Erst eine kleine Rinne, die in mehr östlicher Richtung hinabzieht, bot die Möglichkeit hinabzukommen. Wenigstens bot sich da sicheres Gestein; die Beiden erreichten ein Kar und langten in weiteren drei starken Stunden in Cassavrolo an.

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V., 1893, S. 261.

Gezeichnet von M. v. Prielmayer.

Rifugio d'Eita und Monte Maurigno.

C. Angerer & Göschl.

Die Cima di Piazzi, 3439 *m* △, bezwang als Erster J. J. Weilenmann[1]) mit Franz Pöll (Paznaun) und dem Träger Romani Santo (Bormio) am 21. August 1867. Dieselben stiegen über Oga in $2^1/_2$ Stunden zur Capanna Masucco, 2200 *m*, empor, welche nahe unter dem Sattel zwischen dem letzten, nördlichen, felsigen Ausläufer des Corno di San Comlombano und dem Monte Masucco, also am obersten Ende der Val Cadolena liegt, und nächtigten dort. Am nächsten Morgen steuerten sie über den Sattel zunächst dem von der Pyramide des Corno di San Colombano überragten Hintergrunde der Valle Bucciana, einem alten Moränenboden, zu, und in südlicher Richtung empor zu dem von diesem Gipfel in nordwestlicher Richtung zur Punta Elia und dem Pizzo Borone streichenden Grate, überschritten diesen hoch oben, etwa eine Viertelstunde westlich des Gipfels und standen, $1^1/_2$ Stunden nach dem Aufbruche, der übermächtigen Cima di Piazzi gegenüber. Nun traversierten sie den trümmerbedeckten Westhang des Colombano bis zu einem Schneejoch, das Ausblick auf die Ortlerkette gewährte, stiegen dann quer an den Westhängen des Monte Rinalpi zu einem weiteren Joche im Nordwestgrate der Cima empor, überstiegen den folgenden Felskopf und gelangten so auf ein drittes Schneejoch am Fusse der Gipfelwände der Cima. Nun umgiengen sie an der Veltlinerseite in südwestlicher Richtung die Steilabstürze im obersten Kessel des Rio Massaniga, kletterten über schmale Bänder angestrengt gegen den Ostgrat empor und betraten über die schmale Firnschneide den nach Norden vorspringenden und etwas gegen Westen hinausgeschobenen Gipfel, fünf Stunden nach dem Aufbruche, eine Rast von dreiviertel Stunden eingerechnet. Auf dem Gipfel selbst wurde ein kleiner Steinmann errichtet, der aber schon am dritten Tage verschwunden war; ein grösseres, dauerhafteres Wahrzeichen wurde auf dem Felskamme unterhalb der Schneide gebaut.

Im Abstiege ergab der Versuch, über die Ostwand hinabzuklettern, ein etwas missliches Resultat. Der Nordostgrat wurde an derselben Stelle wie beim Anstiege überschritten, dann aber von der Anstiegslinie nach links abgewichen, zur Rechten des in schönen Brüchen tief hinab zur Valle Elia ziehenden Eisstromes bis dahin abgestiegen, wo das Gefäll schwächer wurde, dort der Gletscher nach links überschritten und an der Schuttwand und dem trümmerreichen Weidehang des zum Dosso Penaglia ziehenden Kammes aufwärts traversiert, und mit der Erreichung der Kammhöhe ein Punkt gewonnen, der einen wundervollen Anblick der sich voll entwickelnden Cima di Piazzi gewährt. Den Hang gieng es hinab zu einem Steig, dann durch die Valle Elia hinaus nach Isolaccia.

Im nächsten Jahre erhielt die Cima di Piazzi auf dem gleichen Wege den zweiten Besuch durch den Engländer Clarke mit Franz Pöll, nur wurde der unterste An- und Abstieg durch die Valle Bucciana genommen; erst am 21. Juli 1876 folgte Damiano Marinelli[2]) mit Battista Pedranzini (S. Antonio in Val Furva). Sie stiegen von der Alpe Masucco aus gegen den Colombano an, liessen den Gipfel aber rechts liegen und verfolgten den Grat gegen Süden; dann aber mussten sie ebenfalls in den Kessel östlich unter der Cima absteigen, der durch den Gratast der Motta getheilt ist; theilweise auf diesem emporkletternd erreichten sie den Südgrat, durchstiegen die nördlich folgende Schneemulde und standen sieben Stunden nach dem Verlassen der Hütte auf dem Gipfel. Im Abstieg verfolgten sie den Grat drei Viertelstunden gegen Süden, stiegen aber dann, rechts gewendet, über Schnee, Eis und Felsen zur Val Verva ab. Die Partie wurde bei starkem Neuschnee gemacht. Einige Tage

[1]) G. Theobald und J. J. Weilenmann, die Bäder von Bormio. St. Gallen 1868. — W. bezeichnet in seiner mit Humor geschriebenen Schilderung die Valle Elia als Val Burrone, den Dosso Penaglia als Bosco del Conte, den Monte Vallaccetta als Gobbetta (früherer Name).

[2]) Boll. d. C. A. I., Bd. X, 1876, S. 481.

später erstiegen Frau Fontana (Mailand) mit ihrem Sohne Lorenzo und Vittorio Paravicini de Lunghi (Sect. Sondrio)[1]) unter Führung von Pedranzini und Pietro Compagnoni (S. Antonio in Val Furva) von der Alpe Cepina aus den Südgrat und über diesen die Spitze; den Abstieg unternahmen sie, nicht ohne ernste Gefahr, direct über den steil abfallenden Ostgrat und zur Valle Elia.

Am 26. Juli 1891 erstieg Oskar Schumann (Leipzig)[2]) mit Antonio Veneri (Cogolo) von Bormio aus den Gipfel. Über Cepina, Tiola und Campello langten sie nach mehrstündigem Marsche am Lago Campaccio, 2293 *m*, an. Da wegen der Lawinengefahr infolge des Neuschnees der directe Anstieg zum Colle di Piazzi nicht räthlich erschien, hielten sie sich mehr nordwestlich und klommen über Schutt, Schnee und Felsrinnen, Rippen und Abstürze aufwärts; in $3^1/_2$ Stunden vom See aus erreichten sie den Südgrat nördlich vom Colle di Piazzi und in weiteren $1^1/_2$ Stunden, den stark ansteigenden Grat verfolgend, durch die eingelagerte Schneemulde den Gipfel. Sie hatten sonach einen Höhenunterschied von fast 2300 *m* überwunden. Im Abstiege verfolgten sie den bereits begangenen Südgrat, stiegen aber dann unter einigen Schwierigkeiten nach rechts ab über steile, vereiste Felsen zur Vedretta di Verva und über diese an den Lago Maurignino, 2470 *m*, hinab; endlich über den Passo di Verva nach Eita.

Am 2. August 1894 erstiegen L. Purtscheller und Dr. Blodig[3]) von der Alpe Campaccio aus, also von der gleichen Seite, den Gipfel. Vom Lago di Campaccio klommen sie den dem Fusse der Cima vorgelagerten hohen, steilen Gras- und Felshang empor, der über eine deutliche Kammeinsattlung zu einem südöstlich der Spitze gelegenen Schneefelde führt, $1^3/_4$ Stunden. Sie konnten nun nordwestlich über den steilen Gletscher gegen den Gipfelkörper ansteigen oder den kurzen, vom Hauptkamme etwa 400 *m* südlich von der Spitze herabziehenden Gratast erklettern. Sie wählten das letztere, stiegen auf dem breiten Gratrücken ungefähr drei Viertelstunden empor und traversierten dann links aufwärts über eine steile Plattenstelle und einen Felskamin, die einzigen Schwierigkeiten auf diesem Wege, und gelangten so auf die gut gangbare Westseite des Südgrates, erreichten den Schneesattel und standen zehn Minuten später beim Steinmann, und nach wenigen Schritten auf dem eisbedeckten Gipfel (vier Stunden von der Alpe aus). Der Abstieg zum Passo di Verva wurde über die Vedretta di Verva genommen. Von dem Schneesattel aus kamen sie rasch durch eine Schneerinne zur oberen Firnmulde hinab, dann aber setzten hohe, steile Felsstufen der Erreichung des unteren Eisfeldes ein ernstliches Hinderniss entgegen. Eine halbe Stunde nach dessen Überwindung wurde der Lago Maurignino erreicht und dann in die Valle Grosina Orientale zur Casa d'Eita gewandert.

Von der Casa d'Eita aus führte zuerst G. Sinigaglia mit seinem Freunde Facetti und den Führern Krapacher und Rinaldi am 16. August 1896 in neun Stunden den Anstieg aus, wobei natürlich die Felswände zwischen dem unteren und oberen Theil der Vedretta di Verva die meisten Schwierigkeiten boten.

Am kürzesten und leichtesten ist der Anstieg auf der von Purtscheller eingeschlagenen Route, wobei freilich bis zum Grate immer kleine Varianten vorkommen werden. Die Rundschau ist, der Höhe und freien Lage unserer Hochzinne entsprechend, imposant; die benachbarte Lago Spalmogruppe, die Eisriesen der Berninagruppe, die Flucht der Gipfel des Quellgebietes des Rheins, die Berge des Ober-Engadins, in der Ferne auch der Tödi, die Silvrettagruppe, die Otzthaler- und die Ortlergruppe als Gegenstück zur Berninagruppe, die Presanella- und Adamellogruppe,

[1]) Boll. d. C. A. I., Bd. X, 1876, S. 484.
[2]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 109.
[3]) Ö. A.-Z., Bd. XVII, 1895, S. 13.

und im Süden die Veltliner und Bergamasker Alpen, bilden die Runde. Eindringlicher aber wirkt noch die unmittelbare Umgebung: die jähe Tiefe des Absturzes nach Norden zum Violathal, nach Westen die wilden Felszacken der Corni di Verva und im Süden der zur Tiefe sinkende Grat, der die Vedretta di Verva umspannt, und der Monte Maurigno, der mit seinem breiten Haupte den Blick auf das oberste Grosinathal sperrt; drunten unter seinen Abstürzen, am Fusse des Maurignino, ruht der tiefdunkle, gleichnamige See, links von ihm aber zieht der Scheidegrat zwischen Grosina und Veltlin mit den feinen Spitzen des Redasco gegen Süden. Ob es nicht ein dankenswerthes Beginnen wäre, wenn — es thäte ja der Schönheit des Berges keinen Eintrag — die wenigen Stellen bis zum Südgrate an der West- oder Ostseite oder an beiden Seiten einige Verbesserungen oder Sicherungen nach bewährten Mustern erführen? Der Dank bliebe wohl nicht aus und die prächtigen Alpen des Grosinathales würden sicher erheblich fleissiger aufgesucht als bisher.

Das Corno di San Colombano, 3022 *m* Δ, wurde von J. J. Weilenmann[1]) bereits 1867 erstiegen. Der Anstieg ist vollkommen gleich dem von Weilenmann zur Cima di Piazzi genommenen Wege bis zum Nordwestgrate des Colombano; bei dem Anschluss dieses Grates an den Colombano wird der Gipfel über Geröll und Gneisfelsen erreicht, $4^1/_2$—5 Stunden von Bormio.

Einen anderen Anstieg nahm Oskar Schumann (Leipzig) mit seinem Führer Antonio Veneri (Cogolo) am 25. Juli 1891.[2]) Sie stiegen von Sta Lucia, ohne Oga zu betreten, in der Val Cadolena aufwärts, wandten sich mehr südwärts und erreichten auf gutem Waldpfade den nach Norden ziehenden, ziemlich jähen Felshang des Colombano und in allmähligem, südlichen Anstiege über Schutthalden und Felsterrassen die Kammhöhe. Nach Überschreitung des Kammes betraten sie den kleinen Gletscher und gewannen in einem grossen Bogen schliesslich über die Felsen des Nordwestgrates in fünf Stunden von Bormio den Gipfel, Rasten abgerechnet.

In der umfassenden Rundsicht nimmt die erste Stelle die in unmittelbarer Nähe sich aufthürmende Cima di Piazzi ein und ihr Anblick entschädigt für das, was sie dem Auge verdeckt; im Übrigen ist das Aussichtsbild ähnlich dem von der Cima di Piazzi, nur der geringeren Höhe wegen beschränkter.

Den nördlichen Vorgipfel des Pizzo del Coppetto, ca. 3040 *m*, erstieg am 6. August 1896 G. Sinigaglia mit Rinaldi von Eita aus über den gegen Cassavrolo herabziehenden, im obersten Theil schwierigen Grat; als sie bei ungünstiger Witterung den Vorgipfel erreicht hatten, zeigte sich in nächster Nähe, aber durch einen tiefen Riss von ihrem Standpunkte geschieden und für sie unerreichbar, der Hauptgipfel.

Vom Thalboden von Eita führt ein Saumweg hinauf in das Cassavrolothal und von demselben zwei Fusswege an den Ufern des Cassavrolo gegen Osten aufwärts, die sich tiefer im Thale vereinigen; imposant beherrschen die Cime Redasco den weiten oberen Kessel, gerade östlich steht der breite Monte Zandila. Über die Schutthalden, die nördlich von ihm emporziehen, geht es hinauf zum Passo Zandila, 2885 *m*, $3^1/_2$ Stunden, und drüben hinab über die Alpe Zandila, 2027 *m*, nach S. Maria Maddalena im Addathale, $3^1/_2$ Stunden. Vom Passe aus ist der Monte Zandila, 2951 *m*, in einer halben Stunde leicht zu ersteigen; Guarducci bestieg ihn 1883.

Lange widerstanden die Cime Redasco den Angriffen, die vor Allen der unermüdliche Giorgio Sinigaglia gegen sie richtete. Endlich am 14. August 1896 fiel die höchste, östliche Spitze. Von Eita aus stieg G. Sinigaglia mit Krapacher und Rinaldi an; nach $1^3/_4$ Stunden bogen sie vom Wege zum Passo Zandila rechts ab

[1]) G. Theobald und J. J. Weilenmann, die Bäder von Bormio. St. Gallen, 1868.
[2]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V., 1892, S. 98.

und traversierten an dem Felshange aufwärts zu dem Sattel zwischen dem Monte Zandila und den Cime Redasco — Colle Maria —, um das darunter liegende Eisfeld zu vermeiden. Dann gieng es zunächst über den westlichen Gletscher auf den Hauptgrat und, bald auf diesem, bald auf die Westflanke austretend, weiter, bis ein Felskopf auf dem Grate schwere Arbeit verursachte. Endlich erreichten sie den Gipfelgrat und gewannen die östliche Spitze, 3139 *m*; Sinigaglia taufte sie Punta Maria. Nicht ganz sieben Stunden (mit Rasten) hatte der Anstieg von Eita aus beansprucht. Die Aussicht vom Gipfel ist ihrer südlicheren Lage und der Einschränkung durch die Cima di Piazzi im Norden entsprechend von dem Ausblicke von den nördlichen Gipfeln etwas verschieden, namentlich in ihrer Südhälfte weiter westwärts reichend. Nach fast zweistündigem Aufenthalt bewerkstelligte die Gesellschaft den Abstieg auf demselben Wege.

In verschiedenen Büchern findet sich die unerklärliche Äusserung über die Ersteigbarkeit dieses Gipfels: »leicht über den Südostgrat«, was, einmal gedruckt, wohl ohne Weiteres nachgedruckt wurde.

Der westlichen Spitze, damals noch Torre del Redasco genannt, vermochte Sinigaglia dank dem Mangel eines zweiten Seiles den Ruhm der Unersteigbarkeit nicht zu rauben; wie so oft bei solchen Unternehmungen genoss ein Anderer die Frucht der Bemühungen um die Aufklärung und Auffindung des Anstieges auf die Spitze selbst, ein Freund Sinigaglia's, Antonio Facetti (S. Mailand). Derselbe Führer, der mit Sinigaglia der Spitze schon zu Leibe gerückt war, Enrico Schenatti (Val Malenco), führte, als der Erstere schon nicht mehr in Eita weilte, Facetti und G. Ongania (S. Lecco) auf der ausgekundschafteten Route auf den Gipfel, und zwar von der Scharte zwischen beiden Spitzen ansetzend, sehr exponiert über grosse Felsstufen und durch einen heiklen Kamin; der Sieger taufte die Westspitze, 3103 *m*, Punta Elsa.

Die scharfe Scharte zwischen den beiden Spitzen wurde von Kanonikus Pini und Enrico Ghisi mit Krapacher und Rinaldi am 24. August 1894 bei einem nicht geglückten Versuche auf die Spitzen des Redasco zuerst betreten und zu Ehren des Ersteren Colle Pini benannt. Sie hatten den Aufstieg vom Cassavrolothale aus über den Gletscher des Redasco unterommen und waren durch eine Eisrinne, welche Stufen erforderte, in fünf Stunden von Eita zur Scharte gelangt, vermochten aber nicht, den Ostgipfel zu ersteigen; sie wandten sich daher dem Südabfalle zu und gewannen ohne weitere Schwierigkeit als erste Touristen die Cima Rossa, 3089 *m*, wo sie einen grossen Steinmann bauten. Den letzteren Gipfel erstieg am 25. August 1896 auch G. Sinigaglia mit Schenatti und Rinaldi bei Gelegenheit des vorerwähnten Versuches auf die Westspitze des Redasco über die Osthänge des Südgrates.

Der Monte del Faggio, 2461 *m*, und der Monte Storile, 2471 *m*, bieten keine Schwierigkeiten und sind von Eita aus in 3—4 Stunden zu erreichen; auch die drei Pässe, welche dort die abfallende Bergkette überschreiten, sind gut gangbar; interessant ist der nördlichste derselben, der Passo del Gatto, 2561 *m*, da der über die Baite Redasco, 2051 *m*, hinaufführende Weg am Südhange der Cima Rossa vorbei und — unter den Südostabstürzen dieses Gipfels, sowie des Redasco durch — vielgewunden in das Addathal hinabzieht.

Von den Gipfeln der Sperellagruppe sind nur wenige nachweisbar erstiegen, wie auch nur die Hauptpässe von Touristen überschritten werden. Um die Cima di Ruggiolo und die Cima di Lena zu erreichen, soll der Grat vom Passo di Sacco aus dienen, wobei ein Ausweichen auf die Hänge der Valle di Sacco nicht ausgeschlossen scheint.

Der Pizzo del Teo, 3049 *m* △ I., 3050 *m* S., wurde zuerst bekannt durch die am 28. Juli 1866 von D. W. Freshfield mit F. Devouassoud von S. Carlo (an der

Berninastrasse) aus durch die Valle del Teo und an den dortigen Seen vorbei ausgeführte Ersteigung.[1]) Steil über Felsen und Rasen aufwärts erreichten sie den Grat gegen die Valle di Sacco nahe dem Südfusse des Gipfelbaues, dessen Felsen einen gewandten Kletterer erfordern, und gelangten so in $4^1/_2$ Stunden auf die Spitze. Im Abstiege umgiengen sie dann den niedrigen Felsgrat, welcher gegen Norden vorschiesst und erreichten, die Valle di Campo kreuzend, in $3^1/_4$ Stunden La Rosa an der Berninastrasse. Von der Valle di Sacco aus ist der Gipfel ebenfalls über den Südgrat zu ersteigen.

Wie nördlich vom Pizzo del Teo der Passo del Teo, 2840 *m*, Passo del Boeucc nach Cederna,[2]) den Übergang aus dem obersten Kessel der Valle di Sacco in die nordwestlich unter dem Pizzo gelegene Mulde vermittelt, in der sich bei 2200 *m* der Beginn des nach San Carlo hinabführenden Saumweges findet, ebenso liegt südlich davon, da wo der Hauptgrat am weitesten gegen die Valle di Sacco eingebogen ist, der Passo di Valenasc, ungefähr 2780 *m*, welcher den Übergang von Casera di Sacco und Malghera zum Kessel der Laghi del Teo bildet.

Die Vetta Sperella, der Pizzo di Sena nach Siegfried, 3076 *m* △ I., 3078 *m* S., wurde bisher nur vom vorgenannten Passe aus mittelst einer langen Gratwanderung erreicht; doch dürfte ein Anstieg sowohl von der nördlich gelegenen, bis zu etwa 2800 *m* emporreichenden Vedretta del Teo, als auch von Süden her, nicht ausgeschlossen sein.

Der nächste grössere Pass, die Forcola di Rosso, 2677 *m* I., 2688 *m* S., ist von Malghera auf einem Fusssteige in $2^1/_2$ Stunden zu erreichen. In schönen Windungen zieht der Weg jenseits hinab in den Wald und theilt sich dort; der eine Steig führt in grossen Schlingen hinunter auf den Weg nach S. Carlo, der andere, südwärts gewendet, nach Poschiavo, 3—$3^1/_2$ Stunden. Von dem Steige zur Forcola di Rosso trennt sich, eine Stunde von Malghera, ein weiterer Fussweg, der in südlicher Richtung an dem grösseren, südöstlichen der beiden Laghi di Malghera, 2339 *m*, vorüber, dann in südwestlicher Richtung zum weiten Passo di Malghera oder Forcola di Sassiglione, 2539 *m*, in $2^1/_2$ Stunden empor und jenseits über Geröllfelder sich nach Süden wendend, an den Waldrand und diesem entlang zur Alpe Sassiglione führt. Ein Saumweg leitet von dort hinab in das Thal zwischen Cologna und Prada und entweder nördlich nach Poschiavo, oder südlich nach Le Prese am Lago di Poschiavo in $2^1/_2$—3 Stunden.

Zwischen diesen beiden Pässen liegt gegen Westen vorgeschoben das Massiv des Sassalbo, 2863 *m* △ I., 2858 *m* S.; der Gipfel ist aus der Mulde des Passo di Malghera über Grasbänder und steile Felsen, sowohl auf dem Hauptgrate als auch über Punkt 2692 *m* △ S., in $1^1/_2$ Stunden zu erreichen; als Nachtquartier empfiehlt sich beim Anstiege aus dem Thale von Poschiavo die Alpe Sassiglione, 1924 *m*, oder die Alpe dell'Albertuscio, 2087 *m*. Auch von dem Steige von der Forcola di Rosso zur Motta dei bovi ist die Ersteigung durch die nordwärts vom Gipfel herabziehende Mulde thunlich. Den Glanzpunkt der Rundschau bildet wie bei den bisher genannten Gipfeln die Berninagruppe; bei der westlich vorgeschobenen Stellung des Sassalbo kommt aber noch der freiere Blick in südlicher Richtung hinzu.

Vom Passo di Malghera aus ist der Pizzo di Sassiglione, 2855 *m* △ I., 2849 *m* S., über den südöstlich aufwärts ziehenden Kamm in einer Stunde zu erreichen.

Der Passo di Pedrona, die Forcola di Braga der Schweizer, 2565 *m* I., 2571 *m* S., ist von Malghera aus auf dem Saumwege, der bis zum Hintergrunde

[1]) Alp. Journ., II., 1865—66, S. 361.
[2]) Boll. del C. A. I., Bd. XXV, 1891, S. 80.

der Valle di Pedrona führt und von da ab zum Fusssteig wird, in 2¾ Stunden oder von Campo di Pedrona aus, von wo ein Saumweg direct in das Thal zieht, der sich nächst Grasso di Pedrona, 1931 *m*, mit dem ersten vereinigt, in 2½ Stunden zu erreichen. Jenseits führt der Steig im Zickzack, mit schönem Blick auf die gegenüberliegenden Berge, abwärts zur Alpe Braga, ungefähr 2050 *m*, und im Walde weiter zur Alpe Sclupetoir, 1904 *m*. Er schwenkt dann rechts zu den Hütten von Balegna, ungefähr 1460 *m*, und man kann entweder direct hinab nach Cantone und Le Prese am Lago di Poschiavo, oder nordwärts an dem Hange fort über Seluchino und dann abwärts nach Poschiavo, oder endlich westwärts hinab nach Pagnoncini und über Prada eben nach Poschiavo gelangen, 2¼—2½ Stunden vom Pass.

Ebenfalls von Campo Pedrona aus führt über Grasso di Pedrona ein Steig zunächst gegen Osten, dann nach Süden um den Nordhang des Monte Pedrona herumschwenkend in der Valle Guinzana aufwärts an dem Seelein im südlichen Kar vorbei zum Passo di Guinzana, 2628 *m*, drei Stunden, und jenseits hinab in das obere Becken der Val del Termine, von wo er auf das rechte Bachufer und in der Valle Trevisina am nördlichen Hange abwärts in 2½ Stunden nach Cantone und Le Prese leitet. Vom Passe aus ist der Pizzo Trevisina, 2823 *m*, leicht in einer Stunde über den Grat in nordwestlicher Richtung zu ersteigen. In die Valle Piana führen Wege sowohl von der Alpe Guinzana her als auch von Fusine und Grosotto. Die beiden Wege im Thale selbst treffen an der Alpe Piatta alta, etwa 2230 *m*, zusammen; von da führt ein schwacher Steig am Südhange des Pizzo Sassumero scharf aufwärts nach Westen, schwenkt an den Seen des Kares unter dem Pizzo del Termine allmählig gegen Süden und steigt langsam zum Passo di Val Luia, ungefähr 2680 *m*, hinauf, in 4—4½ Stunden von Fusine wie von Campo Pedrona. Der Abstieg geht jenseits durch die nach Südwesten hinabziehende, oberste Mulde der Val Fileit etwas rechts gehalten, anfangs steil zur Alpe Morus, 1956 *m*, und dann rechts oder links in weitem Umweg, unter Umgehung der unteren Steilwände, abwärts nach Brusio, drei Stunden. Vom Passe aus ist die Cima di Gande rosse, 2824 *m* I.; 2833 *m* S., in nordwestlicher Richtung, vielleicht auch von dem nordöstlich vom Gipfel gelegenen Sattel, dem Colle del Termine, 2708 *m*, wenn die untere Felswand überwunden ist, zu ersteigen; jedenfalls ist auch von der Val del Termine aus der Anstieg ausführbar. Für den Aufstieg aus dem Thale von Poschiavo ist San Romerio als Nachtquartier zu empfehlen.

Ausserdem führt ein Sattel zwischen den Cime di Val Ferrata und dem gewölbten Felsrücken des Campo Piano in 2550 *m* Höhe in südlicher Richtung von den Alpen der Piatte alta und bassa über Schutt an die Südseite und auf einen Steig zu den Alpen Fusine und Sciassera, 2230 und 2120 *m*, nordwestlich vom Monte Masuccio; ein anderer Steig zieht von der oberen Alpe in Windungen nach Westen empor am Südrande der Mulde der Laghi Sciassera und schliesslich scharf aufwärts zum Passo Portone, etwa 2630 *m*, und jenseits über die Alpe Grumo hinab nach Brusio, 4½ Stunden von der Alpe Fusine. Aus der Mulde mit den Seen ist der Monte Masuccio, 2816 *m* △, durch das Kar zu ersteigen.

Ohne Interesse ist der Übergang aus der Valle Piana gegenüber den Piatte-Alpen, über Geröll empor zum Passo Cornino, ungefähr 2650 *m*, zwischen Campo Piano und Dosso Cornino und nach Osten hinab in das Addathal.

Für Unterkunft und Verpflegung finden sich überall im Thale von Poschiavo sowohl wie im Addathale entsprechende Gasthäuser genug, insbesondere sind die beiden Gasthäuser in Bormio, Albergo della Torre und Post oder Leone, in denen auch deutsch gesprochen wird, ganz empfehlenswerth. Im Innern der Alpen des Grosinathales aber haben wir, abgesehen von den Alpenhütten, welche gelegentlich

benützt werden, wie die Baite Redasco und die Malga Masucco, drei Unterkunftshütten, die sämmtlich günstig und schön gelegen sind.

Die Casa d'Eita, auf dem Dosso d'Eita, 1703 *m*, gelegen, ein wohlgebautes, steinernes Häuschen, angelehnt an das Kirchlein dortselbst, enthält in zwei Stockwerken ausser einer wohleingerichteten Küche auch Betten; die Heranziehung eines weiteren, gewöhnlich für die Geistlichen von Grosio, welche öfter hier Gottesdienst abhalten, reservierten Zimmers ermöglicht noch mehreren Personen ein Unterkommen. Das Haus wurde von der fabbriceria von Grosio mit Zuschuss der Section Mailand gebaut und am 20. August 1893 eröffnet; es wird von Rinaldi, der in nächster Nähe wohnt, gut bewirthschaftet.

Die Capanna Dosdè, auf dem Passo di Dosdè, 2850 *m*, gelegen, bietet Raum für zwölf Personen und enthält ein Proviantdepot. Sie ist Eigenthum der Section Mailand und wurde 1891 eröffnet; sie ist mit dem Alpenvereinsschloss versehen; Schlüssel sind hinterlegt in Eita bei Pietro Rinaldi und in Grosio im Albergo Gilardi.

Das Unterkunftshaus Malghera, 1972 *m*, an die dortige Kirche anstossend, ist neugebaut und wurde 1897 eröffnet; es ist Eigenthum der Geistlichkeit in Grosio, an welche man sich, wenigstens vorläufig noch, zu wenden hat (Don Domenico Giacomini, prevosto, oder Don Enrico Discacciati, canonico a Grosio), um das Haus, welches mit Betten in mehreren Zimmern und einem kleinen Proviantdepot ausgestattet ist, gegen eine Gabe für die Kirche betreten zu können.

Auch für die Markierung von Wegen trägt die Section Mailand Sorge. So sind bezeichnet: die Wege von Grosio durch die Valle Grosina zur Casa d'Eita und zur Capanna Dosdè mit rothem △, von Fusine über Malghera zum Passo di Sacco mit rothem □, von Casa d'Eita zum Passo di Verva mit rothem ○, der Steig vom Lago Negro zum Passo di Sacco mit rothen ||; auf dem Passo di Sacco ist endlich mit einem Pfeil an einem Pfahle der Fusssteig durch die Valle di Campo nach La Rosa angezeigt.

Das Führerwesen ist vollständig organisiert; zur Zeit der Ernte ist es hier ebenso schwierig, wie anderwärts, Führer ohne Vorausbestellung zu erhalten. Aufschlüsse ertheilt gern der pflanzenkundige Maestro Massimino Longa, guida botanica, ein sehr entgegenkommender Mann, in Bormio.

An Kartenmaterial stehen, abgesehen von Übersichtskarten, die Blätter des militärgeographischen Instituts in drei Maassstäben zur Verfügung 1:100000, 1:50000 und 1:25000, letztere auf den neugezeichneten Blättern mit Zehnmetercurven, auf den älteren mit solchen zu 25 *m*, gleichwohl ist diese Ausgabe für den Bergsteiger die empfehlenswertheste; für den schweizerischen Antheil dienen die vorzüglichen Blätter des Siegfried'schen Kartenwerkes.

Möchten diese Zeilen ihren Zweck erfüllen, durch die objective Darstellung einige Klarheit in die noch etwas dunklen Details der Gruppen zu bringen und den prächtigen Alpen des Grosinathales eine grössere Zahl von Besuchern aus den Kreisen unseres grossen Vereins zuzuführen als bisher; die Gegend verdient es, die gutmüthigen Bewohner desgleichen, und endlich verdient die Section Mailand, die in dankenswerthester Weise Alles zur Erleichterung des Besuches gethan hat und thut, die Anerkennung dafür durch fleissigen Besuch.

Dem Schreiber dieser Zeilen aber möge gestattet sein, Herrn Giorgio Sinigaglia in Mailand für seine freundliche Förderung an dieser Stelle besten Dank zu sagen.

Der Wilde Kaiser.

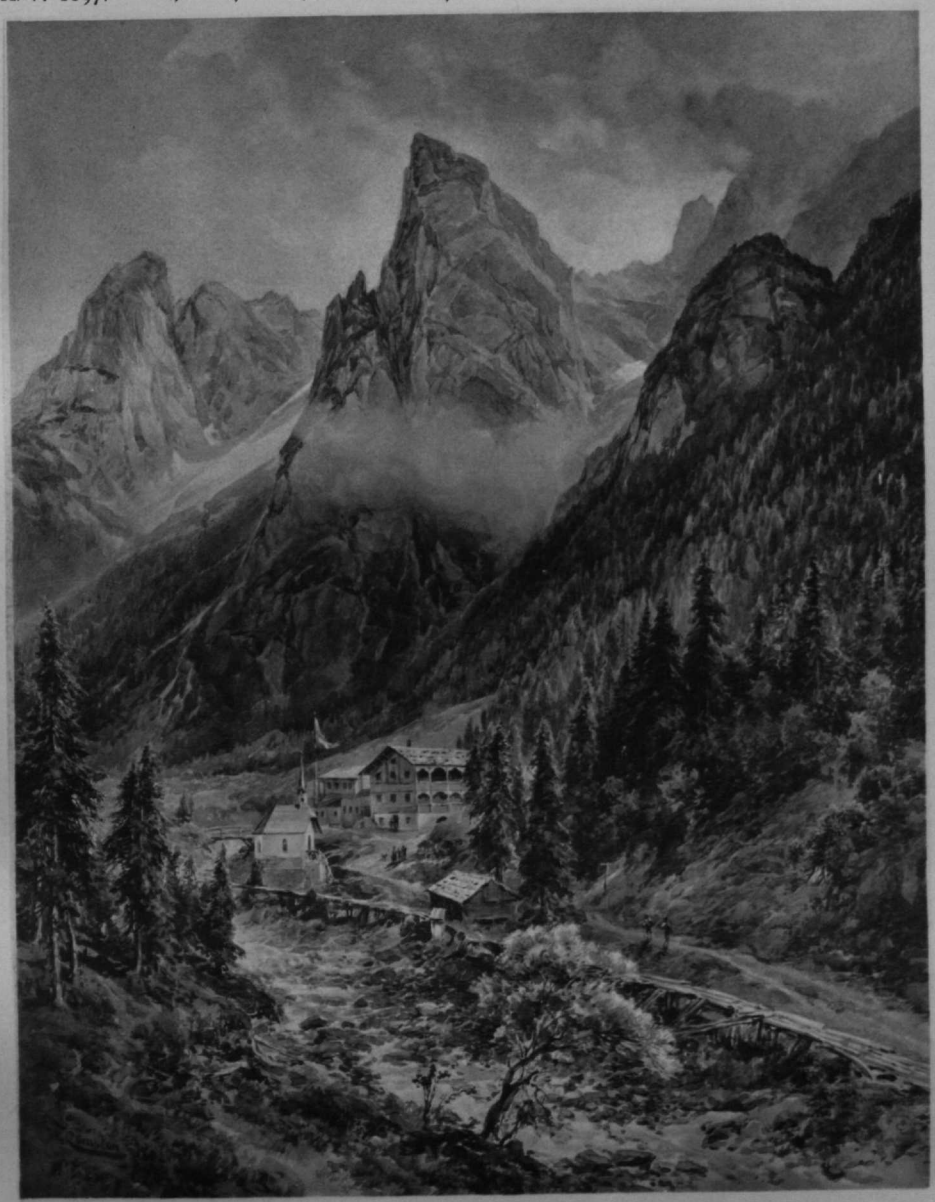
Von

Joseph Enzensperger.

Als Theodor Trautwein im zehnten Bande dieser Zeitschrift seine Monographie des Kaisergebirges[1]) veröffentlichte, war dieses Factum für das grosse Reisepublikum, ja sogar für die Mehrzahl der engeren Gemeinde der Alpinisten jener Zeit, nahezu gleichbedeutend mit einer Entdeckung dieser herrlichen Bergwelt. Denn die wissenschaftlichen Arbeiten der Brüder Schlagintweit und auch die Schilderungen, welche Karl Hofmann von seinen kühnen Streifzügen im ersten Bande derselben Zeitschrift niederlegte, waren nicht über die engeren Fach- und Alpinistenkreise hinausgedrungen und nach diesen Männern waren es ausser Einheimischen nur mehr zwei — heute noch lebende — Veteranen jener entschwundenen klassischen Zeit, in welcher man in den Ostalpen noch »Entdeckungen« machen konnte, Karl Babenstuber und Georg Hofmann aus München, welche durch eine systematisch fortgesetzte Reihe von gemeinsamen Wanderungen eine allgemeine Kenntniss des Kaisergebirges erworben hatten. Die Erfahrungen jener Männer fasste unser unvergesslicher Trautwein mit den Ergebnissen seiner eigenen zahlreichen Touren in der Mittelregion zusammen und schuf daraus seine Monographie, welche in der »Kaiserliteratur« stets einen Ehrenplatz einnehmen wird.

Seitdem ist das Kaisergebirge aus der Stellung einer der am wenigsten besuchten Gruppen der Ostalpen in die entgegengesetzte aufgerückt: ich glaube heute die begründete Behauptung aufstellen zu dürfen, dass zur Zeit kein Hochgebirge der Ostalpen eine im Verhältniss zu seinem Areale gleich ansehnliche Besucherzahl aufzuweisen hat. Eine Anzahl günstiger Umstände hat zu dieser überraschenden Änderung mitgewirkt: der rapide Aufschwung des alpinen Gedankens unter dem deutschen Volke und damit die gewaltige Steigerung des Fremdenverkehrs in allen Gebieten der Ostalpen; die günstige geographische Lage, da das Kaisergebirge das seit Alters wichtigste Einbruchsthor aus Deutschland in die Alpen flankiert und daher besonders aus dem vermehrten Fremdenstrom Gewinn ziehen musste; die landschaftlichen Reize des Gebirgszuges selbst, der an eindrucksvoller Grossartigkeit der Felsnatur von keiner Gruppe der Ostalpen übertroffen, von wenigen erreicht wird; die Nähe einer Grossstadt wie München, in welcher der Alpinismus eine hervorragende Rolle spielt; nicht zuletzt die Monographie Trautwein's, welche den alten Bann der Vergessenheit brach und dem »Kaiser« manchen Besucher gewann, der in das heimathliche Flachland zurückgekehrt, begeistert seine Schönheit pries und dem lange vernachlässigten Gebiete neue Anhänger warb.

[1]) »Über das Kaisergebirge« von Th. Trautwein. Z. A.-V., Band X, Seite 185—231. Später stark verändert als »Führer« herausgegeben unter dem Titel: »Das Kaisergebirge in Tirol« von Theodor Trautwein, Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung in München, 2. Auflage 1891.



Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Hinterbärenbad im Kaiserthal.

18 Jahre sind verflossen, seit Trautwein mit seiner Arbeit an die Öffentlichkeit trat. Die naturgemässe Folge davon ist, dass dieselbe trotz ihrer Vorzüge das Loos aller Erstlingsarbeiten erlitt, indem sie durch den mächtigen Fortschritt der Touristik in vielen Punkten veraltete. Für die Mittelregion von grosser Genauigkeit, so dass man auch heute kaum etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen vermag, hat sie für die Hochregion ihren Werth so ziemlich verloren. In der »Erschliessung der Ostalpen« ferner hat der Bearbeiter des Kaisergebirges sein Hauptaugenmerk auf die Aufdeckung und Zusammenfassung der älteren Geschichte der einzelnen Berge gelegt und darüber ist die intensive, lebendige Fortentwicklung im letzten Jahrzehnte sehr kurz gerathen. Sonst tritt bei zunehmendem Besuche einer Gebirgsgruppe als ständige Begleiterscheinung auch ein Anschwellen der Literatur über dieselbe auf; merkwürdigerweise ist dieselbe hier trotz des erwähnten Aufschwunges des Bergsteigens, trotz der Zunahme der Fachorgane und trotz der Fülle und Dankbarkeit der vorhandenen Objecte eine recht spärliche geblieben. Speciell gilt dies von der, wenn ich mich so ausdrücken darf, belletristischen Schilderung einzelner Bergfahrten, welche ja, man mag sagen, was man will, im grossen Publikum den Sinn für die Schönheiten der Alpenwelt und den Drang nach den Genüssen, welche von den freien Bergeshöhen winken, in vielfach höherem Grade zu wecken im stande sind, als dies noch so gelehrte historische und topographische Auseinandersetzungen oder trockene, »führer«-mässige Wegbeschreibungen zu thun vermögen. Diese verschiedenen Gesichtspunkte rechtfertigen es wohl, wenn in der Zeitschrift neuerdings der Versuch gemacht wird, eine den jetzigen, geänderten Verhältnissen angemessene Darstellung des »Wilden Kaisers«[1]) zu geben. Entsprechend den hier entwickelten Gesichtspunkten fasst der Autor seine Aufgabe, soweit ihm deren Erfüllung bei dem beschränkten Raume möglich ist, als eine doppelte auf: Er will nach einer allgemeinen Einleitung in gedrängten Zügen eine Geschichte der Erschliessung des Kaisergebirges im Ganzen geben und im Anschluss daran die Ersteigungsgeschichte der einzelnen Berge unter möglichst kurzer Wiederholung des in der »Erschliessung der Ostalpen« Niedergelegten bis auf die jüngste Zeit weiterführen; er möchte dann durch die Schilderung ausgewählter alter und neuer, zahmer und kühner Berg- und Thalfahrten bei den vielen Tausenden, welche den »Kaiser« schon kennen, fröhliche Erinnerung an frohe, in seinem Bannkreise verlebte Tage wachrufen, bei anderen aber ein Verlangen nach den gleichen Freuden wecken.

Allgemeines.

Dort, wo der Inn die grosse Längsfurche zwischen den Central- und den tyrolisch-bayrischen Kalkalpen verlässt und quer durch die sperrenden Gebirgsriegel in tief gegrabenem Bette seine Wogen zur bayrischen Hochebene wälzt, erhebt sich als mächtigster der hier seinen Lauf begleitenden Gebirgsstöcke das Kaisergebirge, der »Kaiser«. Ein gewaltig tiefer und breiter Einschnitt trennt daher den

[1]) Der Verfasser wird sich in seinen Schilderungen auf die Kette des Wilden Kaisers beschränken, da der Zahme Kaiser mit seiner einfachen Geschichte und seinem etwas eintönigen Charakter wohl nicht genügendes Interesse zu erregen vermag. Jedoch sei an dieser Stelle jeder Naturfreund auf die herrlichen, infolge der Gegensätze zwischen dem weiten, offen liegenden Flachlande, den schneebedeckten Centralalpen und den in nächster Nähe aufstarrenden, grotesken Felsriesen des Wilden Kaisers überaus anziehenden und malerischen Aussichten, welche alle seine leicht zugänglichen Gipfel gewähren, aufmerksam gemacht und die Besteigung dieser Gipfel allen, auch schwachen Bergsteigern aufs wärmste empfohlen.

Kaiser von der westlich zunächst liegenden Gruppe, den Thierseer Bergen; und kaum weniger energisch ist er von seinen südlichen Nachbarn, den Kitzbüheler Alpen, durch das Sölland und das Thal der Reitner Ache, von seinen nordöstlichen, den Bergen des Chiemgaus, durch das Kohln- und Weissenbachthal geschieden. Er bildet also ein vollkommen abgeschlossenes Ganzes und gewinnt so auch die richtige relative Höhe sowie den entsprechenden Abstand, um die einförmigeren Gebirgszüge, welche ihn auf allen Seiten umschliessen, auf das ihnen gebührende Niveau herabzudrücken und als ein ächter Monarch in weitem Umkreis seine Trabanten zu beherrschen.

Das Kaisergebirge besteht, wie bekannt, aus zwei parallelen und im allgemeinen westöstlich streichenden Hauptkämmen. Der südliche Theil, welcher den Namen »Vorderkaiser« oder »Wilder Kaiser« führt, stellt sich als Typus eines Kettengebirges mit stark ausgesprochener Gratbildung dar; die Elmauer Haltspitze, 2344 *m*, und die Ackerlspitze, 2335 *m*, sind seine Culminationspunkte. In grellem Contraste hiezu ist der viel weniger ausgedehnte und an Höhe dem vorigen wesentlich nachstehende Zug, der Hinterkaiser oder »Zahme Kaiser«, ein Plateaugebirge nach der Art des Steinernen Meeres; er erreicht in der Pyramidenspitze die Höhe von 1999 *m*. Die absolute Erhebung des Kaisers ist also eine geringe; die schon erwähnte ungewöhnliche Tiefe der abgrenzenden Thaleinschnitte, die in ihren höchsten, verbindenden Sattelpunkten sich nur wenig über 800 *m* erheben, bringt es jedoch mit sich, dass die relative Höhe der Hauptgipfel über den Fuss des Gebirgsstockes, von welcher ja die äussere Wirkung zu einem grossen Theile abhängt, sich in den bedeutenden Grenzwerthen von 1500 und nahezu 1900 m bewegt.

Das wichtigste von den das Innere des Gebirges durchziehenden Thälern ist das Kaiserthal zwischen den beiden Hauptkämmen; in seinem Hintergrunde liegt auch das touristische Centrum, die bekannte Unterkunftshütte Hinterbärenbad, 831 *m*. Als ein untergeordnetes Gebirgsglied schiebt sich noch der Zug des Brentenjoches mit dem aussichtsreichen und leicht zugänglichen Brandkogel, 1450 *m*, von Westen her zwischen das Kaiserthal und den westlichsten Theil des Wilden Kaisers, während das Massiv des Feldberges, 1814 *m*, dem östlichen Theile desselben vorgelagert ist und so die Entstehung des zweiten, im Innern des Gebirges liegenden Thales, des Kaiserbachthales, verursacht. Der Querriegel des Stripsenkopfes, 1810 *m*, mit dem vielbegangenen Stripsenjoch, 1580 *m*, stellt einerseits die Verbindung des Feldbergkammes mit dem Wilden Kaiser her und trennt andererseits die beiden vorgenannten Thäler, deren Gewässer in entgegengesetzter Richtung vom Stripsenjoch abfliessen.

Ein näheres Eingehen auf die Orographie des Gebirges erscheint hier als überflüssig, da ein solches nur eine Wiederholung des in Trautwein's Monographie und in der »Erschliessung der Ostalpen« breit Niedergelegten bedeuten würde. Im übrigen sei auf die Karte verwiesen, welche der Zeitschrift X als Beilage beigegeben wurde, und an deren Hand das oben Gesagte leicht zu verfolgen ist.

Die kartographische Darstellung unseres Gebietes lässt viel zu wünschen übrig. Noch immer ist die nach der Originalaufnahme des k. u. k. militärgeographischen Institutes bearbeitete Alpenvereinskarte die brauchbarste und auch von der Reambulierung der Specialkarte von Tirol kaum erreicht. In der Alpenvereinskarte hat vor allem die Nomenclatur des Kaisergebirges in den meisten Punkten durch Trautwein ihre endgiltige Festlegung erfahren, was auch durch Eintragung der in ihr neueingeführten Bezeichnungen in die Militäraufnahme anerkannt wurde. Günstiger Gesammteindruck, gute Lesbarkeit und Richtigkeit der Terraindarstellung bis in die Mittelregion hinauf können ihr nicht abgesprochen werden; desto zahlreicher und schwerwiegender sind dagegen die Fehler in den höheren Regionen, besonders in

den schwieriger zugänglichen Felspartien. Es wird sich bei der Besprechung der Geschichte der einzelnen Gipfel Gelegenheit finden, diese Fehler zu corrigieren.

Für die bequeme Zugänglichkeit des Kaisergebirges und gute Unterkunft ist auf allen Seiten gesorgt. Für Touren auf der Nordseite stehen das grossartige Unterkunftshaus Hinterbärenbad, wohl die grösste und besteingerichtete Unterkunftshütte des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, ferner die im Privatbesitz befindliche Unterkunftshütte auf der Griesener Alm im Hintergrunde des Kaiserbachthales zur Verfügung; auf der Südseite kommen die ebenso leicht erreichbaren Weiler und Dörfer Hinterstein, Bärenstatt, Elmau, Going und eine Anzahl von Almen in Betracht, in denen allen der Tourist stets freundliche Aufnahme findet. Ein Bedürfniss ist nur mehr für einen Hüttenbau vorhanden[1]): im Kübelkar, an einem wunderbar schönen Fleckchen Erde, dessen Umrandung wohl ein Gegenstück zum Langkofelkar bilden würde: im Rücken die lange Riesenmauer der Kaiserberge, vorne die schimmernden Ketten der Centralalpen vom Ankogel bis zu den Sellrainer und Lisenser Bergen, zu Füssen die grünen, lachenden Fluren der Elmau! Die Erbauung einer Unterkunftshütte an diesem Platze hätte, abgesehen von der landschaftlichen Schönheit, eine hohe practische Bedeutung, da von derselben sämmtliche Gipfel vom Treflauer im Westen bis zum Lärcheck und der Maukspitze im Osten, zum Theile mit einem beträchtlichen Vorsprung gegenüber den bisherigen Übernachtungsstätten, erstiegen werden könnten.

Die Führerverhältnisse sind nicht ungünstige zu nennen, wenn die aufsichtführende Section Kufstein bei der rapiden Zunahme des Touristenverkehrs auch darauf bedacht sein muss, in Bälde die Zahl, namentlich der besseren Führer, zu erhöhen. In Alois Strasser in Kufstein, während der Saison in Hinterbärenbad, und in Johann Tavernaro sind zwei sehr tüchtige und unternehmungslustige, wohl allen Aufgaben im Kaiser gewachsene Felskletterer vorhanden. Alois Strasser insbesondere ist es werth, dass er auch für fremde Gebiete engagiert und ihm so Gelegenheit zu weiterer Ausbildung in seinem Beruf gegeben wird; ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, dass in ihm das Zeug zu einem erstklassigen Führer steckt; dabei ist seine Bescheidenheit und sein freundliches Benehmen besonders hervorzuheben. Tavernaro ist vor kurzem in die Dienste eines Jagdherrn getreten und bewohnt die Jägerhütte am Grutten südlich der Elmauer Halt, so dass bedauerlicherweise auf ein festes Engagement bei ihm nicht gerechnet werden kann. Auch Joseph Hollerieder, Wirthssohn in Bärenstatt, wird als kühner Steiger gelobt. Der Name Thomas Widauer's in Hinterstein spricht für sich selbst; es sei jedoch darauf aufmerksam gemacht, dass derselbe, über die Blüthe der Manneskraft ziemlich hinaus, bei sehr schweren Touren nicht mehr führt. Weitere autorisierte Führer sind Joseph Zinsinger in Hinterstein, Joseph Müller in Kufstein und Anton Schweighofer, vulgo Pfandltoni im vierten Kaiserhof, für mittlere Touren brauchbare und gefällige Leute. Im südöstlichen Theile des Kaisers stehen leider noch keine autorisierten Führer zu Gebote; wer von St. Johann aus seinen Fuss in unser Gebirge setzt und zunächst in diesem Theile wandern will, wird jedoch unter den gebirgskundigen und klettergewandten Jägern und Wildschützen der Umgegend leicht einen verlässlichen Begleiter erfragen.

Die Revision der Führertarife ist eine dringende Nothwendigkeit, da dieselben seit 15 Jahren kaum geändert wurden und daher nur jene Touren enthalten, welche damals öfter unternommen wurden. Die bestehenden Tarife sind im Verhältniss zur allgemeinen Lebenshaltung in jenen Gegenden viel zu billig und berechtigen

[1]) Die akademische Section Berlin befasst sich zur Zeit näher mit diesem Projecte.

ebenso sehr zu einer Erhöhung, als es einer Festlegung der Taxe für die zur Zeit so häufig gemachten schwierigen Touren bedarf, für welche von einzelnen Führern ein ungewöhnlich hoher Preis gefordert wird.

Historische Übersicht über die Erschliessung des Kaisergebirges.

Die Erschliessungsgeschichte unseres Gebietes weist dieselben einheitlichen Züge auf, wie diejenige der meisten anderen Gruppen der Ostalpen und unterscheidet sich davon höchstens durch die verschiedene zeitliche Begrenzung der einzelnen Perioden und durch die auffallend geringe Anzahl von Personen, welche wenigstens in den beiden ersten Epochen im Kaisergebirge ein Feld ihrer Thätigkeit fanden. Wie fast überall sehen wir auch hier im Grossen und Ganzen drei Abschnitte sich scharf von einander abheben: Die Zeit vereinzelter, meist systemloser und bald vergessener Bergfahrten ohne tiefere Nachwirkung, dann die Periode gründlicher Durchforschung des ganzen Gebirgsstockes, verbunden mit der Ersteigung aller Hauptgipfel, und zuletzt die Periode des Massenbesuches und des Sturmes auf die letzten, auch unbedeutenden Spitzen.

Peter Karl Thurwieser's glanzvoller Name ist, wie in so vielen anderen Gebirgsgruppen, so auch für den Kaiser derjenige, welcher die erste Epoche einleitet. Wir wissen wenigstens von keinem anderen Namen und es ist auch in hohem Grade unwahrscheinlich, dass vor ihm irgend welche touristische Thätigkeit in unseren Bergen entfaltet wurde. Kühne Einheimische kannten freilich schon damals ihre heimathliche Felsenwelt ebenso genau wie das jetzt der Fall ist und die unerstiegenen Gipfel hätte man schon zu Thurwieser's Lebzeiten in einem Athemzug aufsagen können. Wie durch Wohlstand und Intelligenz, so scheinen sich die Bewohner des Kaisergebirges eben auch durch alpine Unternehmungslust vor der angrenzenden Pinzgauer Bevölkerung vortheilhaft auszuzeichnen. Thurwieser hat den Kaiser nur flüchtig berührt, indem er am 1. Oktober 1826 die von ihm anfangs als Culminationspunkt betrachtete Ackerlspitze in Begleitung des Lederers Johann Carl und des Jägers Hautzensteffel erstieg, in Anbetracht der Zeitumstände gewiss eine der hervorragensten alpinen Leistungen, welche jemals vollbracht wurden.[1]) Die Tour blieb nahezu unbekannt und fand viele Jahrzehnte keine Nachfolge.

Berücksichtigen wir die Vermessung des Jahres 1847 nicht, bei welcher wohl der eine oder andere Hauptgipfel auch von Mappierungsoffizieren betreten wurde, so sehen wir mehr als ein Vierteljahrhundert vergehen, bis wieder ein Fremder seinen Fuss auf die stolzen Felsbauten setzt. Die alpine Signatur der Mitte unseres Jahrhunderts ist überall in den Ostalpen der mit den Bergfahrten verbundene wissenschaftliche Zweck, und die Ersteigung des Treffauers, 2304 *m*, und des Scheffauers, 2113 *m*, durch Robert und Emil Schlagintweit mit dem Führer Mathias Oerger im Jahre 1853 macht von dieser Grundregel keine Ausnahme. Sie wurde im Dienst der geographischen und physikalischen Untersuchung des Kaisers ausgeführt[2]) und ihre Kenntniss blieb unter den Fachgenossen begraben. Die allgemeine Aufmerksamkeit wandte sich den umfassenderen und gründlichen Arbeiten

[1]) Eine sehr genaue Schilderung dieser Bergfahrt wurde in Thurwieser's Nachlass aufgefunden und von Schöpf veröffentlicht. S. »Erschliessung der Ostalpen«, Seite 240.

[2]) »Schlagintweit, Neue Untersuchungen zur physikalischen Geographie der Alpen.« Ein nicht sehr günstiges Licht auf die Sorgfalt und Genauigkeit der Beobachtungen wirft übrigens der Umstand, dass die Gebrüder Schlagintweit den von ihnen barometrisch gemessenen Treffauer als höchsten Gipfel des Kaisergebirges bezeichnen, während die in unmittelbarer Nähe übermächtig aufragende Elmauer Halt denselben um 40 *m* überhöht.

eines Sonklar, Ruthner und Anderer zu, welche in den Centralalpen, für die schon die zweite Periode angebrochen war, ein grösseres Feld für ihre Forschungen fanden. Der Zug der Zeit entschied sich für die weiten Gletscherreviere, der Fremdenstrom begann ihm zu folgen, und darüber das Näherliegende zu vernachlässigen. Das Sonneck, mit dem Scheffauer die am leichtesten zugängliche Spitze, ist die einzige, welche in den sechziger Jahren bisweilen einen Besuch erhielt.

Diese erste Periode schliesst also mit dem Ergebniss ab, dass der Kufstein zunächst liegende und am einfachsten aufgebaute westlichste Theil des Gebirges touristisch betreten und ausserdem die höchste Spitze im Osten, die Ackerlspitze, ein einziges Mal von einem Fremden erstiegen worden ist.

Der Beginn der zweiten Periode fällt in das Geburtsjahr des Deutschen Alpenvereins, in das Jahr 1869. Nicht ganz zufällig: ist doch Karl Hofmann, der bei der Gründung des Deutschen Alpenvereins eine der wichtigsten Rollen spielte, auch die Ursache dieser neuen Epoche für das Kaisergebirge. Wenn sein Wirken auch ein kurzes war, da er ein Jahr später den Heldentod auf dem Schlachtfelde von Sedan fand, so gelang es ihm doch, als erster Tourist in die Geheimnisse des Mittel- und Hauptstockes einzudringen und neben den beiden anderen höchsten Spitzen, dem Treffauer und der Ackerlspitze, von der er einen neuen Abstieg fand, auch den vornehmsten Gipfel der ganzen Gruppe, die Elmauer Haltspitze, 2344 *m*, zu betreten. Sein glänzendes Beispiel wirkte aneifernd auf zwei Freunde und Gesinnungsgenossen, deren Name noch mit der Geschichte vieler anderen Gruppen der nördlichen Kalkalpen innig verknüpft ist, Karl Babenstuber und Georg Hofmann aus München. Sie wiederholten, durchwegs in Begleitung des Führers Johann Schlechter, vulgo Mallhansl, im Laufe des nächsten Jahrzehntes nicht nur sämmtliche Wanderungen Karl Hofmann's, sondern entkleideten auch alle anderen Hauptgipfel ihres Rufes der Unnahbarkeit. Die mächtigen Karlspitzen, die Goinger Halten, fanden in ihnen ihre Bezwinger, auch der östlichste Theil des Kaisers wurde nicht vernachlässigt, indem die Beiden das Kleine Thörl überschritten und auch die Lärcheckspitze erstiegen. Man kann sagen, dass gegen das Ende jenes Jahrzehntes das Kaisergebirge in der Hauptsache erschlossen war, indem mit Ausnahme des Todtenkirchels keines der grösseren Felsmassive ihrem energischen Vordringen Widerstand leisten konnte; was nunmehr zu thun übrig blieb, war Detailarbeit. Dem Vorbild dieser Männer ist es auch zu danken, wenn um diese Zeit die bedeutendsten Spitzen allmählig auch von anderer Seite einen wenn auch nur spärlichen Besuch erfuhren. Entsprechend dem geringen Areal der Gruppe, aber auch dem Eifer der erwähnten Männer, hat diese Periode, die der Erschliessung im Grossen, nur über zehn Jahre sich erstreckt.

Eine auffallende, sprunghafte Änderung in der Frequenz trat mit dem Beginn der achtziger Jahre ein. Die dritte Periode, die des Massenbesuches, datiert von zwei Ereignissen: von dem Erscheinen der Monographie Trautwein's, und von der Schaffung eines Centralausgangspunktes für alle Touren in der Hinterbärenbadhütte der Section Kufstein. Es mehrte sich progressiv nicht nur die Zahl derer, welche in kühnen Klettereien auf die Wände und Zinnen der Felscolosse ihre Freude finden, sondern auch bei dem ruhiger geniessenden grossen Reisepublikum wurde das herrliche Gebirge allmählig populär. Einen Beweis hiefür liefert das Fremdenbuch von Hinterbärenbad: von einigen Hundert Besuchern vor 15 Jahren ist die Frequenznummer nunmehr auf 5000 in jedem Jahre gestiegen.

Vom hochtouristischen Standpunkt aus bedeutet diese Epoche die Bezwingung aller noch jungfräulichen, auch der unbedeutenden[1]) Gipfel, ausserdem die Erreichung

[1]) Abgesehen von den meisten der »21« Thörlspitzen, von denen man nicht recht weiss, welche man als richtige Gipfel, welche nur als grössere Steinmänner bezeichnen darf.

nahezu aller Gipfel auf neuen Routen, die Aufstellung und Lösung einer Reihe von grossartigen »Problemen«. An der Lösung dieser Aufgaben betheiligten sich eine solche Anzahl von Alpinisten, dass es unmöglich ist, hier die Verdienste der Einzelnen zu würdigen; an dieser Stelle sei nur einer der erfolgreichsten Alpinisten, die je im Kaisergebirge wirkten, — eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem an originellen Persönlichkeiten nicht armen Alpinismus — Georg Winkler's aus München — speciell erwähnt.

Seit Winkler den Kaiser als seine Kletterhochschule benützte, ist es bei den Münchener Hochtouristen — und man weiss, welche Menge von dieser Species die Isarstadt in ihren Mauern birgt — unumstössliche Sitte geworden, die höhere »Felsbildung« ebendort sich zu erwerben. Das hat natürlich seine Rückwirkung auf die Quantität und die Qualität der unternommenen Bergfahrten, und so mag die Behauptung nicht ungerechtfertigt erscheinen, dass, wie die allgemeine Zunahme des Fremdenstromes im Kaisergebirge auf Trautwein's Monographie hauptsächlich zurückgeht, so die ausserordentliche Steigerung der hochtouristischen Thätigkeit im Kaiser in den letzten Jahren ihre vornehmste Wurzel in Winkler's Persönlichkeit hat.

Ein Ende dieser Entwicklung ist kaum abzusehen. Wer vermag zu sagen, wie sich in weiteren zehn Jahren die Verhältnisse im Kaiser geändert, ob wir dereinst eine vierte Periode der Abnahme zu verzeichnen haben werden?

Ersteigungsgeschichte der einzelnen Berge.[1])

I. Der Längszug des Scheffauer Kaisers.

Wie schon ein flüchtiger Blick auf die Karte lehrt, zerfällt der Wilde Kaiser in drei, theils durch Charakter, theils durch natürliche Begrenzung schroff von einander getrennte Theile, die seit Alters nach den am Südsockel des Gebirges liegenden Ortschaften Scheffau, Elmau und Going genannt sind. Uns beschäftigt zuerst der Scheffauer Kaiser im weiteren Sinne. Während die beiden anderen Unterabtheilungen gewaltige Halbbogen mit nach Süden convexer Seite bilden, stellt sich in auffälligem Contrast dazu der Zug des Scheffauer Kaisers als eine geradlinig verlaufende, 6 *km* lange Felsmauer von westöstlicher Streichrichtung dar. Beim Zettenkaiser (Zetten = Latschen), 1889 *m*, beginnend, zieht der Hauptkamm über eine flache Einsenkung, auf welche zwei Felsköpfe mit tieferen Scharten, der Grübler- und der Scheffauer Lucke, folgen, zum ersten bedeutenden Gipfelbau im Wilden Kaiser, dem Scheffauer (scil. Kaiser) im engeren Sinne, 2113 *m*. Zu den etwas höheren Hackenköpfen, 2129 *m*, ansteigend und eine ziemliche Strecke am Wiesberg, 2030 *m*, plateauartig verlaufend, streicht er über die Kopfkraxen zum Sonneck, 2258 *m*, wo er sich in rechtem Winkel mit dem Elmauer Kaiser verknotet.[2]) Der wesentlich einfachere Aufbau dieses Zuges bedingt eine leichtere Zugänglichkeit, aber auch geringere Schönheit und darum vom touristischen Standpunkte aus eine geringere Bedeutung.

[1]) Die Höhencoten sind, wo nicht anders bemerkt, diejenigen der Reambulierung der Specialkarte von Tirol. Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, dass sämmtliche als erste Gipfelersteigungen überhaupt angeführten Touren, mit Ausnahme derjenigen des Todtenkirchels, der Fleischbankspitze, des Predigtstuhles und der beiden Gamsfluchten, nur als erste touristische zu betrachten sind. Von den Thörlspitzen ist vor touristischer Beeinflussung nur die höchste betreten worden. Siehe das Einschlägige in der »Erschliessung der Ostalpen«.

[2]) In der »Erschliessung der Ostalpen« wird der Treffauer und das Sonneck zum Scheffauer Kaiser gerechnet, obwohl diese Eintheilung weder der Tradition entspricht, noch auf geographische Gründe sich stützen kann.

Von Ersteigungen des unbedeutenden Zettenkaisers ist dem Verfasser nur die in der »Erschliessung« S. 261 erwähnte, ferner eine solche über den Westgrat durch Oskar Schuster mit Führer Strasser im Winter 1896 bekannt. Der Scheffauer, zum ersten Male von Robert und Emil Schlagintweit im Jahre 1853 von Bärenstatt aus erstiegen, ist von der Südseite leicht erreichbar, und wird daher, umsomehr als die Aussicht infolge der vorgeschobenen Lage und des ungehinderten Ausblickes auf die Thalsohle des nahen Innthales eine besonders contrastreiche ist, häufig besucht. Schwierigere Anstiege führen von der Grübler Lucke her und vom Bettlersteig über die pralle nördliche Plattenwand zur schönen Spitze. Namentlich die letztere Route, deren erster touristischer Begeher (im Jahre 1860) der hochverdiente verstorbene Dekan Dr. Mathias Hörfarter war, stellt nicht geringe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit.[1]) Eine prachtvolle, aber infolge der Länge des Kammes ziemlich anstrengende und nicht ganz leichte Höhenwanderung ist der Gratübergang vom Scheffauer zum Sonneck, welche in neuerer Zeit öfters unternommen wird und durch einige Drahtseilanlagen etwas praktikabler gemacht worden ist. Als erster Tourist hat gleichfalls Hörfarter im Jahre 1860 diese Wanderung ausgeführt.

II. Der Elmauer Kaiser.

Die ausgesprochene, etwas einförmige Längsrichtung, wie sie im Scheffauer Kamme ausgeprägt ist, hört mit dem Beginne des Elmauer Kaisers plötzlich auf; das Gebirge baut sich nunmehr hauptsächlich in ungeheuren, zu einander parallel laufenden Querkämmen auf, welche nach Norden ausnahmslos in furchtbaren Steilwänden bis zur tiefliegenden Thalsohle niederbrechen, an ihren südlichen Endpunkten dagegen durch wildzerzackte Felsmauern verbunden sind, die nicht minder steil, aber weniger hoch auf das südlich vorgelagerte Mittelgebirge abfallen. Dadurch entstehen zwischen den Querkämmen eine Reihe von nach Norden offenen Mulden, welche, zu eng und zu steil, um sie als Thal, zu gross, um sie als Schlucht, zu tief eingeschnitten und zu mächtig, um sie als Kar zu bezeichnen, zu den grossartigsten Schaustücken des Wilden Kaisers gehören und die natürliche Zugangsroute zu den meisten Spitzen bilden. Der Elmauer und der Goinger contrastieren daher beide ebensosehr gegen den Scheffauer Kaiser, wie sie sich untereinander im Grundtypus ähnlich sind. Aber der ungeheure Doppelbogen des Elmauer Kaisers hat vor seinem östlichen Rivalen doch dreierlei voraus: er steht im eigentlichen Centrum des ganzen Gebirges, er besitzt die grösste allgemeine Erhebung, und er weist vor allem stärker individualisierte, durch tiefere Scharten geschiedene, mit einem Worte gewaltigere Felsgerüste auf als jener.

Der Elmauer Kaiser, dessen Zusammenhang mit dem Scheffauer Kaiser schon früher dargelegt wurde, besteht aus drei solchen grossartigen Querkämmen, dem Zug Sonneck-Treffauer, dem Stocke der drei Halten und dem Karlspitzstock, welche zwischen sich Raum für die Scharlinger Böden und den Hohen Winkel lassen, während ihn der breite Einschnitt des Elmauer Thores vom Goinger Kaiser trennt.

Der Zug Sonneck-Treffauer. Der Grat dieses Querkammes verläuft von dem am weitesten nach Norden vorgeschobenen Gamskarköpfl, 2044 *m*, das in hoher Wandflucht gegen das Kaiserthal absetzt, über eine seichte Einsattlung streng südlich zum Sonneck, 2258 *m*, um sodann südöstlich abzubiegen und diese Richtung bis zum viergipfligen Treffauer (scil. Kaiser), 2304 *m*, beizubehalten. Dieses letztere Kammstück ist in der Karte stark verzeichnet und die falsche Nomenclatur hat schon zu vielen Irrfahrten in dem verwickelten Terrain Anlass gegeben. Das

[1]) Eine kurze Beschreibung durch G. Herold siehe Mittheil. 1896, S. 161.

Kleinkaiserl,[1]) ca. 2100 *m*, ein isolierter Felszacken zwischen Treffauer und Sonneck, ist viel zu nahe an ersteren hingerückt; der Name Treffauer Lucke kommt nicht der namenlosen Scharte zwischen Sonneck und Kleinkaiserl, sondern der durch einen niedrigen Felsthurm gedoppelten Scharte zwischen letzterem und dem Treffauer zu; unter Schneekar-Rinnl versteht man, wie schon der Name sagt, keine Scharte, sondern einfach die von der Treffauer Lucke nach Westen zum Schneekar ziehende Rinne.

Vom ersten Gipfel des Treffauers löst sich ein starker Sporn nach Westen los, welcher zwischen sich und dem Sonneck Raum für das Schneekar lässt, während vom vierten oder Hauptgipfel ein gewaltiger Grat in kühnem Schwunge über den Vorgipfel des Tuxecks sich ins Sölland niedersenkt und andererseits der wildzerrissene Hauptkamm in ostnordöstlicher Richtung[2]) zum Kaiserkopf, ca. 2100 *m*, und zur Rothen Rinnscharte zieht, wo er sich mit dem wieder nördlich streichenden Querkamm der drei Halten verknüpft. Die östliche und nördliche Begrenzung des Zuges Sonneck-Treffauer bilden der untere und obere Scharlinger Boden.

Über die ersten touristischen Ersteigungen des Sonnecks, das neben dem Scheffauer der leichtest zugängliche Gipfel im Wilden Kaiser ist, erzählt die »Erschliessung der Ostalpen«, Band I, Seite 260. In Trautwein's Monographie ist eine genaue Beschreibung der zwei gewöhnlich begangenen Routen von Bärenstatt über den Wiesberg und von Hinterbärenbad durch das Gamskarl gegeben. Eine bisher noch nicht wiederholte Leistung ersten Ranges ist die Erkletterung des aussichtsreichen Gipfels direct vom unteren Scharlinger Boden über die ungeheure Steilwand der Ostseite durch Eduard Schmidt am 10. August 1891.[3]) Schon früher hatte der gleiche Alpinist das Sonneck auf einem gänzlich neuen Wege erreicht, indem er unter bedeutenden Schwierigkeiten den Grat vom Kleinkaiserl zum Sonneck verfolgte,[4]) nachdem er am selben Tage die erste Ersteigung des ersteren aus dem oberen Scharlinger Boden durchgeführt hatte. Dieser schöne Übergang wurde von Albrecht von Krafft am 30. August 1893[5]) wiederholt, wobei Krafft durch die Auffindung eines Gemspfades, der quer durch die Ostmauern des Sonnecks leitet, eine wesentlich kürzere und leichtere Verbindung fand. Hans Leberle und Max Uebel haben im Sommer 1895 eine ähnliche Route gewählt und ihre Wanderung dann bis zum Scheffauer ausgedehnt. Das Kleinkaiserl erstiegen zuerst Dr. Alois Zott und die Brüder Zametzer, welche es im Jahre 1882, vom Treffauer kommend, von der Treffauer Lucke erreichten.

Der Treffauer kann auf nicht weniger als fünf Routen erreicht werden. Die am meisten begangene ist jene, welche Bonnet und Dietrich am 11. Juli 1880 eröffneten, indem sie vom Schneekar aus zu dem westlichen Felssporn des ersten Gipfels emporkletterten und über diesen zur Gipfelkrone gelangten. Der älteste Weg (jener Schlagintweit's) ist derjenige durch die Mutter, ein nach Westen sich öffnendes Felskar zwischen dem Tuxeck und dem mehrfach erwähnten Felssporn, welches unten mit Steilwänden abbricht, die durchklettert werden müssen, um in die Mutter zu gelangen. Diese beiden Routen sind mässig schwierig zu nennen; darin ihnen gleichstehend ist der Aufstieg über den Nordwestgrat von der Treffauer Lucke, welche ihrerseits leicht durch das Schneekar-Rinnl, schwieriger durch eine steile Rinne vom oberen Scharlinger Boden erreicht werden kann. Besucher des Treffauers,

[1]) Nicht Kleiner Kaiser, wie es in der »Erschliessung« und auf der Alpenvereinskarte genannt ist; der Kleinkaiser ist der isolierte Gipfel im Griesener Kar.

[2]) In der Karte ist diesem Grate eine viel zu stark nordöstliche Richtung gegeben.

[3]) Mittheil. 1891, S. 254.

[4]) Mittheil. 1891, S. 180. Datum nicht angegeben.

[5]) Ö. A.-Z. 1893, S. 250.

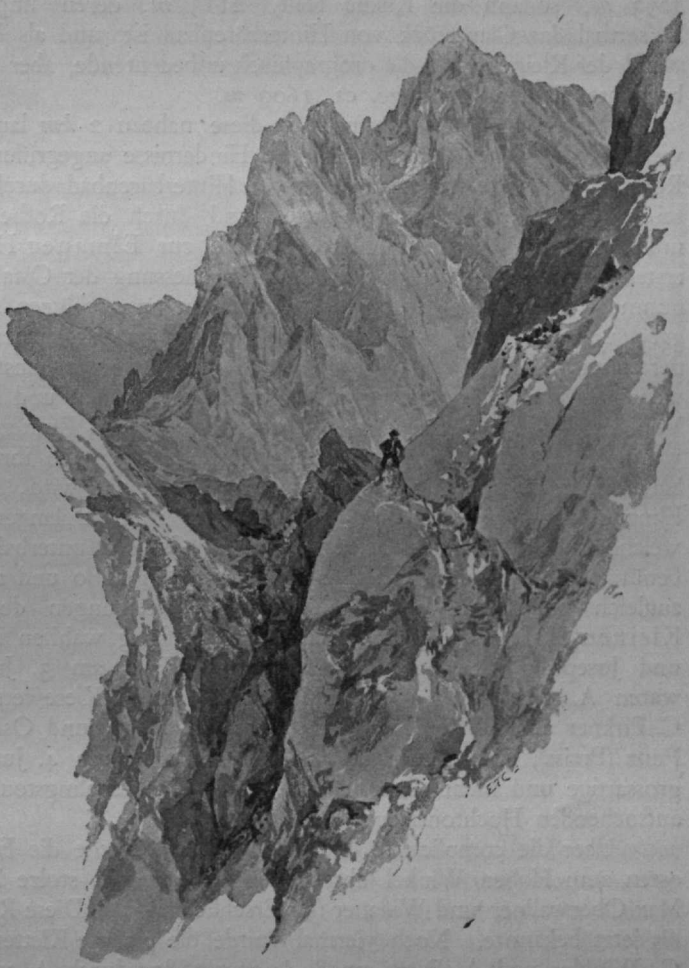
Gezeichnet von E. T. Compton.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Wilder Kaiser mit Stripsenjoch.

welche ihren Abstieg nach Hinterbärenbad nehmen wollen, werden namentlich darauf aufmerksam gemacht, dass die richtige Rinne jene ist, welche vom nördlichen Ende der durch einen Felsthurm gedoppelten Lucke nach Osten hinabführt. Die ersten Begeher des Nordwestgrates waren Babenstuber und Georg Hoffmann mit Peter Schiesslinger am 15. September 1869; die erste Überschreitung der Treffauer Lucke erfolgte durch Max Oberwallner mit Führer Widauer im Jahre 1885.

Die schwierigsten und zuletzt aufgefundenen Routen auf den Treffauer sind diejenigen direct vom oberen Scharlinger Boden durch die Nordwand und die über den wildzerrissenen Ostgrat. Es ist das Verdienst Widauer's, die nahezu 500 *m* hohe Nordwand bezwungen zu haben. Mit Max Oberwallner und Christian Schöllhorn durchkletterte er sie am 3. Juni 1886 in sieben Stunden von Hinterbärenbad,[1]) indem er den Anstieg in ziemlich gerader Linie zur Scharte zwischen dem dritten und Hauptgipfel nahm. In der unzugänglich aussehenden Wand befindet sich eine grosse Anzahl von flachen Rinnen, von denen aber die meisten die Möglichkeit eines Aufstieges gewähren, so dass jetzt drei bis vier Routen bekannt sind, welche, obwohl in der Nähe der Widauer'schen liegend, sich mit derselben nicht decken. Den langen Ostgrat, den mächtigsten von allen, welche das gewaltige Felshaupt des Treffauers stützen, begiengen am 31. Mai 1893 A. v. Krafft und Friedrich Rosenpläuter.[2]) Wohl infolge des Winterschnees, der noch tief in den Schluchten lag, mit deren Hilfe die meisten Gratthürme umgangen wurden, trafen sie nicht die erwarteten Schwierigkeiten; zur Sommerszeit dürfte die Tour harte Arbeit verursachen. Der Lösung harren am Treffauer noch zwei grosse »Probleme«: Die Ersteigung über den Südostgrat, und über die zum Grutten abstürzende Ostwand.



Rothe Rinnscharte mit dem Treffauer Kaiser.

[1]) Mittheil. 1887, S. 114.
[2]) Ö. A.-Z. 1893, S. 142.

Der Stock der drei Halten. Durch die schmalen Scharten des Kopfthörls, ca. 2100 *m*, vom Karlspitzstock, und durch die Rothe Rinnscharte von dem Massive des Treffauers getrennt, schiebt sich der ungeheure Felsklotz der drei Halten zwischen die Scharlinger Böden und den Hohen Winkel. Nach allen Seiten mit Steilwänden niederbrechend, die insbesondere nach Norden, Osten und Westen wahrhaft riesige Dimensionen annehmen, stellt er sich als der imposanteste sämmtlicher Querkämme des Wilden Kaisers dar. Am weitesten nach Süden vorgeschoben ist der Culminationspunkt des ganzen Gebirges, die Elmauer Halt, 2344 *m*; es folgen die Gamshalt, 2293 *m*, sodann die Kleine Halt, 2113 *m*, deren ungeheurer Abbruch zum Kaiserthal das Glanzstück von Hinterbärenbad ist, und als Vorsprung in der Nordwand der Kleinen Halt die orographisch unbedeutende, aber durch ihre Schwierigkeit bekannte Todtensesselspitze, ca. 1600 *m*.

Der einzige Punkt, von dem diese nahezu 2 *km* lange, mit dem Langkofel wetteifernde Mauer ohne wesentliche Hindernisse angegriffen werden kann, ist die Rothe Rinnscharte, welche, sei es von Hinterbärenbad durch die Scharlinger Böden, sei es von Elmau über den Grutten und durch die Rothe Rinne erreicht werden muss, um auf der gewöhnlichen Route zur Elmauer Halt zu gelangen. Die ersten Ersteigungen verzeichnet die »Erschliessung der Ostalpen«. Der Berg gehört nunmehr, obwohl die Beschwerden nicht zu unterschätzen sind (Zugspitze, Mädelegabel und ähnliche sind hierin nicht mit ihm zu vergleichen), zu den viel frequentierten und sein Besuch wird sich noch steigern, wenn einst für die dringend nothwendigen Wegverbesserungen in den Scharlinger Böden und am Gipfelbau gesorgt ist. Von den beiden weiteren, wesentlich schwierigeren Routen auf die Elmauer Halt wurde zuerst der Übergang von der Kleinen Halt, die ihrerseits aus dem oberen Scharlinger Boden über die »Haltplatten« erreicht wird, über die Gamshalt zur Elmauer Halt bewerkstelligt. Dieser Weg ist seit langem den Jägern bekannt, welche an der Gamshalt eine »Sulz« für Gemsen unterhalten. Als erster Tourist benützte ihn Bonnet mit Mallhansl am 14. Juli 1880 und zwar im Abstieg, wobei zugleich auch die ersten touristischen Ersteigungen der Gamshalt und der Kleinen Halt ausgeführt wurden. Als Aufstieg wählten ihn zuerst Ernst Mennet und Joseph Mader mit Führer Caspar Pirkner am 3. Juni 1889; die nächsten waren A. von Krafft am 28. Mai 1890, Dr. P. Kiesewetter und W. Mauke mit C. Pirkner am 22. Juni 1890 (s. »Erschliessung«), und Oscar Schuster mit Führer Punz (Preiss), Karl Neumann und der Verfasser am 4. Juni 1892. Heute ist die grossartige und nicht allzu schwere Partie eine Lieblingstour aller das Kaisergebirge aufsuchenden Hochtouristen.

Über die complicierte und hohe Wand, welche die Elmauer Halt nach Nordosten zum Hohen Winkel absetzt, erklommen die stolze Zinne am 28. Juli 1884 Max Oberwallner und Widauer (s. »Erschliessung«). Diese Route ist die schwierigste bis jetzt bekannte. Noch viermal wurde die pikante Kletterei unternommen: durch G. Winkler und A. Dietz am 8. August 1887, durch A. von Krafft und O. Koch am 18. September 1888. Eine Combination der Hochwinkelroute mit dem Wege über die Kleine Halt und die Haltplatten glückte am 2. August 1893 Wilhelm Teufel und dem Verfasser;[1]) Karl Botzong und Hans Leberle folgten hierin im Sommer 1895 unseren Spuren. Die Durchkletterung der Südwand der Elmauer Halt, sowie die Ersteigung direct aus dem oberen Scharlinger Boden durch einen gewaltigen Riss, der in der kleinen Mulde zwischen Elmauer und Gamshalt endigt, stehen noch aus. Letztere ist von Führer Tavernaro vergeblich versucht worden.

[1]) Mittheil. 1893, S. 258.

Der Vorsprung des Todtensessels wird hie und da von Jägern betreten; ob vor Winkler und Dr. A. Zott (am 3. Oktober 1886) der schroffe Gipfelzacken betreten wurde, ist sehr zweifelhaft. Dieselben nahmen ihren Aufstieg durch das ausserordentlich wilde Couloir, welches von der Scharte zwischen Todtensessel und Kleiner Halt nach Osten in den Hohen Winkel zieht, den Abstieg dagegen durch die zum Theil mit Latschen bewachsenen Abstürze der Westseite direkt nach Hinterbärenbad. A. von Krafft hielt sich (am 22. September 1888) nördlich vom Couloir in den Wänden selbst. Die dritte Ersteigung erfolgte durch O. Schuster mit Führer Preiss Ende Mai 1892, die vierte durch dieselben, sowie Karl Neumann und den Verfasser am 5. Juni 1892. Seitdem ist der trotzige Zacken noch etwa zehn Mal, meist von Mitgliedern des Akademischen Alpenvereins München, betreten worden.

Kaiserkopf und Elmauer Haltspitze vom Grutten (S.-O.).

Die Lösung des vornehmsten »Problems« im Haltspitzstock, die Erkletterung der Kleinen Halt über die ungeheuren Abbrüche in das Kaiserthal war dem Verfasser und seinem Freunde Sigmund Frhr. von Reuss-Bleckendorf vorbehalten, indem sie am 29. Juni 1895 die Kleine Halt vom Todtensessel aus über die Nordwestwand erstiegen.[1]) Nach wenigen Wochen schon folgten die zwei kühnen Felskletterer Ludwig Distel und Carl Botzong; dieselben dehnten sogar bei einer neuerlichen Wiederholung im Juli 1896 ihre Tour noch bis zur Elmauer Halt aus. Auch G. Herold aus Rosenheim und G. Peter aus München gelang die Erkletterung der Kleinen Halt, und zwar vom Todtensessel ausgehend, im Sommer 1896.

Der Karlspitzenstock. Dieser Theil des Wilden Kaisers kommt an Wucht der Erscheinung den drei Halten nahe, übertrifft sie sogar an eindrucksvoller Wildheit der Felsenwelt und bildet daher das Lieblingsziel der Hochtouristen.

[1]) Mittheil. 1895, S. 211, u. Ö. A.-Z. 1895, S. 232.

Der Hauptkamm, welcher vom Kopfthörl, ca. 2100 *m*, nordöstlich zur Vorderen Karlspitze, 2291 *m*, ansteigt, erleidet hier, indem er zur Hinteren Karlspitze, 2284 *m*, umbiegt, eine Knickung nach Norden. Von letzterem Gipfel lösen sich nach Nordwesten und Nordosten Seitenkämme los, welche in sich zwei der kühnsten Felsbauten des Kaisers tragen: jenseits einer tiefen Scharte, der Winklerscharte, erhebt sich der grandiose Obelisk des Todtenkirchels, 2193 *m*, dessen prächtige Gestalt jedem Besucher von Hinterbärenbad in Erinnerung bleibt, die andere Abzweigung schwingt sich zur Fleischbankspitze, 2095 *m*, empor. Beide lassen zwischen sich Raum für einen unsäglich wilden und einsamen, mit ewigem Schnee gefüllten Felskessel, das Schneeloch, gegen welches sowohl die erwähnten, flankierenden Gipfel, als auch die Hintere Karlspitze mit furchtbaren Steilwänden abbrechen. Mit Wänden setzt das Massiv der Karlspitze selbst auch zum Hohen Winkel und nach Osten zum breiten Sattel des Elmauer Thores, 1959 *m*, nieder, das die Verbindung zwischen Elmauer und Goinger Kaiser herstellt.[1])

Drei Aufstiege auf die Karlspitzen waren von Jägern sicher schon vor den Touristen begangen: der vom Kopfthörl, vom Elmauer Thor und der aus dem mittleren Theile des Hohen Winkels. Der vom Kopfthörl, obwohl unter den genannten der schwierigste, wurde bei der ersten touristischen Ersteigung am 14. Juni 1895 von Babenstuber und G. Hofmann mit Mallhansl benützt, während der Abstieg zum Elmauer Thor angetreten wurde. In der »Erschl. der Ostalpen« ist eine Beschreibung enthalten. Die Kopfthörlroute, obwohl lange fast ausschliesslich im Gebrauch, ist gegenwärtig ganz aufgelassen, seitdem der schon lange von Jägern benützte Weg aus dem mittleren Theile des Hohen Winkels durch die Westwand auch den Touristen bekannt wurde. Das dauerte merkwürdigerweise bis zum Jahre 1894, in welchem Georg Fellner und Eduard Schmidt auf dieser Route die Spitzen erreichten. Verschiedene führerlose Partien, welche, von anderen Seiten kommend, den sehr complicierten richtigen Abstieg zum Kopfthörl oder Hohen Winkel nicht auffanden, haben die sehr schwierige Westwand auch an anderen Stellen durchklettert.

Ausser den genannten drei, vom hochtouristischen Standpunkte aus als mittelschwer zu bezeichnenden Aufstiegen, existieren noch vier Routen von sehr beträchtlicher Schwierigkeit. Im Jahre 1883 erkämpfte sich L. Purtscheller den Zugang zur Vorderen Karlspitze direct über die wilden Zacken des Kopfthörlgrates, eine Leistung ersten Ranges, für die sich noch kein Nachfolger gefunden hat.[2]) Von der Winklerscharte, zwischen Todtenkirchel und Hinterer Karlspitze ausgehend, durchreisst das grossartige, in Hinterbärenbad auffällig in die Augen springende Winklercouloir das Gewände und trennt das Massiv der beiden genannten Berge. Mit Benützung dieser Schlucht kann die Hintere Karlspitze auf zwei Wegen erstiegen werden. Am 26. April 1886, unter dem Donner der Lawinen und dem Fallen der Steine, erreichte G. Winkler allein durch das sehr schwere Couloir die später

[1]) In diesem Stock sind die stärksten Kartenfehler zu verzeichnen, da nahezu kein Strich richtig ist. Der Grat von der Vorderen zur Hinteren Karlspitze läuft nördlich, nicht nordöstlich; beide gehören um 5 *mm* nach Norden gerückt. Der Vorderen Karlspitze ist ein nicht existierender Südgrat gegeben, während die vom Kopfthörl zur Wochenbrunneralm ziehende Zackenreihe der »Köpfeln« nicht eingezeichnet ist. Die Entfernung Hintere Karlspitze — Todtenkirchel ist viel zu gross; der dem letzteren beigelegte Westgrat ist nicht vorhanden; das Schneeloch ist auf der Karte mindestens noch einmal so breit als die Steinerne Rinne, während in Wahrheit das Umgekehrte der Fall ist. Nach der Reambulierung soll die Vordere die Hintere Karlspitze um 7 *m* überhöhen, während in Wirklichkeit die letztere um mindestens 30 *m* höher ist als die erstere. Auch die Cote der Fleischbankspitze ist sehr zweifelhaft, da dieselbe vom Todtenkirchel keinesfalls um mehr als 50 *m* überragt wird. Dies sind nur die auffallendsten und schwerwiegendsten Fehler.

[2]) Tourist 1883, S. 13.

nach ihm benannte Scharte und kehrte auch wieder durch die Schlucht zurück. Spätere Versuche, das Couloir zu durchklettern, missglückten lange Zeit. Dr. P. Kiesewetter und A. v. Krafft erstiegen den Gipfel am 7. Oktober 1890, indem sie das Couloir bis zur Hälfte benützten, dann — durch Steinfall veranlasst — auf die rechtsseitige Begrenzungsrippe auswichen und zum Schlusse den Gipfelthurm direct von Westen erkletterten.[1]) Karl Neumann und der Verfasser wiederholten die Krafft'sche Tour mit dem kleinen Unterschiede, dass sie das Couloir noch früher verliessen, am 31. Juli 1892. Zum ersten Male nach Winkler gelang wieder die vollständige Durchkletterung des Couloirs Frau Luise von Chelminski, k. bayer. Hauptmann L. Stritzl und dem Verfasser am 2. August 1894. Von der Winklerscharte aus stiegen wir nach links in die Nordwand der Karlspitze ein und erreichten über ihre schwierigen Felsen den Gipfel.[2]) Dieser letzte Theil unseres Aufstieges war bei den zwei bis zu jenem Zeitpunkt ausgeführten Überschreitungen des Todtenkirchels schon begangen worden, worauf ich unten zurückkommen werde.

Die Fleischbankspitze eroberten am 11. Juli 1886 Christian Schöllhorn und Widauer, indem sie von der Karlspitze aus zur Scharte zwischen beiden Gipfeln (»Schöllhornscharte«) herabstiegen und durch einen Riss den schroffen Thurm erkletterten. Auf derselben Route folgte ihnen am 29. August desselben Jahres Winkler. Eine völlig neue Route fanden am 10. August 1890 A. von Krafft und Dr. P. Kiesewetter, indem sie von dem schwer zugänglichen Schneeloch aus die Fleischbank- und die Hintere Karlspitze erklommen.[3]) Diese Tour, eine Felskletterei ersten Ranges, ist mehrfach wiederholt worden: am 30. Juni 1895 durch C. Botzong, Ph. Reuter, W. Wunder, am 29. Juni 1896 durch H. Hahn und H. Pfann, welche sich in der das Schneeloch abschliessenden Wand stark nach rechts hielten und so die Winklerscharte zum ersten Male direct vom Schneeloch erreichten, und am 26. Juli 1896 durch E. Enzensperger, S. Frhr. von Reuss, Fr. Zimmermann und den Verfasser. Sehr bemerkenswerth ist noch folgende Tour, welche Carl Botzong im Juli 1895 allein ausführte: Aufstieg durch das Couloir zur Winklerscharte, die Nordwand der Karlspitze querend zur Schöllhornscharte und auf die Fleischbankspitze, Abstieg durch das Schneeloch. Der 800 *m* hohe Nordgrat der Fleischbankspitze ist noch nicht betreten worden, obwohl seine Überkletterung möglich sein dürfte.

Das Todtenkirchel gehört zu den berühmtesten Bergen der Ostalpen und berechtigt zu einer solchen Berühmtheit ebensosehr durch den Adel seiner Erscheinung wie durch seine interessante Geschichte. Der ungeheure Obelisk, der als Grenzsäule zwischen Kaiser- und Kaiserbachthal steht, fällt nach den meisten Seiten nahezu senkrecht ab; nur im östlichen Theile der Nordwand stützt ihn ein kräftiger Pfeiler. Ein einziger Grat, der zur Winklerscharte ziehende Südostgrat, ist scharf ausgeprägt, sonst sind nur in halber Höhe des Berges Ansätze zur Bildung eines Nordwestgrates vorhanden, um den sich drei Terrassen lagern, welche durch hohe Wandstufen getrennt sind. Über diese Terrassen führen die üblichen Wege.

Die erste Ersteigung gelang nach vielen vergeblichen Versuchen G. Merzbacher mit dem Führer Steinackerer am 16. Juni 1881 (s. »Erschl. der Ostalpen«). Sie erkletterten die die Terrassen trennenden Mauergürtel durchwegs auf der Westseite an ihrem südlichsten, über dem Hohen Winkel abbrechenden Ende. Die Beschreibung Merzbacher's war abschreckend genug, aber dennoch folgte schon wenige Wochen später, am 13. Juli, auf einem grossentheils neuen Wege, das grosse führerlose

[1]) Mittheil. 1890, S. 271.

[2]) Mittheil. 1895, S. 107. An dieser Stelle eine ausführliche Notiz des Verfassers über die Ersteigungsgeschichte des Winklercouloirs.

[3]) Mittheil. 1890, S. 205.

Münchener Alpinistentrio der damaligen Zeit, Dr. A. Zott und die Brüder Zametzer.[1]) Bis zur zweiten Terrasse hielten sie sich auf der Nordseite und vollendeten dann die Tour, zur Westflanke übergehend, auf dem Merzbacher'schen Wege. Diese Ersteigung gewinnt darum besondere Bedeutung, weil sie vielleicht die technisch schwierigste bis dorthin in den Ostalpen unternommene Klettertour war.[2]) Die folgenden Touren siehe »Erschliessung der Ostalpen«, S. 252.[3]) Bis jetzt sind auf die erste Terrasse, Varianten ungerechnet, vier verschiedene, von der ersten zur zweiten Terrasse drei verschiedene Wege gefunden worden, gegenüber der Vermuthung Merzbacher's, er habe die allein mögliche Route getroffen, ein deutlicher Beweis für die Vervollkommnung der alpinen Technik.

Eine bis nahe an den Gipfel neue Route schlug am 6. Juni 1895 der tüchtige Rosenheimer Kletterer G. Herold ein, indem er über den nordöstlichen Strebepfeiler und die anschliessende, von senkrechten Kaminen durchrissene Wand zur dritten Terrasse und von hier auf dem üblichen Wege zur nahen Spitze gelangte.[4])

Eine Tour von aussergewöhnlicher Schwierigkeit ist die Überschreitung des Todtenkirchels, resp. der Abstieg über den Südostgrat zur Winklerscharte. H. Hofmann und R. H. Schmitt aus Wien waren es, die zuerst, am 7. Oktober 1890, dies verwegene Kletterstückchen unternahmen. In neuester Zeit hat dieser Abstieg trotz der aussergewöhnlichen Anforderungen, die er stellt, eine gewisse Beliebtheit gewonnen; zur Zeit haben nicht weniger als acht Partien ihn glücklich durchgeführt.[5])

Die »Erschl. der Ostalpen« zählt Ende 1891 neun, richtig elf Ersteigungen auf; anno 1892 konnte der Verfasser die 16., anno 1895 noch die 38. durchführen, während Ende 1896 die Ziffer 100 schon überschritten war. Das Todtenkirchel ist eben einer der ersten Modeberge geworden. Dabei kann freilich nicht verhehlt werden, dass eine sehr grosse Anzahl Unberufener, namentlich unter den Führerlosen, sich heutzutage an den Berg wagt, der immer schwierig und bösartig bleiben wird, mögen auch viele schon verächtlich über die »unerwartete Leichtigkeit« die Nase rümpfen. Meistens ist ja das Glück dem Unklugen und Tollkühnen hold; aber wohin Unerfahrenheit führen kann, zeigen die zwei Opfer, die das Todtenkirchel in den letzten Jahren gefordert hat. Der Verfasser kann sich der Befürchtung nicht erwehren, dass es nicht die letzten Opfer sind.

Der tiefe und breite Einschnitt des Elmauer Thores, 1959 *m*, bildet, wie schon erwähnt, die östliche Grenzmarke des Elmauer Kaisers. Von Süden durch das Kübelkar ganz leicht erreichbar, sendet es nach Norden einen merkwürdigen, zu beiden Seiten von den senkrechten Wänden der Fleischbank und des Predigtstuhles eingefassten, 700 *m* hohen Plattenschuss, die Steinerne Rinne, zum Kaiserbachthal. Touristisch zum ersten Mal von Merzbacher mit Steinackerer am 17. Juni 1881 begangen und lange Zeit sehr berüchtigt, ist nunmehr die hochinteressante Schlucht ein sehr beliebter Zugang für die von Norden kommenden Besteiger der Karlspitzen, Goinger Halten und des Predigtstuhles.

[1]) Eine reizvolle Schilderung aus der Feder Zott's ist im Tourist 1886, S. 16, enthalten.

[2]) Die kurze Zeit darauf eroberte Kleine Zinne bietet keine grösseren technischen Schwierigkeiten als der Zott'sche Weg, ist aber wesentlich kürzer und weniger compliciert.

[3]) Zwei Ersteigungen, eine solche durch E. Schmidt allein am 29. August 1891 auf dem zuerst von Widauer gefundenen, sogenannten »Führerweg« zur ersten Terrasse, und eine weitere am darauffolgenden Tage durch Christ und Fick aus München auf neuem Wege zur ersten Terrasse durch einen ausserordentlich schweren Kamin, sind dort in der Aufzählung übersehen.

[4]) S. Mitt. 1896, S. 161.

[5]) Es sind dies: 2) A. v. Krafft und W. Teufel am 17. September 1893; 3) der Verfasser allein am 14. Juni 1895; 4) C. Botzong allein am 25. Juli 1895; 5) Leon Treptow mit Hans Stabeler; 6) W. Weigand mit Heinrich Moser und Joh. Tavernaro; 7) Wilhelm v. Frerichs und Erwin Hübner, diese im Sommer 1896; 8) Heinrich Hahn und Hans Pfann am 27. Juni 1897.

III. Die Umrahmung des Griesener Kares oder der Goinger Kaiser.

Als Schlussglied des Wilden Kaisers erhebt sich jenseits des Elmauer Thores der gewaltige Felscircus des Goinger Kaisers. Wie der Elmauer Kaiser, zerfällt auch er in drei Querkämme, welche aber im Gegensatz zu jenem durch eine durchgehende Längskette, den Ackerlspitzzug, unter sich verbunden sind. Die einzelnen Gipfel werden weniger massig, die Scharten sind nicht mehr so tief eingeschnitten, aber durch eine ganz unglaubliche Zersplitterung und Zerzackung im Detail machen die Gipfel den Eindruck unbändiger Wildheit.

Der Querkamm der Goinger Halten. Parallel mit dem gegenüberliegenden Karlspitzstock laufend, bildet dieser Querkamm die westliche Begrenzung des Griesener Kares. Oberhalb des Elmauer Thores erheben sich die Vordere und die Hintere Goinger Halt, 2244 resp. 2194 *m*; nach Norden läuft von ihnen ein gewaltiger, unersteiglich scheinender Felsthurm, der Predigtstuhl, ca. 2100 *m*, aus; von der Vorderen Goinger Halt zieht der Hauptgrat über den westlichen Theil der maasslos zerrissenen Thörlspitzen in südsüdöstlich gerichtetem Bogen zur Scharte des Kleinen Thörls, 2111 *m*, einem Übergang von Elmau in das Griesener Kar, wo der Längszug der Ackerlspitze sich anschliesst.

Die Hintere Goinger Halt gehört zu den wenigen, wirklich leicht zugänglichen Kaisergipfeln. Nichts desto weniger dauerte es bis zum 26. Juli 1879, bis sie von Touristen, und zwar von Babenstuber und G. Hofmann mit Mallhansl, betreten wurde. Dieselben nahmen ihren Weg vom Elmauer Thor über die Schrofen der Westseite. Zwei Jahre früher, am 6. Juli 1877, war schon ihre südliche und höhere, aber auch etwas schwierigere Namensschwester von G. Hofmann mit dem gleichen Führer erstiegen worden. (s. »Erschl. der Ostalpen«.) Jetzt zählen die beiden aussichtsreichen Gipfel zu den häufig besuchten. Einen noch weiter südlich vorgeschobenen Vorgipfel hat Herold am 22. Juli 1895 erklettert. Wesentlich schwieriger sind die Anstiege von Osten aus dem Griesener Kar. Es ist uns überliefert, dass der Gemsjäger Georg Lackner im Jahre 1836 aus dem unteren Ende des Griesener Kares direct auf die Hintere Goinger Halt stieg. Einen ähnlichen Weg scheinen Philipp Scheiner und Führer Tavernaro am 14. Juli 1895 gewählt zu haben, als sie von der Einsattlung zwischen den beiden Goinger Halten in das Griesener Kar gelangten.[1]) Schon früher war Georg Winkler (am 28. Mai 1886) von der vorderen Spitze aus in den obersten Theil des Griesener Kares gestiegen, welche Tour unter Auffindung günstiger Varianten von A. von Krafft (am 25. Mai 1890), von P. Naumann und W. Grahl (im Sommer 1894), und von L. Distel, Hans Pfann, W. Wunder und dem Verfasser (am 23. Juni 1895) wiederholt wurde.

Der in neuerer Zeit wegen seiner Schwierigkeit zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Predigtstuhl fand seine Eroberer am 30. Juni 1895 in Ph. Scheiner und Führer Tavernaro, von der Scharte zwischen Predigtstuhl und den Goinger Halten.[1]) Und zwar betraten sie sowohl den südlichen Haupt- als auch den etwas vorgeschobenen Nordgipfel. Diesen letzteren erreichte als Zweiter Anfang Juli 1895 Karl Botzong allein auf neuem Wege direct von der Steinernen Rinne durch den ausserordentlich schwierigen Riesenkamin, welcher von der ersten kleinen Scharte nördlich des Hauptgipfels durch die Westwand herabzieht.[1]) Die Verbindung beider Routen und damit die Überschreitung des kühnen Felsthurmes haben zum ersten Male Dr. Richard Schmidt, Frau Else Schmidt und der Verfasser am 29. Juni 1896 durchgeführt.[2]) Der Verfasser wird später auf diesen interessanten Felsgipfel zurückkommen.

[1]) Mittheil. 1895, S. 98.

[2]) Eine ausführliche Schilderung der Ersteigungsgeschichte hat der Verfasser in den Mittheil. 1896, S. 262, gegeben.

Aus dem westlichen Theile der Thörlspitzen, unter denen man, wie gesagt, bei ihrer nahezu gleichen Höhe und maasslosen Zersplitterung nicht recht eine Gipfelindividualität herausfinden kann, scheint nur eine einzige, durch Dr. Bröckelmann und Erhard von Krafft am 30. August 1891 betreten worden zu sein.[1])

Der Ackerlspitzkamm. In leicht nach Süden gewölbtem Bogen verläuft der Hauptkamm vom Kleinen Thörl über den östlichen Ast der Thörlspitzen, in welchem sich nur zwei hervorstechende Gipfelbauten, die Jochofenspitze und die Höchste Thörlspitze befinden, zur Hochgrubach- und Ackerlspitze, 2335 *m*, und weiter rein östlich zum östlichsten Gipfel im Wilden Kaiser, zur Maukspitze, 2227 *m*.

Die Ackerlspitze ist der erste Gipfel im Kaisergebirge, von dessen Besuch durch einen Fremden wir Kunde haben. Wie schon dargelegt wurde, war es Professor Thurwieser, der auf den Ehrentitel des ersten touristischen Ersteigers dieses schlanken Felsthurmes, der mächtig alle seine Vasallen im Griesener Kar überragt, Anspruch erheben konnte. Auch jetzt noch ist der von ihm eingeschlagene und genau (s. »Erschl. der Ostalpen«) beschriebene Weg über den Niedersessel zur Maukspitze und von da über die Ackerlschneide von Osten zur höchsten Erhebung der gebräuchlichste, der nur bei genügender Schneelage durch directes Ansteigen über den Hochsessel zur Ackerlschneide abgekürzt wird. Die Schwierigkeiten sind ungefähr dieselben wie bei der Elmauer Halt. Ausserdem führen noch zwei Wege, der eine von der Hochgrubachspitze her über den Westgrat, der andere von Norden aus dem Griesener Kar auf die Ackerlspitze. Den Westgrat hat zuerst Karl Hofmann mit Mallhansl im Abstieg begangen; sie umgiengen dann die Hochgrubachspitze auf ihrer Nordseite, berührten am Schönwetterfensterl, einem durch einen gewaltigen Felsblock überbrückten Kammeinschnitt zwischen der Hochgrubach- und höchsten Thörlspitze, wieder den Hauptgrat und stiegen dann jenseits nach Süden durch eine steile Schneeschlucht ab. Die Griesenerkar-Route dagegen wurde zuerst von G. Hofmann und Anton Hild am 6. Juli 1884 eingeschlagen (siehe »Erschl. der Ostalpen«). Wenige Minuten westlich vom Gipfel stiegen die Genannten direct über mit Grasbändern durchsetzte Schrofenhänge zum Griesener Kar ab, das zwei Stunden nach Verlassen des Gipfels betreten wurde. Die Schwierigkeiten übertreffen diejenigen des üblichen Aufstieges kaum; von Hinterbärenbad oder der Griesener Alm Kommende wählen jetzt mit Vorliebe diesen Weg, der es erlaubt, die ganze Felsumrahmung des Griesener Kares kennen zu lernen.

Die Kammstrecke Ackerlspitze-Thörlspitzen wird leider nur höchst selten betreten und der Verfasser ist daher nicht in der Lage, zu den spärlichen Notizen, welche die »Erschliessung« auf Seite 243/44 bringt, bedeutende Nachträge zu bringen.

Im Juni 1893 erstieg Oscar Schuster mit Führer Preiss eine der kleineren Thörlspitzen westlich der höchsten, welche durch ihre thurmartige, trapezförmige Gestalt ins Auge fällt, unter bedeutenden Schwierigkeiten. Eine genaue Beschreibung des Überganges von der Ackerlspitze bis zur höchsten Thörlspitze lieferte Heinrich Hess in der Ö. A.-Z. 1888, S. 297; eine solche des Aufstieges auf letztere von Norden aus dem Griesener Kar und eines directen Abstieges von der Hochgrubachspitze in das Griesener Kar Albr. von Krafft in der O. A.-Z. 1893, S. 143.

Die Maukspitze, welche früher nur vom Niedersessel über den Südgrat, die »Flohschneide«, und von Westen von der Ackerlschneide her betreten worden ist, wurde im Jahre 1896 auch über die Ostwand und den Nordostgrat von den Brüdern Radio-Radiis erklettert.[2])

[1]) Mittheil. 1891, S. 266.
[2]) Ö. A.-Z. 1896, S. 267.

Der Querkamm Kleinkaiser (2025 *m*, Aner. Kiesewetter) — **Mitterkaiser** (2008 *m*, Aner. Kiesewetter). Diese beiden als Gipfelindividualitäten unbedeutenden Felsgipfel entragen als isolierte Zacken dem Griesener Kar, welches durch sie in zwei Theile, das Grosse oder Westliche und das Kleine oder Östliche Griesener Thor zerlegt wird. Entgegen allen anderen Querkämmen, welche an ihren südlichen Endpunkten oder noch früher sich mit dem Hauptkamme verknoten, sind sie durch einen auffälligen und tiefen Sattel von den Nordwänden des Ackerlspitzzuges getrennt. Vom oberen Boden des Griesener Kares, aus dem sie sich nur wenig erheben, sind beide leicht zugänglich; besonderen Eindruck macht der Mitterkaiser von Norden, da er mit einer grandiosen, dreieckigen Wand von nahezu 1000 *m* Höhe bis in die Thalsohle des Kaiserbachthales niedersetzt. Die ersten touristischen Ersteigungen der beiden Spitzen, welche wegen ihrer geringen Bedeutung selten besucht werden, führten A. von Krafft und Dr. P. Kiesewetter am 8. August 1890 aus.[1])

Der Querkamm Gamsfluchten-Lärcheckspitze. In diesem letzten Querkamm zeigt der Wilde Kaiser noch einmal seine ganze Majestät. Von der Ackerlschneide, ziemlich weit östlich des Gipfels,[2]) springt der Kamm nordöstlich vor und flankiert nunmehr in einer grossartigen, ebensosehr durch Längenausdehnung als durch Wildheit imponierenden Felsmauer das Östliche Griesener Thor. Über die Vordere Gamsflucht, ca. 2190 *m*, streicht der zackenreiche Grat zu der weit entfernten Hinteren Gamsflucht, ca. 2150 *m*, um von hier zu einer tiefen Scharte, dem Griesschartl, abzufallen und jenseits sich nochmals zu dem gewaltigen Felscoloss der Lärcheckspitze, 2120 *m*, emporzuschwingen, der dann mit plattengepanzerten Wänden als letzter Eckpfeiler des Wilden Kaisers das Kaiserbach- und Kohlnthal beherrscht.

Die Gamsfluchten galten sogar bei den Jägern des Kaisers als unersteiglich, bis auch sie im Jahre 1895 ihre Jungfräulichkeit einbüssten. Zuerst wurde die Hintere Gamsflucht durch S. Frhr. von Reuss und den Verfasser erstiegen, welche am 28. Juni, von der Griesener Alm ausgehend, die Westwand bis zur tiefen Scharte südlich der Spitze durchkletterten und von hier aus in sehr schwierigem Aufstieg den Gipfel erklommen.[3]) Zu jener Zeit hatte die Spitze den Ruhm, der schwierigst zugängliche Gipfel im Kaiser zu sein — aber nur 24 Stunden lang; denn schon am folgenden Tage erreichte Herold, von der Lärcheckspitze kommend, auf wesentlich leichterem Wege die stolze Zinne.[4]) Die höhere Vordere Gamsflucht fand eine Woche später ihre Bezwinger, indem Karl Botzong und W. Wunder sie anfangs Juli erkletterten.[5])

Die Lärcheckspitze, deren touristische Ersteigungen sehr spärlich sind (siehe »Erschl. der Ostalpen«), wurde touristisch bisher stets mit Benützung der zum Griesschartel von Westen hinaufziehenden Geröllreisse und über die Westwand erklettert. Neuerdings ist es aber doch Ad. Mayerhofer und Leo Hilzensauer gelungen, den von Jägern einigemale begangenen, später öfters vergeblich versuchten Weg von Osten zum Griesschartel und von hier direct zur Spitze durchzuführen.[6])

---

[1]) Mittheil. 1890, S. 205.

[2]) Die Karte lässt unrichtigerweise diesen Querkamm von der Ackerlspitze selbst ausgehen. Ebenso giebt sie der Lärcheckspitze einen mächtigen Nordwestgrat, der gar nicht existiert.

[3]) Mittheil. 1895, S. 211, u. Ö. A.-Z. 1895, S. 232.

[4]) Mittheil. 1896, S. 161.

[5]) Mittheil. 1896, S. 98.

[6]) Mittheil. 1897, S. 67.

Wanderungen.

Die Tour »rund um den Wilden Kaiser«. Diese zweitägige Rundtour ist ebensosehr jenen Wanderern zu empfehlen, die sich nicht an den schroffen Felsgipfeln versuchen und doch mit geringer Mühe eine Fülle bald lieblicher, bald grossartiger Bilder geniessen wollen, wie auch berggewandten Alpinisten, welche vor oder nach dem Besuche der stolzen Gipfel einen Gesammtüberblick über das Gebirge gewinnen wollen; den letzteren ist diese Thal- und Jochwanderung ganz besonders deswegen anzurathen, weil auf ihr die charakteristischen Unterschiede zwischen den einzelnen Theilen und den verschiedenen Seiten des Gebirges viel mehr ins Bewusstsein treten, als dies bei der Ersteigung der einzelnen Spitzen der Fall ist.

Wir verlassen das inndurchrauschte, von der auf steilem Mauerwall gelegenen Festung beherrschte Kufstein und gelangen nach $1^1/_2$ stündigem Marsche über üppige Wiesen, durch Getreidefelder und schattigen Wald zum Fusse der »Steinernen Stiege«, wo wir das Weissbachthal verlassen, um zu dem jenseits der sperrenden Schranke des Eiberges liegenden Hintersteiner See zu gelangen. Als wohlversicherter Treppenweg leitet die Steinerne Stiege an einer fast senkrechten Wand in die Höhe; und je höher wir steigen, desto freier und umfassender wird der Blick nach Westen in das weite und offen daliegende, vom Silberbande des Inns durchzogene Thal. Noch entzieht sich der Wilde Kaiser dem Auge des ungeduldigen Wanderers; aber wenn wir die Höhe der Wand erreicht haben und nunmehr abwärts schreiten zu des wackeren Widauer's Gasthaus am Hintersteiner See, dann entfaltet sich majestätisch der westliche Theil des Gebirges, dessen ganze südliche Flanke sich uns nunmehr auf dem vierstündigen Marsche bis St. Johann in immer wechselnden Bildern entrollt. Weit hinauf aus der mit üppiger Vegetation bedeckten Thalsohle zieht nach beiden Seiten welliges Mittelgebirge, dessen üppiges Grün seltsam mit den bleichen Felsmauern des Kaisers contrastiert, der schroff aus den zahmen Formen hervorwächst. Noch fehlt die wilde Grossartigkeit des Nordabsturzes, aber die Bilder, die hier vor unseren Augen vorüberziehen, sind lieblicher, weicher und malerischer als jene anderen, welche mehr scheue Bewunderung als ästhetische Freude hervorrufen.[1]) In $2^1/_2$ Stunden von Hinterstein gelangen wir nach dem reizenden Dorfe Elmau, in dessen zwei trefflichen Gasthäusern der Fremde so gut aufgehoben ist, wo alttirolische Küche und Keller und bieder-freundliche Aufnahme noch nicht, wie fast schon überall im schönen Land Tirol, durch hohles modernes Gepränge mit den dazu gehörigen ellenlangen Rechnungen vertrieben ist. Wohlgestärkt setzen wir nach einem angesichts der nunmehr in voller Länge ausgebreiteten Kette des stolzen Felsgebirges verträumten Nachmittag, in abendlicher Kühle den Weg nach dem vom Goinger Kaiser beherrschten St. Johann[2]) fort, in dessen von der Cultur schon mehr beleckten Burgfrieden wir unser Nachtquartier nehmen.

Am nächsten Tage winkt uns eine etwas grössere Anstrengung, sodass wir gut thun, zeitig morgens das Lager zu verlassen. Ein mässig steigendes Strässchen führt uns in nördlicher Richtung nach Gasteig und überschreitet den wenig ausgeprägten Sattel, der das Kohlnthal vom Gebiete der Grossen Ache trennt. Und jetzt wechselt mit einem Schlage die Scenerie: wir treten aus dem Reiche des Lieblichen in das Reich des Furchtbaren und Erhabenen, das uns, seine wilde Majestät von Stunde zu Stunde steigernd, für lange in seinem Bannkreis halten wird. Die

[1]) Es ist sehr zu beklagen und zeugt von wenig ästhetischem Empfinden, dass die Südseite des Gebirges, obwohl fast leichter zugänglich als die Nordseite, doch kaum den fünften Theil der Frequenz von dieser hat.

[2]) Im Ganzen sieben Stunden von Kufstein.

grossartigen Ostabstürze des Gamsfluchtkammes treten uns zuerst entgegen, und wenn wir um den mächtigen Eckpfeiler der Lärcheckspitze herum nach Westen in das Kaiserbachthal biegen, so beginnen die Bilder schnell wie in einem Kaleidoskop zu wechseln. Die furchtbaren Wände fangen an bis zur tiefliegenden Thalsohle selbst niederzubrechen; auf die gewaltige Felsumrahmung des Griesener Kares folgen, wenn wir von der Griesener Alm auf bequemem Pfade zum Stripsenjoch ansteigen, zwischen den gigantischen Thürmen des Predigtstuhles und der Fleischbankspitze der tiefe Einschnitt der Steinernen Rinne und darauf der todeseinsame Kessel des Schneeloches, den eine Riesenfaust in das weichende Gewände geschlagen zu haben scheint; und wenn wir auf der Höhe des Stripsenjoches[1]) stehen, dem direct gegenüber sich die Mauern des Todtenkirchels erheben, so erschliesst sich plötzlich der Blick auf die gewaltigen Felsstöcke der drei Halten und des Sonnecks, während zu Füssen das waldesdunkle Kaiserthal sich dehnt und weit draussen am Horizont der Guffert und der Schliersee-Tegernseer Bergkranz erscheinen.

Steinerne Stiege bei Hinterstein.

Der mehr als meterbreite Weg schlängelt sich, in einer Terrainfalte verborgen, in sanften Serpentinen zur Tiefe und biegt dann plötzlich scharf links zu einer fast ebenen Bergwiese ab, der »Wiese am Neustadler Holzschlag«. Des Wanderers Fuss, der diesen Platz betritt, bleibt unwillkürlich von selber stehen. So oft ich auch schon dies unendlich erhabene Bild gesehen, immer wieder greift es mir tief in die Seele und zwingt mich zu andächtiger Bewunderung. Träumerisch, fast wie ein See, liegt in stillem Frieden die tiefgrüne Fläche da, eingefasst von hochstämmigen Fichten, darüber aber bäumt sich urplötzlich — blendendweiss, wenn die Sonne darauf leuchtet, in finsterer Tücke, wenn eilende Wolken ihre Schatten darauf werfen, aber immer in grandioser Majestät — die Riesensäule des Todtenkirchels in die Lüfte. Im Hintergrunde des Hohen Winkels erhebt sich in stolzem Schwunge der in unzählige Thürme und Thürmchen von wundersamer Form zersplitterte Kopfthörlgrat der Elmauer Halt, während zur Rechten der gelbe Riesenabsturz der Kleinen Halt das Bild schliesst, von dem man sich kaum zu trennen vermag.

[1]) Die Section Neuötting baut zur Zeit von hier einen Weg auf den Stripsenkopf, der nach der Vollendung dieses sehr verdienstlichen Unternehmens bald eine ähnliche Rolle für den Wilden Kaiser spielen wird wie der Col Rodella für die Langkofelgruppe.

Nach einer weiteren halben Stunde schon gelangen wir zu dem »clou« des Kaisergebirges, der weitberühmten Unterkunftshütte Hinterbärenbad.[1]) Was soll ich von diesem schönheitsbegnadeten, gottgesegneten Fleckchen Erde sagen? Wer je auf dem Thalboden von Hinterbärenbad gestanden und die edlen Conturen der Kleinen Halt, der Karlspitzen und des Todtenkirchels erschaut, die in so wunderbaren Wandfluchten auf diesen Thalboden niederstürzen, der wundert sich nicht, dass jetzt jährlich Tausende und Tausende in das früher so stille Kaiserthal strömen. Stolz verschmähen die drei mächtigen Berge jede Auschmückung mit zackigen Graten und zerspaltenen Thürmen, und dank dem ruhigen Flusse ihrer gewaltigen Linien liegt trotz aller Wildheit doch eine klassische Harmonie in dem Landschaftsbilde.

Die vielen Besucher der alten Unterkunftshütte werden »Nanni« und »Pauli«, die damaligen Wirthschafter, und die frühere Urwüchsigkeit zwar schwer vermissen; aber auch im neuen, stattlichen Gewande hat das gastliche Haus, in dem jetzt der wackere Kranabitter herrscht und seine freundliche bessere Hälfte in der Küche das Scepter schwingt, nur wenig von seinem anheimelnden Wesen verloren.

Das Kaiserthal verengert sich kurz nach Hinterbärenbad zu einer stundenlangen, fast ungangbaren Klamm, und der wohlgepflegte Saumweg schwingt sich daher am rechten Ufer hoch über das Bachbett zu den Kaiserhöfen empor. Hier führt er lange fast eben an der Berglehne hin. Wohl versinken allmählig im Rücken die herrlichen Felsgestalten der Kaiserberge, aber dafür öffnet sich im Niederstiege in lachender Schönheit das weite Innthal; in seinem Hintergrunde erscheinen die fernen Stubaier Firne, in langer, glänzender Linie schlängelt sich der Strom von den äussersten Grenzen des Horizonts heran, und zu Füssen, mitten im breiten Thale, liegt, von der Abendsonne geküsst, die Stätte, von der wir ausgegangen und zu der wir nach zwei Tagen voll wechselnder Bilder und reichen Genusses zurückkehren, das »inndurchrauschte, vom Mauerwall der Festung beherrschte« Kufstein.

Hintere Gamsflucht (erste Ersteigung). Kein Feiertag steht seit langer Zeit bei den Alpinisten katholischer Länder in solchem Ansehen wie der Peter- und Paulstag, der schon seit Jahren die angenehme Gewohnheit hat, neben oder doch in die Nähe eines Sonntags zu fallen. Ich folgte dem Beispiele vieler Freunde und verlegte mit grosser Bereitwilligkeit, als das Ende des schönen Juni 1895 heranrückte, den Schauplatz meiner Thätigkeit aus den Hallen der alma mater Ludovico-Maximiliana zu den erhabeneren Domen des Wilden Kaisers. Wie alle Jahre, so sahen diese Tage auch heuer eine solche Anzahl bergeifriger Mitglieder des Akademischen Alpenvereins München in Hinterbärenbad vereinigt, dass wir allen Grund hatten, über unsere Pläne den Mantel sorgsamen Stillschweigens zu decken. Dementsprechend verschwanden wir — Sigmund Frhr. von Reuss und meine Wenigkeit — am 27. Juni mit möglichster Geräuschlosigkeit stripsenjochwärts und suchten uns ein Nachtquartier in der Griesneralm. Die damals selten schlechten Betten hatten den Effect, dass wir am nächsten Morgen um halb 5 Uhr völlig gerädert die sonst recht gastliche Stätte verliessen und richtig 2¼ Stunden benöthigten, um unsere gequälten Körper durch das grosse Griesener Thor zur Scharte zwischen Klein- und Mitterkaiser emporzuschleppen. Diese Einsattlung, bis zu welcher ein guter Jägersteig emporführt, ist der Schlüssel für sämmtliche Touren aus dem Griesener Kar, und auf ihr angelangt, sahen wir auch unser heutiges Ziel, die jungfräulichen Gamsfluchten, in voller Entfaltung vor unseren Augen sich ausbreiten. Der Berg weist uns seine westliche Längswand, die ebensosehr durch ihre Längenausdehnung wie durch ihre eigenthümliche Structur imponiert. Durch eine grosse

[1]) 6 Stunden von St. Johann, 1 Stunde vom Stripsenjoch; von hier 2½ Stunden nach Kufstein.

Anzahl schief von links nach rechts ansteigender, einander genau paralleler, aber hoch über dem Gerölle abbrechender Couloirs in förmliche Coulissen getheilt, erhält sie ein Aussehen, als ob eine Reihe von Riesenschwertern nebeneinander gestellt sei. Es trat nun an uns die Frage heran, welchen der beiden, durch einen langen, vielthürmigen Grat getrennten Gipfel wir angehen sollten; dessen eingedenk, dass Widauer den nördlichen mit einem Touristen im Vorjahre vergeblich versucht hatte, beschlossen wir, an diesem zu probieren, ob unser Beginnen mit einem besseren Erfolge gekrönt würde. Um an die Wand zu gelangen, stiegen wir von unserem Rastplatze etwas ab und querten über Geröll und Schneereste den obersten Kessel des östlichen Griesener Thores, bis wir nach einer halben Stunde die projectierte Einstiegsstelle erreichten. Dieselbe befindet sich in der Mitte der Westwand, direct unter dem grossen Abbruch einer von rechts nach links ziehenden, auffälligen Rinne, welche die entgegengesetzt streichenden, parallelen Couloirs schneidet und unmittelbar südlich der Hinteren Gamsflucht in der tiefsten Gratscharte endigt. Wir liessen den grössten Theil des Gepäckes zurück, legten das Seil an und begannen um 8 Uhr die Kletterei, indem wir zunächst ziemlich schwierig den grossen Abbruch nach links umgiengen. Nach einem Aufstieg von ca. 50 *m* in der Wand konnten wir in das Couloir einbiegen und dasselbe nunmehr bis zur tiefsten Scharte beibehalten. Die Kletterei war, ohne wesentliche Schwierigkeiten zu bereiten, sehr anregend und wegen der eigenthümlichen Felsformation und der wilden Details, durch die sie führte, in hohem Grade interessant. Um 9 Uhr 15 Min. standen wir auf der Scharte, wo sich plötzlich ein schöner Ausblick über die furchtbar jähen Wände der Ostseite auf den grünen Thalboden von Gasteig erschloss. Nach einer längeren Rast, während welcher wir auch eine Notiz der im Vorjahre zurückgeschlagenen Partie auffanden, brachen wir zur völligen Erklimmung des noch gegen 70 *m* hohen Gipfelthurmes auf. Der ungewöhnlich steile und exponierte Grat schwingt sich in drei Absätzen empor, von denen der erste relativ leicht ist — Steigeisenkratzer zeigten, dass bis hieher auch unsere Vorgänger gekommen waren —; der senkrechte und brüchige zweite dagegen giebt schon eine härtere Nuss zu knacken. Am dritten Absatz erreichen die Schwierigkeiten ihren Höhepunkt. An eine jähe und absolut scharfe Schneide setzt plötzlich eine überhängende Mauer an, die nicht direct vom Grate erklettert werden kann, sondern erst einen schwindligen Quergang nach rechts erfordert, bis sie angreifbar ist. In sehr exponierter Lage muss man sich sodann an einem Griffe mit nur einer Hand in die Höhe ziehen, damit die andere hoch oben nachgreifen und den Körper auf eine kleine Plattform schwingen kann. Dieses wenn auch nur kurze Stück, muss als eine Kletterstelle ersten Ranges bezeichnet werden; der bekannte Zeigefingergrat der Fünffingerspitze z. B. kann sich neben ihr nicht sehen lassen. Damit sind indess alle Schwierigkeiten zu Ende; ein schneller Lauf durch eine kleine Schrofengasse und über einen Vorgipfel brachte uns (½ Stunde von der Scharte) auf den jungfräulichen Gipfel.

Die Freudenjuchzer, welche Reuss bei der Erreichung des nicht leicht errungenen Zieles vom Stapel liess, ermöglichten uns sofort die Entdeckung, dass unsere Spitze durch ein neunfaches Echo von ungewöhnlicher Schönheit ausgezeichnet ist. Dieses schöne Echo war übrigens beileibe nicht die einzige gute Eigenschaft des stolzen Wartthurmes; auch die Rundsicht war in hohem Grade befriedigend und lehrreich. Den Glanzpunkt bildet natürlich die Umrahmung des Griesener Kares, für dessen Betrachtung die Hintere Gamsflucht gerade weit genug ausserhalb des Hauptkammes steht, um einen durch nichts gehinderten Überblick gewinnen zu lassen, während andererseits die Entfernung von allen Gipfeln so gering ist, dass jedes Detail mit freiem Auge sichtbar wird. Entzückend ist der Anblick einzelner

Stubaier Berge, die in dem tiefen Einschnitt des Kleinen Thörls wie von einem Rahmen umschlossen erscheinen, während durch die Depression zwischen Maukspitze und Ackerlschneide die Hohen Tauern vom Grossglockner bis zum Ankogel hervorlugen. Einen mächtigen Eindruck machen auch die Loferer und Leoganger Steinberge, denen sich ja der Gamsfluchtkamm und die Maukspitze am meisten nähern.

Nachdem wir einen Steinmann von ziemlich ungeheuerlicher Dimension erbaut hatten, nahmen wir um 12 Uhr 10 Min., nach nahezu zweistündigem Aufenthalte, Abschied von unserem Gipfel und bewerkstelligten mit bedächtiger Vorsicht den Abstieg über die schwierigen Gratstellen. Dann gieng es schnell durch das vormittags benützte Couloir an den Fuss der Westwand und über den Sattel zwischen Klein- und Mitterkaiser durch das westliche Griesener Thor hinab nach dem gastlichen Hinterbärenbad (5 Uhr 50 Min.).

Die erste Überschreitung des Predigtstuhles. Der Predigtstuhl hat, obwohl an Höhe und orographischer Bedeutung den meisten Gipfeln des Wilden Kaisers nachstehend, in jüngster Zeit doch eine grössere Anzahl von Liebhabern gefunden. Als eine der letzten jungfräulichen Spitzen des Gebietes wurde er heiss umworben und mehrmals vergeblich belagert, bis im Jahre 1895 auch er bezwungen wurde; ja im Laufe weniger Tage wurden sogar zwei ganz verschiedene Routen auf den früher so spröden Thurm gefunden. Herr Dr. Richard Schmidt[1]) aus München, der mit seiner berggewandten Gemahlin noch im gleichen Herbste den Nordgipfel zweimal besucht hatte, wusste mir soviel Schönes über die kühne Zinne zu erzählen, dass ich mich rasch am Peter- und Paulstag 1896 zur Theilnahme an einer projectierten Überschreitung des Berges entschloss.

Bei Sonnenaufgang schon standen wir — Frau Else Schmidt, Herr Dr. Schmidt und ich — auf der Einsenkung des Stripsenjoches und betrachteten unser von hier aus ganz unnahbar erscheinendes Ziel, das in edelschlanker Thurmgestalt mit einer ganz schmalen, aber nicht weniger als 800 *m* hohen und nahezu senkrechten Mauer gegen das Kaiserbachthal abstürzt. Diese Gestaltung verweist von vornherein auf die Südseite des Berges, wo er, ähnlich wie der Crozzon von der Cima Tosa, von den Goinger Halten sich loslöst; wir mussten daher natürlich die Steinerne Rinne als Zugang wählen. Man wird im Hochgebirge selten Gelegenheit haben, so mathematisch senkrechte Wände zu sehen, wie diejenigen, welche den schmalen Plattenschuss der Steinernen Rinne auf beiden Seiten einfassen. Nimmt man dazu die Länge der nur 80 bis 100 *m* breiten Rinne selbst, welche die Zone von 1260 *m* bis 1959 *m* durchzieht, während die beiden sie flankierenden Eckpfeiler, Fleischbankspitze und Predigtstuhl, 2100 *m* Höhe erreichen, so kann man sich auch im Geiste ein schwaches Bild von der ungewöhnlichen Grossartigkeit der Scenerie machen. In der That kann man bei einer Durchsteigung der Rinne sich nicht leicht des unwillkürlichen Gefühles erwehren, dass die Mauern rechts und links im Begriffe stehen, über dem Kopfe zusammenzustürzen. Da wir alle drei das Terrain schon kannten und der Fels überall zuverlässig und mit grossen Griffen versehen ist, machten wir rasche Fortschritte. Schon beim Einstieg sahen wir weit über uns zwei schwarze Pünktchen ein steiles Schneefeld in der Rinne queren; es waren, wie sich später herausstellte, Herr Hölldobler aus Landshut und Führer Strasser, welche in der Griesener Alm genächtigt und das gleiche Ziel wie wir im Auge hatten. Als wir an jener Stelle, eine Viertelstunde unter dem Elmauer Thor, angelangt waren, wo

[1]) Dr. Schmidt fiel nach einem durch Schneesturm veranlassten, furchtbaren Bivouak auf der Zugspitze am 18. Juni d. J. einem Unglücksfall zum Opfer. Mit ihm starb einer der begeistertsten Freunde der Alpen, dessen Tod für die Section München und den Gesammtverein einen schweren Verlust bedeutet.

sich die Steinerne Rinne bedeutend erweitert, und wo wir nunmehr links in die Wände des Predigtstuhles einzubiegen hatten, sahen wir die zwei Punkte schon mitten im Botzong'schen Kamin[1]) bei strammer Arbeit. Da wir der Steingefahr halber hätten warten müssen, bis sie den Kamin hinter sich gehabt hätten — ein Aufenthalt von vielleicht mehreren Stunden —, so beschlossen wir, den projectierten Aufstieg durch denselben aufzugeben und vorerst den Weg Tavernaros zum Gipfel einzuschlagen. Nach einer kurzen Rast, in deren Verlaufe wir Gelegenheit zur Beobachtung der bekannten Thatsache hatten, dass schwierige und oft auch leichte Klettereien, von vorne und aus gewisser Distanz gesehen, stets einen geradezu unheimlichen Eindruck auf den unthätigen Zuschauer machen, kletterten wir durch eine enge Rinne zur tiefen Scharte südlich des imposanten Hauptthurmes empor. Von hier ist der noch circa 80 *m* hoch aufragende Gipfel nicht direct erreichbar; wir mussten etwa 15 *m* auf der über dem Griesener Kare liegenden Ostseite absteigen und ein sehr exponiertes Gras- und Schrofenband 50*m* weit nach Norden verfolgen.

Predigtstuhl vom Stripsenjoch.

Die Schnelligkeit unserer Fortbewegung wurde nun eine sehr geringe, da wir zum ersten Male mit einander giengen und uns sonach das vollkommen fehlte, was die Engländer mit einem glücklich gewählten, aber schwer übersetzbaren Ausdruck »cooperative force of a party« nennen; diesen Mangel mussten wir daher durch verdoppelte Vorsicht wettmachen. Das Schrofenband brach an einem schauderhaften Abgrund ab, so dass wir nun eine nicht sehr stark geneigte, aber bösartig glatte Plattenrinne benützten, welche im rechten Winkel wieder zum Grate emporzuführen schien. Dieselbe ist kurz unter dem Grate durch einen 3 *m* hohen Überhang geschlossen, dessen Überwindung jedoch allem Anschein entgegen keine grossen

[1]) Siehe Seite 279.

Schwierigkeiten bereitet.[1]) Gleich darauf gewannen wir den Grat und hatten nur mehr eine 15 *m* lange, hart rechts daneben eingelagerte Plattenrinne zu erklettern — das unangenehmste Stück des Aufstieges —, um dann nach circa zweistündiger Kletterei direct auf die kühne Zinne zu gelangen. Es war dies die dritte Ersteigung.[2])

Inzwischen waren auch Herr Hölldobler und Strasser auf dem wesentlich niedrigeren Nordgipfel angelangt und schickten sich an, zu der Scharte zwischen beiden Gipfeln zurückzukehren. Solange sie sich im Botzong'schen Kamin bewegten, hätten wir den Übergang zum Nordgipfel nicht ausführen können, da wir hiedurch die andere Partie in arge Steingefahr versetzt hätten; wir waren daher leider gezwungen, sofort den Weitermarsch anzutreten. Über einen zersplitterten Grat kletterten wir nach Norden weiter, bis derselbe mit einem grossen Abbruche endigte. Mit Hilfe einiger in eine seichte Mulde eingelagerter, leichter Kamine, welche die directe Fortsetzung des Botzong'schen Kamins bilden, kamen wir bis in die nächste Nähe der Scharte, in der Herr Hölldobler und Strasser uns erwarteten. Über einen 18 *m* hohen Abbruch, der übrigens wahrscheinlich auch frei erklettert werden könnte, seilten wir uns vollends neben die Scharte ab, wobei uns Strasser durch dankenswerthe Aufschlüsse von unten unterstützte. Während Herr Hölldobler nun seinen Abstieg fortsetzte, eilten wir über leichte Schrofen zum weitvorgeschobenen, nach drei Seiten mit grauenhaften Wänden abstürzenden Nordthurm. Wir hatten zu dem Übergange von einem Gipfel zum andern eine starke halbe Stunde benöthigt.

Heute schien der ganze Wilde Kaiser lebendig geworden zu sein, auf allen Spitzen tauchten winzige Figürchen auf und überall widerhallten die Wände von Rufen und Jauchzern. Die Ackerlspitze, die Goinger Halten, die Karlspitzen waren dicht bevölkert und auch vom Todtenkirchel drangen schallende Grüsse zu uns herüber, als wir unvermuthet auf dem stolzen Thurme auftauchten. Es war mit anderen Freunden vom Akademischen Alpenverein München Dr. Alois Zott, der unermüdliche Veteran der siebziger und achtziger Jahre, der heute das fünfzehnjährige Jubiläum seiner berühmten Ersteigung des Todtenkirchels in echt alpiner Weise auf diesem Gipfel selbst feierte. Die Aussicht ist natürlich wegen der übermächtigen Nachbarn unseres Berges keine umfassende, aber infolge des grossen Contrastes gegen das üppig grüne Kaiserbachthal eine sehr schöne.

Nach einem nahezu zweistündigen Aufenthalte kehrten wir zur Scharte zurück, mussten hier aber längere Zeit warten, da unsere Vorgänger den grossen Kamin noch nicht hinter sich hatten. Ich stehe nicht an, die nun folgende Durchkletterung des ungeheuren, ebensosehr durch seine Länge von 130 *m*, wie durch die grossartigen Detailbilder ausgezeichneten Riesenkamins, der hierin unter den mir bekannten Kaminen nur vom Schmittkamin der Fünffingerspitze erreicht und übertroffen wird, und der mit vollem Recht den Namen seines kühnen ersten Bezwingers trägt, als eine der technisch schwierigsten Aufgaben zu bezeichnen, die dem Felssteiger entgegentreten können. Dabei besitzt er jedoch den grossen Vorzug, dass seine Gefährlichkeit eine relativ sehr geringe ist, da er einmal so tief in die Wand eingeschnitten ist, dass fast nie das Gefühl das Exponiertseins auftritt, und andererseits ein Sturz bei der Enge des Kamins leicht zu vermeiden ist. Der letztere Umstand erhöht allerdings umgekehrt wieder die Schwierigkeiten an einigen Stellen sehr bedeutend.

[1]) Beim Versuche, diesen Überhang, dessen relative Leichtigkeit erst beim Handanlegen bemerkt wird, nach rechts zu umgehen, stürzte am 15. August v. J. der erste Schriftführer der Section Bayerland, Carl Funk, ab. Wer diesen mit der glühendsten Liebe an den Bergen hängenden, mit glänzenden Gaben und ungewöhnlicher Thatkraft ausgestatteten Mann gekannt hat, wird seinen Verlust schmerzlich beklagen.

[2]) Zweite Ersteigung durch Ernst und Max Angermann am 28. September 1895.

Gezeichnet von E. T. Compton.

Ackerlspitze und Griesener Kar.

C. Angerer & Göschl.

Alles in Allem genommen muss man sagen, dass Tavernaros' Weg bedeutend leichter, und überhaupt nicht sehr schwierig, aber wegen seiner glatten Platten weit gefährlicher, dabei landschaftlich weniger interessant ist, als die Botzong'sche Route.

Nach $2^1/_2$ Stunden standen wir am Fusse des Riesenkamins und blickten, wenn auch etwas abgespannt, so doch mit tiefer Befriedigung, zu seinem imposanten, schwarzen Schlunde empor. Über leichte Schrofen traversierten wir sodann zu dem vormittags in der Steinernen Rinne deponierten Rest des Gepäckes, überschritten das Elmauer Thor und gelangten nach einer langen und lustigen Abfahrt über die Schneefelder des »Kübels« und nach einer gemüthlichen und genussvollen Wanderung über grünen Almboden und durch hochstämmigen Wald abends nach Elmau.

Hintere Karlspitze aus dem Schneeloch. Man könnte diesen dem Kaisergebirge gewidmeten Blättern einen schweren Vorwurf machen, wenn sie nicht auch die Schilderung einer Bergfahrt in dem innersten und durch die Energie seines Aufbaues und besondere Individualität der Gipfel ausgezeichneten Theile des Gebirges enthalten würden. So seien die folgenden Zeilen dem Karlspitzenstock gewidmet.

Vier wackere Bergkameraden schritten am frühen Morgen des 26. Juli 1896 gemächlich zum 100 und xten Male den Stripsenjochweg empor: Frhr. v. Reuss, Fr. Zimmermann und mein Bruder Ernst; meine Bescheidenheit hindert mich nicht, mich selbst als vierten zu dieser Kategorie zu zählen. Es war ein Tag von goldener Schönheit, der von selbst die Herzen höher schlagen machte, ein Tag, wie sie im Jahre des Unheils 1896 so selten waren, und darum doppelt freudig von uns begrüsst. Die Extreme berühren sich: wir gedachten an diesem lebensprühenden, die ganze Natur mit Kraft und Daseinsfreude erfüllenden Tage in die unwirthlichste Öde, den verlassensten und wildesten Winkel des Wilden Kaisers, das todesathmende, lebenvernichtende Schneeloch einzudringen. Auf dem Stripsenjoche hielten wir natürlich die obligate Rast und erleichterten, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, Reuss' herausfordernden englischen Büchsenspeck um etliche Viertelpfunde. Das Schneeloch öffnet sich gerade gegen uns, rings umschlossen von den mächtigen Wänden der Fleischbank, der Hinteren Karlspitze und des Todtenkirchels; und nicht genug an dieser völligen Abgeschlossenheit, stürzt auch seine Sohle an der allein offenen Seite mit einer unbezwingbaren Mauer zum Wilden Anger ab. Bei solch' guter Hut ist es nicht zu verwundern, dass das Schneeloch erst anno 1890 von Menschen betreten wurde. Vom Massiv des Todtenkirchels durch einen dunklen, weitklaffenden Riss geschieden, schiebt sich von rechts ein Pfeiler an jene Mauer und reicht bis zum untersten Boden des Schneelochkessels heran. Grüne Flecken zeigen, dass er von Grasbändern durchzogen ist und offenbar den besten Zugang zu dem verlassenen Kessel bietet.

Bevor wir wieder aufbrachen, wurde unsere heutige Fahrt feierlich als »Bummel für das Gemüth« mit allen Folgen einer solchen Classificierung, als da sind: Bedächtiger Naturgenuss, Langsamgehen, viel Essen und Trinken, sowie ausgedehnte Rasten, erklärt und sogar der schnöde Unfug des Aufschreibens der Zeiten energisch verboten. Da, um jede Versuchung auszuschliessen, nicht einmal ein Notizbuch das Tageslicht erblicken durfte, so kann ich leider Wissbegierigen keinerlei Aufschluss über Zeitaufwand und ähnliche Dinge geben. Man sieht, wenn wir viel angefeindete Hochtouristen auch nicht gerade immer den leichtesten Anstieg auf die leichtesten Spitzen wählen, so sind wir doch nicht nur »sinnlose Gymnasten«, welche die Berge »nur als Klettergerüst« betrachten und in der Phantasie mancher »braven« Alpinisten mit einer Binde vor den Augen, um ja durch die Schönheiten der Bergwelt nicht abgelenkt zu werden, auf die schwersten Gipfel hetzen, dort einen Blick auf die Uhr werfen und sodann wieder herunterrasen, um noch einen zweiten oder

dritten Berg an demselben Tage abzuklettern, abends todmüde auf das Lager zu sinken und am nächsten Morgen dasselbe sinnlose Tageswerk wieder zu beginnen.

Auf dem zur Griesener Alm führenden Wege eilten wir ein Stück hinab, bis wir um einen Felssporn zur Rechten biegen und wieder zum Einstiegspfeiler emporgehen konnten. Der Weg über diesen ist, namentlich im unteren Theile, nicht leicht zu finden und die Kletterei selbst wird in den oberen, luftigen Partien, wo schmale Graspolster im Zickzack durch die vom Wasser zerfressene und von Lawinen geglättete Mauer führen, ziemlich schwierig. Das Schneeloch ist, wie gesagt, gut verbarrikadiert. Völlig ebene Traversen leiteten schliesslich in seine Sohle hinein.

Niemals habe ich einen Ort von gleicher, schauerlicher Öde, von so unsäglicher Einsamkeit, aber auch von so niederdrückender Grossartigkeit gesehen. Des Kessels kaum 150 *m* breite Sohle, bedeckt mit ewigem Schnee, der in langer Steile von der Karlspitze niederwallt, wird eingeengt von 500 *m* hohen Wänden; nirgends ein Pflänzchen, keine Blume, nicht einmal bewegliches Gerölle, nur auf Schnee und Eis und starrende Wandfluchten fällt der scheue, irrende Blick; kein Laut unterbricht das unheimliche Schweigen, wenn nicht der Schrei des Adlers vom Gewände widertönt oder im Frühjahre die Lawinen sich von allen Seiten in den Kessel stürzen, die ebene Sohle durchbrausen und mit höllischem Gedröhne aufbrandend in gewaltigem Bogen über die Schlusswand bis in den Wilden Anger sich werfen. Eine Scenerie, würdig der Phantasie eines Dante, ein Platz, dem der unsterbliche Dichter vielleicht nicht die letzte Stelle in seiner Hölle angewiesen hätte! Wir mussten unseren ganzen Humor zusammennehmen, um uns von dem lähmenden Einfluss dieser Umgebung freizumachen, und kürzten daher gerne unseren Aufenthalt ab. Freund Zimmermann, unser »Eismann«, der Felsen nur als Terrain zweiter Classe betrachtet und jedesmal seinem Schöpfer dankt, wenn er seinen Fuss auf ein paar Meter Schnee oder Eis setzen oder gar den Pickel schwingen kann, eilte mit gewaltigen Schritten voraus und über den steil ansteigenden Firnhang hinan, der uns zur Nordwand der Hinteren Karlspitze bringen sollte. Ich folgte seinen Spuren, und als die anderen, welche eine selbstständige Partie bilden und gesondert am Seile gehen wollten, nachgekommen waren, hatten wir schon die breite und tiefe Randkluft überwunden und kletterten jenseits zu einem langen Bande empor, das wir nach rechts verfolgten. An seinem Ende befindet sich der obligate Überhang mit dünnem, ihn durchziehenden Riss, eine kurze, aber ungewöhnlich schwere Kletterstelle, deren Überwindung mir, da ich wie gewöhnlich in Nagelschuhen und mit vollem Gepäck kletterte, nur knapp gelang. Meine Gefährten legten auf das hin ihre Kletterschuhe an; bald standen wir wieder vereint in einer kleinen Mulde, von der aus wir verschiedene Richtungen einschlagen konnten. Wir erinnerten uns an das Sprichwort vom goldenen Mittelweg und hatten damit das Ungeschickteste gewählt. Über Platten und Wandstufen gieng es zum Theile recht schwierig und exponiert gerade empor; jene breite Terrasse, welche — von der Winklerscharte bis zur Schöllhornscharte reichend — die Nordwand des Berges quer durchzieht, schien schon zum Greifen nahe, aber die Mulde, welche wir benützten, wurde schliesslich oben ringsum durch eine überhängende Mauer abgesperrt. Wir fanden zwar einen Ausweg durch einige Kamine zur Rechten, aber dieselben waren derartig, dass ich noch in der Erinnerung einen ziemlichen Respect vor ihnen habe. Aber schliesslich lagen wir doch auf einmal jeder vor dem geöffneten Rucksack, faul ausgestreckt, neben einem kleinen Schneefleck am Rande der Terrasse, pflogen eine animierte Unterhaltung mit einer befreundeten Karawane, die gerade den Gipfel des Todtenkirchels zierte, rauchten, plauderten und — schliefen dann zur Abwechslung ein wenig. Ein hartes Lager auf Fels und Schnee, ein frugales Mahl

mit einem Schluck Wasser, ein paar gute Freunde bei sich und eine möglichst grosse Entfernung von der drängenden und hastenden Welt — wie wenig braucht doch der wahre Alpinist, um glücklich zu sein!

Endlich gieng's hinauf zum Ziele! Das jähe und beinharte Firnfeld, das auf unserer Terrasse auflag, hatten wir bald unter uns und unser »Eismann« hatte nun wieder die Freude, mit Grazie die messerscharfe Kante der tiefen Randkluft abschreiten zu dürfen, bis ein Übertritt auf die Felsen gefunden war. Anfänglich schwierig, dann zusehends leichter, gelangten wir, schon hoch oben, auf den zur Winklerscharte ziehenden Grat und über diesen zur stolzen Warte der Hinteren Karlspitze.

Die Karlspitzen sind der vornehmste Aussichtspunkt des Kaisergebirges. Sie theilen eben mit den anderen höchsten Gipfeln die unbeschränkte Aussicht auf die eisumflossenen Höhen der Centralalpen, die sich vom Stubai bis zum Ankogel aufrollen, sie theilen mit ihnen den weiten Blick in das grüne Flachland; aber nirgends sonst bietet sich solch ein erhabener Anblick unbändiger Felsnatur, wie ihn diese im wildesten Theile des Wilden Kaisers liegenden Gipfel gewähren.

Eine Ersteigung der Elmauer Halt. Jene Bergsteiger, welche nur schwierige Gipfel, oder wenn sie einmal doch einen leicht zugänglichen Berg mit ihrem Besuche beehren, sicher einen schwierigen Anstieg aufsuchen, kommen mir immer wie Leute vor, die sich nur von Trüffeln oder Caviar nähren wollen. Ich bekenne mich zwar gerne als begeisterten Anhänger jener Art der Touristik, welche den Einsatz der vollen geistigen und körperlichen Kraft fordert, und kenne für meine Person kein schöneres Vergnügen, als unbekümmert um alle abfälligen Urtheile derer, die in der Ausführung schwieriger Bergfahrten nur wahnsinnigen Sport sehen, die damit verknüpfte Stählung der körperlichen und moralischen Widerstandskraft aber nie erkennen wollen, meine Erfahrung und mein Können an trotzigen Bergeshäuptern zu erproben; aber wenn ich einige Zeit der »schärferen Tonart« gehuldigt habe, so sehne ich mich stets wieder nach einer leichten Thal- oder Bergwanderung, auf der ich mich ohne Rücksicht auf Zeit, Verhältnisse, Wetter und Rückweg von ganzem Herzen in die unendlichen Schönheiten der Alpenwelt versenken und sie mit Ruhe geniessen kann. Wenn man auf einmal von diesem oder jenem Touristen hört, dass er dem Alpinismus Valet gesagt hat, so darf man in vielen Fällen annehmen, dass es ihm ähnlich wie dem Manne mit den Trüffeln gegangen ist: durch die leidige Gewohnheit, nur das Schwere aufzusuchen und die naturgemäss eintretende Übersättigung hat er sich gründlich den Magen verdorben und für längere Zeit allen Geschmack an Bergsteigen verloren.

In dieser weisen Erkenntniss liessen wir auf den Caviar des Schneeloches die einfachere und zuträglichere Hausmannskost der Elmauer Halt folgen. Nicht, dass wir am Morgen des 27. Juli gleich mit dieser Absicht ausgegangen wären; als unser Trio — Freund Zimmermann musste uns leider verlassen — von Hinterbärenbad auszog, wollten wir, inconsequent und neuerungssüchtig wie der Mensch nun einmal von Natur aus ist, dem Culminationspunkte des Kaisergebirges sogar eine neue Seite abgewinnen und erst im Verlaufe der Tour kamen unsere besseren Triebe zum Durchbruche. Durch schattigen Wald, bald dem murmelnden Bache entlang, bald vom Waldesschweigen umfangen, schritten wir dem Plattencoloss der Kleinen Halt entgegen, um an den Fuss des in zwei grossen Terrassen abstürzenden Hochthales der Scharlinger Böden zu gelangen. Wann wird sich endlich eine mildthätige Section des jammervollen Weges durch diese Böden erbarmen, dessen ganze Schrecken besonders derjenige auskostet, der ihn im Dunkel der Nacht begehen muss? Der Section Kufstein, deren Geldmittel in letzter Zeit durch grössere und wichtigere Aufgaben festgelegt waren, ist freilich kein Vorwurf zu machen; jedenfalls aber wäre der alpinen Sache mit einem Wegbau auf die Elmauer Halt, die doch einer der

vornehmsten und besuchtesten Gipfel der nördlichen Kalkalpen ist, viel mehr gedient, als mit manch' unnützem Hüttenbau der letzten Jahre. Unter solchen Erwägungen stolperten wir den wüsten Pfad hinan und liessen uns endlich aufathmend in der ebenen Sohle des oberen Scharlinger Bodens zu einer langen Rast nieder.

Der obere Scharlinger Boden zählt zu den schönsten und grossartigsten Partien des Wilden Kaisers; ein Kranz von himmelansteigenden Wänden, gekrönt von bizarren Zacken und Zinnen, umgiebt seinen weiten, schutt- und schneeerfüllten Kessel und lässt nur gegen Norden auf das Plateau des Zahmen Kaisers den Ausblick frei. Ein steiler Geröllstrom von unangenehmer Beschaffenheit und noch unangenehmerer Länge zieht von hier bis zur Rothen Rinnscharte empor; ihn zu verfolgen passte uns durchaus nicht. Zu seiner Linken lagen noch Schneereste, die mit einer dunkel gähnenden Randkluft an die senkrechten Wände ansetzten. Ich weiss nicht mehr, wem der schlaue Gedanke kam, im innersten Grunde der Randkluft hinaufzukrabbeln; jedenfalls waren wir in der rechten, übermüthigen Stimmung, diesen Gedanken mit Jubel zu begrüssen und zur Ausführung zu bringen. Recht reinlich war unser »Weg« wegen des schwarzen Lawinenschlammes, der allenthalben lag, freilich nicht, und manche enge Passage, die unsere dünneren Körper noch durchliess, entlockte Reuss stöhnende Ausrufe; auch benöthigten wir sicher die doppelte Zeit, die uns die sonnenbeschienene Schutthalde gekostet hätte; aber schattig und kühl war es in unserer düsteren Kluft, und, was die Hauptsache war, wir hatten unseren Spass dabei. Mit wahrem Bedauern tauchten wir wieder ans Tageslicht empor, als wir in die Nähe der Scharte kamen.

Es war so warm und schön und friedlich still ringsum, dass es mir wie eine Entweihung erschienen wäre, heute aufregenden Kampf und trotzigen Streit in die hehre Bergeswelt zu tragen. Keiner dachte mehr an das »Problem«, das wir uns eigentlich gestellt hatten: die Durchkletterung der Südwand der Elmauer Halt. Wir liessen die Südwand unbehelligt rechts liegen und zogen friedlich das steile und brüchige Geschröf der allgemein begangenen Route hinan. Durch die bekannte Achselrinne, eine Felskluft, welche Bresche in dieses Bollwerk des Gipfelthurmes legt, und auf einem sanft ansteigenden, scherzweise von den Münchener Alpinisten »Maximiliansstrasse« getauften Bande, waren wir bald bei dem kleinen Unterstandshüttchen, einige Meter unter dem Gipfel, angelangt, und sandten wenige Sekunden später, das hohe Kreuz umklammernd, von der scharfen Schneide des höchsten Kaisergipfels unsere jubelnden Grüsse in die weite Ferne.

Die Luft war nicht ganz so klar und durchsichtig, wie am Tage vorher, aber was in einen dunstigen Schleier gehüllt war, das zog uns Freund Reuss' Zeiss'sches Triëder-Binocle so herbei, dass alle Verhüllung nichts half und jedes Detail unseren indiscreten Blicken geoffenbart wurde; dominierend wie immer wirkte in dem weiten Panorama die makellose Firnkette der Centralalpen, auf deren Gletschern uns das Fernglas sogar jedes Spaltensystem zeigte.

Langsam, wie wir gekommen waren, stiegen wir dann mit Freunden, die wir auf der Spitze angetroffen hatten, auf demselben Wege — die Randkluft liessen wir diesmal wohlweislich unbenützt — nach Hinterbärenbad ab. Und wenn ich jetzt mein Tagebuch durchblättere und mein Auge über manch' ruhmvollen Namen schweift, der stolze Erinnerung an kühnes Handeln in der Brust wachruft, so fällt mein Auge doch mit kaum geringerer Befriedigung auf ein Kapitel, das die schlichte Überschrift trägt: »Ein Bummel auf die Elmauer Halt«.

Die Rosengartengruppe.

Von

L. Norman Neruda.

»Ein Held Dietrich's von Bern zerstörte den Rosengarten. Der Gothenkönig selber überwältigte, vom Rathe seines Waffenmeisters Hildebrand von Gart unterstützt, zuerst den König der Zwerge und sodann all sein Volk.« — »Von der Zeit an ist der Rosengarten versunken und den Eingang zu seinen Wundern vermag Niemand mehr zu finden.« — »So lautet die Überlieferung von der untergegangenen Herrlichkeit, wir aber lassen uns an der vorhandenen und von der Tagessonne beschienenen begnügen.« — So schreibt Heinrich Noë,[1]) der alpine Prosa-Dichter.

Wenn wir den Rosengarten als Gruppe auffassen, so lehrt uns die Vergangenheit, dass nicht nur vor langen Zeiten der Eingang zu seinen Wundern wiedergefunden wurde, sondern auch der Ausgang aus diesen in friedliche Thäler und auf freundliche Weiden; das letztere dürfte für diejenigen, welche damals einzelne Pässe zu überschreiten hatten, mit grösserer Freude begrüsst worden sein, als wenn es ihnen gelang, den Eingang zu finden. Aber, wenn auch der Eingang zu den Wundern wiedergefunden wurde, — wenn er überhaupt jemals verloren gieng —, so will das doch nicht sagen, dass diejenigen, welche ihn fanden, der Wunder gewahr wurden, welche sich heutzutage jedem Alpinen- und Kunst-Laien verschwenderisch darbieten; denn im Ganzen genommen waren die damaligen Passüberschreiter von jener ewig währenden, alles überdauernden Schichte der Gesellschaft, welche blos dem Nutzen nachstrebt und höchstens ihr Geld im Spiel und beim Trunk daransetzt, und Schafe, Rinder und Weiber mit bewundernden Blicken beachtet. Eine rühmliche Ausnahme freilich dürfte jener Kirchenfürst gemacht haben, welcher einstens die jetzt Grasleitenpass benannte Einsenkung zwischen Kesselkogel und Kleinem Valbuonkogel von Westen überschritt, um den Gläubigen im Fassathale aus dem Füllhorne der kirchlichen Gnaden zu spenden. Er ruhte auf jener Einsenkung nach den Mühen des Anstieges — und, wenn man gewollt hat oder noch will, dass deshalb der Grasleitenpass »Fürstenstuhl«, oder ins Italienische übertragen »Sella del Principe« genannt werde, so hat man nicht so Unrechtes gewollt. Ob aber der Bischof die Augen dazu hatte, die Wunder zu sehen, ist mir unbekannt. Jedenfalls lebte er in einer Zeit, in der es noch nicht Mode war, Berge schön zu finden. Da es jedoch heutzutage Mode geworden ist, auch die weniger liebliche Seite der Natur zu bewundern, so ergiesst sich auch über einzelne Passübergänge der Rosengartengruppe ein nicht unbedeutender Strom von Wanderlustigen, und bei schönem Sommerwetter wird

[1]) Tirol und Vorarlberg, Seite 358.

man sicher sein, dass täglich die eine oder andere Spitze von mehr oder weniger geübten Felskletterern mit Führern und ohne Führer bestiegen wird, ja oft kann man von einem Gipfel Bekannten oder Unbekannten zurufen, oder sogar eine lebhafte Zwiesprache halten. Denn in einzelnen Theilen unserer Gruppe stehen die schlanken Thürme dichtgedrängt, und jährlich finden eifrige Entdeckungsreisende den einen oder den anderen Thurm, den sie rasch ihren fauleren Rivalen, die sich's in den Gaststuben St. Ulrichs oder Campitellos wohl ergehen lassen, wegschnappen und benennen. Geht das so weiter fort, so wird auf den Karten 1 : 75 000 bald kein Raum mehr für die vielen Namen sein. Ein Beispiel genüge. Im Jahrgang 1884 der »Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins« kennt Herr Gottlieb Merzbacher blos drei Thürme von Vajolet, später wurden deren fünf, und seit einigen Jahren ist noch ein sechster entstanden. Ich erinnere mich noch lebhaft daran, dass, bevor es Herrn Delago gelang, diesen sechsten, jetzt Delagothurm genannten Gipfel zu erreichen, viel darüber gesprochen wurde, ob er wirklich ein Gipfel oder Thurm für sich sei, oder blos ein Auswuchs des Stabelerthurms. Ich verfocht die Ansicht, er sei gerade so gut ein einzelner Thurm, wie der Stabelerthurm. Endlich entschieden die Klügsten, er sei ein Thurm für sich, wenn er sehr schwer zu besteigen sei, sonst aber nicht. Er war schwer zu ersteigen — deshalb war er ein Thurm. Also sind gewisse Thürme nur dann Thürme, wenn sie schwer zugänglich sind!

Touristisch wurde die Rosengartengruppe zuerst im Jahre 1860 von Churchill besucht. Er erstieg den Ciampedie am 25. August. Aber erst zwölf Jahre später kamen C. C. Tucker und J. H. Carson und eroberten die höchsten Erhebungen, den Kesselkogel und die Rosengartenspitze. Der Schlern wurde schon viel früher besucht — jedenfalls schon vor Jahrhunderten; aber, obwohl das Schlernmassiv auch als zur Rosengartengruppe gehörend anzusehen ist, hat seine Besteigungsgeschichte nichts mit derjenigen der übrigen Theile der Gruppe zu thun, weil erst lange nachdem der Schlerngipfel erreicht worden war, Touristen sich mit ihm befassten.

Eine Art von Monographie der Rosengartengruppe erschien 1884 in der »Zeitschrift des Deutschen und Osterreichischen Alpenvereins«. Ihr Verfasser ist Herr Gottfried Merzbacher. Er hatte sich ein hohes Ziel gesteckt. Er wollte alle die Irrthümer aufdecken, die sich bis dahin in die Nomenclatur und die Beschreibung der Gruppe eingeschlichen hatten. Er schreibt Seite 360, er habe Jahr um Jahr die einsamen Hochthäler durchwandert, die schroffen Mauern überschritten, die unzugänglich scheinenden Felsgipfel erklettert, bis er »alle ihre Geheimnisse ergründet hatte«. Weniger zufrieden als der Autor ist der Tourist, welcher aufmerksam das vorhandene Material untersucht, das Herrn Merzbacher zu Gebote stand, und daraus ersieht, dass viele der Geheimnisse, welche ergründet wurden, ursprünglich gar keine Geheimnisse waren. Nicht selten trug zu der vielfach fehlerhaften Darstellung die wohl für solche Zwecke nicht genügend eingehende Kenntniss der italienischen Sprache von Seite des Autors bei, und so lassen sich Erklärungen der Missverständnisse finden. Von der dem Aufsatze beigegebenen Karte lässt sich aber so viel Gutes nicht sagen, denn diese wirft nicht nur die Namen der Gipfel wie Loose in einen Hut zusammen, sondern sie versetzt Felsmassen von Millionen Tonnengewicht von dem Platze, wo sich diese thatsächlich befinden, an einen Ort, wo man sie vergebens sucht. So zum Beispiel versperrt sie dem Kesselkogel jegliche Aussicht in das Vajoletthal durch einen mächtigen Vorbau. Die Ostwände des Kesselskogels senken sich nach ihr nicht, wie die Mutter Natur angeordnet hat, gegen das Antermojathal, und der Pfad führt aus dem Antermojathal über den Grasleitenpass in das Grasleitenthal ohne das Antermojajoch zu berühren. Solcher Staunen erregende Künste finden sich noch andere auf dem Kärtchen. So fehlt die

Laurinswand gänzlich und das Massiv der Rosengartenspitze stürzt westlich direct auf die Weiden ab. Dadurch entgienge wohl der müde Wanderer den Unannehmlichkeiten des Schuttstampfens im sogenannten Gartl, aber auch dieses selbst geht verloren und somit auch der Ort, wo der Rosengarten König Laurin's stand — denn wir dürfen wohl annehmen, dass das »Gartl« deshalb Gartl heisst, weil sich dort das verschwundene »Rosengartl« befand.

Aber aus eigener Erfahrung wird wohl mein Leser wissen, dass es leichter ist zu kritisieren, als selbst etwas zu leisten, und es wird die Zeit unfehlbar kommen, wo die Lücken meiner gegenwärtigen Arbeit aufgedeckt, die von mir gemachten Fehler ans Licht gezogen und mir mit überlegener Miene Ungenauigkeiten vorgeworfen werden. Nun, darüber muss ich mich dann nach Vermögen trösten und bitte unterdessen den geduldigen Leser, mir zu glauben, dass ich mein Möglichstes gethan habe, um Klarheit in die Nomenclatur und Topographie der Rosengartengruppe zu bringen. Hiebei musste ich mich nothgedrungen vielfach mit der Arbeit des Herrn Merzbacher befassen, weil es ja meine Pflicht ist, alles vorhandene Material zu prüfen und Unrichtiges richtig zu stellen, umso mehr, als manche der Irrthümer sehr weite Verbreitung gefunden haben. Wenn ich also an manchen Stellen tadeln musste, so möge es mir Herr Gottfried Merzbacher nicht übel nehmen, denn ich glaube, dass Jemand, der, wie er, mehrere Jahre nacheinander dieselbe Gruppe besucht, um sie den Nachfolgern zugänglicher zu machen, nicht ungern sehen kann, wenn ein anderer, in seinen Fusstapfen folgend, das Gebiet noch genauer durchforscht und, im Interesse der guten Sache, die Mängel der vor 13 Jahren erschienenen Arbeit aufdeckt.

Vor allem muss ich den Leser bitten, sei er nun Deutscher oder Italiener, etwaige nationale Vorurtheile bei Seite zu legen und meine Versicherung anzunehmen, dass ich, der ich weder Deutscher noch Italiener bin — aber aufrichtige Sympathien für beide Völker empfinde —, ganz unparteiisch mit den deutschen und italienischen Namen der Berge und Thäler, Bäche und Pässe umgegangen bin. Als ich diese Arbeit unternahm, sagte mir ein Deutscher: »Sie sollten keine italienischen Namen aufnehmen, und alle solchen mit deutschen ersetzen, denn der Rosengarten ist ein deutsches Gebirge.« Aber ein italienischer Freund war anderer Meinung: »Bringen Sie so viele italienische Namen an, wie nur möglich, denn eigentlich ist das Gebiet italienisch«, sagte er. Natürlich konnte ich weder den Rath des einen noch des anderen berücksichtigen, und da ich noch weniger beiden folgen konnte, habe ich versucht, sowohl den Ansprüchen der deutschen wie der italienischen, oder eigentlich ladinischen Bevölkerung gerecht zu werden. Alte ladinische Namen mit neuerfundenen deutschen zu vertauschen schien mir ebenso ungerecht, wie den Kinchinjanga Mount Everest zu nennen. Und auch deutsche Namen in ein ausgesprochen italienisches[1]) Gebiet zu bringen, wo es sich darum handelte, eine unbenannte Spitze zu benennen, hielt ich für geschmacklos.[2]) Selbstverständlich liess ich den deutschen Namen dort freien Raum, wohin sie gehören — so hauptsächlich den von Deutschredenden meistentheils gesehenen Bergen. Aber dort, wo westlich Deutschredende einen Gipfel sehen, den von Osten Italienischsprechende erblicken, liess ich, wo sie schon existierten, neben dem italienischen oder ladinischen auch einen deutschen Namen. Unparteiischer konnte ich nicht sein, und ich hoffe, dass die ruhigdenkenden Alpinisten der beiden

[1]) In nicht politischem Sinne.

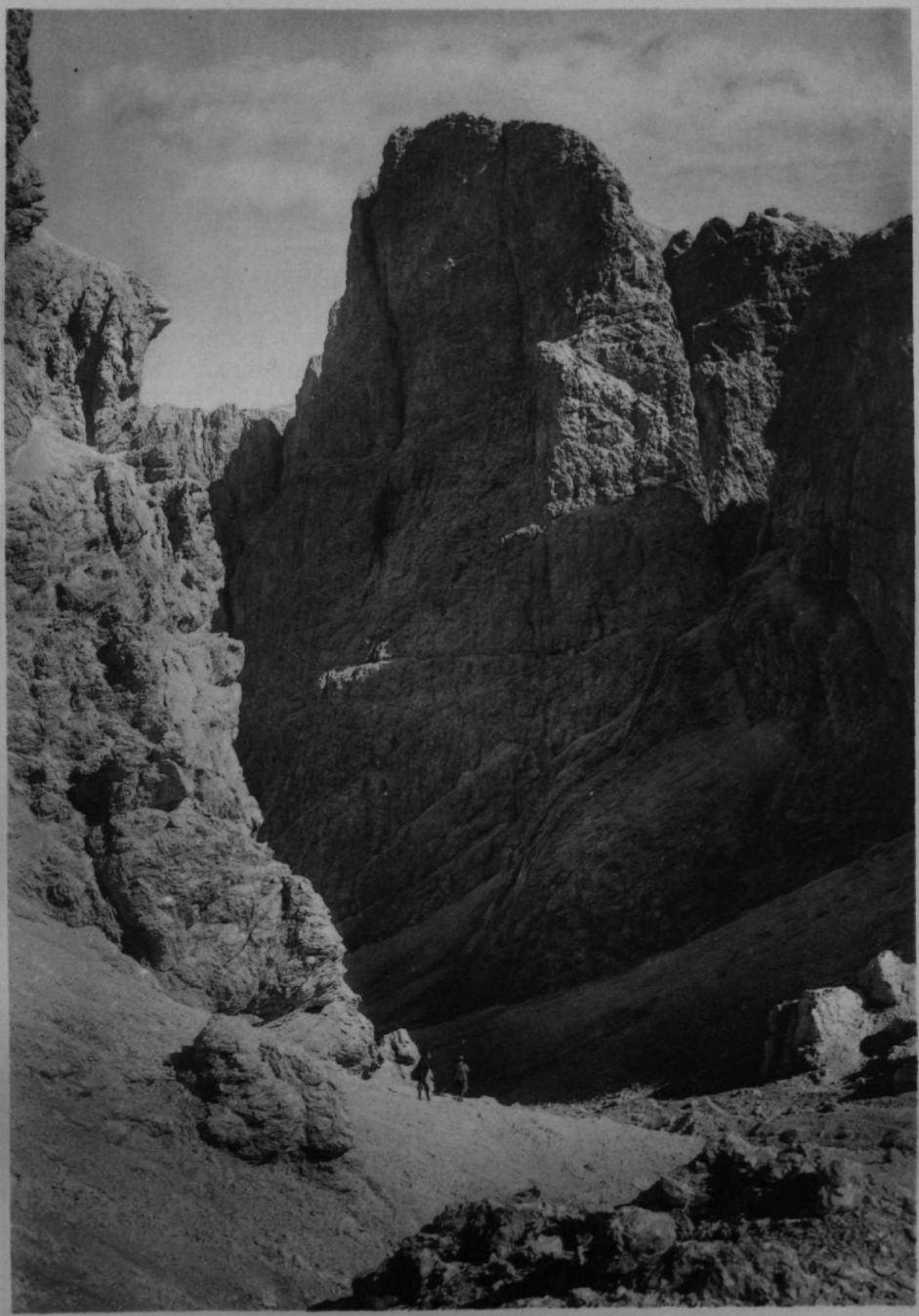
[2]) Es sieht nicht gut aus, wenn z. B. eine »Imminkspitze« zwischen der Pala di S. Martino und der Cima di Pradidali steht.

Nationen nicht unzufrieden mit meinem Streben sein werden, den alten Hader, der sich leider auch in die alpine Literatur eingeschlichen und oft nationales Ehrgefühl gekränkt hat, zu schlichten. Schliesslich handelt es sich blos darum, einen Namen für einen Berg oder Pass zu finden, damit er sich von anderen Bergen und Pässen unterscheide, und wenn die Rose nach Shakespeare nicht anders riechen würde, wenn sie anders genannt würde, so sieht auch ein Berg nicht weniger erhaben aus, wenn er Mola oder Croda del Ciamin statt Tschaminspitze, oder vice versa, benannt wird. Aber ebenso wie kein Grund vorhanden ist, der Rose ihren alten Namen zu nehmen, so dürfte sich schwerlich ein solcher finden, um die Berge willkürlich umzutaufen.

* * *

Literatur. Sehen wir von den vielen Aufsätzen und Notizen ab, die einzelne Bergsteiger über ihre Besteigungen der einzelnen Gipfel und Thürme der Rosengartengruppe veröffentlicht haben, so finden wir in der alpinen Literatur wenig, das uns beim Verfassen einer Monographie von Nutzen ist. So zum Beispiel schrieb Dr. Bruno Wagner seine Arbeit viel zu früh, als dass sie für uns von grossem Werthe sein könnte.[1]) Einen recht werthlosen, kleinen Aufsatz veröffentlichte Don Luigi Baroldi, ehemals Curat in Perra, im Annuario 1882—1883 der »Società degli Alpinisti Tridentini«, Seite 247. Als Curat in Perra hatte er gewiss Gelegenheit, mit Bauern und Jägern umzugehen und von diesen die Bergnamen zu hören, welche er anführt. Es ist aber deshalb leicht erklärlich, dass sich sein Auge auf Erhebungen richtete, welche wohl den Bauern und Jägern von Interesse sein mögen, aber mit welchen sich der Alpinist in der Regel nicht befasst, — denn manche der von dem geistlichen Herrn genannten Höhen zu besteigen, würde wohl dem fleissigsten Gipfelstürmer nicht einfallen, wenn er nicht gerade zufällig und unbewusst über dieselben hinwegbummelte. Er nennt aber diese kleinen Punkte in einem Athem mit der Rosengartenspitze, als ob sie wirklich wichtige Gipfel wären, die unzweifelhaft zu seinen topographischen Beobachtungen gehörten. So spricht er vom Colle di Barbolada. Herr Merzbacher konnte denselben nicht finden. Das ist nicht merkwürdig, denn er ist blos der kleine Grasbuckel südöstlich von der Rosengartenspitze, 2353 *m* hoch, also eine ganz bescheidene Erhebung. Baroldi erwähnt weiter die Cime del Curaton. Auch diese fand Herr Merzbacher nicht. Aber dennoch zweigen sie gegen Nordosten von den Mugoni ab. Sie sind ein kleiner Felskamm, der aus dem ihn umgebenden Grase einige Meter hervorlugt und die bescheidene Höhe von 2289 *m* erreicht. Was Herr Baroldi von den bedeutenderen Spitzen und ihren Namen erzählt, ist vielfach falsch. Sie hatten wohl für seine Bauern und Jäger kein Interesse, da sie niemals Weide und selten Wild bieten. Aber ganz so falsch, wie Herr Merzbacher annimmt, sind Don Luigi Baroldi's Anmerkungen doch nicht. So zum Beispiel nennt Don Luigi Baroldi nicht, wie Herr Merzbacher meint, den Molignon Polenton, sondern er sagt ausdrücklich: »Südöstlich vom See (dem Antermojasee) ist das kleine Antermojathal und dann ein isolierter Punkt, Polenton genannt.....« Ist diese Beschreibung auch etwas unbehilflich, so ist es doch nicht begreiflich, wie Herr Merzbacher sie missverstehen konnte, denn vom Antermojasee aus liegt ja der Molignon nordwestlich, also in entgegengesetzter Richtung vom Polenton. Herr Merzbacher hat also die Bemerkung Baroldi's ganz falsch verstanden. Seite 248 seines Aufsatzes schreibt Don Luigi Baroldi: »Vorübergehend bemerke ich, dass der Name Rothwand thatsächlich im Fassathale unbekannt ist, und dass, wenn man einen Fassaner Bauern fragte, welches die Rothwand sei, dieser fähig wäre, als solche

[1]) Zeitschrift 1878, S. 307.



Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch. Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Seekogel vom Grasleitenpass.

den Monte Rocca oder die Punta d'Alloc zu bezeichnen.« Herr Merzbacher schreibt aber Seite 376 seiner Monographie: »Vom Caressapass wird behauptet (von Don Luigi Baroldi), dass man in Vigo diese Bezeichnung nicht kenne, ebenso wenig wie Rothe Wand, mit welchem Namen man den Monte Rocca oder die Punta Allochet im Monzonithale bezeichne.« Hier hat also Herrn Merzbacher sein Italienisch im Stiche gelassen und ihn dazu gebracht, dem werthen Don Luigi Baroldi etwas in den Mund zu legen, das derselbe nie geäussert hat. Übrigens ist der letztere auch im Kartenlesen nicht recht zu Hause, worauf manche seiner Bemerkungen deuten. Topographischen Werth hat seine Arbeit eben durchaus nicht.

Im Jahrgange 1884 der »Zeitschrift« veröffentlichte Herr G. Merzbacher seine Arbeit: »Zur Topographie der Rosengartengruppe«. Manches, das bisher unrichtig beschrieben worden war, beschreibt er ganz richtig und macht auf manchen Fehler aufmerksam, den seine Vorgänger in der Nomenclatur gemacht haben. Ich habe die Arbeit schon im Eingange erwähnt und werde bei der Beschreibung der einzelnen Gipfel und Pässe noch oft auf dieselbe zurückzukommen haben. Es fällt in dem Aufsatze auf, dass der Verfasser mit den schon vorhandenen Namen nicht immer zufrieden ist und daher neue erfindet — wohl mit Hilfe des Herrn Johann Santner, der, nebenbei gesagt, die Gruppe des Rosengartens, mit Ausnahme der Dirupi di Larsec, sehr genau kennt, aber gegen alles Italienische unüberwindliche Abscheu zu empfinden scheint. So wird nun zum ersten Male der Name Tscheinerspitze gesehen, welcher einen Gipfel bezeichnet, der seit langen Zeiten Cima della Sforcella (oder Forcella) heisst. Die Bezeichnung Tschaminspitzen hat sich auch erst seit Herrn Merzbacher's Aufsatz bei Alpinisten eingebürgert, während die so bezeichneten Gipfel wohl ehemals Mola genannt wurden; der Messnerpass macht zum ersten Male dem Publikum im neuen Gewande seine Verbeugung — aber er ist, wenn mit der so überschriebenen Einsenkung auf Compton's Westansicht der Rosengartengruppe, Zeitschrift 1884, identisch, — seit langer Zeit als Forca di Davoi bekannt und wurde als solche wohl schon seit ein paar Jahrhunderten als Übergang von Fassa nach Tiers und überhaupt nach dem Westen benützt. Er ist wahrscheinlich der am längsten bekannte Pass innerhalb der Rosengartengruppe.

Eine sehr tüchtige, wenn auch einseitige Arbeit, ist die im Jahrgange 1885 des »Annuario della Società degli Alpinisti Tridentini« erschienene, verfasst von den Herren Dr. Carlo Gambillo, Dr. Carlo Candelpergher und Antonio Tambosi. Sie ist die einzige, welche bisher verlässlichen Aufschluss über die Nomenclatur der Rosengartengruppe gegeben hat, und wurde hauptsächlich unternommen, um zu untersuchen, inwiefern Herrn Merzbacher's scharfer Tadel der Baroldi'schen Notizen gerechtfertigt war. Einseitig ist die Arbeit schon deshalb, weil die genannten Herren mit ihren Freunden, Führern und Trägern (nach ihrem Itinerarium zu urtheilen) nicht ein einziges Mal die Spina dorsalis der Rosengartengruppe überschritten. Deshalb entgieng denselben wohl auch so Manches. Ihre dem Aufsatze beigegebene Karte, die im ganzen genommen sehr nützlich ist, beweist dies recht deutlich. Auch sie nehmen auf ihr dem armen König Laurin die Trümmer seines Gartens, seine Wand und die Sattelspitzen existieren nicht, ebenso wenig die Grasleitenspitzen; der heute als Seekogel bekannte Gipfel zwischen Kesselkogel und Antermojakogel ist ihnen gänzlich unbekannt. Auch sonst weist die Karte manchen Fehler auf. In den Dirupi di Larsec setzen sie die Socorda und Cima del Mezzodi in den Hauptkamm, während dieselben sich thatsächlich von diesem nach Süden ablösen, und so weiter. Ihre Beobachtungen sind meistentheils richtig, und wenn ich diesen in dem gegenwärtigen Artikel nicht immer volle Geltung lassen kann, so ist dies oft, weil manche neuerfundenen Namen, die unsere Tridentiner Alpinisten verwerfen

möchten, schon so eingebürgert sind, dass es wahrscheinlich unmöglich wäre, die beinahe gänzlich vergessenen älteren Namen wieder einzuführen. Dies gilt z. B. vom Grasleitenpass, den sie wieder allgemein Sella del Principe genannt wissen wollen, vom Antermojakogel, der ehemals Croda dei Cirmei geheissen zu haben scheint, von der Fallwand, die einstens Croda del Lago getauft war.

Die jüngste Arbeit über unsere Gruppe ist von Dr. Ludwig Darmstädter's Feder und erschien als Theil der »Erschliessung der Ostalpen«, Band III, Seite 380. Diese Arbeit ist ausserordentlich kurz ausgefallen und knapp gehalten, und so ist denn auch der Stoff, den der Verfasser seinen Lesern bietet, etwas dürftig, und dabei ganz kritiklos. Darmstädter folgt im Allgemeinen der Merzbacher'schen Nomenclatur, ohne irgendwie dazu beizutragen, deren Ungenauigkeiten bloszulegen, und giebt manchen Spitzen Namen, ohne auf ihren Ursprung zurückzukommen, so z. B. nennt er die Pala delle Fermade in dem Dirupi di Larsecbogen ohne weiteres Pala delle Tre Cime, und den Gran Cront im gleichen Zuge Cima di Larsec.

Beschreibungen der Anstiege auf die verschiedenen Gipfel der Rosengartengruppe finden sich in allen alpinen Zeitschriften und werden, je nach Bedarf, in dem touristischen Theile dieser Monographie Erwähnung und Würdigung finden.

Nomenclatur.

I. Gipfel und Pässe.

Bevor wir zur Eintheilung der Gruppe kommen, ist es wegen der vorherrschenden Verwirrung in der Nomenclatur geboten, uns vorerst mit dieser zu beschäftigen. Ich berühre dabei blos kurz diejenigen Berge und Pässe, deren heute allgemein bekannte Namen niemals in Zweifel gezogen wurden.

Das Rosengartengebiet wird begrenzt im Osten vom Fassathale, im Norden vom Duronthale, dem Mahlknechtjoch, der Seisser Alpe, dem Frötschbache und dem Schwarzgriesbache, im Westen von dem Eisackflusse, dem Tierserthale, dem Eggenthale, im Süden von dem Welschnofenbache, dem durch das Moarthal fliessenden Puckelinbache, dem Costalungapasse und der Strasse von letzterem nach Moëna.

Der Costalungapass trennt die Rosengartengruppe vom Lattemar. Er wird heute meistens deutsch »Karerseepass« genannt, nach den kleinen Seen, welche sich östlich von ihm und in der Nähe des neuen Karerseehotels befinden. Der Name »Costalunga« deutet auf die Länge der »Costa«. Manuzzi giebt in seinem Vocabolario della Lingua Italiana,[1]) Band I, Seite 879, Col. I, die Erklärung: »Salita poco repente«, also »wenig steiler Anstieg«: ein höchst bezeichnender Name für den Pass, weshalb ich gerne sähe, dass er allgemein wieder zu Ehren käme, umsomehr, als seit jeher die Generalstabskarten diesen Namen verzeichnet haben. Dieselben geben aber auch, meistens in Klammern, das Wort »Carezza«, welches manchmal unrichtig »Caressa« geschrieben wird, und es ist behauptet worden, dieser italienische Name sei aus »Karer See« entstanden. Natürlich waren diejenigen, die eine solche Behauptung aufstellten, zu wenig mit der italienischen Sprache vertraut, und wussten überhaupt wenig von Sprachenkunde. Viel wahrscheinlicher, wenn nicht gewiss, ist es, dass der Karer See seinen Namen von »Carezza« empfangen hat. Carezza[2]) heissen gewisse dürftige Kräuter, welche in sumpfigen Gegenden wachsen. Da sich westlich vom Passe sumpfiges Terrain und

[1]) Florenz, 1859.

[2]) Lateinisch carex, deutsch Segge. Hier ist wahrscheinlich Riedgras gemeint.

solche Kräuter befinden, so ist der Name »Carezzapass« ein sehr bezeichnender. Dass dann aus Lago di Carezza und Carezzasee Karersee entstehen konnte, ist erklärlich. Wenn aber »Carezza« aus »Karer See« entstanden wäre, so müsste sich eine etymologische Erklärung des deutschen »Karer« finden; eine solche findet sich jedoch nicht. Karrersee sieht man häufig für Karersee.

Nördlich vom Costalungapasse erhebt sich der Boden gegen die Punta del Masarè. Unterhalb derselben finden wir ein Terrain, welches mit Masarè bezeichnet wird, von welchem die Punta ihren Namen erhalten hat. Herr Merzbacher schreibt Seite 372 seiner oftgenannten Monographie: » . . . und füge nur noch an, dass die ganze Kammfortsetzung nach dem Steilabfall der Rothen Wand, ein langgestreckter felsiger Rücken, nicht etwa nur der äusserste Südgipfel derselben, mit Masarè bezeichnet wird.« Dies beweist, dass Herr Merzbacher der Bedeutung dieses italienischen Wortes zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet hat, denn er hätte leicht herausfinden können, dass »Masarè« von Maceria und dieses vom Zeitworte macerare kommt, welches im Deutschen so viel heisst wie zerschlagen. Manuzzi giebt Band III, Seite 8, Col. I, unter anderen Bedeutungen: macerare il marmo, le pietre. Also den Marmor oder die Steine zerschlagen.[1]) Nun gebraucht der Fassaner, und, nach Dr. Gambillo und Genossen, auch der Agordaner, das Wort Masarè, um Weiden zu bezeichnen, auf welchen Felstrümmer zerstreut umherliegen, vorzüglich solche in der nächsten Nähe des Berges selbst, von dem sie herabgefallen sind. Dass also der Name »Masarè« für die sich südlich der Punta del Masarè befindenden Weiden und nicht für den von ihm genannten Kamm passt, kann jeder sehen, der im Wagen über die schöne, neue Strasse dahinfährt, die über den Costalungapass führt.

Wir kommen nun zu den Roe delle Strie. Sie gehören zu dem zackigen Kamme, der nördlich bis an die Rothwand führt. Roe delle Strie heisst italienisch »Rupi delle Streghe«, verdeutscht etwa die Felsen der Geister, Gespenster oder »Verwunschenen«. Es wird uns nun sofort klar, dass die Punta della Vecchia, eine der Roe delle Strie, irgend ein altes, in einen Felszacken verwandeltes Weib ist.

Es folgt weiter nördlich eine Spitze, die von Herrn Johann Santner und Dr. Ludwig Darmstädter Teufelswandspitze genannt wird.[2]) Da mir kein älterer Name bekannt ist, stehe ich nicht an, diesen wohl von Herrn Santner erfundenen Namen aufzunehmen. Östlich von ihr finden sich zwei Thürme, welche Herr Santner nach einem grossen, im ersten Thurme befindlichen Fenster Fensterthürme nennt. Da aber wahrscheinlich lange vor Herrn Santner dessen »Fensterthürme« den Namen Croz di Santa Giuliana führten und noch heute im Fassathale führen, so sähe ich gerne, wenn dieser Name beibehalten würde, ganz besonders weil derselbe schon auf der Generalstabskarte verzeichnet war, lange bevor Herr Santner seinen Namen erfand. Dr. Darmstädter giebt der Teufelswandspitze die Cote 2693 der Generalstabskarte, während diese sich thatsächlich auf die Croz di Santa Giuliana bezieht, wie das auf den meisten Karten ersichtlich ist. Wäre die Teufelswandspitze des Herrn Santner mit der Croz di Santa Giuliana identisch, so wären Herrn Santner's Fensterthürme aus der Luft gegriffen, denn östlich befindet sich in solcher Höhe, bevor wir auf den beinahe 20 *km* entfernten Sasso Vernale stossen, keine Spitze. Croz ist das italienische Croce, das deutsche Kreuz. Der Name rührt offenbar von der nordwestlich von und nahe bei Vigo di Fassa befindlichen Capelle Santa Giuliana her.

---

[1]) Eigentlich die Oberfläche derselben mit einem kleinen Hammer bearbeiten.

[2]) »Erschliessung der Ostalpen« III, Seite 392.

Nördlich von der Teufelswandspitze und der Croz di Santa Giuliana finden wir zwischen diesen und der Rothwand eine tiefe Schlucht, welche einen Übergang aus dem Vajolonthal gegen Welschnofen und Tiers vermittelt. Diesen möchte ich nach der Schlucht Forcella del Canalone nennen, und glaube dabei auch bei den Tridentiner Alpinisten auf keinen Widerstand zu stossen, zumal dieselben die von Osten zu ihr führende Schlucht in ihren Veröffentlichungen Canalone nennen. Sollte sich später ein älterer Name ausfindig machen lassen, so würde ich diesen natürlich vorziehen.

Die Rothwand ist die südlich der Rosengartenspitze am meisten bekannte Spitze. Der acceptierte italienische Name ist Roda di Vael. Herr Merzbacher sagt aber Seite 363 seiner topographischen Notizen, es sei der Name »Piramida del Vajolon«[1]) in Vigo allgemein eingeführt, was Dr. Gambillo und Genossen bestreiten.[2]) Auch ich habe letzteren Namen nie gehört. »Roda di Vael« findet sich auch auf den Generalstabskarten. Das Wort Roda kommt vom italienischen ruota, deutsch Rad, und wurde zweifelsohne der Rothwand wegen ihrer, von Osten gesehen, halbkreisförmigen Form gegeben.[3]) Ob das deutsche Rothwand auch darauf zurückzuführen ist, kann ich nicht sagen. Doch ist der so genannte Gipfel von Westen gesehen eine so ausgesprochen rothe Wand, dass er leicht seinen Namen von der Farbe der Wand bekommen konnte. Über die Etymologie des Wortes Vael werden wir später zu sprechen haben.

Nördlich von der Rothwand befindet sich die Forcella di Vael. Herr Merzbacher erwähnt dieser, ohne den Namen zu nennen, Seite 384 und 385 seiner Arbeit. Dr. Gambillo und Genossen[4]) behaupten zwar, dass Herr Merzbacher sie nicht kennt, aber das ist ein Irrthum. Dieser Übergang führt von Westen in den obersten Theil des Vajolonthales, Vael genannt — daher der Name. Dr. Ludwig Darmstädter möchte daraus Vajolonpass machen.[5])

Wir haben nun nördlich die sogenannte Tscheinerspitze. Dieser Name wurde ihr von Herrn Merzbacher gegeben, nach den sich westlich befindenden Tscheiner Wiesen. Aber schon die Generalstabskarte verzeichnet für sie den Namen Cima della Sforcella (oder Forcella), welchen italienisch sprechende Touristen beibehalten wollten, obwohl für die Deutschredenden der neuere Name Tscheinerspitze geläufiger und schon ganz eingebürgert ist. Der italienische Name lässt sich leicht auf die oben erwähnte Forcella di Vael zurückführen. Dr. Gambillo und Genossen erzählen Seite 100 ihrer Arbeit, sie hätten in Fassa den Namen Sasso di Castello für dieselbe Spitze gehört. In dem von der Tscheinerspitze südlich ziehenden Grat giebt es eine Einsenkung und eine Erhebung, die Dr. Darmstädter[6]) Tscheinerpass und Vajolonspitze nennen will. Ich schlage nicht vor, diese Namen zu adoptieren, umso weniger als Dr. Darmstädter selbst, Zeitschrift 1889, S. 302—304, und »Erschliessung« III, 391, die Tscheinerspitze von dem Joche zwischen Rothwand und Tscheinerspitze ersteigt, ohne jenes Passes und jener Spitze zu erwähnen. Es scheint, dass Herr Tuckett[7]) den Namen Kalbleck auf die Tscheinerspitze bezog, indem die Generalstabskarte jenen oder einen ähnlichen Namen für die westlich davon befindlichen Wiesenhänge verzeichnet. Über den Namen Kalbleck oder Kölblegg werde ich später zu sprechen haben.

---

[1]) Piramida ist jedenfalls Schreibfehler für Piramide.
[2]) Ann. Trid., S. 100.
[3]) Vergleiche dazu Rodella (nördlich von Campitello).
[4]) Ann. Trid. 1885, S. 111.
[5]) und [6]) »Erschliessung der Ostalpen« III, 391.
[7]) Alpine Journal VII, 345 u. s. w.

Es folgen nun nördlich die Cime delle Coronelle. Es sind deren drei. Die Fassaner verstehen unter Coronelle kleine Rasenstreifen, welche sich zwischen je zwei gewöhnlich senkrechten Felsabstufungen bilden. Sie sind blos einige Meter breit und meistens steil, denn sie wachsen auf dem Schutte, welcher nach und nach den Felsboden in geneigte Hänge verwandelte.[1]) Man findet solche überall, in besonderer Anzahl an den Cime delle Coronelle, ein Name, der vielleicht nicht sehr alt ist, denn Dr. Gambillo scheint auf den Gemeinde-Grenzprotocollen die Bezeichnung Cima della Gran Busa di Vael, und das deutsche »Plözerjoch« (?) gefunden zu haben. Suchen wir nun die Bedeutung des Wortes Coronella, so finden wir im »Vocabolario Veneziano e Padovano co' termini e modi corrispondenti Toscani« des Abate Gasparo Patriarchi, 3. Auflage, Padua 1821, dass »Coronela« gleichbedeutend mit den italienischen Worten »cisale« und »ciglione« ist. Unter ciglione finden wir aber in Manuzzi's Vocabolario, Bd. I, S. 690, Col. 2, »per quel terréno che è a fianco della strada, e la soprasta« (für jenes Terrain, welches sich seitwärts von der Strasse befindet und diese überhöht). Dass der Fassaner also nicht willkürlich seine Coronelle benannte, ist damit erwiesen. Dr. Gambillo scheint, Ann. Trid. 1885, S. 102, anzunehmen, dass Coronella direct von Corona abstamme. Wenn dem nun in sprachlicher Hinsicht thatsächlich so ist, so dachten dennoch die Fassaner bei der Benennung »Coronella« kaum an »corona« (Krone), sondern an das, was italienisch ciglione heisst. Nördlich von den Coronelle haben wir den Passo delle Coronelle.

Von den Coronellespitzen zweigt nach Osten ein Kamm ab, der als wichtigste Erhebungen die Cime dei Mugoni trägt und im Ciampedie ausläuft. Dieser ganze Kamm wird auf der Generalstabskarte als Cime dei Mugoni bezeichnet, aber eigentlich kommt dieser Name nur den sich gleich südöstlich vom Passo dei Mugoni befindenden fünf Erhebungen und dem darauf folgenden Felskamme zu. Ja, Dr. Gambillo und Genossen[2]) scheinen sogar entdeckt zu haben, dass, nach den Catastralkarten, die zwei nördlichsten Cime di Vael und die übrigen Cime del Vajolon heissen sollten, und blos der auf diese folgende Felskamm bis zum Pra Martin enthalte die wahren Mugoni, und die aus der grasbewachsenen Kammfortsetzung emporstrebenden Felsen heissen Cigolade. Wie dem nun auch immer sei, heute versteht man in Fassa sowohl, wie in der Literatur, unter Mugoni die von mir als Cime dei Mugoni bezeichneten Gipfel. Sie werden von den Coronelle durch den Passo dei Mugoni getrennt. Über die Sage, in welcher die Entstehung der Mugoni auf wunderbare Weise erzählt wird, werden wir später sprechen. Das Wort Mugoni kommt vom italienischen Zeitwort mughiare[3]) und ist gleichbedeutend mit brüllen, also etwa Brüllen der Rinder, wird aber auch für die von anderen Thieren hervorgebrachten Laute gebraucht. Im übertragenen Sinne wird es auch für das Brüllen oder Schreien des Menschen angewendet. Die erwähnte Sage wird die Erklärung dafür geben, wie ein so eigenthümlicher Name einem Berge gegeben, sowie auch wie der Name »Cigolade« auf ähnliche Weise Verwendung finden konnte. Das Wort Cigolade kommt vom italienischen Zeitworte cigolare,[4]) zu deutsch lärmen, bedeutet im Italienischen aber auch soviel wie kreischen.

Herr Merzbacher schreibt Seite 372 seiner Topographie: »Zwischen der mittleren und nördlichen Mugonispitze zieht vom Vajoletthal eine schnee- und eiserfüllte Hochschlucht in das Massiv hin, bis hinüber in das Vajalonthal, der Mugonipass, 2610 *m.*«

[1]) Vergl. Ann. Trid. 1885, S. 101.
[2]) Ann. Trid. 1885, S. 103.
[3]) Mughio ist das Hauptwort; lateinisch mugire und mugitus.
[4]) Lateinisch strepere.

Und weiter unten fährt er fort: »Ich fand bei meinen Besteigungen für die höchste der Westspitzen 2776 *m* An.«, u. s. w. Seite 390 beschreibt er seine Ersteigung der von ihm mit 2768 *m* An. versehenen Mugonispitze: »Von allen bereits erstiegenen Höhen aus hatte mir als der geeignetste Angriffspunkt auf die Mugoni jene vom Vajoletthal aus in Westrichtung hoch hinauf in deren Mitte führende Schneerinne geschienen (siehe S. 372). Da die schroffen Abstürze im Vajoletthale selbst unersteiglich sind, so war die einzige Möglichkeit, durch die genannte Schlucht möglichst hoch hinaufzukommen und den Felsgerüsten selbst an ihrer Westseite beizukommen.« Und so erreicht er denn auf diese Art, Seite 393, den »Gipfel 2768 *m* An.« Sehen wir, dies alles erwägend, seine eigene Karte an, so finden wir, dass der mit Cote 2768 *m* versehene Gipfel vom Mugonipasse durch die mit den Koten 2740 *m* und 2776 *m* versehenen Erhebungen getrennt ist, welche er Seite 372 Westspitze und Südwestspitze nennt. Während er nun Seite 372 den Mugonipass als zwischen der »mittleren und nördlichen Mugonispitze« gelegen beschreibt, verlegt er ihn Seite 391 und 392 zwischen die Coten 2768 und 2740 *m*, also viel weiter nach Südost. Auf der Karte hat er die Lage des Passes richtig angedeutet, doch ist die Beschreibung »zwischen mittlerer und nördlicher Mugonispitze« unrichtig, denn was Herr Merzbacher für die nördliche zu halten scheint, gehört zu den Coronellespitzen. Er liegt in der That zwischen Coronelle und Mugoni. Herrn Merzbacher unterlaufen aber auch sonst noch Irrthümer. So bezeichnet er auf der Beilage »Westansicht der Rosengartenkette« seine Tscheinerspitze ganz richtig, aber auf der »Ostansicht« ziert dieser Name die Coronelle; dafür finden wir auf dieser den letzteren Namen jenem Punkte (oder wirklich Kamm) gegeben, den er auf jener Tschagerkamm nennt, den aber Herr Santner und Dr. Darmstädter als Baumannkamm bezeichnen.[1]) Auf der Ostansicht nennt er Coronellepass, was auf der Westansicht als Tschagerjochpass zu sehen ist. Auf der Westansicht ist der Coronellepass richtig angegeben. Auf der Ostansicht ist der Mugonipass dort zu finden, wohin ihn laut Seite 390 seiner Topographie Herr Merzbacher verlegt, wo er aber nach der Karte nicht zu finden ist. Auf der Ostansicht steht »Campedie« über einer punktierten, senkrechten Linie, die nach abwärts wohl noch ein Stück zu laufen bestimmt war, denn sie erreicht blos einen Punkt oberhalb des Vajolonthales. Auch auf der Karte ist das Wort »Campedie« zu weit westlich verlegt. Dieses Ciampedie ist der östlichste Punkt des von den Coronellespitzen nach Osten streichenden Kammes. Der Name kommt wohl von »Campo«. Auf der Generalstabskarte heisst er Monte Campedie (M. Campedie, 2009 *m*). Nach Nordosten fällt er gegen Grand Alba und Piccola Alba ab, Punkte, die sich gegen das Vajoletthal und das Fassathal senken.

Von den Mugonispitzen zweigt gegen Nordosten ein kleiner, niedriger Kamm ab, welcher die unbedeutenden, Cime di Curaton genannten Spitzen trägt. Über den Namen werde ich weiter unten sprechen. Eine derselben wurde von Don Luigi Baroldi, Ann. Trid. 1882—83, Seite 250, verzeichnet, der jedoch damals noch glaubte, sie sei die »Coronelle der Generalstabskarte« und trage daselbst die Cote 2793, welche ungefähr mit der für die höchste Coronelle eingesetzten übereinstimmt. Die Cime di Curaton culminieren aber in dem auf der Generalstabskarte mit 2258 bezeichneten Punkte. Den Namen »Curaton« haben sie von den südöstlich gelegenen Weiden erhalten.

Nördlich von dem Passo delle Coronelle erhebt sich ein Kamm, der bis zur Rosengartenspitze führt. Dieser führt seit Alters her den Namen Davoi. Die

[1]) Vergleiche auch »Erschliessung der Ostalpen«, Band III, Illustration »Rosengartengruppe vom Schlernhause gesehen«.

deutschredende Bevölkerung westlich der Rosengartengruppe hat ihm aber nach Merzbacher den Namen Tschagerkamm gegeben, vom sogenannten Tschagerjoch, welches sich westlich nicht weit entfernt unter ihm befindet. Herr Santner, und nach ihm Dr. Darmstädter, haben diesen Kamm in zwei Theile getheilt, dem südlicheren den Namen Tschagerkamm gänzlich übertragen und den nördlicheren Baumannkamm nach der Baumannschwaige genannt. Weit entfernt, diese Bezeichnungen zu missbilligen, die sich ja Deutschen leichter in den Mund legen als ein italienischer Name, möchte ich doch vorschlagen, dass die italienischredende Bevölkerung den alten Namen Davoi beibehalte, weil ihr ja ein deutsches Wort nie sehr geläufig werden kann. Ich weiss nicht, woher der Name »Davoi« stammen mag.

Ein Beispiel dafür, wie grossen Schwierigkeiten derjenige begegnet, der sich nach der vorhandenen Literatur ein Bild der Rosengartengruppe und eine Idee ihrer Passübergänge machen will, bietet nun dieser »Davoi« genannte Kamm. Herr Merzbacher nennt als zwischen Rosengartenspitze und Coronellespitzen gelegen den Tschagerjochpass, das Messnerjoch und den Coronellepass. Dr. Gambillo und Genossen erwähnen nur die Forca di Davoi, sagen aber Seite 105 ihrer Arbeit, Herr Merzbacher nenne sie Messnerpass; im Namenverzeichniss, Seite 122, schreiben sie jedoch, Herrn Merzbacher's Tschagerjochpass sei mit der Forca di Davoi identisch. Sehen wir nun nach, wie der jüngste Monographist der Rosengartengruppe, Dr. Darmstädter, die Reihenfolge der Übergänge giebt, so finden wir (»Erschliessung« III, Seite 390) südlich von der Rosengartenspitze eine Scharte, die er Rosengartenscharte zu benennen vorschlägt. Diese Scharte wird weder von Herrn Merzbacher noch von Dr. Gambillo erwähnt. Auf sie lässt er einen Baumannpass und das »Tschagerjoch« folgen. »Südlich des Tschagerjoches erhebt sich die Coronellespitze, 2793 *m*«, schreibt er. »Südlich« ist aber eine sehr vage Bezeichnung; doch angenommen, sein Tschagerjoch sei mit Herrn Merzbacher's Tschagerjochpass und Herrn Holzmann's und Tucker's Tschagerjoch, Alpine Journal, Band X, Seite 110, Band IX, Seite 114 und 238, gleichbedeutend, so finden wir, dass er weder Herrn Merzbacher's Messnerjoch, noch den Coronellepass erwähnt.[1]) Vergleichen wir aber ganz sorgfältig die Contur von Herrn E. T. Compton's Ansicht der Rosengartenkette von Westen, die der Merzbacher'schen Topographie beigegeben ist, mit der Contur von Dr. Gambillo's »Panorama del Gruppo del Rosengarten«, Ann. Trid. 1885, so sehen wir, dass was auf ersterer mit »Tschagerjochpass« bezeichnet ist, auf letzterem gar keinen Namen erhalten hat, während auf diesem »Forca di Davoi« dort steht, wo auf jener der Name »Messnerpass« eingetragen ist. Und doch stimmen alle deutschen Autoren darin überein, dass der Tschagerjochpass, und die italienischen Schriftsteller, dass die Forca di Davoi der leichteste Übergang in jener Gegend ist. Da ich nun 1895 ganz bestimmt die Forca di Davoi überschritt, welche mir Herr Johann Santner als Tschagerjochpass bezeichnete, so ist es erwiesen, dass was auf Herrn Compton's Westansicht Messnerpass heisst, die Forca di Davoi oder der Tschagerjochpass ist. Der auf der »Westansicht« Tschagerjochpass genannte Punkt oder Übergang ist aber ganz gewiss nicht der »bekannteste und leichteste aller Übergänge auf dieser Seite, welche über den nun in gleicher Höhe verlaufenden, durch nur schwache Einsenkungen gegliederten Mauerwall führen, für den ich (Herr Merzbacher) die Bezeichnung Tschagerkamm aufnahm«,[2])

[1]) Auf der Illustration »Rosengartengruppe vom Schlernhause gesehen«, »Erschliessung der Ostalpen« III, verlegt er den Coronellepass südlich von den Coronellespitzen.

[2]) Zeitschrift 1884, S. 374. Auch auf seinem Kärtchen hat Herr Merzbacher den Tschagerjochpass zu weit nördlich und zu nahe an die Rosengartenspitze verlegt sowie den Messnerpass dort eingetragen, wo der erstere stehen sollte.

sondern würde viel mühsamer als die Forca di Davoi, der wirkliche Tschagerjochpass, sein. Ich will nun gewiss nicht bestreiten, dass für die Namen Messnerjoch und Baumannpass sich geeignete Punkte im »Tschagerkamme« finden mögen, doch gestehe ich offen ein, dass ich heute darüber noch nichts sicheres sagen kann.

Südlich von der Rosengartenspitze befindet sich eine Scharte, die Dr. Darmstädter Rosengartenscharte zu benennen vorschlägt. Da der Name einen wahrscheinlich bis dahin unbenannten Punkt bezeichnet, und ausserdem recht am Platze ist, so wird er sich wohl einbürgern. Wir haben also zwischen den Coronellespitzen und der Rosengartenspitze den Coronellepass, die Forca di Davoi oder den Tschagerjochpass, und die Rosengartenscharte, wozu noch nach Merzbacher zwischen erstem und zweitem das Messnerjoch, nach Darmstädter zwischen dem zweiten und der dritten der Baumannpass kämen. Die Generalstabskarte hat »P. di Forca« quer über den Tschagerkamm eingetragen, und ausser diesem finden wir auf der Originalaufnahme derselben »Forca di Davoi« von den Coronelle bis gegen »P. di Forca«, und »Tschagerjochpass« so ziemlich am richtigen Platze eingetragen. »P. di Forca« steht nun dort, wo sich die Rosengartenscharte befindet und es ist nicht unmöglich, dass den Mappeuren für dieselbe jener Name genannt wurde. Auf der Originalaufnahme ist sowohl »Forca di Davoi«, wie »Tschagerjochpass« nicht ganz unrichtig eingetragen, doch scheint der Mappeur diese Namen nicht für denselben Punkt gemeint zu haben. Auf der Originalaufnahme steht nahe bei »P. di Forca« die Cote 2394 und man hat angenommen, dass sie sich auf jene beziehe. Wer aber genauer hinsieht, bemerkt sofort, dass die Cote höher steht als die Bezeichnung, und für den Colle di Barbolada gilt. Ausserdem wäre die Höhe für irgend einen Punkt in dem ganzen »Tschagerkamm« zu gering, wie schon aus den Isohypsen hervorgeht.

Es folgt nun der Santnerpass, den man als zwischen Rosengartenspitze und Laurinswand gelegen bezeichnen kann. Ganz sonderbar hat ihn Herr Merzbacher, der ihm nach den um die Erforschung der Rosengartengruppe ganz besonders verdienten und mit Recht allgemein als Mann hochgeschätzten Alpinisten, Herrn Johann Santner, den Namen gegeben hat, in seiner Karte verzeichnet. Er zieht ganz einfach von nördlich der Baumannschwaige quer und gerade nach dem Vajolethale seinen rothen Stift (ein solcher deutet auch sonst seine Wanderungen an), der dadurch etwas nördlich von dem Gipfel der Rosengartenspitze und an letzterer vorbeiführt. Aber der Santnerpass liegt ja westlich von der Rosengartenspitze, ist der höchste Punkt des »Gartls« und trennt die Rosengartenspitze von den Laurinswänden. Um so zu gehen, wie Herr Merzbacher es auf seiner Karte vollbracht haben will, müsste man von Westen über die Laurinswände hinaufsteigen, in das Gartl hinabsteigen, dieses in genau östlicher Richtung durchqueren, die Wände der Rosengartenspitze bis zu einem Punkte zwischen deren Gipfel und ihrem nördlichen Vorgipfel erklettern und dann wieder genau östlich über die furchtbaren Abstürze nach dem Vajolethale hinunterklettern. Dies that nun Herr Merzbacher nach seiner Beschreibung, Seite 384, Zeitschrift 1884, nicht, sondern er giebt, wenn er und seine Genossen auch fehlgiengen, den richtigen Weg an. Man spricht gewöhnlich — wahrlich im »übertragenen Sinne« — vom Santnerpasse, als von der schuttbedeckten Einsattlung, die man bei der Besteigung der Rosengartenspitze aus dem Vajolethale zwischen dieser und den Vajolethürmen berührt, um sich darauf nach links und Süden zu wenden. Da diese Einsattlung jedoch niedriger ist als diejenige zwischen Rosengartenspitze und Laurinswand, so muss letzterer unbedingt, als der wirklichen »Passhöhe«, auch der Name gelassen werden.

Nördlich von der Rosengartenscharte erhebt sich der zweithöchste und bekannteste Gipfel der Rosengartengruppe, die Rosengartenspitze. Auf sie bezieht

Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Kleiner und Grosser Valbuonkogel
mit dem Grasleitenpass.

J. Löwy.

sich der Name »Monte Alto dei Cantenazzi«, welchen Don Luigi Baroldi, Seite 254 seines Aufsatzes, für die drei Punkte Socorda, Gran Cront und Cima della Giaccia (die beiden letzteren nennt er Cronten und Palla del Ghiaccio) bestimmt glaubt. Dies ist nur ein Irrthum im Kartenlesen, wie er oft vorkommt, wo ein langer Name in einem kleinen Raume Platz finden soll. Der italienische Name, dem man am häufigsten begegnet, ist Catenaccio, das ist so viel wie Riegel. Nun scheinen jedoch die Fassaner selbst den Berg Ciadenac zu nennen. Aus diesem Namen machten die Tridentiner Catenaccio. Aber diese Übersetzung ist, wie auch O. Brentari in seinem Guida del Trentino, Bd. II, S. 279, erwähnt, nicht richtig, denn das Fassaner Wort Ciadenac bedeutet grosser Kessel, zu italienisch Catinaccio. Don Luigi Baroldi sagt zwar, dass Catenaccio die richtige Übersetzung für Ciadenac sei, denn das italienische Wort Catinaccio heisse bei den Fassanern Ciadin gran oder Ciadinon, es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass die Fassaner einen so aussergewöhnlichen Namen, wie Riegel, für die Rosengartenspitze gewählt, denn wenn auch ein Gebirgszug, als Ganzes betrachtet, ein Thal von dem anderen absperren mag und ein Querzug den Thalschluss verriegeln kann, so ist das doch selten bei einer einzelnen Spitze der Fall, und kann kaum von der Rosengartenspitze gesagt werden. Wenn wir aber annehmen, dass Ciadenac gleichbedeutend mit Catinaccio (grosser Kessel) ist, so fällt uns sofort das Gartl ein, welches gewiss als Kessel figurieren könnte, und wir haben dann auch den Grund, warum die Fassaner die höchste Erhebung nach dem darunter liegenden »Kessel« benannt haben mögen. Denn sehr oft kommt es vor, dass nach den darunter liegenden Almen oder Weiden oder Orten die Berge benannt werden. Wenn also der deutsche, von Herrn Merzbacher oder Herrn Santner erfundene Name »Tscheinerspitze« sich von den westlich darunter liegenden Tscheiner Wiesen ableiten lässt, so beachten die Genannten ganz dieselbe Regel, welcher jene folgten, die das Matterhorn tauften, denn dieses ist nichts anderes als das Zermatterhorn. Nun haben wir also neben dem heute Kesselkogel genannten Berge noch einen, die Rosengartenspitze, dessen italienischer Name sich frei ins Deutsche mit Kesselkogel übersetzen liesse, und wir kommen in Versuchung zu fragen, ob nicht seit lange her eine Verwechslung stattfand und das italienische »Catinaccio«, das sich auf die Rosengartenspitze bezog, verdeutscht wurde und irrthümlich auf die höchste Erhebung der Gruppe übergieng. Ganz ausgeschlossen wäre das nun gewiss nicht, denn wenn der Name Kesselkogel nicht sehr alt ist, so ist es der Name Rosengartenspitze vielleicht noch weniger. Der Name Rosengarten ist ja uralt, aber man verstand damit nicht die Spitze allein, sondern etwa diese, die Laurinswand, die Vajoletthürme und das Gartl zusammengenommen, wenn nicht noch mehr. Der Name »Ciadenac« dürfte aber sehr alt sein, und da man bald die Rosengartenspitze, bald den Kesselkogel als die höchste Erhebung der ganzen Gruppe bezeichnete, so mag unter Ciadenac oder Kesselkogel bald diese, bald jene Spitze gemeint worden sein, bis endlich »Kesselkogel« der thatsächlich höchsten Erhebung erhalten blieb.

Ich vermag mich aber weder derjenigen Meinung, welche aus Ciadenac »Catenaccio«, noch jener anzuschliessen, welche daraus »Catinaccio« macht, sondern da Ciadenac nichts anderes ist als das ladinische Chadenáce (Pflugeisen), glaube ich, dass die Fassaner der Rosengartenspitze wegen ihrer von Osten gesehen einem Pflugeisen ähnlichen Form ihren Namen gaben.

Die ersten Besteiger der Rosengartenspitze, Tucker und Carson, nannten sie »Federer Kogel«, und es entstand daraus Federkogel. Geistreich wurde dieser Name von der »federförmigen Form« des Berges abgeleitet, obwohl es gewiss aussergewöhnlicher Augen bedurfte, diese zu erkennen. Thatsächlich ist aber

»Federer« ein Schreibfehler, den wahrscheinlich zuerst in Unkenntniss des Dialektes Herr Tucker machte, für »Vöderer« das heisst »Vorderer«. Man nannte die Rosengartenspitze also von Westen gesehen »Vorderer Kogel«, das heisst der dem Beschauer am nächsten gelegene und zuerst in die Augen springende Gipfel. Aber auch die höhere Tschaminspitze wurde aus denselben Gründen »Vöderer Kogel« genannt, ein Beweis, dass es sich den in der allernächsten Umgebung Wohnenden oder Viehweiden Besitzenden ausschliesslich darum handelte, die Berge von den sie zunächst umgebenden Spitzen zu unterscheiden, und da sie nicht die poetischen Instinkte derjenigen hatten, die dem Gehirne eine Jungfrau, einen Eiger, einen Mönch entspringen liessen, so begnügten sie sich mit für ihre Zwecke praktischen Bezeichnungen, gerade so wie in anderen Alpenländern ein Weisshorn, eine Dent Blanche, ein Jägerhorn, eine Aiguille Verte und ein Montblanc entstand.

Von dem Gipfel der Rosengartenspitze senkt sich der Grat nördlich und hebt sich noch einmal in der Rosengartennordspitze, für welche man vorgeschlagen hat, den alten Namen »Federerkogel« zu verwenden. Da die genannte Erhebung ohne jegliches Interesse für den Alpinisten ist, und weder für die Thalbewohner des Westens, noch des Ostens ein »Vorderer« Kogel ist, kann ich nicht dazu rathen, diesen Vorschlag anzunehmen.

Zwischen der Rosengartenspitze und der Laurinswand ist das Gartl eingebettet. Dieses wird auch Rosengartenfeld oder kurz Feld genannt. Sonderbarerweise sieht dieses Herr Merzbacher auf der seiner Topographie beigegebenen Ostansicht der Rosengartengruppe, indem er der Einsenkung zwischen der Rosengartenspitze und deren nördlicher Graterhebung den Namen »Gartl oder Feld« giebt.

Westlich von der Rosengartenspitze, von dieser durch den Santnerpass und das Gartl getrennt, erhebt sich die Laurinswand. Sie wird auch oft mit »Laurinswände« bezeichnet. Sie hat zwei Erhebungen, den Nordgipfel und den Südgipfel, von welchen der erstere der höhere ist. Weder Herr Merzbacher noch Dr. Gambillo erwähnen ihrer auf ihren Karten und in ihren Arbeiten, was besonders von ersterem auffallend ist, da er ja einmal von Westen über den Santnerpass nach dem Vajolethale gieng. Dass die Wand den Namen von dem Zwergkönige Laurin erhielt, brauchte eigentlich nicht erwähnt zu werden. Doch thue ich es wegen der wenigen, welche die Rosengartensage nicht kennen und verweise sie zugleich auf das Capitel »Sagen« dieser Monographie.

Nördlich von der Laurinswand und der Rosengartenspitze befindet sich der Laurinspass. Er hat den Namen von Herrn Santner erhalten und da er ein sehr passender ist, so hat er auch allgemeine Verwendung gefunden. Er trennt die Laurinswand von den östlich gelegenen Vajoletthürmen, und der Übergang über denselben trifft zwischen letzteren und der Rosengartenspitze mit jenem über den Santnerpass zusammen.

Wir kommen nun zu den Vajoletthürmen. Es sind deren mit der Zeit sechs geworden. Sie werden heute italienisch Torri del Vajolet genannt. Drei derselben stehen in einer von Westnordwest nach Ostsüdost ziehenden Linie, nördlich von der Rosengartenspitze. Dies sind der Delagothurm (westlich), der Stabelerthurm (in der Mitte) und der Winklerthurm (östlich). Ihre Namen führen sie von ihren ersten Ersteigern, Herrn Hermann Delago, dem bekannten Führer Niederwieser, vulgo Stabeler, und Herrn Georg Winkler. Eine Scharte trennt sie nördlich von dem Hauptthurme, dem höchsten, und dem Ostthurme, welch' letzterer, schon wie der Name andeutet, östlich vom Hauptthurme steht. Abermals von letzterem durch eine Scharte getrennt, steht der Nordthurm. Der

Stabelerthurm wurde auch Südwestthurm genannt.[1]) Der Nordthurm stürzt nördlich sehr steil gegen eine Scharte ab; nach dieser kommt eine kleine unbenannte Erhebung, welche noch zum Massiv der Vajoletthürme gehört.

Auf diese folgt der Vajoletpass, welcher aus dem Vajoletthal gegen die Falzeggerschwaige führt. Gegen Norden folgen nun die Vallonetti, ein recht bezeichnender Name für den mit kleinen Kuppen gekrönten Wall, der sich vom Vajoletpass gegen die Vajoletspitze zieht. Vallonetti ist das Diminutiv für das italienische Wort »vallo«, dem deutschen »Wall«. Herr Merzbacher nennt diesen Wall Purgametschjoch, welchen Namen er auf seiner Karte dem ganzen Kamm, vom Laurinspass angefangen bis unweit der Tschaminspitzen, giebt. Dieser Name würde natürlich vom Purgametschthale herrühren, passt jedoch recht schlecht für einen Wall, wenn derselbe auch an mehreren Stellen überschritten werden kann. Wenn nun Herr Merzbacher Seite 373 seiner Topographie sagt, er bezeichne den »Kamm« oder Wall »übereinstimmend mit der Benennung der Alpenbevölkerung des Westabhanges«, so komme ich in Versuchung zu glauben, dass ursprünglich der Vajoletpass so genannt wurde, welcher schon lange als leichtester und kürzester Übergang dort bekannt war, während derjenige, oder vielmehr diejenigen über die Vallonetti länger und höher gelegen sind, also jedenfalls selten, wenn überhaupt, von der Alpenbevölkerung benützt wurden; und es ist eher anzunehmen, dass sie für den kürzesten und leichtesten Übergang einen Namen fanden, als diesen, nach Herrn Merzbacher's Ansicht, namenlos zu lassen und andere, vielleicht gar nicht benützte, längere und höher gelegene Übergänge zu benennen.

Die Vajoletspitze erhebt sich südlich vom Grossen Valbuonpasse, welcher den Übergang aus dem Vajoletthal in das Grosse Valbuonthal vermittelt. Ann. Trid. 1885, Seite 108, wird angeführt, dass die Vajoletspitze von dem Führer Dachiesa als Punta di Mezzo bezeichnet wurde. Da dieser Name für die Spitze nicht bezeichnend ist, so lassen wir ihr den Namen »Vajoletspitze«, obwohl auch dieser erst seit einigen Jahren entstanden ist. Herr Merzbacher, der sie zuerst erstieg, erwähnt ihrer als »unbenannte Spitze« Seite 378 seines Aufsatzes in der Zeitschrift 1884.

Die jetzt allgemein Tschaminspitzen (italienisch Crode del Ciamin) genannten zwei Gipfel scheinen ehemals Mola genannt worden zu sein, und zwar soll sich dieser Name laut Ann. Trid. 1885, Seite 107, noch bei den Fassanern erhalten haben. Ich, freilich, habe ihn nie nennen gehört. Dass auch der höhere »Vödererkogel« genannt wurde, habe ich schon erwähnt. Aber auch »Lämperkögel« hiessen sie ehedem, weil zu ihren Füssen gute Schafweiden lagen. Es werden aber auch andere Punkte der nächsten Umgebung (nach Merzbacher, Zeitschrift 1884, S. 373) wie Tschagerkemmet, Gsellenspitze und andere von den Hirten mit demselben Namen benannt, weil auch ihnen zu Füssen die »Lämper« weiden. Es war deshalb ganz gut, wenn Herr Merzbacher den Namen Tschaminspitzen vorschlug. Dieser Name nun giebt ein Beispiel und einen Beweis dafür, dass die italienischen oder ladinischen Namen über die jetzige Sprachgrenze hinausgriffen und dass es ganz unmöglich ist, eine solche ganz streng zu ziehen, denn unter dem in deutschen Buchstaben prangenden Worte »Tschamin« finden wir das vom Ladinischen herzuleitende Ciamin, italienisch gleich Camino. Demnach hiess das jetzt den Spitzen ihren Namen gebende Thal Valle del Ciamin, vom Bache gleichen Namens, der jetzt Tschaminbach genannt wird.

Die Sattelspitzen erheben sich norwestlich von den Tschaminspitzen und sind von diesen durch eine mit einem pyramidenförmigen Felszacken gezierte Scharte

[1]) Siehe Mittheilungen 1893, S. 249.

getrennt. Sie erhielten ihren Namen von ihrer Form, welche durch die sie von einander trennende Einsattlung entsteht.

Nach Westen zieht von den Tschaminspitzen ein Grat, der mit Kesselschneide bezeichnet wird. Gegen sein Ende hat er zwei Erhebungen, Kugleterkopf (östlich) und Kesselkopf (westlich) genannt. Das Ende selbst bildet Punkt 1691 *m* der Generalstabskarte. Dieser Grat trennt das nördliche Tschaminthal vom südlichen Purgametsch.

Am Scheitelpunkte des Grossen Valbuonthales, nördlich der Vajoletspitze, befindet sich der Grosse Valbuonpass. Vom Grasleitenpass angefangen, erhebt sich ein Felskamm, der sich im Bogen nach Nordwesten bis nach dem Tschaminthale fortsetzt. Er scheidet das Grosse von dem Kleinen Valbuonthal und trägt als höchsten Punkt den Kleinen Valbuonkogel. Andere Gipfel hat er nicht, obwohl dies vom Tschaminthale aus gesehen der Fall zu sein scheint. Daher ist es wohl zu entschuldigen, wenn Herr Merzbacher auf der Illustration zu Seite 376 seiner Topographie links vom Kleinen Valbuonkogel einen Punkt »unbenannte Spitze« tauft. Dieser ist keine Spitze, und seine Form entsteht nur durch die perspectivische Verzerrung infolge des verhältnissmässig niedrigen Standpunktes des Beschauers.

Nördlich vom Felskamme des Kleinen Valbuonkogels zieht von der Nähe des Grasleitenpasses ein anderer Kamm von Südost nach Nordwest. Er läuft ebenfalls gegen das Tschaminthal, trägt als höchste Erhebung den Grossen Valbuonkogel und scheidet mit den Valbuonköpfen das Kleine Valbuonthal von dem Grasleitenthale. Nordwestlich vom Grossen Valbuonkogel trägt dieser Kamm keine Gipfel mehr, obwohl dies Herr Merzbacher zu glauben scheint, denn auch hier hat er, durch perspectivische Verzerrung getäuscht, auf der oben genannten Illustration die Worte »unbenannte Spitze« oberhalb eines Punktes eingetragen, der sich auf derselben links vom Grossen Valbuonkogel befindet. Dieser Punkt ist aber keine Spitze, sondern blos ein Theil des Grates, welcher von dort aus steil nach Nordwest abstürzt.

Nördlich von dem Grossen Valbuonkogel liegen die Valbuonköpfe, von ersterem durch die Valbuonkopfscharte getrennt. Letztere wurde so von Herrn Treptow und mir benannt, um bequemer den Ort zu bezeichnen, aber der Name wird jetzt oft gebraucht. Die Valbuonköpfe theilen wir in zwei durch einen tiefen Einschnitt getrennte Theile, in die westlichen und die östlichen Valbuonköpfe. Beide sind Doppelgipfel, ja streng genommen wären die östlichen Valbuonköpfe zwei gesonderte Gipfel. Die Valbuonköpfe senken sich sehr steil gegen das Grasleitenthal.

Der Grosse Valbuonkogel und der Kleine Valbuonkogel, sowie die Valbuonköpfe, nehmen den Namen von dem Grossen und Kleinen Valbuonthal, welche, wie auch das Graleitenthal, nichts anderes sind als eine Fortsetzung des Tschaminthales in südöstlicher Richtung. Eigentlich stand die Bezeichnung Valbon für Valbuon, dem Dialecte gemäss hatte man das »u« fallen gelassen. Erst in neuerer Zeit ist man genauer in der Schreibweise dieser Namen geworden, denn die Mappeure und deutschen Touristen sprachen wohl das V wie F aus, woraus, wenn es niedergeschrieben wurde, Falbon, und sogar Falban entstand. Auch diese Namen beweisen, dass es italienischredende Leute waren, welche auch die Thäler benannten, welche sich westlich der Rosengartengruppe befinden.

Der Grasleitenpass, der bekannteste im Centrum der Rosengartengruppe, verbindet in seinem Höhepunkte das Massiv des Kesselkogels östlich mit dem den Kleinen Valbuonkogel tragenden Kamm westlich. Er ist ein seit Alters begangener Pass, der nach einem Fürstbischof von Brixen den Namen »Sella del Principe« erhielt, der deutsch auf alten Karten als »Fürstenstuhl« erschien.[1]) Es ist nicht bekannt,

[1]) Vergl. Mittheilungen 1885, S. 208, 257.

welcher Fürstbischof auf dem Passe ausruhte und ihn überschritt, aber möglich ist es ja, dass es der geborene Fassaner Daniele Zen war, der 1625—1628 in Brixen auf dem Bischofsstuhle sass. Vielleicht wollte er seine Heimath wiedersehen; auch besass er im Fassathale Grund.[1]) Obwohl ich nun gegen die Namen »Sella del Principe« und »Fürstenstuhl« nichts einzuwenden habe, zumal sie weit interessanter und poetischer klingen als »Grasleitenpass«, so bleibt uns nichts übrig, als den sich gewaltig gegen »Sella del Principe« und »Fürstenstuhl« sträubenden deutschen Alpinisten nachzugeben, und den Übergang Grasleitenpass zu nennen, denn der Name ist schon so sehr eingebürgert, dass er wohl nie mehr »ausgebürgert« werden kann. Hier muss der Stärkere oder das älteste Recht nachgeben. Freilich wird wohl so mancher nach sorgfältigem Lesen dieses Theiles meiner Monographie einsehen, dass die alten, meistens von italienischredenden Alpenbewohnern gegebenen Ortsnamen eine sprachliche Berechtigung haben neben dem Vorzug, recht bezeichnende und gut beschreibende zu sein; aber die Sünden lassen sich nun nicht mehr alle ungeschehen machen. Doch wäre es recht erfreulich, wenn jene gewerbsmässigen Gipfeltäufer nicht mehr mit verbundenen Augen und eifrigem Finger auf des Kaisers Generalstabskarte und jenen der geographischen Gesellschaft in London umhersuchten, um deutsche Namen in von italienischredenden Bürgern bewohnte Gegenden und englische in den Himalaya zu verpflanzen. Muss ein Name für eine nicht benannte Spitze gefunden werden — und das ist ja häufig nöthig — so sei er derjenigen Sprache entnommen, welche die in den umliegenden Thälern wohnenden Menschen sprechen. Es gehört zu einer sorgfältigen und gerechten Nomenclatur nicht der von Herrn Merzbacher citierte »Geist, der stets verneint«, sondern ein genaues Studium der Thatsachen und eine vorsichtige Beachtung der Wahrscheinlichkeiten, sowie ein strenges und unparteiisches Ausscheiden der Unmöglichkeiten.

Der Kesselkogel ist wohl schon seit langem im Besitze seines Namens gewesen, aber dennoch behauptet Don Luigi Baroldi in seiner obenerwähnten Arbeit, Seite 254, dass ihn die Deutschen »Kesselkugel« nennen. Mit dem Deutschen scheint der Verfasser also doch ein wenig Bekanntschaft gemacht zu haben, denn er hält Kogel für unrichtig und ändert es zu Kugel. Er ist ein warnendes Beispiel zu dem Sprichworte, welches sagt, ein wenig Kenntniss sei ein gefährlich Ding. Demselben Herrn zufolge nennen die Fassaner den Kesselkogel »Lastei di Campitello«. Da aber die Fassaner unter Lastei (wie auch Dr. Gambillo und Mitarbeiter, Ann. Trid. 1885, S. 102, erwähnen) »geneigte Flächen« verstehen, so wäre der Name »Lastei di Campitello« ein vom Standpunkte des Fassaners unbegreiflicher, denn besonders von der Campitelloseite her zeigt der Kesselkogel ganz steile Wände und keine »geneigte Fläche«. Die Fassaner hätten ihn allenfalls »Dirupi di Campitello« nennen können, aber da sie dieses nicht gethan, und ich keine Spuren davon gefunden habe, dass ihn die Fassaner »Lastei di Campitello« nennen, so können wir den Namen ganz fallen lassen, umsomehr als die Fassaner mit diesem Namen den Punkt 2670 *m* östlich von der Fallwand bezeichnen wollen. Seite 109 ihres Aufsatzes behaupten Dr. Gambillo und Genossen, auf den »Grenzprotocollen« den deutschen Namen »Grossleiten« für den Kesselkogel gefunden zu haben und den italienischen »Cima della Valle del Lago«. Dass ehedem der Kesselkogel als »Grossleiten« dahinlebte, möchte ich bezweifeln, vielmehr dürfte sich der Name Grossleiten (oder Grasleiten) auf das Grasleitenthal beziehen, das sich südöstlich bis an den Fuss des Kesselkogels hinanzieht, und der Name, wie das ja oft

[1]) Vergl. O. Brentari, Guida del Trentino, Band II, S. 167.

geschieht, ungeschickt auf der Karte angebracht worden sein. Möglich ist es dagegen, dass sich die Bezeichnung »Cima della Valle del Lago« wirklich auf den Kesselkogel bezieht, denn erstens wäre wohl die höchste Erhebung der Gruppe auf den »Grenzprotocollen« nicht unerwähnt geblieben, und zweitens wäre der Kesselkogel auch als Cima della Valle del Lago — also Seethalkogel oder Seekogel — gut bezeichnet. Wie nun dem immer sein mag — ich habe die sogenannten Grenzprotocolle nicht gesehen —, wir thun gut daran, den Kesselkogel Kesselkogel sein zu lassen und wissen, dass wir auch in Fassa keinen halbwegs intelligenten Menschen finden, der den Namen nicht kennt.

Das Kesselkogeljoch liegt zwischen dem Kesselkogel und dem Seekogel. Ich weiss nicht, wer ihm diesen Namen gegeben hat, doch ist er so bezeichnend, dass er keiner Entschuldigung bedarf. Dieses Joch benennt Dr. Gambillo auf seiner Kartenskizze »Passo di Grasleiten«.

Zwischen Antermojakogel und Kesselkogel steht der Seekogel. Derselbe scheint bis zu Dr. Ludwig Darmstädter's Besteigung (wahrscheinlich die dritte) am 26. Juni 1889 sich keines Namens erfreut zu haben. Wer ihn vom Grasleitenthale aus gesehen, wird ihm das Recht auf seinen Namen nicht abstreiten, denn gar kühn und steil sind seine Abstürze gegen Westen.

Das Seekogeljoch ist die Einsenkung zwischen dem Seekogel und dem Antermojakogel. Der Name erklärt sich selbst, ist aber ein ganz neuer. Ein älterer scheint nicht zu existieren. Dies ist nicht merkwürdig, denn keine der Scharten zwischen Kesselkogel und mittlerem Molignon wurde ehedem als Passübergang benützt.

Der Antermojakogel erhebt sich zwischen Seekogel und mittlerem Molignon. Obwohl diese Benennung eine ziemlich neue, ist sie jetzt allgemein gebräuchlich und ganz bezeichnend. Der Name »Croda dei Cirmei«, den die Tridentiner Herren aufgestöbert haben, wird heutzutage niemals gehört, und wenn dieselben Herren auf den »Grenzprotocollen« den deutschen Namen »Ober der Grossleiten« fanden, so bezieht er sich schwerlich, wie sie glauben, auf den Antermojakogel. Das Wort »cirmei« kommt vom lateinischen cirrus (ladinisch cir, fassanisch zirm, deutsch Zirneiche). Über die Bedeutung des Wortes »Antermoja« spreche ich weiter unten.

Wir kommen nun zu einem Einschnitte, der den Antermojakogel vom mittleren Molignon scheidet. Er ist als Antermojajoch bezeichnet worden, doch ist dieser Name zu verwerfen. Es existiert nämlich unweit von demselben Passe ein Antermojapass (zwischen Kesselkogel einerseits und Cima di Larsec und einer unbenannten Erhebung andererseits. Ich möchte denselben italienisch Passo dei Cirmei benennen, um den alten Namen des Antermojakogels zu ehren. Dies ist blos ein bescheidener Vorschlag, den die italienisch redenden Touristen, wenn er ihnen nicht passt, ablehnen mögen.

Nordwestlich vom Passo dei Cirmei folgt die mittlere Molignonspitze. Es giebt drei Molignonspitzen. Der nordwestliche Molignon wird von den Grasleitenspitzen durch eine Einsenkung getrennt, vom Hühnerstand durch eine andere. Diese beiden Einsenkungen führen zusammen den Namen Molignonpass.

Der Grasleitenspitzen giebt es drei, daneben zwei Grasleitenthürme oder einen solchen mit zwei Gipfeln. Bis vor kurzer Zeit wurden diese Spitzen als westliche, östliche und östlichste bezeichnet, während in neuerer Zeit richtiger westliche, mittlere und östliche Grasleitenspitze gesagt wird. Die jetzige »mittlere« ist die ehemalige »östliche«, und aus der »östlichsten« ist die »östliche« geworden. Die Grasleitenthürme waren vor einigen Jahren, so viel mir bekannt ist, unbenannt und erhielten ihren Namen gelegentlich ihrer ersten Ersteigung durch Herrn Treptow und mich am 4. August 1894. Dieser Name hat sich eingebürgert.

Eine Scharte trennt diese Thürme von der westlichen Grasleitenspitze. Ich nannte sie Herrn Treptow gegenüber scherzweise Junischarte, weil er dort im Juni 1894 eines seiner zahlreichen harten und kalten Bivouaks bezog — auch dieser Name ist bekannt geworden.

Das Alpenklippenthal scheidet die Grasleitenspitzen von dem Hühnerstande. Dieser hat seinen Namen von den Schneehühnern, die sich häufig dort zeigen. Nördlich vom nordwestlichen Molignon, von zwei nach Westen und Osten ziehenden Schluchten (welche auf einer Art Pass zusammenstossen) durchzogen, befinden sich die Alpenplatten. Der Name erklärt sich selbst. Westlich von diesen und genau nördlich vom mittleren Molignon ist ein grasbewachsener, auf der Originalaufnahme der Generalstabskarte mit Cote 2287 *m* versehener Buckel, dessen Name, wenn er einen hat, mir unbekannt ist. Südöstlich vom nordwestlichen Molignon steht der mittlere Molignon, und noch weiter in derselben Richtung der östliche Molignon oder die Fallwand. Die letztere Bezeichnung hat sich in alpinen Kreisen eingebürgert. Ich glaube, sie stammt von dem ersten Ersteiger des Gipfels, Herrn Johann Santner. Ann. Trid. 1885, S. 109, möchten Dr. Carlo Gambillo und Genossen für Fallwand »Croda del Lago« vorschlagen, »um diesen Namen« — den ehemals der Kesselkogel getragen haben soll (siehe oben) — »wieder aufleben zu lassen für den Gipfel, der beinahe senkrecht gegen das Becken (des Antermojasees) abstürzt«. Ich möchte diesen Vorschlag nicht angenommen sehen, weil wir nicht nur schon eine berühmte »Croda da Lago« haben, sondern einen in alpinen Kreisen als »Seekogel« wohlbekannten und höher oben besprochenen Berg unweit der Fallwand, den freilich unsere Tridentiner Collegen gänzlich übersehen haben. Über den Ursprung des Namens »Molignon« schreibt O. Brentari, Guida del Trentino, Bd. II, S. 289, ungefähr Folgendes: »Über den Ursprung des Namens Molignoni existiert im Fassaner Volksmunde eine Legende. Man erzählt, dass beinahe das ganze Fassathal mit Wasser angefüllt und zu einem See geworden war (was übrigens von dem Geologen Klipstein wenigstens zum Theile bestätigt wird). Die einzige Verbindung zwischen dem Eisackthal, Fassa und dem Bellunesischen sei ein heute zum grasbewachsenen Pfad gewordener Weg in zweidrittel Höhe des Berges gewesen, der vom Fedajapasse bis zum Molignon geführt habe, welcher Pfad noch heute Vial dal Pan (Brodstrasse) genannt wird. Es wird hinzugefügt, dass damals anderswo keine Mühlen existierten als dort, und danach der Ort »Molignoni« genannt wurde.« (Mühle heisst italienisch Mulino.)

Zum Molignonstocke gehört noch die 2758 *m* hohe Erhebung, die östlich von der Fallwand sich befindet und am 12. Juli 1888 von Dr. Ludwig Darmstädter (doch nicht als erstem) bestiegen wurde. Von letzterem erhielt sie den Namen »Donnakogel«. Von den Fassanern wird sie Lastei di Campitello genannt, welchen Namen wir beibehalten wollen, schon weil weiter östlich ein »Monte Dona« oder Ciampai (Ciampei) existiert, der auf der Generalstabskarte die Cote 2381 *m* trägt.

Von den Lastei di Campitello zieht, mit diesem durch den Passo del Ciamp di Grevena (»Donapass«) verbunden, nördlich vom Duronthal, südlich vom Val Dona begrenzt, ein bogenförmiger, begraster Rücken oder Kamm gegen Osten, der im Monte Dona oder Ciampie seinen höchsten Punkt findet. Er trägt auch westlich die Erhebung 2343 *m* der Generalstabskarte, die auf der Kartenskizze des Dr. Carlo Gambillo, Ann. Trid. 1885, den Namen Cima Ciaregole führt. Vielleicht steht der Name mit dem italienischen ciliegia, Kirsche, in Zusammenhang.

Südöstlich von den Lastei di Campitello befindet sich das Manteljoch, italienisch Fessura del Mantello genannt. Es nimmt seinen Namen von dem südöstlich von ihm sich befindlichen Mantello (fassanisch und grödnerisch Mantèl, deutsch Mantel).

Die südlich gegen den Vereinigungspunkt des Rio d'Udai und Rio d'Antermoja abstürzenden Wände, welche noch zum Mantello gehören, werden Parei di Lausa genannt. »Parei« ist das italienische pareti, das deutsche Wände.

Zwischen Val Dona und Val Udai befindet sich noch der Docioril und die Sotto cresta. Den Namen des ersteren kann ich nicht erklären, der des letzteren ist gleichbedeutend mit »unter dem Kamm«. Unter demselben liegt der Col Vidoi. Über diesen Namen werde ich später sprechen.

Südwestlich vom Kesselkogel, von diesem durch den Antermojapass getrennt, erheben sich die Gruppe der Dirupi di Larsec und das Lausagebirge (Crepe di Lausa der Fassaner).

Irrthümlich ist dieser Pass auch »Lausapass« genannt worden, ein Name, der sich leider noch erhält. Er verbindet das Antermojathal mit dem Vajoletthal. Besonders in diesem Theile der Rosengartengruppe ist eine einheitliche Nomenclatur von Nöthen.

Die Cima di Larsec ist die nördlichste Erhebung der Dirupi di Larsec. Von ihr zieht südöstlich ein langgestreckter Grat, der im Cogolo di Larsec endet. »Cogolo« steht für das Fassaner »Cogol«, welches soviel bedeutet wie »Heuschober«, nach oben zugespitzt, überhaupt Haufe mit spitzem Obertheile von cucullus, Kappe (wegen der Ähnlichkeit). Siehe Alton, Die Ladinischen Idiome, S. 175, Innsbruck 1879. Der Name ist für den Cogolo di Larsec für denjenigen, der ihn von Osten gesehen hat, sehr bezeichnend.

Die Cima di Larsec fällt östlich gegen den Passo di Lausa ab (siehe weiter unten), nach Südwesten gegen den Passo di Larsec (siehe weiter unten). Bevor ich weiter gehe, habe ich einige Worte über den Namen »Dirupi di Larsec« zu sagen. Herr Gottfried Merzbacher schreibt Seite 365 seiner Monographie (Zeitschrift 1884), dass der Fassaner unter »Dirupi« oder »Rupi« das versteht, was in den italienisch sprechenden Thälern Tirols mit »Lastei« bezeichnet wird, eine zusammenhängende Reihe von Felsköpfen. Dem ist aber nicht so. Unter Dirupi versteht der Fassaner vielmehr jäh abstürzende Felsen oder Felswände, sowie auch im Italienischen »dirupo« Absturz heisst und im übertragenen Sinne auch für »Abgrund« gebraucht werden kann.[1]) »Dirupi di Larsec« bedeutet also die Abstürze (Felsabstürze) von Larsec, was viel bezeichnender ist, als Herrn Merzbacher's »die zusammenhängende Reihe von Felsköpfen von Larsec«. Über die Bedeutung des Wortes »Larsec« ist viel geschrieben und mehr gesprochen worden. Doch scheint es mir unzweifelhaft, dass dasselbe von »Lago secco«, dem trockenen oder ausgetrockneten See herstammt. Denn wenn wir in das von Herrn Merzbacher und vielen Nachfolgern unrichtig als »Val Scalierett« bezeichnete Thal eindringen, so können wir uns gleich vorstellen, dass dort einmal ein kleiner See war, der ausgetrocknet ist; ja früh im Jahre füllt er sich mit dem Wasser der schmelzenden Schneemassen, die im Winter in seiner Umgebung fielen. Nun sagt der Fassaner für »Lago secco« Larsec. Wurde das »o« ausgelassen und das »g« in Lago durch die Gurgel gesprochen, so entstand leicht durch Anfügung des aus secco entstandenen »sec« ein Wort, das wie Larsec klingt. Wer genauer zuhört, entdeckt dann freilich, dass das »r« nicht klar ausgesprochen wird, sondern etwa wie das französische r in »roi« (das heisst so, wie es die echte moderne französische Aussprache will). Der Leser versuche selbst, und er wird Lagsec so aussprechen können, dass es der Zuhörer eher mit »r« als mit »g« schreiben wird. Andere hingegen glauben, dass Larsec von dem ehemaligen Lärchenwald herstamme, der sich am Fusse der Dirupi (?) befand (vergleiche Merz-

[1]) Vergl. Giuseppe Manuzzi, Vocabolario della Lingua Italiana, 2. Aufl., Bd. II., S. 151, Florenz 1861.

Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Lichtdruck der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.

Oestlicher Molignon vom Westgipfel, im Hintergrunde die Marmolata.

bacher's oft citierte Monographie, Seite 366). Da nun aber, trotz Herrn Merzbacher, das von ihm »Scalierett« genannte Thal »Larsecthal« oder »Valle di Larsec« heisst und lange geheissen hat, und sich in diesem kein »verdorrter Lärchenwald« befindet, noch wahrscheinlich jemals ein grünender befunden hat, so können wir annehmen, dass Larsec nicht von Pinus larix, sondern von Lago secco herstammt.

Don Luigi Baroldi (siehe seinen mehrfach angeführten Aufsatz) hielt nach Dr. Gambillo und Genossen, Ann. Trid. 1885, S. 115, die Cima di Larsec irrthümlich für die Palaccia. Ebendaselbst schreiben Dr. Gambillo und Genossen, Herr Merzbacher habe diese Spitze »Scalierettspitze« genannt. Das könnte man aber einen Irrthum nennen, denn nach Seite 367 seiner Monographie heisst er Scalierettspitze diejenige, welche »man in Bozen Lausakopf nennt«. Die »in Bozen« Lausakopf benannte Spitze ist aber die Palaccia. Nun setzt aber Herr Merzbacher auf seiner Karte den Namen »Cima di Scalierett« dorthin, wo sich die Cima di Larsec befindet und behauptet Seite 366, man sehe diese von Bozen als »weissblinkende Haube«, was, wie eben erwähnt, ein Irrthum ist, und weist uns auf die Ost- und Westansichten der Rosengartengruppe, die seiner Arbeit beigegeben sind. Aber auf beiden hat er die Bezeichnung »Cima di Scalierett« der auf der Generalstabskarte mit Cote 2940 *m* und dem Namen »Palaccia« versehenen Erhebung gegeben. Übrigens sieht man auf der »Westansicht« sofort, dass Merzbacher's Cima di Scalierett von Bozen nicht sichtbar sein kann, denn die auf derselben »Scalierett« genannte Spitze ist viel zu weit vom Kesselkogel entfernt, um die »Scalierettspitze« auf Merzbacher's Karte sein zu können. Wie übrigens Herr Merzbacher dazu kommt, einen Gipfel nach einem Thale zu benennen, das mit demselben nichts gemein hat, ist unbegreiflich; denn selbst angenommen das Val di Larsec heisse wirklich »Scalierettthal«, so wäre es doch falsch, die nach diesem von Merzbacher benannte Spitze »Scalierettspitze« zu nennen, denn sie hat mit dem »Scalierettthal« nichts gemein, sondern ist vielmehr der Scheitelpunkt des Lausathales. Wenn wir nun Merzbacher's Scalierettspitze den Namen Cima di Larsec geben (und dieser findet sich auch auf der Generalstabskarte), so geschieht dies nicht nach dem Val di Larsec, sondern weil sie als eine der Spitzen der Dirupi di Larsec diesen Namen ganz gut führen kann. Dr. Gambillo und Mitarbeiter begründen Seite 115 ihrer Arbeit ihre Annahme der Bezeichnung »Cima di Larsec« für Punkt 2884 *m* der Generalstabskarte unter anderem darauf, dass sie »der höchste derjenigen Gipfel« sei, »die den Namen Dirupi di Larsec tragen«. Das ist aber auch falsch, denn nicht sie, sondern die Palaccia ist der höchste. Es ist sicher, dass die von Dr. Gambillo angeführten Herren Don Luigi Baroldi und Antonio Tambosi mit Führer Dachiesa und Träger De Silvestro am 6. September 1885 di Cima di Larsec erreichten, denn in dem Ann. Trid. 1885 veröffentlichten Itinerarium steht ausdrücklich: »Im Valle di Larsec 11 Uhr. Ab 12 Uhr 10 Min. nach dem Valle di Lausa, indem wir uns zuerst unterhalb des Kammes hielten, welcher im Cogolo (di Larsec) endet. Cima di Larsec 1 Uhr 30 Min.« Wären sie auf die Palaccia gegangen, wenn auch irrthümlich, so wären sie nicht aus dem Larsecthal in das Lausathal gegangen, sondern wären westlich in ersterem weitermarschiert und hätten weit schneller die Palaccia erreicht, als wenn sie erst durch das Lausathal gegangen wären, um dann wieder nach Süden der Palaccia zuzustreben. Ich erwähne dies, um zu beweisen, dass, wenn die Herren die Cima di Larsec die höchste Spitze der Dirupi nennen, dies nicht dadurch entschuldigt werden kann, dass sie irrthümlich die Palaccia erstiegen, welche thatsächlich die höchste Spitze der Dirupi und die dritthöchste der Rosengarten-Gruppe ist.

Auf die Cima die Larsec folgt südlich der Passo di Larsec und dann eine kleine Erhebung, die ich 1894 und 1895 mehrmals berührte. Sie hat, so viel ich weiss,

keinen Namen. Auch Dr. Gambillo, der sie Seite 115, Zeile 12 von unten, erwähnt, sagt, sie sei unbenannt; auf seiner Karte lässt er von ihr nach Südosten einen Sporn abspringen, den ich vergeblich gesucht habe. Auf sie folgt der Passo della Palaccia, welcher, wie der Passo di Larsec, aus dem Vajoletthal in das Larsecthal führt. Der Name wurde von den Herren Dr. Gambillo und Genossen vorgeschlagen, und ich weiss keinen Grund, warum man den Vorschlag nicht annehmen sollte, da gleich darauf südwestlich die viel umstrittene Cima della Palaccia folgt. Seite 367 seiner Monographie schreibt Herr Merzbacher: »Nach diesem Thälchen (er nennt das Larsecthal »Scalierettthal«) habe ich nun den oben beschriebenen, höchsten Felskopf der Dirupi gegen das Vajoletthal, den man in Bozen Lausakopf nennt, in Übereinstimmung mit der Benennung der Hirten im Vajolettthal, Cima di Scalierett genannt.« Da nun seit langer Zeit der Name Palaccia für diese dritthöchste Erhebung der Rosengarten-Gruppe bekannt ist und die Generalstabskarten diesen verzeichnen, so kann ich nicht einsehen, warum Herr Merzbacher den alten officiellen Namen bei Seite schiebt, und einen neuen einführen will, dessen Berechtigung sich nach ihm auf die Aussage einiger Hirten, die seine Fragen vielleicht nicht recht verstanden, und deren Antwort er nicht gut verstand, und auf seinem Wunsch basiert, dem Gipfel den Namen des von ihm »Scalierett« genannten Thales aufzupfropfen. Da aber nun das Thal, wie weiter oben bemerkt, Larsec heisst, und nicht »Scalierett«, so wird sogar nach Herrn Merzbacher selbst der Name »Scalierett-Spitze« wenigstens zum Theile hinfällig. Er glaubt, der Name »Scalierett« sei »von dem eigenthümlichen Aufgange zu diesem Hochthale« abzuleiten. Er schreibt ferner: »Der Eingang in dasselbe aus dem Fassathale ist nämlich nicht dort, wo, wie meine Karte sowohl, als die Abbildung (Zeitschrift 1883, Tafel 17) zeigen, die schroffen Felszacken weit auseinander treten, und einen tiefen, schneeigen Sattel bilden, und wo er in der Specialkarte auch irrthümlich eingezeichnet ist, sondern dort, wo man ihn am wenigsten vermuthet; zwischen der zweiten und dritten Felszacke vom Sattel aus nach Westen gerechnet (siehe Karte) führt nämlich treppenartig in den Felswänden ein schwindliger Steig über den Felswall hinüber in die majestätische Einsamkeit des grossartigen Felscircus. Von diesem treppenartigen Aufgang nun kömmt die Bezeichnung Scalierett. Die tiefe Einsattlung aber fällt in fast senkrechten, vom Schmelzwasser ausgewaschenen Wänden in das Fassathal ab.« Herr Merzbacher glaubt also, Scalierett komme von scala, (Treppe) her. Nein, das Fassaner »Scaglieret« (auch die Schreibweise Herrn Merzbacher's ist unrichtig) oder »Scaglierec« kommt von dem italienischen Worte »scaglia«, gleichbedeutend mit dem deutschen Worte »Schuppe«. In übertragenem Sinne versteht man aber unter »scaglie« auch die mit dem Meissel und Hammer weggeschlagenen »Stücke« (»Schuppen«) eines Marmorblockes oder anderen Gesteines, und auf diese Art und Weise wird es erklärlich, dass der Fassaner mehr oder weniger geneigte, mit Schutt oder Geröll (Schuppen) bedeckte Flächen »Scaglieret« nennt. Wenn Herr Merzbacher keine besseren Gründe für seine Benennung des Larsecthales und der Palaccia weiss, so können wir beiden in aller Gemüthsruhe ihre alten Namen lassen. Es giebt jedoch, wenn nicht ein Thal und einen Gipfel, so doch einen Theil des Vajoletthales, welcher die Bezeichnung »Scaglieret« führt. Doch darüber weiter unten. Interessant ist es, dass gerade dort, wo Herr Merzbacher den Anstieg für unmöglich hält, und im September 1880 Herr Holzmann[1]) den schweren Abstieg bewerkstelligte, ein Pass existiert, der Passo dello Scarpello, den am 23. November 1884 die Herren Carlo Candelpergher und Antonio Tambosi, mit Führer Giorgio Bernard und Träger De Silvestro, überschritten.[2])

[1]) A. J. X. III.
[2]) Ann. Trid. 1885, Seite 133.

Was nun den Namen »Palaccia« betrifft, so schreibt Herr Merzbacher Seite 375 seiner Arbeit, wo er dem armen Don Luigi Baroldi seine Sünden vorhält, Folgendes: »Wie Herr B. dazu gelangt, diesen Namen hierher zu verlegen,[1]) ist um so unbegreiflicher, als in Campitello, im Duron- und Donnathal jedes Kind unter dieser Bezeichnung, conform mit allen existierenden Kartenwerken, den grasigen Rücken zwischen Rosszähnen und Plattkofel, resp. eine Erhebung in demselben mit Palaccia bezeichnet. (Hier würde die Bezeichnung des Wortes Pala, wie sie Herr Appollonio im Jahrbuch der S. A. T. 1881/82 giebt, zutreffen; der Anhang »accia« ist ein geringschätzender, die Bedeutung herabmindernder, wie dies ja der geringen Erhebung und Bedeutung des Punktes entsprechend ist. Übrigens glaube ich hier anführen zu sollen, dass nach meinen Erfahrungen in Fassa überhaupt isolierte kuppelförmige Erhebungen häufig mit Pala bezeichnet werden, gleichviel, ob dieselben begrast oder kahl sind.)« Meine Erfahrungen sind nun ganz anders als die des Herrn Merzbacher. Mit dem Worte Pala bezeichnet man nicht nur im Fassathale, sondern zum Beispiel auch im Ampezzanischen, wie mir erst kürzlich ein in Cortina geborener Freund mittheilte, einen steilen, begrasten Hang. J. Alton giebt Seite 180 seines Werkes »Die Ladinischen Idiome«, für »pala« Brotschaufel, Schaufel, schaufelförmige Gegend. Eigentlich heisst es fassanisch péla. Dass nun zum Beispiel Cimone della Pala und Pala di San Martino und andere mehr ihren Namen von der zu ihren Füssen befindlichen »Pala« erhielten, wird sofort klar. Besonders die früher gebräuchliche Schreibweise »Pale di San Martino« wird dadurch erklärt, denn es handelt sich dabei um die steilen Grashänge unter dem Berge im Cismonethale, welche zu San Martino, dem Kloster, gehörten, und deshalb »le Pale di San Martino« genannt wurden. Dieser Name wurde dann auf den Berg übertragen, wie das ja so oft bei anderen Bergen geschehen.

Was nun den Anhang »accia« betrifft, so hat Merzbacher ganz recht, wenn er sagt, er sei ein »geringschätzender« und »die Bedeutung herabmindernder«. Aber er beachtete nicht, dass dieser Anhang »accia« blos die Beschaffenheit herabmindert, und nicht die Grösse. Es heisst also »donnaccia« durchaus nicht ein »kleines Frauenzimmer«, sondern ein »schlechtes«. Demnach heisst Palaccia soviel wie eine schlechte Pala, das heisst eine schlechte Weide. Wenn also die Erhebung 2940 *m* der Generalstabskarte Palaccia genannt wird, so stammt gewiss der Name von den sehr schlechten Weiden zu ihren Füssen. Ich selbst habe Schafe im Larsecthale und hoch oben im Vajoletthale gesehen. Ob nun der Name »Palaccia« für Punkt 2940 *m* besser passt oder nicht, als für Punkt 2336 *m* der Generalstabskarte (wie Herr Merzbacher ausdrücklich will), überlasse ich in grösster Ruhe der Entscheidung meines von diesen langen Auseinandersetzungen wohl schon müden Lesers.

Auf die Palaccia folgt südwestlich der Passo delle Poppe, und auf diesen die drei Poppespitzen oder Cime delle Poppe. Woher der Name »Poppe« für diese stammt, oder vielmehr, warum er ihnen gegeben wurde, ist mir nicht bekannt. »Poppa« ist italienisch für Brust oder Euter (lateinisch mamma) und wird im übertragenen Sinne auch für Milch gebraucht, ähnlich wie im Deutschen »dem Kinde die Brust geben«. Vielleicht wurde der Name von den Hirten gegeben, sei es nun, dass sie sich einbildeten, die Spitzen hätten eine zitzenähnliche Form, oder dass die unweit weidenden Kühe gute Milch gaben. Dr. J. Alton sagt, Seite 295 seiner »Ladinischen Idiome«, das Fassaner Popa bedeute Puppe, kleines

[1]) Don Luigi Baroldi hatte in seiner Arbeit irrthümlich die Cima di Larsec als »Palaccia« bezeichnet, ein Fehler, den er, nach Dr. Gambillo's Bemerkung, Ann. Trid. 1885, Seite 115, eingesteht.

Mädchen und fügt hinzu: »Die Bedeutung von »Brustwarze, Zitze«, wie italienisch poppa, provencalisch popa, hat das Wort im Ladinischen nicht —.« Dazu möchte ich in aller Bescheidenheit bemerken, dass ich bemerkt habe, dass in Gröden besonders Säuglinge popa (weiblich) und popo (männlich) genannt werden, und es somit doch wahrscheinlich ist, dass das ladinische popa mit dem italienischen poppa in Zusammenhang steht, wenn auch das ladinische Wort nicht in der Bedeutung Zitze oder Brust (-warze) gebraucht werden kann. Es wäre hier davon ein Beispiel, dass ein Wort seine Grundbedeutung in einer Sprache verlieren, und nur im übertragenen Sinne gebraucht werden kann, die sie in einer anderen Sprache beibehält. Wir haben im Deutschen auch das von mamma stammende Mama, aber die Bedeutung des lateinischen Wortes hat es im Deutschen verloren. Wie eigenthümlich in neolateinischen Idiomen der Sinn eines Wortes auf einen anderen Gegenstand übertragen wird, beweist das Wort frut, das im Friaul für Knabe gebraucht wird. Es ist nichts anderes als das lateinische fructus, Frucht.

Nun folgt südlich eine Einsenkung, die einen Übergang aus dem Vajoletthal in das Val di Larsec ermöglicht. Ich habe keinen Namen dafür gehört und schlage keinen solchen vor, denn vielleicht gelingt es mir noch zu entdecken, wie er von den Fassanern genannt wird. Nun kommen wir zu einer pyramidenförmigen Erhebung, welche ich 1895, mit meiner Frau und Herrn Eduard Wagner, als »Cima della Pala del Mezzodi« erstieg. Ich verliess mich dabei auf Seite 115 Ann. Trid. 1885 und die Dr. Gambillo's Aufsatz beigegebene Karte. 1896 fand ich jedoch, dass wir auf einem von den Tridentiner Herren nicht genannten Gipfel gewesen waren, wenn wir auch die auf Dr. Gambillo's Karte als Cima di Mezzodi angegebene Spitze betreten hatten. Über die wirkliche »Cima del Mezzodi« werden wir später zu sprechen haben. Die unbenannte, von mir erstiegene Spitze schlage ich aber vor Piramide di Larsec zu nennen, nach der von Norden aus sich so deutlich als Pyramide hervorhebenden Form. Die Piramide di Larsec gehört schon zu derjenigen kleinen Gruppe, für die auf den meisten Karten der Name »Dirupi di Larsec« bestimmt ist. Sie ist auch im engeren Sinne die sogenannte Gruppe, und wahrscheinlich wurde erst spät dieser Name auch für die sich weiter nördlich anreihenden Gipfel verwendet. Mit der Cima del Piramide macht der Kamm, welcher bisher von Nord nach Süd gelaufen war, eine Wendung nach Ostsüdost, um sich später vom Gran Cront bis zur Cima della Pala della Ghiaccia nach Nordosten zu drehen.

Auf eine nach Süden schluchtartige Einsattlung folgt die Cima della Pala delle Fermade, welche Dr. Ludwig Darmstaedter, »Erschliessung der Ostalpen« III, Seite 387, »Pala delle Tre Cime« nennt. Ob das Wort »Fermade« von Fermata kommt, weiss ich nicht. Wenn das so wäre, erhielten wir einen Namen, der darauf hindeuten würde, dass die Hirten sich häufig auf der »Pala« unterhalb des Berges ausruhten, wovon dann der Name auf den Berg selbst übergieng. Gewöhnlich wird der Berg kurz »Pala delle Fermade« genannt.

Der Gran Cront ist von der Pala delle Fermade durch einen wilden Einschnitt getrennt. Er bildet die höchste Erhebung des südlichen Theiles der Dirupi di Larsec. Don Luigi Baroldi nennt ihn in seinem Aufsatze kurz »Cronten«, während ihn Dr. Darmstaedter als »Cima di Larsec« bezeichnet. Das letztere ist ganz unrichtig. Ich habe nicht erfahren, woher das Wort »Cront« stammt, aber von Osten gesehen kann die Form desselben, verbunden mit dem Piccol Cront und der Pala delle Fermade, mit einer Krone, corona, verglichen werden und daher stammt vielleicht der Name.

Der Gran Cront entsendet einen kleinen Sporn nach Süden, der zwei hübsche Erhebungen zeigt, die Socorda und Cima della Pala del Mezzodi oder Punta

del Mezzodi. Die erstere ist die höhere, die zweite die südlichste Spitze der Dirupi di Larsec, daher der Name. Beide Spitzen werden irrthümlich von Dr. Gambillo auf seiner Karte zwischen die Pala delle Fermade und die Cime delle Poppe gesetzt. Der Name »Socorda« dürfte folgendermaassen zu erklären sein. Socorda steht für sotto corda. »Essere a corda« sagt man zum Beispiel von Mauern, welche so genau in einer Linie stehen, dass sie von einem ihnen entlang gespannten Faden (corda) gleichmässig berührt werden. Nun wäre »sotto corda«, was nicht den Faden oder die Linie berührt, und unsere Spitze hat wahrscheinlich den Namen erhalten, weil sie die Basis der anderen Gipfel der Dirupi di Larsec nicht erreicht, sich vielmehr unter dieser befindet. Aber auch wenn wir an die Kammlinie der Dirupi denken und uns diese als corda (»chorda spinalis«) vorstellen, so wäre der Name erklärt.

An den Gran Cront reiht sich östlich der Piccol Cront und auf diesen folgt der Passo delle Scalette. Der Name dieses Passes ist für den Aufstieg aus dem Vajoletthal sehr bezeichnend. Herr Merzbacher kannte diese Benennung nicht, aber glaubte, dass von ihm sein »Scalierettthal« den Namen habe. Er kommt von scala, Treppe.

Wir kommen nun zu der kleinen Cima della Pala della Ghiaccia (oder Ghiaccio), kurz Pala della Ghiaccia genannt. Der Name rührt natürlich von der Beschaffenheit der unter dem Berge sich befindenden »Pala« her. Von Sojal präsentiert sie sich als Pyramide; von der Palaccia ebenfalls.

Nun folgt der Passo dello Scarpello. Er befindet sich zwischen der Pala della Ghiaccia und den Roe di Ciampie. »Scarpello« heisst »Meissel« und der Name kommt wahrscheinlich davon, dass hier an den Felsen herumgemeisselt wurde, um es den Hirten leichter zu machen, die Schafe hinaufzuziehen, welche im Larsecthale weiden sollten.

Wenn wir nun die Crepe di Lausa oder das Lausagebirge in Betrachtung ziehen, so finden wir, dass östlich von der Cima di Larsec sich der Passo di Lausa befindet. Häufig wird die Einsenkung zwischen Kesselkogel und Cima di Larsec »Lausapass« genannt, aber das ist falsch. Das Wort »Crepe« ist gleichbedeutend mit dem italienischen »greppo« oder »greppa«, fassanisch »crep«, zu deutsch »steile Felsen«.

Der Fassaner gebraucht den Namen Lausa in einem viel weiteren Sinne, als es für die Topographie nützlich ist, und wir beschränken uns darauf, zu den Crepe di Lausa jenen Zug zu rechnen, der vom Passo di Lausa angefangen südöstlich bis zu den Roe di Ciampie läuft, einschliesslich aller Verzweigungen, also die Ann. Trid. 1885, Seite 113, Crode d'Antermoja genannten Erhebungen, den Polenton di Lausa, und den Aut dei Coi da Moncion. Was der Name »Lausa« bedeutet, werde ich weiter unten bemerken.

Die Cima di Lausa ist jene Spitze, welche auf der Generalstabskarte mit der Cote 2888 *m* versehen ist. Diese Höhe beruht auf einem Fehler, denn der Gipfel ist niedriger als die Cima di Larsec, doch ist letztere dort mit 2884 *m* angegeben.

Zwischen der Cima di Lausa und einem auf der Generalstabskarte mit 2802 *m* markierten Punkte befindet sich die Forcella di Larsec. Es scheint nun widersinnig, dass ein Übergang aus einem Seitenaste des Antermojathales in das Lausathal den Namen »Larsec« führt, doch ist darüber kein Zweifel, denn, wie auch Ann. Trid. 1885, Seite 116, zu finden, nennen die Fassaner thatsächlich diesen Übergang so. Aber bedenken wir, dass die Fassaner unter »Larsec« nicht nur das Larsecthal, sondern alles bezeichnen, was von den Dirupi di Larsec und den Crepe di Lausa eingeschlossen wird, somit auch unser Valle di Lausa, so ist es erklärlich, wie der

Name »Larsec« sich für den genannten Pass eingebürgert hat. Der Name Lausathal ist erst später entstanden, doch ist er nun allgemein gebräuchlich.

Die Cime delle Roe di Ciampie befinden sich weiter südöstlich und bestehen aus drei Spitzen, welche auf der Originalaufnahme der Generalstabskarte die Coten 2656 *m*, 2615 *m* und 2483 *m* führen. Die westlichste derselben wurde zum ersten Male am 28. September 1896 von meiner Frau und Dr. Hans Lorenz erstiegen. Die höchste ist die von Sojal aus sich als kühnes Horn präsentierende und auf der Beilage »Dirupi di Larsec« des Ann. Trid. 1885 mit der Zahl 10 und der Bezeichnung »Cima delle Roe di Ciampie« versehene. Die dritte und niedrigste sieht man von Sojal als schlanke Spitze rechts neben und unterhalb der oben genannten und auf derselben Beilage des Ann. Trid. Herr Merzbacher nennt die Roe di Ciampie »Cicciala«, das ist ein Name, den er von dem Photographen Dantone in Gries unweit Campitello erhielt. Man vergleiche darüber Herrn Merzbacher's Brief an die Società degli Alpinisti Tridentini, Ann. Trid. 1885, Seite 379. Da es aber keinem Zweifel unterliegt, dass die drei Spitzen wirklich »Cime delle Roe di Ciampie« genannt werden, und »Cicciale« die Bezeichnung für die sich unterhalb derselben befindenden Weiden ist, so müssen wir annehmen, dass diesmal die Angabe des von Herrn Merzbacher wegen seiner topographischen Kenntniss der Fassaner Berge gelobten Herrn Dantone sich eines Irrthums schuldig gemacht hat. Füge ich hinzu, dass im Italienischen »essere tutta ciccia« von »einer Person oder auch einem Thiere gesagt wird, das fett ist« und, dass »ciccialardone« Derjenige genannt wird, welcher »viel und gut isst«[1]), so sind wir darüber im Klaren, dass der Name »Cicciale« der auch am richtigen Orte auf den Originalaufnahmen der Generalstabskarte zu finden ist, die Weiden unterhalb der Cima delle Roe di Ciampie betrifft, und nicht diese selbst. Freilich kann ich nicht bestreiten, dass man, wie dies ja so häufig geschieht, den Berg nach den zu seinen Füssen sich befindenden Weiden benennen könnte; da aber in diesem Falle die Spitzen schon lange unter dem sehr bezeichnenden Namen »Cime delle Roe di Ciampie« bekannt sind, so ist es nicht wahrscheinlich, dass sie auch den Namen »Cicciale« führten. »Roe« sagt der Fassaner für rupi, also Felsen; »Ciampie« steht für Campo.

Südwestlich fällt die niedrigste der Roe di Ciampie nach dem Passo della Forcia Larga ab. »Forcia« ist so viel wie Forca, Gabel. Auf diese folgen östlich drei Erhebungen, welche auf der Originalaufnahme der Generalstabskarte die Coten 2245 *m*, 1953 *m* und 1780 *m* führen. Diese sind die Coi da Moncion und deren höchste der Aut dei Coi da Moncion. Herr Merzbacher will nun diesen »Sasso di Ronch« benannt wissen. Dr. Gambillo und Genossen, Ann. Trid. 1885, Seite 116, sagen, dass sich der Name vielleicht auf einen Punkt unterhalb der Coi da Moncion beziehe. Ich vermag darüber keinen Aufschluss zu geben. Da die genannten Punkte thatsächlich »Coi da Moncion« heissen und bei Caprile ein anderer »Sasso di Ronch« existiert, und schliesslich »Coi da Moncion« höchst bezeichnend für die »Coi« oder Hügel ist, welche sich nordwestlich von der zu Perra gehörenden Häusergruppe Moncion oder Monzon befinden, so bleiben wir bei diesem Namen. »Aut« bedeutet Altissimo, »Coi« soviel wie Colli, Hügel. Ob der Name Moncion oder Monzon von dem venezianischen Zeitworte monzere, deutsch melken, abzuleiten ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, aber nach der Lage der Häusergruppe Monzon wäre dies sehr möglich.

Von der Cima di Lausa zieht gegen Nord-Nord-Osten ein Sporn, welcher im Polenton di Lausa, gewöhnlich kurz Polenton genannt, endet. Don Luigi

[1]) Vgl. Manuzzi, Vocabolario della Lingua Italiana, Bd. I, S. 687, Col. 2.

Baroldi schreibt Seite 256 seines Aufsatzes Ann. Trid. 1882/83: ».... eine isolierte Spitze, Polenton aus dem guten Grunde genannt, den jeder Italiener ohne weiteres verstehen kann.« Darüber hielt sich nun Herr Merzbacher Seite 375 seiner Monographie auf, wie ich schon höher oben bemerkt habe, denn er glaubte, Don Luigi spreche vom Molignon. Des letzteren Worte sind aber nicht misszuverstehen. Wenn auch der Italiener »ohne weiteres« begreifen wird, woher der Name »Polenton« stammt, das heisst, wenn er von Fassa aus den Berg gesehen hat, so ist das nicht von jedem Deutschen zu erwarten. Polenta ist die auch den meisten Deutschen bekannte, aus Türkenweizen, Salz und Wasser bereitete, goldgelbe Speise, von welcher Hunderttausende von Italienern ausschliesslich leben, die aber auch etwas feiner zubereitet, etwa mit Zusatz von Butter und Eidotter, von den wohlhabendsten Familien gegessen wird. »Polentone« würde nun eine sehr grosse Polenta sein, und der Berg wird Polenton genannt, weil er, von Fassa aus gesehen, eine der Polenta ähnliche Form zeigt.

Von Punkt 2802 *m* der Generalstabskarte zweigt gegen Norden ein anderer Zug ab, der, breiter werdend, sich schliesslich in steilen Felsen gegen das Antermojathal — gerade wo sich der Antermojasee befindet — senkt. Diese Felsen werden nach Dr. Gambillo, Seite 109, Ann. Trid. 1885, von den Fassaner Führern Crode d'Antermoja (also »Antermojafelsen«) genannt. Ich habe nichts dagegen, wenn dieser Name allgemeine Verwendung finden wird, da ja doch eine Verwechslung mit dem Antermojakogel nicht wahrscheinlich ist.

Zwischen den Alpenplatten und dem Hühnerstande einerseits und den Rosszähnen andererseits befindet sich das Tierser Alpljoch. Im Westen desselben erhebt sich die Rotherdspitze. Der Name ist bezeichnend wegen ihrer rothen Farbe.

Östlich von ihr zieht ein zackiger Felskamm gegen Nordosten, die Rosszähne. Man zählt gewöhnlich vier »Zähne«. Gegen Norden entsenden diese einen begrasten Seitenkamm, der in den Col de Spiedl oder Grünserbühl übergeht. »Spiedl« ist grödnerisch für Spiegel. Col de Spiedl würde etwa »Spiegelberg« bedeuten, ein Name, der ihm vielleicht von den Grödnern gegeben wurde, als er mit einer glänzenden Eisdecke bedeckt war.

Von der Rotherdspitze zieht nach Westen ein breiter Grasrücken, die Schlernalpe. Aus dieser erhebt sich der Schlern (auch Altschlern oder Petz genannt), der höchste Punkt des Schlernstockes. Nördlich von ihm ist der Burgstall und von letzterem durch eine tiefe Scharte getrennt steht die Euringerspitze, die ein höhergelegener Einschnitt von der Santnerpitze trennt. Der letzgenannte Gipfel hat den Namen von seinem ersten Ersteiger, Herrn Johann Santner, ersterer von Herrn Gustav Euringer. Vom Burgstall gegen Westen, und von diesem durch den Schlernbach geschieden, finden wir noch einige Spitzen. Von diesen liegt der Tschafatsch am weitesten nach Osten und der Rotherdspitze am nächsten. Das »Bärenfalle« genannte Thal trennt ihn vom Mittagskofel. Gegen Westen vorgeschoben steht der Nickelbergkopf, südlich von diesem die Kammerwand und westlich von letzterer die Tschavon genannte Erhebung. Der Ursprung der Worte »Tschafatsch« und »Tschavon« ist mir unbekannt. Doch mag das erstere desselben Ursprungs sein, wie Ciavatzes[1]) in der Sellagruppe, und möglicherweise von ciavat,[2]) abgenützter Schuh, kommen. Tschavon mag mit Giavons (im Duronthale) seinen Ursprung haben und vielleicht von giavé, grödnerisch für graben, aushöhlen, vom Lateinischen cavus, cavare abzuleiten sein.

[1]) Dies ist wohl nicht die richtige Schreibart.

[2]) Vom arabischen sabat.

II. Die Thäler, Bäche und Seen.

Östlich wird das Gebiet der Rosengartengruppe vom Fassathale begrenzt. Dieses ist, wie das südlichere Fleimsthal und Val di Cembra, ein Theil des vom Avisio durchströmten Thales, das sich vom Fedajapasse bis nach Lavis im Etschthale erstreckt. Das Fassathal führt seinen Namen von seinen Bewohnern, den Fassanern.

Von Vigo di Fassa führt ein Thal westlich in die Berge hinein, das Vajolonthal. Es scheidet die Mugonispitzen von dem Zuge, der von den Coronellespitzen dem Costalungapasse zustrebt. Der Name »Vajolon«, sowie auch »Vajolet« ist schwer zu erklären. Beide lassen sich auf Vael zurückführen. Gran Busa di Vael (Grosses Loch von Vael) heisst der oberste von der Tscheinerspitze, den Coronelle- und Mugonispitzen umgebene Theil des Vajolonthales. Auch im italienischen Namen für die Rothwand finden wir das Wort »Vael«; auch wird die oberste Thalstufe des Vajolonthales Cadin del Vajolon genannt (Vajolonkessel). Mir scheint es klar, dass »Vajolet« nichts anderes ist als ein Diminutiv von »Vael«, umsomehr, weil die Fassaner »Vaelet« für »Vajolet« sagen. »Vajolon« wäre dagegen der Augmentativ. Dr. Gambillo führt Ann. Trid. 1885, S. 118, an, dass eine Analogie möglicherweise existiere zwischen Vael, Vajolon und Vajolet einerseits und der im unteren Trentino gebräuchlichen Bezeichnung Vajon andererseits, welch' letztere den Einrissen gegeben wird, welche die den Bergen entströmenden Bäche im Laufe der Zeit ausgewaschen haben. Doch möchte ich auf die Möglichkeit hinweisen, obwohl ich meiner Sache ganz und gar nicht sicher bin, dass der Name ganz einfach von Valle (Thal) abstammt, denn haben wir nicht auch den Rio di Valle, der im Vajolonthale entspringt, und sich in den Avisio ergiesst, auch Valle bei Vigo, und die Häusergruppe Vallonga nicht weit von Vigo auf der Strasse nach dem Costalungapass? Demnach wäre aber »Vajolon« gleichbedeutend mit Vallone, dem Augmentativ, und »Vajolet« (Vaelet) mit Valletta, dem Diminutiv von »Valle«. Gegen diese Vermuthung kann man anführen, dass der Diminutiv besser für das Vajolonthal, der Augmentativ besser für das Vajoletthal passen würde. Bedenkt man aber, dass für das Vajoletthal in Fassa der Name »Valle di San Lorenzo« gebräuchlich ist, und also ursprünglich an keinen Vergleich seiner Grösse mit dem des Vajolonthales gedacht wurde, so scheint es erwiesen, dass der Name »Vajolon« dem Thale gegeben wurde, ohne an einen Vergleich mit dem Vajoletthale zu denken. Unabhängig mag dann der Name Vajoletthal entstanden sein.

Östlich von den Roe delle Strie liegen die Pra da Cort genannten Weiden. »Pra« steht für prato, Wiese; »Cort« für corte, Hof. »Cort« nennt man aber auch den Ort, wo der Dünger aufbewahrt wird, und somit wäre vielleicht die Bedeutung des Namens »eine fette (gutgedüngte) Weide«.

Ostlich von der Punta del Masarè entspringt der Rio di Fossalaz (auf der Generalstabskarte R. di Palacca), welcher sich unterhalb Vigo in den Avisio ergiesst. Der Name kommt von fossa, Graben. Ebenfalls östlich von der Punta del Masarè entsteht der Rio da Pra Polin, welcher dem vom Costalungapasse kommenden Rio di Costalunga zufliesst, um mit diesem bei Moëna den Avisio zu schwellen. Bei Soraga (auf der Generalstabskarte unrichtig »Saraga« geschrieben) fliesst dem letztgenannten auch der vom Pra da Cort kommende Rio di Marma zu.

Zwischen Perra und Moncion ergiesst sich der Rio di Sojal in den Avisio. Nach Dr. Gambillo und Genossen, Seite 119 ihrer Arbeit, wird mit diesem Namen blos das Gewässer bezeichnet, welches von den Dirupi di Larsec sich in den nach neuen Auffassungen »Rio di Sojal« genannten Bach ergiesst, welch' letzterer von den Fassanern vielfach als Rio di San Lorenzo — nach dem Schutzheiligen der zu Perra gehörenden Kirche — bezeichnet wird. Obwohl es nun vielleicht nicht

Nach einer Naturaufnahme von F. Benesch.

Schwarze Schneide und Fallwand
von der Seiseralpe.

J. Löwy.

ganz logisch ist, den das ganze Vajoletthal durchströmenden Bach nach einer unweit dessen Ausmündung befindlichen Häusergruppe zu bezeichnen, so ist der Name in alpinen Kreisen so eingebürgert, dass wir gut daran thun, an demselben nicht zu rütteln. Nicht weit westlich von Sojal fliesst ein kleines Bächlein, der Rio di Brenzoal, südlich durch einen Hügel vom Sojalbache getrennt, letzterem zu. Das vom Rio di Brenzoal durchströmte Thälchen heisst Valetta di Brenzoal.[1])

Dem Rio di Sojal fliesst von Norden der Rio di Larsec (Rivo di Larsec) zu, welcher hauptsächlich von der Einsenkung zwischen der Pala della Ghiaccia und den Roe di Ciampie und dem Val di Larsec kommt. Er vereinigt sich mit dem Ersteren westlich von Sojal. Bei Ciamp (Campo) ergiesst sich in den Rio di Sojal ein von nahe der Forca di Davoi kommendes Bächlein, der Rio di Davoi. Unterhalb Gardecia vereinigt sich noch ein anderes Bächlein mit dem Rio di Sojal, dessen Name mir unbekannt ist; es kommt vom Mont di Moncion (siehe weiter unten).

Zwischen den Vajoletthürmen und den Dirupi di Larsec befinden sich die Porte Neigre (negre = nere). Diese »schwarzen Thore« sind das vom Rio di Sojal in dem Gestein der Thalsohle ausgehöhlte Flussbett, oder vielmehr die diese von beiden Seiten einschliessenden Felsmauern. Nördlich oberhalb der Porte Neigre bis an den Antermojapass, also bis zum Thalschlusse des Vajoletthales, wird das Terrain als Scaglieret bezeichnet. Über den Ursprung des Namens habe ich schon höher oben gesprochen. Wenn sich auf einzelnen Karten der Name »Alpe Scalieretti« findet, so ist das ein Irrthum — Alpen befinden sich dort nicht. Östlich unterhalb der Rosengartenspitze erstrecken sich bis gegen die Forca di Davoi und die Cime del Curaton diejenigen Weiden, welche unter dem Namen Mont de Moncion zusammengefasst werden. Unter Mont versteht man in Fassa eine Bergwiese[2]) »Gi a mont« heisst soviel wie »die Alpenwiesen mähen gehen«. »Mont de Moncion« hiesse demnach »die Alpenwiesen von Moncion.« Wohl jeder Ort im Fassathale hat seinen eigenen »Mont« oder »Campo« (Gemeindewiese) und gar häufig liegen diese gar nicht nahe an dem Orte, dem sie angehören. So finden wir auch ähnlich Mont di Perra im Val Giumella, Campo di Vigo nördlich des Buffauregebirges, Campo di Pozza noch weiter nördlich, auch Grande Montagna di Pozza südlich vom Buffaure. Zum Mont de Moncion gehört der Colle di Barbolada.

Zwischen den Cime del Curaton und den Mugonispitzen befinden sich die Weiden, welche mit Curaton bezeichnet werden. Der Name dürfte von »Curato« (Seelsorger) herzuleiten sein; und jene Weiden waren wohl diejenigen, deren Ertrag einem »Curaten« (vielleicht dem von Pera) zu Gute kamen. An sie schliesst sich, zwischen Curaton und den Ausläufern der Mugoni (Cigolade genannt) gelegen, der Pra Martin. Wahrscheinlich gehörte der »Pra« (prato, Wiese) einem Martin. Um die Cigolade herum finden wir die Pale rabbiose. Über die Bedeutung des Wortes Pala habe ich schon gesprochen. Rabbioso ist wohl hier in der Bedeutung »schlecht« zu verstehen.

Nördlich vom Ciampedie befindet sich ein grasbewachsener Hügel, Grand'Alba genannt, und östlich von diesem eine andere, unbedeutende Erhebung, die Piccola Alba. »Alba« heisst Morgendämmerung. Von irgend einem Punkte des Fassathales werden sie wohl die des Morgens zuerst als von der Sonne beschienenen, sichtbaren Punkte sein. Die östlich von ihnen und dem Ciampedie gelegenen Weidenhänge werden Sopra Pozza genannt.

---

[1]) Der Name mag von Brento alto abzuleiten sein. Brento oder Brenta bedeutet Wasserbehälter.

[2]) Siehe Dr. Johann Alton, »Die Ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo«. Innsbruck 1879. S. 264.

Südlich unterhalb der Coi da Moncion liegen die Cicciale genannten Weidegründe. Über deren Namen habe ich schon gesprochen.

Für den Alpinisten sind im Vajoletthale die Häusergruppe Sojal und die Ciamp und Gardecia genannten Hütten von einiger Wichtigkeit. Sojal gehört zu Perra und liegt nahe dem Sojalbache, etwa in der Mitte zwischen Piccola Alba und den Coi da Moncion. Das Wort »Sojal« mag vom Ladinischen »soiè«, deutsch »trocknen«, abstammen. Ciamp liegt weit höher oben im Vajoletthale, nördlich von den Cime di Curaton. Der Name steht für Campo (lateinisch campus). Ciamp (oder nach Ann. Trid. 1885, S. 119, casine del ciamp) bezeichnet Herr Merzbacher als »Sojalhütten«. Etwas weiter nördlich liegt Gardecia. Ich kann diesen Namen nicht erklären.

Das nächste Thal, welches wir, im Fassathale gegen Norden wandernd, bei Mazzin nach Nordwesten abzweigen sehen, ist das Val Udai. Es wird vom Lausagebirge, dem Polenton, dem Mantello und jener als bedeutendste Punkte den Docioril, die Sotto cresta und den Col Vidoi tragenden Erhebung begrenzt. Der Name Udai kommt vielleicht vom Ladinischen odëi (grödnerisch udëi), sehen. »Odëi fora« heisst »schöne Aussicht haben«. Wahrscheinlich hat auch Col Vidoi mit odëi Zusammenhang.

Das nördlich, westlich und südlich vom Polenton, dem Lausagebirge und den Roe di Ciampie begrenzte Terrain heisst Busa di Lausa. Vielleicht stammt das Wort Lausa vom Ladinischen laurz, Bär. »Busa« (buso) ist das italienische »buso«, hohler Raum.

Das Val Udai durchströmt, vom äussersten Westen des Val Dona kommend, der dem Avisio bei Mazzin zufliessende Rio d'Udai. Der dem Lago d'Antermoja sein Gewässer verdankende Rio d'Antermoja ergiesst sich unter dem Mantello in den Rio d'Udai.

Zwischen Mazzin und Campestrin fliesst dem Avisio aus dem Val Dona auch der Rio Dona zu. Das Wort Dona ist wohl das italienische »donna«, Frau.

Im Val Dona, das sich von der Nähe des Manieljoches bis über die Hüttengruppe Fossaz hinaus erstreckt, befindet sich ausser letztgenannter noch die von Camerloi. Fossaz kommt von Fossa, Graben; der Ursprung des Namens »Camerloi« ist mir nicht ganz klar — er hat ihn aber möglicherweise in dem ampezzanischen camera, dem Fassaner cambra, also Kammer.

Südlich vom Monte Dona (Ciampie) befindet sich auf der Originalaufnahme der Generalstabskarte ein mit der Cote 1841 *m* und Colle dell'Orso bezeichneter Punkt (orso ist italienisch für Bär).

Das Duronthal erstreckt sich etwa von den Alpenplatten westlich, bis Campitello östlich. Der Name kommt wahrscheinlich von duro, hart. Das ganze Thal wird von dem bei Campitello sich in den Avisio ergiessenden Rio Duron durchströmt. Orographisch links fliessen ihm vom Col Rodella ein mir dem Namen nach unbekanntes Bächlein, von weiter oben der Rio di Pozzales und der mit dem Ruf di Pëgna vereinigte Rio di Chiarvenna zu. Pozzales kommt vom italienischen Worte pozza, das heisst ein »kleiner, ausgehöhlter, mit Wasser angefüllter Raum«. Ruf ist fassanisch für rio, Bach. Pëgna wird in Fassa für Pfütze gebraucht. Der Ursprung des Namens Chiarvenna ist mir nicht klar. Doch bemerke ich, dass das italienische »essere in chiarenna« von einem Orte gesagt wird, der sich schon weit oder hoch (oder beides) befindet. Nun fliesst der Rio di Chiarvenna von den Grashängen südlich unterhalb der Langkofelgruppe herab, welche mit Chiarvenna bezeichnet werden, und etwa 700—800 *m* hoch über dem Punkte des Duronbaches liegen, wo sich der Ruf di Pëgna in diesen ergiesst. Von westlich und östlich der Palaccia (2341 *m*) fliessen dem Duron noch zwei unbedeutende

Bächlein zu, vom Monte Dona und der Cima Ciaregole zwei andere. Der vom Monte Dona kommende durchströmt den Wald, der mit Borest bezeichnet wird. Borest ist ladinisch für »dichter Wald«.

Gegen den Thalschluss des Val Duron befinden sich einige Hütten, welche als Soricéa bezeichnet werden; in der Nähe auch die sogenannte Soriciaalm. Einige dieser Hütten gehörten einem gewissen Valentini in Campitello, der den Spitznamen Soricia (Maus) führte, der später auf Hütten und Alm übertragen wurde.

Die Weidenhänge nördlich von Soricia werden Sopra Laste, oder auch Giavons genannt. Das Wort »Laste« ist schon früher erklärt worden, »Giavons« ebenfalls.

Weiter oben im Thale kommen wir zu den Ingrom genannten Weiden. Vielleicht haben wir es hier mit einem Eigennamen zu thun, doch bleibe nicht unerwähnt, dass das ladinische Zeitwort s'ingromè, sich klumpen heisst.

Im nordöstlichen Theile der Rosengartengruppe liegt das Val Antermoja eingebettet zwischen dem Lausagebirge, dem Kesselkogel, Seekogel, Antermojakogel, dem südöstlichen Theile des Molignonzuges und dem Mantello. Im Antermojathale befindet sich der Lago d'Antermoja, ein kleiner, wunderschön gelegener Hochalpensee. Nicht wenig Kopfzerbrechen hat die Erklärung des Namens »Antermoja« gekostet. Ich habe schon die Ansicht aussprechen gehört, das Wort stamme vom Bad Untermoj! Thatsächlich ist der Name von den ladinischen Worten ander (italienisch antro, Höhle, Grotte, Loch) und smoia (Steingerölle mit Wasser vermischt oder auch feucht, nass) hergeleitet. Es wäre demnach »Antermoja« ein ungemein bezeichnender Name für ein Thal, wie das von Antermoja. Der Name des Bades Untermoj lässt sich ebenso erklären, blos dass hier das Wort »moj« nur feucht oder nass bedeuten kann. Nebenbei bemerke ich, dass Landro im Ampezzothale nichts anderes ist als L'andro (ampezzanisch für ander), also die Höhle. Jeder weiss, dass Landro deutsch Höhlenstein (nicht Höllenstein) heisst, ein Name, dessen erste Silben nichts anderes sind als die Übersetzung von L'andro. Somit heisst das Thal Höhlensteinthal, nicht Höllensteinthal.

Von dem obersten Duronthale zieht ein Thälchen gegen das Tierseralpljoch, welches gewöhnlich die Bezeichnung Alpengraben führt. Diese ist nicht schlecht gewählt, denn südlich des Alpengrabens haben wir die Alpenplatten.

Nördlich der Rosszähne entsteht manches Bächlein. Von diesen schwellen ein Theil den Saltriebach, der sich in den Grödnerbach ergiesst. »Saltrie« hängt wohl mit »saltare«, springen, zusammen.

Nördlich der Rotherdspitze glitzert auch das eine und das andere Wässerlein, welche sich im Frötschbache vereinigen, welch' letzterer, mit dem Frammbache vereint, dem Schwarzgriesbache zuströmt. Der Schwarzgriesbach führt auch in einem Theile um Seis den Namen Seiserbach, er fliesst dem Eisack oberhalb Atzwang zu. Ich weiss nicht, wie die Namen »Frötsch« und »Framm« zu erklären wären. Der erstere hängt möglicherweise mit »freit«, kalt, zusammen, denn am rechten Ufer des Frötschbaches wird ein Punkt La Freit genannt.

Nördlich des Schlernmassives entstehen mehrere Bäche, die dem Schwarzgriesbache zufliessen, von welchen der Weisse Bach, der die Schlernklamm durchzieht, und der Strasserbach genannt seien. Westlich vom Jungschlern entsteht der Völserbach, welcher, sowie der von der Schlernalpe herabkommende Schlernbach, den einige andere, unbedeutendere, vom Nickelbergkopf herabfliessende Bächlein speisen, in dem Mühlbache vereinigt, dem Eisack zuströmt.

Nördlich vom Jungschlern liegen die Vigiler Theilwälder, westlich der Duftboden. Nordwestlich vom Nickelbergkopfe und südlich des Schlernbaches haben wir die Schmalzwiese.

Südlich vom Schlernmassiv befindet sich das Tschaminthal. Dieses reicht vom westlichen Ende des Grasleitenthales bis nach St. Cyprian und geht dort in das Tierserthal über. Der Tschaminbach, der am Tierseralpljoch und im Grasleitenthale entsteht, durchfliesst es; er ergiesst sich in den Breibach, der dem Eisack bei Blumau zuströmt.

Gegen das Tierseralpljoch zieht das Bärenloch; nordwestlich und nördlich von diesem befindet sich das Tierseralpl, westlich vom letzteren der Schönbichlberg. Von Norden zieht, von Westen nach Osten gerechnet, die Bärenfalle, das Bletschenthal und das Jungbrunnenthal in das Tschaminthal hinab. Im Vereinigungspunkte des letzteren mit dem Bletschenthale liegt die Ochsenalpe, besser unter dem Namen Rechter Leger bekannt.

Tschamin ist die deutsche Schreibweise für Ciamin, italienisch camino.

Nach Osten entsendet das Tschaminthal als Verzweigung das Grasleitenthal (die nördlichste), das Kleine Valbuonthal (die mittlere), und das Grosse Valbuonthal (die südlichste).

Nordwestlich der Sattelspitzen liegt die Valbuonalpe, welche bis zum Eingang in das Grosse Valbuonthal zieht.

Wie schon erwähnt, ergiesst sich bei St. Cyprian der Tschaminbach in den Breibach. Der letztere entsteht aus vielen Bächlein, von welchen der Angelbach nahe bei der Falzeggerschwaige entspringt und der nördlichste ist; der südlichste kommt von der Nähe der Forca di Davoi, und zwischen beiden rieseln, ihr Dasein dem Gebirgskamme zwischen Forca di Davoi und Tschaminspitzen verdankend, wohl ein Dutzend Gewässer dahin. Unter den Felsen und südlich des Angelbaches ist die Angelwiese; nördlich derselben die Hannickerschwaige und die Falzeggerschwaige. Ich weiss nicht, woher der Name der letzteren stammt. Südlich der Angelwiese haben wir die Purgametsch genannten Weidengründe und Wälder. Das südlich vom Angelbache befindliche Thal, welches nordnordwestlich sich gegen St. Cyprian öffnet, wird mit Purgametsch bezeichnet. Vielleicht kommt »Purgametsch« von Borgo di mezzo. Weiter südlich liegt der Tschowerwald und an seinem östlichen Rande die Baumannschwaige; der Ursprung des Wortes »Tschower« ist mir unbekannt. Zwischen dem Tschowerwald und dem sogenannten Tschagerjoch liegt das Niger genannte Terrain. »Niger« bedeutet hier wohl soviel wie schwarz.

Das Tschagerjoch ist jener auf der Generalstabskarte mit Cote 2008 *m* versehene Punkt. Es ist mir nicht recht klar, wie eine Erhebung dazu kommt, als Joch bezeichnet zu werden.[1]) Es ist mir nicht gelungen, den Ursprung des Wortes »Tschager« herauszufinden, doch ist es nicht unmöglich, dass es für Jäger steht.

Westlich von der Forca di Davoi (Tschagerjochpass) liegen die Messnerwiesen, westlich unter der Tscheinerspitze die Tscheinerwiesen. Ich kann letzteren Namen nicht deuten.

Westlich der Rothwand haben wir das mit Kölblegg bezeichnete Terrain. Irrthümlich wurde diese Bezeichnung von Herrn Tuckett auf die Tscheinerspitze bezogen; er schreibt aber »Kalbleck«.[2]) Wahrscheinlich ist es, dass der Name irgend einer »Ecke« gegeben wurde, wo die Kälber grasten — haben wir ja auch zwischen dem Karersee und dem Eggenthale einen »Kölbstall« auf der Generalstabskarte eingezeichnet, ein Wort, das nichts anderes bedeuten kann, als Kälberstall.

Südlich vom Tschagerjoch fliesst der Michaelerbach dahin und ergiesst sich unterhalb des Karersees in den Puckelinbach.

[1]) Kommt in Tirol öfter vor. Die Schriftl.

[2]) Alpine Journal, VII, 345 u. s. w.

Westlich der Punta del Masarè befindet sich ein kleiner See, auf allen Karten »Kleiner See« genannt. Im Grunde des Moarthales, südwestlich der Punta del Masarè fliesst der Hartmannsbrunnen.

III. Die Ortschaften.

Ich will in diesem dritten Theile der Nomenclatur hauptsächlich die Ausgangspunkte für Touren in der Rosengartengruppe erwähnen und vorübergehend auch derjenigen Ortschaften, welche der Wanderer berührt, wenn er von einem Standquartier zum anderen pilgert.

Der südlichste in Betracht kommende Ort ist wohl Moëna im Fassathale. Zu Moëna gehören auch die kleinen Dörfer Someda, Sorte mit Penia oder Peniola, sowie die Häusergruppen Ronchi, Fauch (Faugho) und San Pellegrino im Val di San Pellegrino, und Pezzè nördlich von Moëna im Fassathale.

Der Name Moëna, der früher »Mojena« geschrieben wurde, kommt von »moia«, soviel wie »sumpfiges Terrain«.[1]) Der Name Someda soll von einer Familie Someda herstammen, die dort wohnte, aber verarmt auswanderte.[2]) Ronchi kommt vom fassanischen ronc (ausgegrabenes Land); Fauch ist wahrscheinlich so viel wie das italienische fango (Koth). Pezzè ist das fassanische pèz (Stück), italienisch pezzo; es könnte aber auch von pèce, Fichte, kommen. Näheres über Moëna findet der Leser in O. Brentari's Guida del Trentino, Band II, Seite 154, und in Delvaj's Notizie storico statistiche sulla Valle di Fiemme, Seite 123—126.

Ich weiss nicht, woher der Name Sorte stammt; das Wort Penia ist wohl ebenso zu erklären, wie der gleiche Dorfname hinter Canazei und Alba, das heisst es bedeutet »nichts mehr« (pe, mehr; nia, nichts). Moëna ist dem Alpenwanderer wichtig als ein Ausgangspunkt für den Costalungapass.

Nördlich von Pezzè ist die Grenze zwischen Fiemme und Fassa. Die erste bedeutendere Ortschaft ist Soraga. Zu ihr gehören auch die Häusergruppen Palua, Festilli, Gherghelle, Sala, Sester (nicht Lester, wie fälschlich auf der Generalstabskarte), Barbida und Zoico. Soraga kommt von »sor«, über, und aga, Wasser; im Catalogus Cleri heisst das Dorf Supracgna. Palua kommt vom fassanischen paluf, Sumpf; Festilli vom ladinischen fisti oder festi, ein aus einem Baumstamme gehauener Brunnentrog;[3]) Sala ist soviel wie Rinne.[4]) Woher die Namen Gherghelle, Sester,[5]) Barbida[6]) und Zoico abzuleiten sind, weiss ich nicht.

Viggo di Fassa ist der bedeutendste Ort des Fassathales. Zu ihm gehören die Häusergruppen Tamion, Vallonga, Larzonei, Costa, Valle und San Giovanni. Vigo kommt von vicus, Strasse, enge Strasse; Tamion hat vielleicht mit dem ladinischen tameis, Sieb, Zusammenhang. Vallonga ist Val und longa, das lange Thal. Largonei kommt von einem Diminutivum von lares (lateinisch larix) Lärche uud würde so viel bedeuten, wie ein Wald oder Hain von kleinen Lärchen.[7]) Costa ist fassanisch, soviel wie »längliche Anhöhe«,[8]) das lateinische costa, Rippe. Valle ist Thal.

---

[1]) Vergleiche das venezianische mogio, nass, feucht.

[2]) Vergleiche C. Brentari, Guida del Trentino, Band II, S. 159.

[3]) Von dem Orte Festilli hat jedenfalls der bekannte Führer Fistill seinen Namen.

[4]) Vergleiche Alton's Ladinische Idiome, S. 314.

[5]) Vielleicht mit sist, Zirkel, in Verbindung zu bringen.

[6]) Vielleicht mit barba, Bart, in Verbindung zu bringen.

[7]) So trägt auch der vielen meiner Leser wohlbekannte Gastwirth Lardschneider in St. Ulrich seinen Namen nach irgend einem Lärchenhaine oder nach einem Largonei genannten Orte.

[8]) Vgl. Alton's Ladinische Idiome, S. 183.

Vigo ist ein guter Ausgangspunkt für alle Touren im südlichen Theile der Rosengartengruppe, ja wer nicht auf die Bequemlichkeiten der Grasleitenhütte reflectiert, kann ohne besondere Mühe alle Touren in der Rosengartengruppe von dort aus unternehmen. Der Gasthof »Corona« des Antonio Rizzi geniesst seit langem den Ruf des besten im Fassathale. Über Vigo vgl. C. Brentari, Guida del Trentino, Bd. II, S. 177.

Weiter nördlich kommen wir zum Dorfe Pozza. Zu ihm gehören die kleinen Dörfer Meida und Freina und die Häusergruppen Dassè di sopra, Dassè di sotto und Prà. Pozza bedeutet eine »Aushöhlung in der Erde, welche mit stillstehendem Wasser angefüllt ist.« Vielleicht hat das Dorf den Namen vom »Valle di Pozza«, welches sich gegen Osten öffnet.

Nun kommen wir nach Perra. Zu diesem gehören die Häusergruppen Monzon (Moncion), Sojal und Ronch. Der Name Perra kommt vom fassanischen pèra (lateinisch petra), was Niemand wundern wird, der in dem recht guten Wirthshause Rizzi eingekehrt ist; denn dieses ist an einen riesigen, isolierten Felsblock angebaut. Die Kirche San Lorenzo hat dem Thale den Namen »Valle di San Lorenzo« gegeben, welches den Touristen als Vajoletthal bekannt ist. Über Ronch vergleiche der Leser das weiter oben über »Ronchi« Gesagte. Über die mögliche Abstammung des Namens Monzon (Moncion) habe ich unter »Aut dei Coi da Monzon« gesprochen. Über die Bedeutung des Namens Sojal bin ich ganz im Unklaren. Es mag mit dem ladinischen soiè, trocknen, zusammenhängen.

Perra ist für alle Touren in der Rosengartengruppe ein gutes Standquartier. Wer sich's für manche derselben noch bequemer machen will, schläft in den Hütten von Ciamp (»Sojalhütten«) im Vajoletthale, bis die im kommenden Jahre fertig werdende neue Hütte der Section Leipzig im Vajoletthale ein gewiss sehr willkommenes Standquartier schaffen wird.

Weiter nördlich im Fassathale vordringend kommen wir zur Ortschaft Mazzin. Zur Gemeinde Mazzin gehören auch die Dörfer Campestrin, Fontanaz di sotto und Fontanaz di sopra. Mazzin mag auf mazza, Stock, zurückzuführen sein. Fontanaz ist Brunnen, also Fontanaz di sotto und di sopra ist etwa Unter- und Oberbrunnen. Campestrin entstammt wohl dem lateinischen campestris. Campestre heisst italienisch im übertragenen Sinne wild, unbebaut.

Wir kommen nun zu dem bekanntesten Centrum im Fassathale für Touren in der Rosengartengruppe, das aber ebenso sehr als Ausgangspunkt für die Besteigungen in der Langkofelgruppe, Sellagruppe und Marmolatagruppe dient: Campitello liegt an dem Punkte, wo sich der Duronbach in den Avisio ergiesst. Die Häusergruppen Pian, Cercenà und Crons gehören zu Campitello.

Campitello ist das Diminutiv für campo, also kleiner Acker oder kleines Grundstück. Das fassanische Pian[1]) bedeutet dasselbe wie das grödnerische »plan« und heisst Ebene, aber auch langsam, leise. Vielleicht wurde die hochgelegene Häusergruppe Pian genannt, weil der Weg von Campitello steil zu ihr führt und man deshalb langsam dort hinauf geht, doch wird im italienischen »piano« auch für ruhig, still gebraucht. Crous ist das lateinische crux, Kreuz. Den Ursprung des Namens Cercenà kenne ich nicht.

Manche der Sennen auf der Seiseralpe dienen dem Bergsteiger als Nachtquartier, vornehmlich die bewirthschaftete Mahlknechtsenne (oder Schwaige). Bad Ratzes ist Ausgangspunkt für den Schlern, sowie für die Euringer- und die Santnerspitze. Der Ursprung des Wortes Ratzes ist mir unbekannt. Für Schlern-

[1]) Vgl. die Ortschaft Plan im Grödenthale.

fahrten kommen weniger in Betracht die Orte Seis, St. Vigil, Atzwang, Völs etc. »Seis« kommt vom ladinischen sûce, lateinisch sulcus (Ackerfurche).

Blumau hat eine Bedeutung für die Rosengartengruppe, weil man, die Eisenbahn verlassend, von dort über Tiers mit Leichtigkeit die Grasleitenhütte im Grasleitenthale erreichen kann. Auch Weisslahnbad am westlichen Ende des Tschaminthales wird oft als Nachtquartier benutzt.

Weiter südlich haben wir Welschnofen (»Nova Italiana«)[1]) als ziemlich guten Ausgangspunkt hauptsächlich für den Costalungapass.

In der engeren Rosengartengruppe giebt es bis jetzt blos eine Hütte, die Grasleitenhütte, und am Schlern das Schlernhaus. Die erstere wurde von der Section Leipzig des D. u. O. A.-V. erbaut und am 7. September 1887 eröffnet, sie liegt in 2165 *m* Höhe. Ihre Lage — hoch oben am orographisch rechten Ufer des Tschaminbaches mit prächtiger Fernsicht nach Westen -- ist sehr schön. Gegen Norden überragen sie die steilen Grasleitenthürme und die nicht weniger steil aussehenden Wände der Grasleitenspitzen. Gegen Osten sieht man in den Grasleitenkessel und südlich ragen die Valbuonköpfe in's Blaue. Die Hütte ist auf Gemeindegrund aus Stein erbaut, verschindelt, innen getäfelt und enthält einen offenen Vorraum mit Feuerstelle, eine Stube mit Heerd und zwölf Matratzenlager, unter dem Dache die Kammer der Wirthschafterin und den Schlafraum für zehn Führer. Ebenfalls unter dem Dache ist ein kleines Zimmer mit zwei Betten. Die Hütte soll, wenn ich nicht irre, noch dieses Jahr vergrössert werden. Sie gehört zu den besten Hütten, welche bisher in den Alpen erbaut worden sind Zur Annehmlichkeit gehört aber vor Allem die ganz vorzügliche, freundliche Wirthschafterin Adelheid Resch, die unverdrossen Alles durcheinander kocht, was eine Zahl hungriger Touristen verlangen kann, deren Geschmack so auseinander geht, wie die Windrichtungen auf der Windrose. Gewöhnlich giebt es auch frisches Fleisch, ein erst in den letzten Jahren in Alpenhütten entstandener, aber sehr zu lobender Luxus, und meldet man sich einige Tage vorher bei Adelheid an — man kann an die Rosenwirthin in Tiers schreiben — so kann man sicher sein, als alter Gast gerade jene Fleischsorte vorzufinden, der man beim letzten Besuche besondere Aufmerksamkeit schenkte. Aber auch Äpfel und Birnen, Kartoffel und Gurken lässt diese unbezahlbare, unvergleichliche Wirthschafterin kommen. Dass dieser alle Gäste der Section Leipzig in der Grasleitenhütte wohl wollen und sie immer gerne wiedersehen, ist natürlich. Ich hätte beinahe vergessen, noch einer wichtigen Qualität der Adelheid Erwähnung zu thun: schläft der Wanderer, der sich des Tags Kleider und Kletterschuhe an den scharfen Dolomitzacken durchgewetzt hat, so sitzt noch Adelheid Resch bei der Kerze und stopft und flickt, und am Tage darauf kann man wieder nach Herzenslust Kleider und Kletterschuhe zu Grunde richten.

Das Schlernhaus wurde 1884 begonnen und am 23. August 1885 eröffnet, 1894 und heuer erweitert. Es gehört der Section Bozen des D. u. O. A.-V., liegt 2460 *m* hoch am Plateau unterhalb des Petz, ist auf käuflich erworbenem Grunde aus Stein erbaut und enthält im Erdgeschoss die Küche, die Vorrathskammer, die Kammer der Wirthschafterin, das Speisezimmer, die Damenschlafkammer mit vier Betten und den Herrenschlafraum mit 15 Matratzenlagern; im Oberstock das Schlafzimmer mit sechs Betten und einen Schlafraum mit zehn Matratzenlagern. Der neue Zubau ist ebenso gross, so dass die Schlernhäuser das grösste Hochasyl in den Dolomiten bilden. Das Haus ist bewirthschaftet. Ich kenne die Wirthschafterin blos wenig, doch machte sie einen guten Eindruck auf mich. Die Aussicht von dem

[1]) Von diesem ist der deutsche Name abzuleiten.

Schlernhause ist herrlich, und erwähne ich insbesondere des Blickes auf die Rosengartengruppe, so ist es, weil ich über diese schreibe. Man sieht den Kesselkogel und die Rosengartenspitze, vor dieser die Laurinswand; die Vajolettthürme und die Tschaminspitzen, links neben letzteren die Sattelspitzen; die Palaccia und die Valbuonkögel. Aber auch die Rothwand und die Tscheinerspitze, die Coronelle und der »Tschagerkamm« sind rechts von der Rosengartenspitze zu unterscheiden. — Höchst willkommen für alle Touren in der Umrandung des Vajolettthales, und das sind die wichtigsten Gipfelbesteigungen und Passübergänge, wird die neue Hütte der Section Leipzig im Vajolettthale werden, welche bereits früher erwähnt wurde und deren im touristischen Theile noch gedacht werden soll.

Für Touren in der südlichen Rosengartengruppe sind noch von Wichtigkeit der auf dem Costalungapasse (Karerseepass) gelegene neue Gasthof »Rosengartenhof« von Dejori, des früheren Besitzers des bekannten Gasthofes »Alpenrose« beim Karerseehotel, und das westlich unterhalb des Costalungapasses gelegene Karerseehotel. Der erstere Gasthof ist der einfachere; aber er wird als ganz gut bezeichnet. Wer mehr mit den Gütern dieses Lebens gesegnet ist, steigt im Karerseehotel ab. Es verdankt seine Existenz der Energie des Vereins für Hotelbau in Tirol und gehört zu den allerbesten Hotels in den Gesammtalpen. Es liegt unfern der Karerseen, nahe an der neuen Strasse, die von Welschnofen über den Costalungapass in das Fassathale führt.

Ich bin mit der Nomenclatur der Rosengartengruppe fertig. Ich habe dort, wo ich die Bedeutung eines Wortes nicht herauszubringen vermochte, dies eingestanden. Viele meiner Erläuterungen werden sich vielleicht in der Zukunft als unrichtig erweisen. Jedenfalls wird es mich freuen, wenn Andere da, wo ich sie niederlege, die Feder wieder ergreifen werden, um die Lücken, die ich zu lassen gezwungen war, auszufüllen und auch sonst entweder meine Vermuthungen zu bestätigen oder zu berichtigen. Manches wäre mir leichter gefallen, wenn meine Bekanntschaft mit den ladinischen Idiomen eine gründlichere gewesen wäre. Doch weiss ich, dass ich während der Ausarbeitung der Nomenclatur vieles gelernt habe, das ich als Tourist niemals gelernt hätte. Es wäre mir eine Genugthuung, wenn meine Nomenclatur der Rosengartengruppe allgemein angenommen würde, um in Zukunft Missverständnissen vorzubeugen. Eigentlich kommt mir der jetzt schon alte Streit zwischen sogenannten Deutschen und Italienern über die Berechtigung oder Nichtberechtigung italienischer Namen in der Rosengartengruppe so vor, wie der Streit um des Kaisers Bart, wenn dieser glatt rasiert ist. Denn die Namen sind nicht italienischen, sondern ladinischen Ursprungs. Ein Decret könnte zwar für alle althergebrachten Namen neugebackene bestimmen, welch' letztere officiell gebraucht werden müssten; doch würde das noch nicht die Berechtigung der alten, von der Bevölkerung der Umgebung gegebenen Namen schmälern, und allgemeine Verwendung würden die neuen Namen nur in seltenen Fällen erfahren. Zu den Greueln moderner und modernisierender, topographischer Nomenclatur gehört vor anderen die Wiedertaufe nach irgend einem beliebten Touristen oder einer fürstlichen Persönlichkeit mancher luftigen Gipfel, deren alter, manchmal uralter Name schon so manchen alpinen Artikel geschmückt hat. Bei der grössten Achtung für den kaiserlichen Herrn ist es ein obwohl gutgemeintes, so doch misslungenes Compliment gewesen, die alte Cima Brenta in »Kaiser Franz Josef-Spitze« umzutaufen, denn der neue Name wird sich kaum einbürgern. Aber man lasse es auch endlich genug sein an Tuckett-, Grohmann- und Ballspitzen, an Winkler-, Stabeler- und Delagothürmen, an nach Zsigmondy, Santner und Coolidge benannten Spitzen und Pics. Durch Präcedenzfälle könnte es ja nach und nach dahin kommen, dass, wer einige Jahre hindurch fleissig in den Bergen herumgebummelt oder herumgebaumelt ist,

die Berechtigung erlangte, zu fordern, dass irgend ein Berg oder Pass nach ihm benannt werde. Ade dann Meije und Montblanc, Matterhorn und Jungfrau, Bernina und Ortler, Rosengartenspitze und Langkofel, Drei Schusterspitze und Monte Coglians, Triglav und Stoul Ihr würdet Pic oder Piz, Mont oder Monte, Berg, Gipfel oder Spitze, Thurm oder Pyramide mit den Vor- oder Nachsätzen Schmidt oder Schultze, Schneider oder Schuster, Rosenthal oder Jeiteles, Favre oder Grenier, Brown oder Robinson heissen. Und da es gewiss nicht nur einen Bergsteiger aller dieser Namen geben wird, so müsste man hinzufügen, ob der betreffende Berg Max oder Moritz, Fritz oder Walther zu heissen sei.

Neben den häufig in der Nomenclatur erwähnten Werken von Professor J. Alton, Abate Giuseppe Manuzzi und Abate Gasparo Patriarchi habe ich noch zu Rathe gezogen Band I des Archivo Glottologico Italiano, herausgegeben von G. J. Ascoli, Rom, Turin und Florenz 1873. Ich habe hier auch meinen Dank Herrn Dr. Luigi Gölt auszusprechen, der mir mit seiner Kenntniss des ampezzanischen Idiomes zu Hilfe kam.

Eintheilung der Rosengartengruppe.

Wenn wir den Schlern als zur Rosengartengruppe gehörend nehmen, so müssen wir ihn jedoch bei der Eintheilung der Gesammtgruppe wieder von der übrigen und eigentlichen Rosengartengruppe trennen. Diese Trennung wird durch das Tierser Alpljoch bewerkstelligt. Eine ebenso natürliche Lostrennung eines Theiles der Gesammtgruppe von dieser geschieht durch den Antermojapass, der die Gruppe der Dirupi di Larsec und die Crepe di Lausa von dem Rückgrate der Gesammtgruppe scheidet. Die Dirupi di Larsec werden von den Crepe di Lausa durch den Passo di Lausa getrennt. Vom Costalungapass bis zur Rosengartenscharte haben wir die Südliche Rosengartengruppe; vom Passo dei Mugoni zweigt nach Osten bis Ciampedie ab, was wir als Gruppe der Mugoni bezeichnen können. Die Centrale Rosengartengruppe wäre, was sich zwischen Rosengartenscharte und den Tschaminspitzen befindet. Die Gruppe der Tschaminspitzen ist durch das Grosse Valbuonthal, das Vajoletthal, das Purgametschthal und das Tschaminthal begrenzt; die Gruppe der Valbuonkögel durch das Grosse Valbuonthal, Tschaminthal, Grasleitenthal, den Grasleitenkessel bis zum Grasleitenpass und das Vajoletthal. Zum Kesselkogelmassiv gehört alles vom Kesselkogel angefangen bis zum Passo dei Cirmei. Die Nördliche Rosengartengruppe erstreckt sich vom Tierser Alpljoch über Hühnerstand, Grasleitenspitzen, Alpenplatten, Molignonspitzen, einschliesslich der nach Osten gegen das Fassathal laufenden Verzweigungen.

Geologie.

Ich verweise den Leser, den die geologische Verfassung der Rosengartengruppe interessiert, auf »Die Dolomitriffe von Südtirol und Venetien« von Edmund Mojsisovics von Mojsvár. Wien, Alfred Hölder, 1879. Ich habe es vorgezogen, selbst nicht in flüchtigen Zügen das zusammenzustellen, was in obigem Buche zu finden ist, weil ich von Geologie viel zu wenig verstehe und eher dem Leser falsche Begriffe beibringen könnte, als ein klares Bild der Entstehungsgeschichte unserer Gruppe.

Sagen.

König Laurin, der Zwergkönig, der in unserem Gebirge seinen Rosengarten hatte, entführte die Schwester Dietlieb's von Steiermark, Similde,

Sie was ein wunikliche maget | Von der man gar viel gutes saget —

in den Rosengarten, nachdem er, durch seine Nebelkappe unsichtbar gemacht, der armen Similde aufgelauert hatte, die

gieng eins tages schawen | mit manigem ritter kiene
gegen einer grienen awen | zu einer linden griene.

Laurin

was ein künig reich | jm dienet manig tal vnd berg
es lebte nyergen sein geleich | vnd darcru manig cleiner zwerg.

Similde

sölte tragen die Krone | über die rysen und geczwerg
in seinem lande schone | vnd über die holen berg.

Dietrich von Bern und Wittichis ritten nun zum Rosengarten und zerstörten die Rosen. Das war natürlich Laurin nicht recht und er schnaubte sie gar feindselig an:

ir sündel vnd ir affen | ir miessent beide ligen dot
was wend ir hie schaffen | oder geben schwere pfant
sagent, wie seid ir genannt | eins manes fus vnd rechte hant.
oder wer hat üch her gesant | was haben ir gerochen
. . . . wer hat üch esel her gebetten | das ir mir hand zerbrochen
das ir mir hand ertretten | mein fürstliche abentüre
hie die meinen rosen rot | die ich erczoch on üwer stüre.

Endlich raufen sich Laurin und Wittichis, aber trotzdem der erstere

ist kaum trey spannen lanck

wurde letzterer zu Boden gestreckt:

also fiel herr witich in den cle | jm thet kein laster nye so we.

Aber Dietrich verhinderte, dass Laurin dem Wittichis

den lingken fus die rechten hant

nahm. Nun schlagen sich Dietrich und Laurin und dieser wäre überwältigt worden, hätte er nicht schnell seine Nebelkappe aufgesetzt. Laurin

— schlug jm zu den stunden | nu schlieg ich dich also gern
zwölff grosse wunden. | so weiss ich nit wo du bist kumen
Da sprach der held von bern | der teüfel hat dich genummen.

Nun ringen Dietrich und Laurin, aber es geht ersterem schlecht, bis er letzterem seinen Gürtel zerreist, der ihm die Kraft von zwölf Männern verliehen hatte. Nun ändert sich die Sache:

laurein der cleine man | held lass mich lenger leben
ruft herr dieterichen an | ich will mich dir gancz ergeben.

Aber Dietrich wollte von Gnade nichts wissen. Auf Laurins Verlangen bat Dietlieb für dessen Leben, aber

dietliebs bete was ferloren | laurein will ich nieman geben
herr dietrich sprach auss zorn, | er mus mir hie lassen sein leben.

Mehrmals noch will Dietlieb in Güte mit Dietrich verhandeln, aber immer wieder »was dietliebs bete ferloren«. Nun kämpfen die beiden,

der eine schlug der ander stach

und

sie wuten in plut über die sporn | geschach da auss der massen we.
den liechten rosen und dem cle

Endlich kommt Hildebrand dazwischen und macht Frieden,

und der cleine laurein | sölt in dem frid begriffen sein.

Jetzt erzählt Laurin, wie er Dietliebs Schwester entführte:

Similte so ist sie genannt | das sach weder weib noch man
ich nam sie bey der weissen hant | ich fürt sie mit gewalt hindan
aufsaezt ich ir ein keppelein | mit mir in den holen berg
für mich swang ich das megetein | da dienet ir vil maniger zwerg.

Die Helden gehen mit König Laurin trotz der Mahnungen des Witichis in den hohlen Berg.

Einer in dem berge sas | der zauberey ein meister was

Dieser verzaubert die Helden auf Laurins Befehl, so dass sie einander nicht mehr sehen können. Da sprechen die Helden zu einander:

will der künig laurein | das sol in darnach liezel frumen
an vns brechen die trüwe sein | wan wir auss disen Nöten kumen.

Zu dem nun folgenden Gastmahl kommt auch Similde.

Similte vnd ire megte zwar | mit armen sie in vmefieng
die kamen zichtigklichen dar | sie sprach lieber bruder mein
mit rosenfarben wangen. | du solt mir gotwilkum sein
— — — — — — — | sie truckt ihn zu der brüste
irn bruder sie schon empfieng | sie in da halsst und küste.

Similde scheint in dem hohlen Berg im Ganzen recht zufrieden zu sein, doch sind ihr die religiösen Überzeugungen der Zwerge nicht recht:

wan ich aber gedencken sol | ir gelaub ist mir gar vnwert
an die die vnser mauge sint | mein gemiet heim zu land gert
da von so wirt mein freide blint | also sprach die schone meit
wan dis ist ein vngeteifter diet | ich wer gern bei der cristenheit.
sie glabent an crist von himel niet |

Die Helden legen auf Laurins Aufforderung Rüstungen und Waffen ab und gehen zur Tafel. Laurin scheint den Luxus sehr geliebt zu haben:

die tisch waren helffenbein | dar in vil manig edel stein,

und

di gest in freiden sassen | bis sie getruncken vnd geassen.

Laurin beklagt sich bei Similde, dass ihn die Helden schlecht behandelt und seinen Zaubergürtel gebrochen hätten. Similde nimmt ihm das Versprechen ab, den Helden nichts anzuthun, und gibt ihm einen Ring, der dieselben Eigenschaften wie der gebrochene Gürtel hat. Laurin will aber seinen Schwur brechen und weiht Dietlieb in sein Vorhaben ein — doch dieser weigert sich, seine Gesellen zu verrathen. Doch

laureins list waren gros | in der kemnate.
seinen Schwager er beschlos |

Laurin geht zu den Helden und lässt Wein auftragen. Leider betrinken sich die »tegen lobesan«

die heren truncken aber dar | der schlaff yeglichen czwank
da von entschliefen sie vil gar | das er fiel nider auff die banck.

Nun bindet und sperrt er die vier Helden ein. Am folgenden Tage hatten sie ihren Rausch ausgeschlafen und Dietrich löst seine Bande:

ein dampf jm vor dem Munde gieng | der ferbrant jm seine band.

Similde lässt ihren Bruder aus seiner »Kemnate« heraus, rüstet auch ihn mit einem Ringe aus und warnt ihn vor Laurin. Da flucht Dietlieb dem Laurin:

sein wölle dan der tüfel pflegen.

Aber Laurin merkt, was vorgeht.

Da begunde misshagen | — — — — — — —
laurein der cleine man | trühundert wol bereiter man
er rieffet seine helden an | die liefen her dietlieben an.

Dietrich und die anderen entrinnen dem Kerker, können aber infolge eines Zaubers nicht sehen:

zweinczig tausent oder mer

streiten nun gegen Dietlieb. Hildebrand giebt seinem Herrn einen Gürtel, der ihm das Gesicht wieder verleiht:

sein hercz das was freiden vol
er sach die geczwerg alle wol

er schlug zwey tausent oder mer
das fertros her laurein vil ser.

Endlich bringt Dietrich den König zu Falle und nimmt ihm den Zauberring

vnd gabe es dem meister sein
das fingerlin nam hiltebrant
vnd sties es an sein hant

sein hercz was manheit vol
er sach die zwerg alle wol.

Fünf Riesen kommen nun den Zwergen zu Hilfe, welche nun wieder Muth fassen:

die recken hetten gute swert
die schlugen sie auf helmes tach
das man das feüre sach

sie gaben einander sweren lon
man hort von den swerten den don.

Auch Witichis und Wolfhart bekommen Ringe von Similde und springen in den Kampf, und nun werden die fünf Riesen erschlagen.

laurein schrey laut awe
das ich ye ward geborn
wie han ich gut und er ferlorn
mein volck ist mir gelegen dot
die recken in dem plute rot
wuten tief bis in die knie
— — — — — — —

laurein ward gefangen
der streit was ergangen
die heren giengen in den sal
sie fanden nieman überal
dann similt die künigein
von der sie hetten hilffe schein.

Die Helden fuhren nach Hause, aber vorher,

die heren namen mickel gut
vil manigen wagen man da lut
sie furten grosse schecz von dan
man sach sie all in freiden stan

one künig laurein
der must zu bern ein gaugler sein
dietlieb der tegen vnferczeit
mit seiner schwester heim reit

und diese heirathete einen

»biderb man, bey dem sie eren vil gewan«
nu endet sich mere
von similt der künigein

vnd von dem cleinen laurein
vnd von her dieterich vnd sein man
man sach sie all in freiden stan.

Ich habe die alte Sage in sehr gekürzter Form dem Deutschen Heldenbuche »nach dem muthmaasslich ältesten Drucke, neu herausgegeben von Adelbert Keller, Stuttgart 1867«, nacherzählt und möglichst durchgehends die dort zu findenden Worte wiedergegeben. Zu bemerken wäre noch, dass nicht einstimmig das Rosengartengebirge als Schauplatz der oben geschilderten Heldenthaten bezeichnet wird, sondern dass als solcher auch der Iffinger genannt wird.

Aber die Laurinsage ist nicht die einzige, welche den engeren Rosengarten betrifft. Eine andere wird von Don Luigi Baroldi, Ann. Trid. IX, Seite 251, angeführt. Nach ihr waren die rauhen Felsen und senkrechten Abstürze einmal wunderbare Paläste, von verzauberten Gärten umgeben, in welchen die Geister der Umgebung ihre Zusammenkünfte hielten. Ein Ehemann, dem die häufig vorkommende Abwesenheit seines Ehegespones verdächtig vorkam, fand schliesslich heraus, dass diese jene verzauberten Gärten und Paläste besuchte, und so wollte auch er einmal einem solchen Gespenster-Rendez-vous beiwohnen. Er entdeckte, wie man sich dabei benehmen müsse, rieb seinen Körper mit gewissen luftigen Substanzen ein, setzte sich rittlings auf den obligaten Besenstiel und fuhr durch die Luft dem bestimmten Orte zu. Ein grossartiges Bankett fand der besenreitende Ehegatte vor, Musik ertönte und Tänze folgten. Alle Speisen waren ungesalzen, und als ihm wieder eine solche vorgesetzt wurde, liess er die dem Volksmunde entnommenen Worte fallen: »Ohne Salz ist kein Geschmack; ohne Gott kein Herr«. Aber den Namen Gottes in solcher Gesellschaft zu nennen, war hochpeinlich verpönt, und kaum waren die Worte dem armen Eindringling entglitten, so verschwanden Paläste und Gärten, alle Schönheiten der Zauberwelt, und es blieben nur die furchtbaren Felsen und Abstürze, die wir heute sehen. Ein Theil der Geister aber flüchtete sich hinter die

Porte Neigre ins obere Vajoletthal. Deshalb wagten ehemals die Fassaner nicht, über jene schwarzen Thore hinaus zu gehen. Der andere Theil der Geister flüchtete ins Antermojathal zum Antermojasee, wo sie unaufhörlich schlechte Wetter und Stürme brauen.

Eine andere Sage erzählt man sich von den Mugoni. Auch hier haben wir mit Geistern zu thun. Den grössten dieser Geister unterhielt es manchmal, aus den innersten Winkeln des Rosengartens herauszukommen, und bis auf das Ciampedie genannte Plateau vorzudringen. Vor dort aus schleuderte er Blitze und schickte Stürme ins Thal. Die entsetzten Fassaner beteten und beschworen den Geist, von seinem greulichen Spiele abzulassen. Aber vergebens — es gelang ihnen nicht, den bösen Geist zu verscheuchen. Eines Tages unternahm endlich ein Franziskaner, den die armen Fassaner dauerten, kühn vor den Geist zu treten, um ihm durch seine Gebete und Beschwörungen die Zauberkraft zu nehmen. Um aber einen Gehilfen zu haben, nahm er einen ihm befreundeten Bären mit. Als nun eines Tages der Riesengeist seine Höhlen verliess und mit dem Vorsatze, wieder einmal Furcht und Schrecken den Fassanern in die Glieder fahren zu lassen, am begrasten Ciampedie ankam, zog ihm der Mönch mit seinem Bären muthig entgegen. Der Mönch gebrauchte seine kräftigsten Beschwörungen; der Geist antwortete mit teuflischer Zauberei. Der Mönch versuchte seine kräftigsten Gebete, welche der böse Geist mit furchtbaren Flüchen beantwortete. Der Franziskaner spritzte ihn mit Weihwasser an. Der Geist sprühte dem Mönche Höllenfunken entgegen. Unterdessen wühlte der wildgewordene Bär den Boden auf und heulte so laut, dass das Echo in den Felsen dröhnte. Was geschah? Da die himmlischen Kräfte nur gerade so stark waren, wie die höllischen, und die Macht des Mönches nicht grösser war als die des Riesengeistes, so wurden sie alle, Mönch, Bär und böser Geist in drei Felsen verwandelt, die noch heute als »Cime dei Mugoni« gesehen werden können. Der Name Mugoni kommt also von dem furchtbaren Gebrüll des Bären und der lebhaften, soeben beschriebenen Conversation zwischen dem Mönche und dem Geiste. Die kleineren Spitzen, die wir weiter östlich sehen und heute Cigolade nennen, sind nichts anderes als die kleinen Geister, welche ihrem Herrn und Meister zu Hilfe geeilt waren und mit ihm versteinert wurden. Und wir wissen jetzt auch, warum der eigenthümliche Name Cigolade diesen Felsen gegeben wurde. Vergleiche das unter Mugoni in der Nomenclatur Gesagte, und für obige Sage N. Bolognini, »Le Leggende del Trentino«, Ann. Trid. XIII, Seite 349.

(Diese Monographie wird im Bande 1898 fortgesetzt.)

Eine Wanderung durch die Bergamasker Alpen.

Von

H. Steinitzer.

Das Dampfboot stösst von der Landungsbrücke vor dem ausgezeichneten Hotel Mazzoleni in Lecco ab, wendet und fährt hinaus in die blaue Fluth des Comersees. — Ein wundervoller Sommermorgen. Nicht ganz rein. Wie um die Grenze zwischen Himmel und Bergen anzuzeigen, schweben leichte, weisse Wölkchen um die Zinnen und Zacken des Monte Resegone und der Corni di Canzo. Schwarze Schatten liegen noch in den tief eingerissenen Uferschluchten. An pittoresk aufgebauten Dörfern vorüber gleitet der Dampfer um einen felsigen Vorsprung und hoch über den Weinbergen und Kastanienwäldern steigen die mächtigen Wände der Grigna empor. Ich befrage die unentbehrliche italienische Militärkarte. Hinter diesen sonnenbestrahlten Kalkgipfeln erstreckt sich das Sassinathal, von dort steige ich auf den ca. 70 *km* langen Hauptkamm der Bergamasker Alpen, und die will ich durchwandern von West nach Ost, bis ich im Val Camonica wieder herauskomme! — Ein Plan, den ich fast programmmässig zur Ausführung bringen konnte.

Das Dampfboot legte in Mandello an, ich notierte pflichtschuldigst: »30. Juni 1896, 8 Uhr 12 Min. Vorm.«, schulterte den wohlgepackten Rucksack, nahm den Pickel zur Hand und stand gleich darauf zum ersten Male auf dem Boden des ersehnten Gebietes. Rasch durchschritt ich den Ort, kreuzte die dem Ostufer des Comersees entlang führende Bahnlinie und begab mich zu dem Führer Rompani, wo ich den Schlüssel zur Capanna Releccio erhalten sollte.

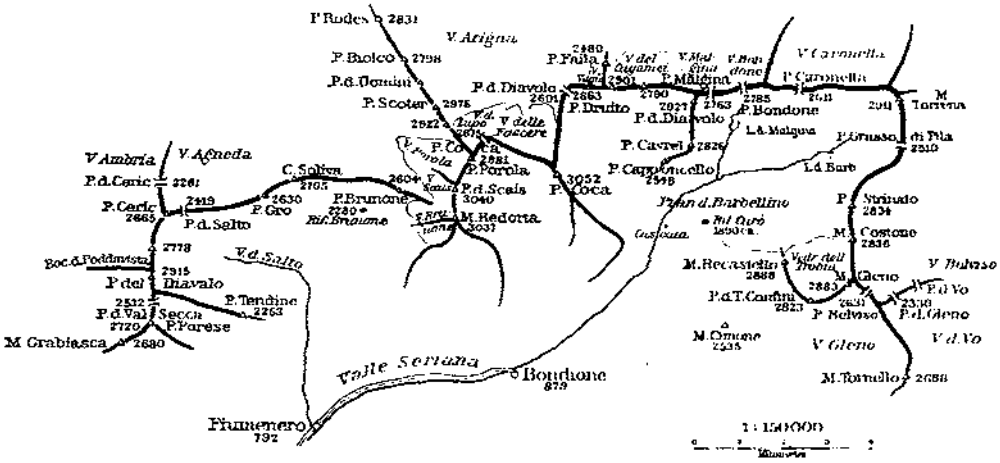
Der Führer war abwesend Seine Frau, welche im malerischen Gewande am öffentlichen Brunnen wusch, erklärte mir, der Schlüssel dürfe nicht abgegeben werden, ich könne aber in dem stets geöffneten Raume übernachten, falls ich nicht vorzöge, einen autorisierten Träger zu nehmen. Ich zog es vor, allein zu gehen und so trennten wir uns nach dieser kurzen, unbefriedigenden Unterredung.

Der Weg auf die **Grigna settentrionale** ist mit grossen, rothen, etwas verblassten Kreisen bezeichnet. Anfangs führt er zwischen Weinbergmauern steil aufwärts, dann lindern schattenspendende Kastanien und Akazien die allzu grosse Kraft der Sonne. Die erste willkommene Rast bietet das kleine, an der Biegung des Pfades gelegene Kirchlein St. Maria, 661 *m*. Ein Blick von der kühlen Vorhalle aus umfasst See, Dörfer, Wald und Felsen — der weiche, kaum sichtbare Dunst des glühenden Sommertages schliesst die widerstrebenden Conturen zu einem harmonischen Bilde zusammen.

Steiler wird der Weg. Am Rande der wasserdurchrauschten Val di Era, hoch über der dunklen Schlucht, leitet er zu einem Thalgrunde, wo riesige Buchen jede weitere Aussicht hindern. Der Fuss versinkt fasst im dicken, leuchtenden Blumen-

teppich. Hier stehen die Hütten einer Alm. Rauschend fährt die Sense der Mäher durch das noch thaufeuchte Gras. Bald ist in mühevollem Anstiege die nächste Terrasse gewonnen. In die grünen Baumkronen der Buchen mischen sich zierliche Birken, die rothen Blüthenbüschel der Alpenrose, die gelben Dolden des Goldregens schimmern zwischen den moosbewachsenen Stämmen hervor, darüber bläuliche Dolomitmauern — froh lege ich mich in das Gras und träume mit wachenden Augen von Einsamkeit, Farbenzauber und den Wundern der Sonne des Südens.

Ziemlich spät setze ich meinen Weg fort, der jetzt, einen bewaldeten Rücken erklimmend, sich nach Osten wendet und dann in zahlreichen Serpentinen der bereits sichtbaren Unterkunftshütte, ca. 1760 *m*, zustrebt. Um 5 Uhr hatte ich sie erreicht. Zu meiner grössten Enttäuschung erwiesen sich bei näherer Besichtigung der stattlichen Capanna beide Pforten als fest verschlossen, und so blieb mir nichts übrig, als meinen Wohnsitz in einer ziemlich schmucklosen Schäferhütte aufzuschlagen, vor deren Eingangsloch sich zwei Maulesel aufstellten, um bei jeder Bewegung meinerseits erschreckt davon zu springen. Die Vorbereitungen für die Nacht waren bald getroffen. Wasser fand sich in einer Cisterne, eine erfrischende Erbsensuppe



Die centralen Bergamasker Alpen. (Kartenskizze.)

war bald gekocht und verzehrt, die letzte Heimathscigarre entzündet — aber die Stimmung des Tages wollte nicht wiederkommen, mit den erwärmenden Strahlen der Sonne war auch sie entflohen. In unbestimmbarem Dunkel verschmolzen die Berghänge mit dem schwarzen Seespiegel, unheimliche Nebelballen senkten sich langsam von den Felsgipfeln herab. Kein Laut war zu hören, kein Bach stürzt von den Kalkwänden zu Thal, kein Baum bewegt die Blätter im Winde — das frohbewegte Bild lachender Landschaft begraben in trübem, leblosem Dunkel der Nacht.

»Was nicht von aussen kommt, muss von innen kommen«, dachte ich mir, nahm mein Notizbuch zur Hand und begann beim Scheine der Alpenvereinslaterne Freshfield's Beschreibung seiner Grignaersteigung[1]) zu lesen. Fast drei Seiten begeisterter Schilderung widmet er der Aussicht von diesem Gipfel — sie mussten mir genügen, denn ich selbst sah nichts. Als ich am 1. Juli um 4 Uhr mich zum Abmarsche fertig machte, gestattete der dichte Nebel gerade noch, von einer Markierung zur nächsten zu finden. Sie führte mich über Geröll und Trümmer zu einer steilen, steinigen Schlucht, über Gras und Felsen auf den Grat, und längs

[1]) Freshfield, Italian Alps, S. 125 ff.

dessen Ostseite zu der neben der höchsten Spitze befindlichen Capanna der Section Mailand des C. A. I. (6 Uhr 30 Min.). Dass drei Unterkunftshütten die Besteigung der Grigna settentrionale, 2410 *m*, erleichtern, ist ein Beweis, welch' hoher Lohn dem glücklichen Alpinisten auf ihrem Scheitel zu Theil wird. Den Glücklichen! Ich zählte nicht zu ihnen. Zwar wartete ich geduldig zwei Stunden, als aber die undurchdringlichen Nebel mich mit Hagel, Donner und Blitz zu begrüssen begannen, zog ich es vor, einen beschleunigten Rückzug anzutreten. Weglos stürmte ich die Südosthänge hinab, Tönen nach, die wie Kriegsrufe einer Indianerhorde klangen. Glücklicherweise waren die lungenkräftigen Männer nur Viehhirten, die mir in ihrer höhlenartigen Behausung ein kurzes Obdach und eine Schüssel Milch boten. Da wir uns nicht zu verständigen vermochten, zog ich dem Compass nach weiter und gelangte endlich aus der Nebelschicht wieder in das Licht des Tages. Noch tief unter mir erblickte ich die das Sassinathal durchziehende Strasse. Bei leidlichem Wetter erreichte ich auf breitem Weg über die nur in ihrem unteren Theile bewaldeten Thalhänge, um 12 Uhr Pasturo, 641 *m*, wo ich, von einem fürchterlichen Platzregen gezwungen, bis 4 Uhr der Ruhe pflegte. Der halbstündige Spaziergang auf ausgezeichneter Strasse thalabwärts nach Introbbio ist äusserst reizvoll. Eine üppige Vegetation, schöne Wasserfälle und die jetzt aus den Wolken auftauchenden Felswände des Grignagrates bieten reiche Abwechslung.

Die äusserst zweifelhafte Witterung liess es rathsam erscheinen, in dem malerisch gelegenen Orte zu übernachten, wo ich im Albergo Introbbio eine geradezu ideal zu nennende Unterkunft fand. Hier konnte ich die Leute doch wieder verstehen, unterhielt mich mit ihnen über die im Sassinathale stark betriebene Seidenraupenzucht, sowie die jetzt infolge der schlechten Zeiten aufgelassenen Silber- und Eisenminen; entdeckte in der alten Kirche auffallend schöne Holzschnitzereien, und bestieg endlich einen uralten, angeblich noch von den Römern erbauten Thurm, der sich inmitten eines Hauses erhebt, dessen gastfreie Bewohner mir freundlichst erlaubten, von der Plattform aus das weite Thalbecken zu bewundern.

Den Morgen des 2. Juli benützte ich, um auf schmalem Steiglein in tiefer Schlucht den berühmten Wasserfall »Paradiso dei Cani« zu besuchen. In ungeheuerem Falle stürzt eine mächtige Wassergarbe wohl 80 — 100 *m* in das von glatten Felsmauern eingeengte Becken, wo des Nachts die Geister der gemordeten Hundethiere racheschreiend umgehen sollen. Doch scheint mir der Name mehr dem Wunsche als den Thatsachen zu entsprechen, denn dass die gegen Thiere nicht sehr toleranten Italiener eine halbe Stunde steigen, um einen Hund möglichst schmerzlos aus der Welt zu schaffen, dürfte mindestens anzuzweifeln sein.

Nach herzlichem Abschiede von den liebenswürdigen Wirthsleuten machte ich mich nachmittags in Begleitung eines Trägers auf, um zur Alpe Biandino, dem Ausgangspunkt für die Besteigung des **Pizzo dei tre Signori**, 1498 *m*, zu gelangen. Der Weg führt durch einen Wald wundervoller Kastanienbäume, und mündet, nachdem er das einförmige Thal verlassen, auf blumenbedecktem Weideboden, den die weit verstreuten Hütten und mächtige Viehherden mit freundlichem Leben erfüllen. Nur die scharfe Pyramide des »Pizzo«, wie man ihn hier kurz heisst, bringt einen alpinen Charakter in die etwas langweilige Landschaft.

Eine der Hütten ist von der Section Mailand des C. A. I. für die Unterkunft der zahlreichen Ersteiger des Pizzo eingerichtet worden; hier erwartete mich mein Führer, Giuseppe Rigamonti. Derselbe bekleidete die Würde eines Bürgermeisters von Introbbio, und wenn seine amtliche Tüchtigkeit mit seinen Führereigenschaften auf gleicher Stufe steht, so erfreuen sich die guten Introbbianer grossartiger communaler Freiheiten.

Gezeichnet von E. T. Compton.

Valle di Scalve mit der Presolana, 2511 m.

C. Angerer & Göschl.

Ein fürchterliches Gewitter verzögerte unseren Abmarsch bis 8 Uhr 30 Min. Auch dann war das Wetter noch recht zweifelhaft. Während wir langsam zur Bocchetta di Trona, 2092 *m*, emporstiegen, kämpften Sonne und Nebel ein Duell, das leider unentschieden blieb. Bald ragte dicht vor uns das kühne Horn des Pizzo Varrone, 2332 *m*, empor, um schon im nächsten Augenblicke wieder hinter den Wolken zu verschwinden, dann standen wir plötzlich an dem Ufer des wilden Lago dell'Inferno, 2125 *m*, den zerrissene, schwarze Schiefermauern umgeben. Da Rigamonti es für völlig nutzlos erklärte, den Pizzo zu besteigen, eilte ich allein voraus, folgte den Pfadspuren, die mich bald auf den Nordgrat brachten, und von da über durchaus leicht zu ersteigende Felsen auf den Gipfel des Pizzo dei tre Signori,[1]) 2554 *m* (11 Uhr 30 Min.). Der Nebel gestattete mir nur, die nächste Umgebung der eigenen Gruppe[2]) zu sehen. Überall erhoben sich zerzackte, zerklüftete Firste und dunkle Thürme, bis im Nordwesten die sonnenbeglänzte Spitze des Monte Legnone[3]) trostbringend aus dem Dunstmeere hervorleuchtete. Nachdem ich zum Lago dell' Inferno zurückgekehrt war, umgiengen wir auf Trümmerfeldern die Ausläufer des Pizzo di Trona, 2508 *m*, lagerten uns zu längerer Rast auf einem zwei entzückende kleine Hochseen trennenden Bande und folgten dann dem hoch über der Val Gerola hinziehenden Steige in nördlicher Richtung. Unser Ziel war der Passo di Verobbio, 2026 *m*, den zu erreichen wir alle die steilen Hochthäler ausgehen mussten, welche das weitverzweigte Gerolathal in das Herz der Gruppe entsendet. Glücklicherweise entpuppte sich Rigamonti als ein Genie im Bestreben, möglichst wenig an Höhe zu verlieren, und wenn es auch ermüdend war, stundenlang zwischen Alpenrosen, Latschen und Felstrümmern umherzuklettern, so wurden wir andererseits durch manch' instructiven Thalblick und das Bild der abenteuerlichen Felsgerüste zur Rechten entschädigt. Um halb 5 Uhr standen wir an dem Ufer des fischreichen Lago di Pescegallo und nach steilem Anstiege bald in der engen Scharte des die Val Gerola mit der Val Brembana verbindenden Passo di Verobbio. Noch ein Graben war auszugehen, dann erblickten wir nicht weit von uns das schützende Dach der Capanna di S. Marco, und nach halbstündigem Quergang an dem grasbewachsenen Thalgehänge hielten wir unseren Einzug in das Schutzhaus, 1832 *m*.

Besonders schön gelegen ist dieses uralte Unterkunftshaus nicht. Doch sind Speisen und Betten gut. Noch zeigt ein halb zerbröckelter Löwe über der Eingangsthüre, dass einst bis hierher die Macht Venedigs reichte. Jetzt ist das Haus an zwei Bergamasker verpachtet, welche gegen staatlichen Zuschuss den Pass gangbar zu erhalten haben. Derselbe ist bis zur Passhöhe hin mit Kopfsteinen gepflastert, und, wie die Schneestangen andeuten, auch im Winter, seiner geringen Höhe (1985 *m*) wegen, viel begangen. Nachdem ich die unvermeidliche Reissuppe zu mir genommen, wanderte ich zur Passhöhe hinauf, wo ein unschönes, obeliskenartiges Mauerwerk Wache hält. Sonst ist nicht viel zu sehen. Im Nordosten ragt die spitze Pyramide des Monte Azzarini 2431 *m*, empor, sie ist von hier leicht zu erreichen; die Gletscherriesen des Veltlins waren leider von Wolken bedeckt. Der Passo di S. Marco ist einer der wenigen Alpenübergänge, von denen eine Beschreibung einer Überschreitung vor fast 300 Jahren uns erhalten geblieben ist. Natürlich war der kühne Reisende, welcher zur Rückkehr in sein Heimathland das Gebirge überkletterte, um nicht am Lago di Como in die Gewalt der Spanier und der Inquisition zu fallen, ein Engländer. Genaueres über ihn kann man in Freshfield's »Italian Alps« lesen.

[1]) So genannt, weil hier früher das Veltlin, das Herzogthum Mailand und die Republik Venedig zusammenstiessen.

[2]) Weitere Touren in der Gruppe siehe Rivista Mensile del C. A. I. 1891, S. 163.

[3]) Purtscheller, Die Bergamasker Alpen. Jahrg. 1896 des Jahrb. des S. A. C.

Lange stand ich auf der jetzt einsamen Passhöhe und sah hinunter nach Süden auf die im Dämmerlichte verschwimmenden Thalhänge der Valle Brembana. Die Abendnebel stiegen leise empor, umschlossen mich bald mit einer düsteren Mauer, und wie Träume tauchten aus ihnen Gestalten der Vergangenheit auf, die da drunten einst gelebt, gestritten, gearbeitet hatten. Das Toben der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe tönte an meine Ohren, ich sah dann die gewaltige Adriarepublik ihr Banner entfalten, und unter ihrem Schutze Industrie und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft mächtig emporblühen. Die Söhne dieses versteckten Gebirgswinkels haben einmal ihren Ruhm durch die ganze civilisierte Welt getragen. Hier stand die Wiege der beiden Palmas, Ceresas, Fra-Domenicos; auch die Familie Tassi entstammt der Valle Brembana. Reiche Eisenminen legten den Grund zu dem Wohlstande der Bevölkerung, heilkräftige Quellen zogen Einheimische und Fremde schon von Alters her nach S. Pellegrino und Brembilla. Jetzt sind auch hier die Bergwerke infolge der erdrückenden englischen Concurrenz verlassen, aber manch' alter Thurm, manch' halb zerfallenes Castell und manche Kirche, angefüllt mit werthvollen Gemälden, Schnitzereien und kunstvollen Gegenständen eines blühenden Kunstgewerbes, geben Zeugniss von der glorreichen Vergangenheit.[1]) Wissenschaft und Kunst pflegen sich heutzutage in die grossen Städte zurückzuziehen, aber Reichthum könnte wohl durch eine Eisenbahn aufs Neue dem Brembanathale gegeben werden.

Der Morgen des 4. Juli strahlte endlich in wolkenloser Klarheit. Um 5 Uhr verliess ich mit einem Träger die Capanna di S. Marco, um über den weithin sichtbaren Passo S. Simone, 2027 *m*, Foppolo zu erreichen. Pfadlos stiegen wir erst ca. 500 *m* über bewaldete Weideterrassen in die weltabgeschiedene Valle Acquanegra, und von hier in herrlichem Lärchenhaine wieder zum Passe empor. An einer Sennhütte wurden wir durch das aggressive Benehmen eines der riesigen bergamaskischen Schäferhunde einige Minuten aufgehalten. Zum Glücke verlief das Rencontre, dank dem Dazwischentreten eines Hirten, ohne Unannehmlichkeiten. A. Alebardi[2]) empfiehlt, sich in solchen Fällen zu stellen, als ob man zur »mandra« gehörte, allein, wenn ich mündlichen Berichten glauben darf, scheint dieses Mittel die Touristenwaden nicht immer vor Schaden zu bewahren. Eine sachgemässe Behandlung herumliegender Steine oder des treuen Eispickels würde ich schauspielerischen Kunststücken entschieden vorziehen.

Etwas vor dem Passe trennte ich mich von meinem Begleiter, um den **Monte Cavallo**, 2324 *m*, zu besteigen. Von irgendwoher gesehen, soll dieser Berg einem Pferde gleichen; meiner Phantasie war es nicht möglich, auch nur die geringste Ähnlichkeit zu entdecken. Dagegen genoss ich von dem leicht zu erreichenden Gipfel zum ersten Mal eine ungetrübte Aussicht. Infolge der geringen Höhe des Berges ist sie nicht sehr umfassend, zeigt aber schon das charakteristische Merkmal der Rundsichten von Gipfelpunkten dieses Gebietes: den reizvollen Gegensatz zwischen der blauschimmernden Ferne im Süden und den imponierenden Eisfeldern der Disgrazia- und Berninagruppe. Durch eine schutterfüllte Schlucht auf der Nordostseite abfahrend, gelangte ich bald wieder zu dem harrenden Träger. Der Weg senkt sich nun steil zu Thal, überschreitet den Brembo di Foppolo und führt durch schönen Wald hoch an den Hängen auf den von Branzi kommenden Saumpfad und nach Foppolo, 1515 *m* (11 Uhr 15 Min.).

Foppolo geniesst weitverbreiteten alpinen Ruhm als Ausgangspunkt für die Besteigung des bekanntesten Aussichtsberges der Bergamasker Alpen, des Corno Stella, 2620 *m*. Die Unterkunft im Albergo Corno Stella ist vorzüglich, die Weine

[1]) La Valle Brembana e Imagna v. Prof. Villa, Bergamo. 1895.
[2]) Sulle Alpi Bergamasche, Bergamo 1896.

desgleichen. Für die Unterhaltung sorgt neben der Fernsicht auf die jenseits des Thales aufragende, imponierende Pyramide des Monte Pegherolo,[1]) ein überaus sehenswerthes Raritätenkabinet, dessen mannigfache, künstlerische Seltenheiten der Onkel des jetzigen Besitzers während eines langen, abenteuerreichen Lebens gesammelt hat.

Es war noch völlig dunkel, als ich am 5. Juli kurz nach 3 Uhr das Hotel verliess, um das **Corno Stella** zu ersteigen. Der Jagdhund Bereras hatte sich mir angeschlossen und führte mich in forciertem Tempo über Weiden auf den Passo della Croce und dann an den Abhängen des Monte Bello bis zur blauen Fluth des Lago Moro. Hier kehrte er um, nachdem er seine hochtouristischen Bedürfnisse befriedigt hatte, während ich auf bequemem, von der Section Bergamo des C. A. I. angelegten Steige den alpinen Spaziergang zu Ende führte (5 Uhr 40 Min.). Ein ausgezeichnetes Panorama der Aussicht vom Corno Stella ist im Bollettino des C. A. I., Nr. 47 (1881) erschienen — ebenso klar wie die Zeichnung lagen die gewaltigen Bergketten, bestrahlt von der aufgehenden Sonne, vor mir. Vom purpurerglänzenden Firndom des Monte Rosa schwellen die eisbedeckten Scheitel, bis sie, im nahen Disgrazia den wuchtigsten Höhepunkt erreichend, bei den fernen Ortleralpen mit den Morgennebeln verschwimmen. Weniger interessant sind die grünen Höhenzüge in der nächsten Umgebung: Monte Cadelle,[2]) 2483 *m*, Pizzo Salaron, 2510 *m*, Monte Masoni, 2675 *m*,[3]) etc.; aber weiter im Osten zieht das elegante Felshorn des Pizzo del Diavolo unwiderstehlich die Blicke auf sich, und daran reiht sich die zerklüftete, schneegebänderte Riesenmauer vom Redorta bis zum Rodes, die höchsten Gipfel der Gruppe enthaltend. Im Süden grüssen die Berge des Aviascoplateaus über das oberste Brembothal herüber. Dort hinauf sollte mich der nächste Tag bringen; um jedoch mehr als

Foppolo mit dem Monte Pegherolo.

[1]) Guida Itinerario alle Prealpi Bergamasche, S. 60.
[2]) Riv. Mens. 1886, S. 260, und 1890, S. 204.
[3]) Purtscheller, Jahrb. des S. A. C. 1896.

nur die Gebirgskämme zu sehen, beschloss ich, bis nach Branzi im Brembanathale abzusteigen und dann den Passo di Aviasco von seinem Anfange aus zu begehen. Um 8 Uhr war ich wieder in Foppolo und folgte dem steilen, gepflasterten Saumwege, der erst an einem entzückenden Wasserfall vorüber nach Valleve führt, dann hoch über einer finsteren Schlucht das Thalgehänge schneidet und endlich angesichts einer gewaltigen Cascade sich nach Branzi, 844 *m*, hinabsenkt (10 Uhr 30 Min.). Es war Sonntag, das Gasthaus noch geschlossen. Die Wirthin erwartend, setzte ich mich auf eine Steinbank und betrachtete die festlich gekleideten, Gassen und Platz füllenden Kirchgänger. Vielleicht war es nur Zufall — jedenfalls möchte ich die Thatsache der wissenschaftlichen Welt nicht vorenthalten, dass ich in Valleve und Branzi nur hübsche, junge Mädchen, in Schilpario acht Tage später ausschliesslich alte, hässliche Weiber zu Gesicht bekam.

Der erste Anstieg zum Passo di Aviasco ist äusserst steil. Neben dem Wasserfalle geht es ermüdend empor; langsam sinken die Häuser Branzis tiefer und tiefer. Der Monte Cavallo und Pegherolo tauchen im Rücken auf, und endlich nach zweistündigem Marsche ist die erste Terrasse des Plateaus erreicht. Hier beginnt im vollsten Sinne des altväterischen Wortes ein wahres Lustwandeln. Fast eben zieht der Pfad zwischen den nur wenige 100 *m* höheren Bergen dahin. Die spitze Säule des Monte Corte, 2493 *m*, die zerfallenen Wände der Cima del Becco,[1]) 2512 *m*, kontrastieren mit dem Grün der saftigen Wiesen, dem hellen Roth verschwenderisch wachsender Alpenrosen und dem tiefen Blau des Lago Colombo, 2037 m, an dessen Ufer mein Träger und ich in einsamer, noch nicht bezogener Sennhütte unser Nachtquartier aufschlugen. Während jener gewaltige Büsche von Alpenrosen ausrodete, um ein Lager zu bereiten und das höchst nöthige Feuer zu entzünden, lagerte ich mich an dem See, dem Eindrucke des eigenartigen Bildes hingegeben. Wäre die Welt bis auf das Aviascoplateau plötzlich versunken — ich hätte nichts davon bemerkt, denn Berge und Felsriegel schliessen auf allen Seiten jede Fernsicht aus. Hier herrscht vollkommene Einsamkeit, die durch das Hereinbrechen der Dunkelheit sich noch stärker fühlbar macht. Doch jetzt dringt lustiges Prasseln an mein Ohr. Feuerschein strahlt durch das Thürloch der Hütte, und, die Nachtstimmung abschüttelnd, strecke ich die fröstelnden Glieder neben die belebende Flamme.

Schon um 3 Uhr (6. Juli) brachen wir auf und standen bei Tagesanbruch auf dem ersten Passeinschnitte, welcher zwei Wasserläufe der Valle Brembana trennt. Von hier bestieg ich ohne viele Mühe den **Pizzo Toretta**, 2541 *m*, von dessen Gipfel die ganze Kette vom Corno Stella bis zum Pizzo del Diavolo deutlich zu sehen ist. Im Süden versperrt der etwas höhere Monte Pradella,[2]) 2634 *m*, die Aussicht. Um 6 Uhr erreichten wir den zweiten, die Valle Brembana mit der Valle Seriana verbindenden Passo di Aviasco, 2317 *m*. Tief unten im Thale glänzte der Wasserspiegel des Lago di Aviasco, wo mich der Träger zu erwarten versprach, während ich den nach Nordosten ziehenden Grat verfolgte, der steil, aber gefahrlos zu der **Cima Valrossa**, 2657 (?) *m*, und dann, plötzlich von Schiefer auf Granit übergehend, zu der breiten Kuppe des **Monte Cabianca**, 2611 *m*, leitet. Die Umgebung des Aviascoplateaus ist in den seenreichen Bergamasker Alpen die seenreichste. Wie viele dieser kleinen, glitzernden Wasserspiegel vom Gipfel des Monte Cabianca aus zu sehen waren, weiss ich nicht mehr. Wie blaue Wunderblumen schimmerten sie zwischen dem eintönigen Grau der Schuttfelder und Felsabstürze hervor. Und schweift der Blick über sie hinweg, so trifft er auf die gewaltigen Dolomitklötze des Arera,

[1]) Boll. del C. A. I. 1880, S. 643, I. Erst. (?)

[2]) Riv. Mens. del C. A. I. 1889, S. 174, I. Erst. (?)

2512 *m*, und der Presolana, 2511 *m*, die sich, gigantischen Pfeilern gleich, zu beiden Seiten der Valle Seriana erheben. Um 8 Uhr verliess ich den aussichtsreichen Gipfel und kletterte über die von Rasenbändern durchzogenen Steilwände nicht unschwierig direct nach Süden hinab. Bald stand ich auch am Ufer eines zierlichen Wasserbeckens, aber vom Träger war nichts zu bemerken, und erst nach langem Suchen und Rufen fanden wir uns wieder zusammen. Weiter zieht sich der Pfad fast eben zwischen all' den kleinen Seen dahin und zeigt uns, dass nur die Natur sich wiederholen darf, ohne aufdringlich oder ermüdend zu werden. Seen auf allen Seiten! Seen von Gras eingefasst, mit dichten Binsen bewachsen, von pittoresken Felspartien eingerahmt — Seen, deren hellgrüner Wasserspiegel klar bis zum Grunde blicken lässt — Seen, die wie riesengrosse, dunkelblaue Saphire märchenhaftes Geheimniss zu verbergen scheinen — und alle verbunden durch den sprudelnden Fluss, der sich bald in mächtigem Falle über die Wand wirft, bald schäumend durch enge Klammen drängt oder leise murmelnd die moosbewachsenen, riesigen Steintrümmer umspielt — kein Wunder, dass wir länger als eine Stunde hier verweilten, ohne uns an all' der Schönheit satt sehen zu können. Auf weichem Erdboden herrlichen Wald durchschreitend, gelangten wir, immer die schöne Aussicht auf die Kalkmauer vom Arera bis zum Monte Secco, 2266 *m*, vor Augen, nach Val Goglio, dem kleinen Hauptorte des gleichnamigen Thales, und nach kurzem Aufenthalte in der grossen, aber uninteressanten Kirche, hinaus nach Gromo, 709 *m*, in der Valle Seriana (12 Uhr).

Die Valle Seriana besitzt von Bergamo bis Bondione eine Länge von 51 *km*; davon können 28 *km*, bis Ponte della Selva, mit der Eisenbahn zurückgelegt werden. Reiche Eisenminen verliehen auch hier einmal der Bevölkerung einen gewissen Wohlstand. Jetzt sind sie verlassen, die Bewohner verarmen und wandern scharenweise nach Amerika aus. Dass Kunst und Kunstgewerbe in früherer Zeit hier eine Heimstätte hatten, zeigen werthvolle Bilder, Schnitzereien und Altargeräthe in vielen Orten, wie Alzano, Albino, Fiorano, Parre, Clusone etc. Auch in Gromo befindet sich ein Gemälde von Talpino und uralte Kirchengeräthe. Ausserdem erinnern Reste eines alten Castells an die Vergangenheit. Die Lage Gromos ist hervorragend schön. Auf einer Thalerhöhung gelegen, oberhalb der finsteren, vom Serio durchrauschten Felsenschlucht, verbindet es die farbenprächtige Üppigkeit südlicher Vegetation mit dem Blicke auf die Firnhäupter des Redorta und der Coca, und, last not least, mit dem Besitze eines ausgezeichneten Gasthauses, wo ich die Nacht zubrachte.

Am Morgen des 7. Juli fuhr ich nach Bondione, um einen Führer für den **Pizzo del Diavolo** zu bekommen, musste aber unverrichteter Dinge wieder umkehren; hingegen fand ich in Fiumenero einen berggewandten Müller, der alle Wege zu kennen behauptete. Sonst sind autorisierte Führer sowohl in Gromo als in Bondione und Fiumenero zu haben, die unglücklicherweise alle nicht anwesend waren.[1]) Um 4 Uhr 30 Min. nachm. verliessen wir Fiumenero und stiegen gleich hinter dem kleinen Dorfe auf gutem Pfade in der Valle del Salto empor. Die Umgegend nimmt hier einen hochalpinen Charakter an. Rechts und links ragen steile, von Thürmen und Zacken gekrönte Felsmauern in die Luft, bis sich nahe im

[1]) Das Supplement der Riv. Mens. des C. A. I. 1896, Nr. 7, giebt folgende Führer für die Bergamasker Alpen an: Introbbio: Gius. Rigamonti; Sussia Alta (V. Bremb.): Ant. Baroni; Castione: Alf. Medici* (Presolana); Gromo: Is. Bonetti, Il. Zamboni, Ach. Scacchi*, Gius. Andreoletti*; Collere: An. Bonomi*; Gandellino: D. Trivella (während der Saison meist in Bondione); Oltrecolle: L. Manenti; Ardesio: Pr. Fornoni; Bondione: Pl. und Ser. Bonacorsi*; Carona: G. Bagini; Serina: A. Carrara*; Foppolo: G. Berera; Schilpario: T. Bonaldi, T. Mai; Vilminore: A. Bonicelli; Borno: Batt. Sanzogni; Valtorta: C. Milesi*. * Ohne Patent.

Westen das enge, düstere, schluchtähnliche Seccathal öffnet, beherrscht von der kühnen Säule des Pizzo Tendine, 2253 *m*. Rasch haben wir den von diesem ausgehenden, die Aussicht sperrenden Grat im Rücken, überqueren ein Trümmerfeld und stehen in dem Thalkessel, dessen imposante Bergumrahmung leider neidischer Nebel verhüllte. Bei der unglaublich schmutzigen Capanna del Campo eilten wir vorüber, folgten noch einige Zeit dem Flusse, überschritten ihn auf schmalem Stege und stiegen die jenseitigen, begrünten Hänge hinan, bis wir etwa in der Höhe von 2000 *m* bei einer Alphütte ankamen, wo wir zu übernachten beschlossen. Zu den Obliegenheiten der Müller in den Bergamasker Alpen gehört es offenbar auch, verlassene Hütten wohnlich herzurichten, wenigstens hatte mein Begleiter mit einer Schnelligkeit die Lücken im Dache verstopft, ein prasselndes Feuer entzündet, sowie ein schwellendes Lager bereitet, die auf oft geübte Gewohnheit schliessen liess.

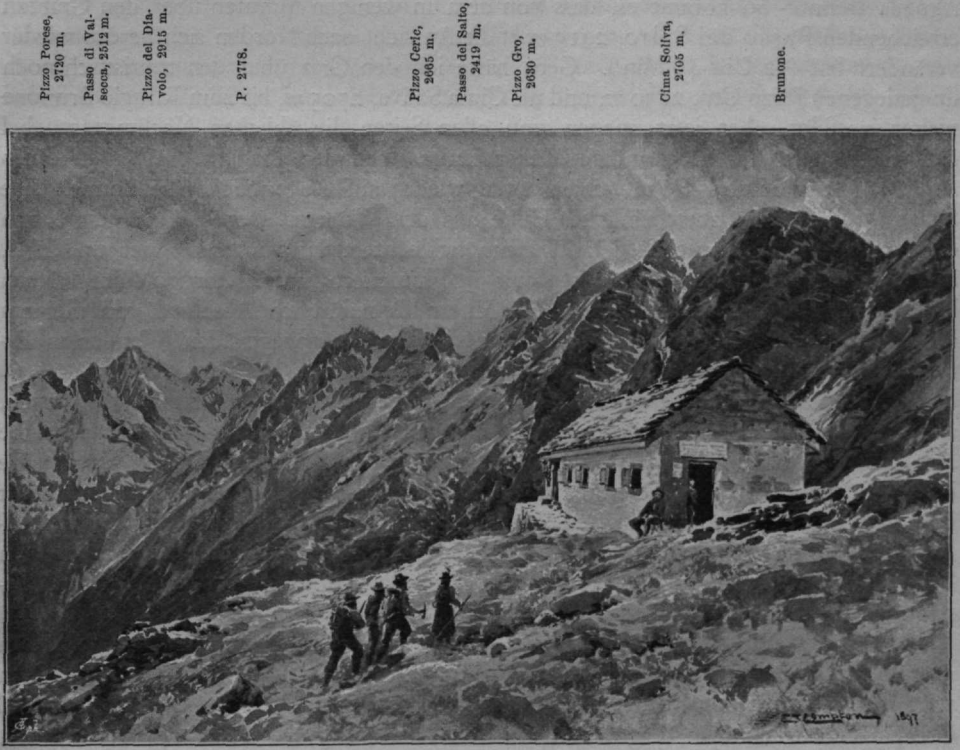
Ich liebe es, auf einsamer Höhe in noch nicht bezogenen oder bereits wieder aufgegebenen Sennhütten zu nächtigen. Sind auch einerseits unsere Unterkunftshäuser mit ihren vorzüglichen Betten und Pott'schen Proviantkörben nicht zu verachten, so bringen sie doch auch ein fremdes Element in die Natur, sie rauben ihr die Unberührtheit, ich möchte fast sagen, die jungfräuliche Unbefangenheit und tragen dahin Zeugniss von dem Willen des Menschen, wo man ihn sowie sein Hasten und Treiben »da drunten« am liebsten vergessen möchte. Auf dem Boden neben dem lustig flackernden Feuer liegend, warf ich von Zeit zu Zeit einen Latschenast in die Gluth, und genoss eine Stimmung, die keine Cultur zu geben imstande ist, weil sie eben dem Fehlen jeder Cultur ihre Entstehung verdankt. Dann trat ich vor die Hütte. Der Nebel war verschwunden, wie schlafende Riesen ragten aus dem Dunkel der Nacht die Felsgerüste des Pizzo Gro und der Cima Soliva, während der Redorta, in seinen hermelingleichen Schneemantel gehüllt, als König auf sie herabsah. Und am dunklen Nachthimmel glitzerten freundlich die Sterne, als wollten sie sagen: Es giebt nur Frieden und Schönheit auf Erden — — —

Allein der Morgen hielt nicht, was die Stimmen der Nacht versprochen hatten. Bei unbestimmtem Dämmerlichte, in nässendem Nebel, der bald in einen feinen Sprühregen übergieng, arbeiteten wir uns auf Gras und schlüpfrigem Geschiebe zum Passo di Val secca, 2512 *m*, zwischen dem Pizzo del Diavolo und dem unförmlichen Klotze des Porese, 2720 *m*, empor. Anstatt nun sofort den Aufstieg zu versuchen,[1]) umgiengen wir auf sandartigem Schutte höchst mühsam auch die Westseite des Berges, bis wir am Fusse des Nordwestgrates angelangt, endlich die meinem Begleiter bekannte Einstiegsstelle fanden. Die Felsen sind steil, aber mit bequemen Tritten und Griffen versehen, und wie auf einer Treppe gelangten wir ohne Schwierigkeiten zum Gipfel und über Schnee zur höchsten Spitze des Pizzo del Diavolo oder Pizzo di Tenda, 2915 *m*. Die Anstrengungen des kurzen ($2^3/_4$ Stunden) aber eintönigen Weges hatten mich nicht bemerken lassen, dass sich das Wetter mit einer allen metereologischen Gesetzen hohnsprechenden Plötzlichkeit verändert hatte. Der Nebel war verschwunden, die Wolken hatten sich im Osten zu einer dunkelvioletten Riesenmauer geballt und über ihren vergoldeten Rändern bestrahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel die Erde vor unseren Blicken. Im Süden und Osten bietet sich kein Hinderniss. So weit die Sehkraft des menschlichen Auges reicht, schweiften unsere trunkenen Blicke von den fahlen Schatten der lombardischen Tiefebene über die blauen und grünen Spitzen der Voralpen mit ihren zahlreichen Seen bis zu dem Eiswalle im Norden, wo die glänzenden Schneefelder sich dem Himmel zu vermählen scheinen.

[1]) Riv. Mens. del C. A. I. 1889, S. 384. 1892, S. 93. ibd., S. 343.

Und nachdem der Mensch all' diese Schönheit bewundert hat, regt sich der Alpinist. Er nimmt die Karte zur Hand, orientiert sich über die Namen der unzähligen Spitzen vom Monte Rosa bis zum Adamello, freut sich über die eleganten Formen des Torrone, Badile, des Disgrazia und der Cima di Piazzi, bestaunt die Gletschermassen des Berninamassivs — und schreibt in sein Notizbuch, Gefühl und Sachlichkeit vereinend: Pizzo del Diavolo — ein Fürst unter den Aussichtsbergen.

Um 7 Uhr, nach mehr als einstündigem Aufenthalte, begannen wir den Abstieg auf dem gleichen Wege, verfolgten den Felsgrat[1]) zwischen Pizzo del Diavolo und Monte Aga, 2719 *m*, bis zu seinem tiefsten Punkte und erreichten von hier auf geneigtem Schuttbande den Schneeboden der obersten Val di Ambria. Über steilen



Rifugio della Brunone, 2280 m.

Firn, Schutt und Blöcke in nordöstlicher Richtung ansteigend, gewannen wir wieder den Grat, umgiengen die nächste Erhebung und standen gleich darauf auf dem namenlosen Gipfel, P. 2683 *m*. Wenige hundert Meter entfernt im Norden zeigt sich eine etwas höhere Zinne, die wir, ohne den Grat verlassen zu müssen, leicht erkletterten, P. 2778 *m* der I. M. K. (10 Uhr). Spuren früherer Besteigungen waren nicht zu entdecken, weshalb wir einen grossen Steinmann erbauten. Mein Begleiter nannte den Berg **Pizzo Cigola**, nach dem 2½ *km* weiter westlich befindlichen Passe; der Führer Trivella behauptete, er hiesse **Monte Rondonino**, obwohl sonst auch der Monte Aga mit diesem schönen Titel bezeichnet zu werden scheint.[2]) Die Aussicht von dem Gipfel mit dem zweifelhaften Namen ist natürlich durch den Pizzo del

[1]) Bocchetta di Poddavista der Ital. Mil. Karte.
[2]) Vergl. Guida della Valtellina Sondrio 1884, II. Ed., S. 203/4.

Diavolo nach Süden zu fast ganz gesperrt, aber er selbst, »das Matterhorn der Bergamasca«, gewährt mit den steilen, von einem kleinen Gletscher unterbrochenen Wänden der kühnen Pyramide einen überwältigenden Anblick. Auch auf dieser Seite wurde schon ein Abstieg ausgeführt.[1])

Nach kurzer Zeit wurde der Grat ungangbar, aber Kamine, Wandeln und Absätze vermittelten ein nicht eigentlich schwieriges Herabkommen auf der Nordostflanke in ein kleines Schneethälchen, von dem wir zu dem nächsten Gipfel, dem **Pizzo Ceric**, 2665 *m*, emporkletterten (12 Uhr 15 Min.). Diese Spitze ist am Gratknie gelegen und bietet daher schöne Blicke in die Val del Salto und die Valle di Ambria. Nach Norden entsendet sie einen Felsrücken, der das letztere Thal von der Valle di Agneda trennt. So kommt es, dass von dem in wenigen Minuten über den Grat zu erreichenden Passo del Salto, 2419 *m*,[2]) die Aussicht nach Norden sich bereits wieder verändert hat (12 Uhr 45 Min.). Gern hätte ich den Grat über den touristisch noch unerstiegenen Pizzo Gro, 2630 *m*, und die Cima Soliva, 2705 *m*, bis zum Rifugio Brunone weiter verfolgt, aber jetzt stiegen von allen Seiten die üblichen Nachmittagsnebel empor, so dass der wegkundige Müller kaum noch den Pfad in die Val del Salto zu finden vermochte. Dann schien wohl wieder auf Augenblicke die Sonne, eine Spitze tauchte in unwahrscheinlicher Höhe aus den Wolken, aber endlich neigte sich die atmosphärische Wagschale definitiv zum Schlechten, und unter Donner und Blitz, in strömendem Gewitterregen zogen wir in Fiumenero ein (4 Uhr 30 Min.). Nach kurzer Rast im gastlichen Palazzo Santo Murandi's nahm ich Abschied von meinem Begleiter[3]) und fuhr nach Bondione, 879 *m*, wo allen wegmüden Wanderern Erfrischung und Unterkunft im Albergo alla Cascata winkt.

Und jetzt sollte ich endlich in das Herz der Bergamasker Alpen eindringen, alle die eisgepanzerten Felsriesen von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, die sich 2000 *m* hoch über die Sohle des Serianathales erheben. Leider verurtheilte mich die Ungunst der Witterung zu einem Ruhetage, als aber bei der Ankunft Baroni's[4]) am Abende die dunklen Wolken langsam verschwanden, wurde der Aufbruch für den nächsten Morgen festgesetzt. An dem Gelingen der projectierten Touren zweifelte ich keinen Augenblick, Baroni's Ruf als bester Kenner und Erschliesser dieses Alpengebietes bürgte für den Erfolg.

Am 10. Juli brachen wir von Bondione um 5 Uhr 15 Min. auf, mussten aber leider schon in Fiumenero wieder eine längere Rast machen, bis Brot gebacken war, das wir mit etwas Käse als einzigen Proviant benöthigten. Bis zur Baita del Campo kannte ich den Weg schon von der Besteigung des Pizzo del Diavolo aus, dann wandten wir uns rechts, um an herrlichen Wasserfällen vorüber auf gutem Steige die Alpe Lazer zu erreichen. Unterwegs hatte ich das Vergnügen, einen vom Redorta kommenden Sectionsgenossen begrüssen zu dürfen, den einzigen Hochtouristen, welchen ich während meines Aufenthaltes in den Bergamasker Alpen antraf. Einen durch Regenschauer erzwungenen Aufenthalt in der Baita Lazer, 1738 *m*, benützte ich zu eingehender Inspection des gebrechlichen Bauwerkes. Wer an unsere heimischen Sennhütten gewöhnt ist, wird nicht ohne leises Staunen den Vergleich mit der bergamaskischen Schwester machen können. In Karikierung eines bekannten Ausspruches möchte man sagen: zu einer solchen baita gehört Schmutz, viel Schmutz, sehr viel Schmutz — alles andere erscheint als nebensächlich. Man hat zwar behauptet, dass auch der Schmutz in Italien malerisch sei, aber da

[1]) Jahrbuch des S. A. C. 1896, Purtscheller, Die Bergamasker Alpen.
[2]) Guida It. alle Prealpi Bergam., S. 33.
[3]) Luigi Masocci, Fiumenero, bei Führermangel zu empfehlen.
[4]) Riv. Mens. 1891, S. 26. Ausz. aus »La Lombardia« vom 23. Jan. 1891 über Baroni.

man meistens während des Schlafens die Augen geschlossen hält, würde ich von der Benutzung der bergamaskischen, bezogenen Alphütten als Nachtquartier dringend abrathen. Ich war herzlich froh, als wir wieder weiter wanderten und nach 1¼stündigem Steigen das Rifugio Brunone erreicht hatten, 2280 *m*. Dasselbe, von der Section Bergamo des C. A. I. erbaut, bietet neben dem üblichen offenen Raum, Küche und Schlafzimmer für sechs Personen, keinen Proviant, aber einen wohlgefüllten Arzneikasten, der neben allen etwa nöthigen Medicamenten auch eine mächtige Flasche mit Zacherlin und die dazu gehörige Spritze enthält. — Die Aussicht vom Rifugio ist infolge des Contrastes zwischen den düsteren Schieferwänden und der freundlichen, weithin sichtbaren Valle Seriana äusserst reizvoll; leider verhinderte uns das ungünstige Wetter, den gleich hinter der Hütte aufragenden Pizzo Brunone, 2537 *m*, zu besteigen. Trüber Vorahnungen voll legte ich mich zur Ruhe, als ich aber nachts ins Freie trat, leuchtete ein wolkenloser Sternenhimmel in verheissungsvoller Pracht. Und diese Verheissung trog nicht. Selbst der kalte Sturm,

Pizzo Redorta und Punta di Scais von Westen.

der sich in der ersten Stunde unseres Aufbruches (2 Uhr 50 Min.) unangenehm fühlbar machte, legte sich, als wir über die Gras- und Geröllhalden der Vedretta Brunone zustrebten. Zwei deutlich erkennbare Routen führen auf den **Redorta**: Ein breites, steiles Firncouloir leitet direct zum Grate und von da von Süden auf den Gipfel. Ausserdem kann man den Gletscher erst später betreten, gegen den Sattel zwischen Redorta und dem nächsten, nördlichen, namenlosen Gratthurm ansteigen, und endlich von Nordwesten das Ziel erreichen. Wir wählten letzteren Weg und standen bereits um 5 Uhr 5 Min. auf dem höchsten Punkte, 3037 *m*.[1])

Noch war die Sonne nicht sichtbar. Die tiefe Ruhe der Morgendämmerung breitete sich über Berg und Thal, dann plötzlich erstrahlte weit draussen als erste Fackel des glorreichen Tages der Schneedom des Monte Rosa in zartem Lichte, immer mehr Bergspitzen streiften ihr Schattengewand ab und hüllten sich in leuchtende Gluthwellen — und bald lag es klar vor unseren Blicken, dies herrliche Stück Land, — von den hellgrünen Rebenhügeln im Süden bis zum gigantischen Eisringe, der

[1]) Alpine Journal 1895. Augustheft. Some notes on old tracks.

nach drei Seiten hin die Welt abzuschliessen scheint. Nur die ungeheuern, düsteren Felskolosse der nächsten Umgebung bewahren auch im hellen Sonnenschein ihren unnahbaren Charakter. In furchtbaren Wänden fällt der Redorta zur Valle di Coca ab,[1]) drüben erhebt sich ebenso trotzig das schneegebänderte Felsgerüst des Pizzo di Coca, 3052 *m.* Und immer wieder wird das Auge von dem nur wenige hundert Meter entfernt aufragenden, schwarzen Thurm der Punta di Scais gefesselt, der schwierigsten und am öftesten beschriebenen Zinne der Bergamasker Alpen, welche auch wir heute noch zu besteigen hoffen.

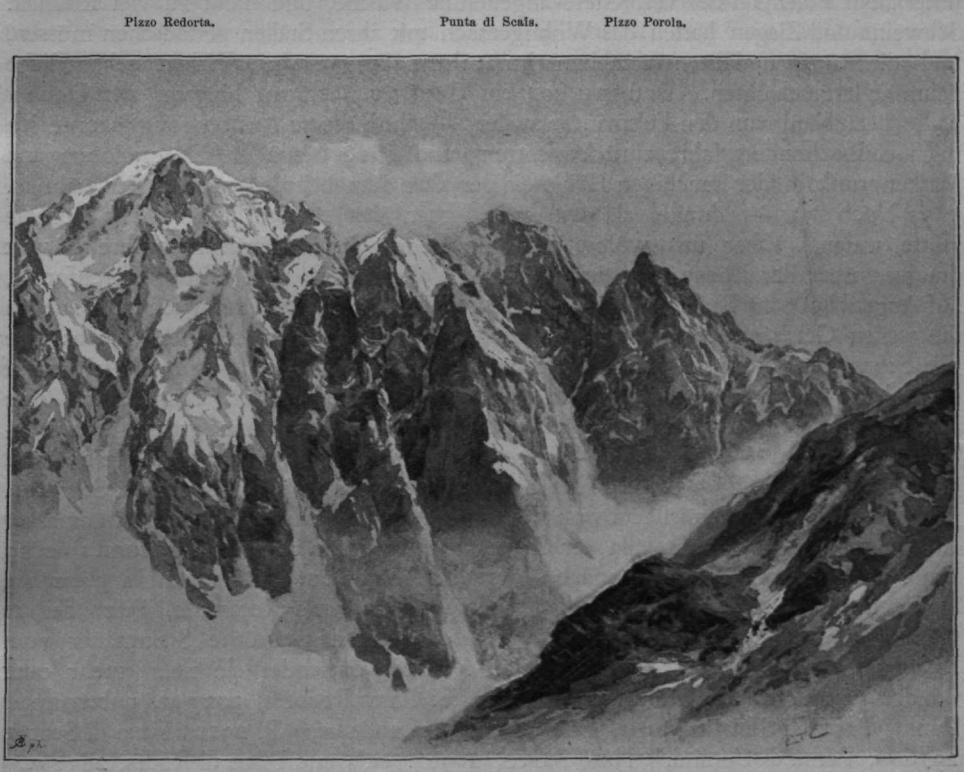
Über den hartgefrorenen Firn geht es leicht zum Schneesattel zwischen Redorta und dem nächsten Gratzacken, der nun auf schmalen Bändern und Felsleisten fast horizontal umgangen wird, bis man die breit heraufreichende Vedretta di Scais betritt. Nun querten wir sie etwas aufwärts, der Gratmauer entlang, die bald von einem engen, schwarzen, meist vereisten Kamin durchrissen wird. Eine überhängende Felsstufe, an der ein dünnes, kaum vertrauenswürdiges Seil angebracht ist, vermittelt den Anstieg auf den Grat. Eine senkrechte Wand mit guten Griffen ist bald überwunden und endlich stehen wir vor dem letzten Hindernisse, der sogenannten piodessa.[2]) Baroni entledigt sich seiner Stiefel, bald ist er über meinem Kopfe verschwunden. Ich folge am Seile. Noch wenige Schritte über den brüchigen Grat und der Steinmann ist erreicht, der Sieg gewonnen. Auf dem Wege der ersten Ersteiger[3]) sind wir auf die **Punta di Scais**, 3040 *m*, den zweithöchsten Gipfel der Orobischen Bergkette gelangt (7 Uhr).

Wenn die Schwierigkeiten auch nur kurz und mit denen einer grösseren Dolomitentour kaum zu vergleichen sind, so begreift man doch, dass in den verhältnissmässig an schwierigen Routen armen Bergamasker Alpen die Punta di Scais ein ersehntes Ziel bildet und bereits eine ausführliche Ersteigungsgeschichte aufweist. Mit Vermeidung der »Piodessa« erreichte sie, auf der Ostseite ausweichend, Dr. C. Porta 1890,[4]) über den Nordgrat Ant. Cederna 1889.[5]) Über die abschreckende Ostwand wurde sie am 29. Juni 1896 von mehreren Mailändern erklettert,[6]) und einen neuen Weg im letzten Theile scheint Pr. Sc. Borghese am 24. September 1896 gefunden zu haben.[7]) Auch führerlos wurde die Punta di Scais schon erstiegen, und zwar an einem Tage mit dem Pizzo del Diavolo und Redorta von den Herren L. Purtscheller und Dr. Blodig, eine geradezu staunenswerthe Leistung.[8]) Erleichtert wird die schöne Tour durch eine für 1897 projectierte Schutzhütte der Section Sondrio des C. A. I. bei den Case di Scais, ca. 1470 *m.*[9]) Eine neue Route ausfindig zu machen, blieb mir unter diesen Umständen versagt, aber da meine Wünsche natürlich dahin giengen, möglichst viel von der Centralgruppe dieses Gebirgstheiles zu sehen, beschloss ich, wenigstens den ersten Abstieg über die Ostwand auszuführen.

Nachdem wir die herrliche, unbeschränkte Aussicht genügend bewundert hatten, kletterten wir über die piodessa wieder zur bocchetta di Scais hinab, von wo ich, während Baroni die Stiefel anzog, die zum Cocathal abfallenden Wände betrachtete. Eine breite, steile Schneerinne führt bequem bis zur Thalsohle, allein die zahlreich umherliegenden Steintrümmer liessen sie sogleich als gefährlich und

[1]) Riv. Mens. del C. A. I. 1889, S. 382, I. Erst. von Osten.
[2]) Vom Dialektwort piöde = Schieferplatte, piodessa = glatter Abbruch.
[3]) Boll. del C. A. I. 1882, S. 203, I. Erst.
[4]) Riv. Mens. del C. A. I. 1891, S. 162.
[5]) Boll. del C. A. I. 1890, S. 165, I. Erst. v. N.
[6]) Riv. Mens. del C. A. I. 1896, S. 413.
[7]) Riv. Mens. del C. A. I. 1896, S. 490.
[8]) Jahrb. des S. A. C. 1896.
[9]) Riv. Mens. del C. A. I. 1896, S. 458.

unpraktikabel erscheinen. Wir stiegen daher ohne besondere Schwierigkeit, immer nach rechts querend, zum Rande der Rinne ab, überquerten sie in möglichster Eile, und konnten dann in ziemlich gerader Linie, theils auf dem Grate eines Vorgipfels, theils auf der Nordseite desselben, unseren Weg fortsetzen. Das Gehen auf den schuttbedeckten, zerbröckelten Bändern ist nicht im geringsten gefährlich, aber äusserst ermüdend. Endlich wurde uns das ewige Tasten, Rutschen und Klettern zu viel, ohne lange zu zaudern, sprangen wir in die Rinne, und in sausender Fahrt gieng's hinunter, bis wir, längst aus dem Bereiche aller Steingeschosse, auf dem den Thalboden bedeckenden Geröll landeten. Wenige Schritte führten uns zu dem zwischen Schuttströmen eingebetteten Lago di Coca, an dessen klarer Fluth wir uns zur Ruhe hinstreckten, 2015 *m* (11 Uhr).



Pizzo Redorta und Punta di Scais von der Val di Coca.

Das Cocathal ist eines der düstersten Thäler, das eine rastlos zerstörende Natur hervorgebracht hat. Auf beiden Seiten von schwärzlich grauen, 1000 *m* hohen, imposanten Felswänden eingeschlossen, bietet es in den steil eingerissenen Schneeschluchten dem Auge die einzige Abwechslung. Kein Fleckchen, wo weiches Moos oder eine Alpenblume Nahrung für ein kümmerliches Dasein fände, allenthalben graue, leblose, aber erdrückend grossartige Einsamkeit und Öde. Nur über den Thalriegel blickt in duftigem, zartblauen Schimmer das Felshaupt der Presolana.

Dann folgte dem herrlichen, erfolgreichen Tage ein Nachtlager in der baita di Coca, dessen Mühen, Leiden und Anstrengungen ich denen eines russischen Gefangenen in den Etappengefängnissen auf der Reise nach Sibirien an die Seite stellen möchte. Eine solche Anhäufung der verschiedensten Schmutzarten konnte wohl Staunen,

nimmer aber Begeisterung erwecken. Etwas deprimiert blickten Baroni und ich von einem in dichten Alpenrosen stehenden Felsklotze hinunter nach Bondione und dem deutlich sichtbaren Albergo alla Cascata. Sollten wir die 1100 *m* hinabsteigen? Dann hatten wir am nächsten Tage 2200 *m* Verticaldistanz zu überwinden und versäumten die klaren, aussichtsvollen Morgenstunden auf dem Gipfel des Coca — also dageblieben! Die zwei zersägten, abenteuerlich zerklüfteten Südgrate des Redorta und des Coca, zwischen welchen wir eingeschlossen waren, boten dem Blicke immerhin einige Abwechslung, und jetzt zogen Wolken von Norden her in das schluchtähnliche Thal, huschten lautlos an den schwarzen Schieferwänden vorüber, ballten sich zu dunkelgrauen Massen, aus denen bald kräftige Wassergrüsse uns in die Hütte trieben. Und innen war's nicht einmal so schlecht! Das flackernde Feuer unter dem Polentakessel verbreitete angenehme Wärme, und nicht zu viel Klarheit. Schweine und Ziegen hatten das Wohngemach mit ihren Ställen vertauschen müssen, und die bärtigen Hirten erzählten im echten Bergamasker Dialekt schauerliche Schmugglergeschichten. Draussen zog ein Gewitter über uns hinweg, der Donner hallte betäubend von den Felsmauern wider, — ohne grosse Anstrengung konnte ich mich einige hundert Jahre zurückversetzen, und ohne besondere Decorationen und Maskenprunk in der rauchigen Höhle einiger alten Langobarden oder Gallier wähnen.

Noch war es dunkel als wir am Morgen des 12. Juli um 3 Uhr vor die Hütte traten. Ober uns wölbte sich ein klarer Sternenhimmel, während weit draussen über der Ebene eine unheimliche Wolkenwand, von Blitzen durchfurcht, auf Augenblicke im Feuer zu stehen schien. Wir überquerten den Bach und stiegen die steilen Grashänge empor, bis wir nach etwa 1½ Stunden scharfen Gehens eine mit Schnee und Schutt erfüllte Mulde betraten. Aus dieser gelangten wir leicht auf die Scharte zwischen dem Coca und seinem südlichen Vorgipfel. Nun begann eine reizvolle Kletterei, meistens westlich vom Grate, die uns ohne grosse Schwierigkeiten schon um 6 Uhr auf den schneegekrönten höchsten Punkt des **Pizzo Coca**, 3052 *m*,[1]) brachte. Der Gipfel bildet eine ca. 200 *m* lange, fast horizontale Schneide. Infolgedessen ist die Aussicht, obwohl der Pizzo Coca die höchste Zinne der Bergamasker Alpen ist, eine beschränkte, da der Gipfelgrat stets einen Theil des Horizontes deckt. Ganz frei hingegen sieht man nach Osten und Westen auf das die weithin glänzende Vedretta del Trobio einschliessende Felsdreieck des Pizzo Recastello, Pizzo dei tre Confini und Monte Gleno, und die ungeheure, zinnengekrönte Steinmauer vom Redorta bis zum Rodes. Auf ungefähr 4½ *km* entsendet sie neun mehr oder minder ausgeprägte Gipfelthürme in die Lüfte: Pizzo Redorta, 3037 *m*, unbenannter Punkt, Punta di Scais, 3040 *m*, Pizzo di Porola, 2981 *m*,[2]) P. 2922, Pizzo di Scoter, 2976 *m*, Punta di Uomini,[3]) Pizzo Biolco, 2798 (?) *m*,[4]) und Pizzo di Rodes, 2831 *m*.[5]) Der Hauptkamm zweigt vom Pizzo di Porola nordöstlich, wendet sich beim Passo di Coca nach Osten und zieht in dieser Richtung, einen trotzigen Felsthurm tragend, bis zum Coca. Nach Norden zu stürzen von ihm steile, zerklüftete Gletscher zu Thal, die Vedretta Lupo und die Vedretta delle Fascere, über welche der Coca unter grossen Schwierigkeiten aus der Valle Arigna einmal bestiegen wurde.[6]) Vom Coca läuft der Kamm nach Norden, biegt scharf nach Osten um und läuft circa 7 *km* nach Osten, folgende Gipfel tragend: Pizzo Druito, 2823, 2863, 2901 und 2790 *m*, Pizzo del Diavolo, 2927 *m*, P. 2809, uncotierter Gipfel, und Monte Torena,

[1]) Boll. d. C. A. I. 1879, S. 592.
[2]) Boll. d. C. A. I. 1882, S. 205—207.
[3]) v. Alp. J. 1895. Aug.-Heft. Some notes on old tracks, auf der I. M. K. nicht angegeben.
[4]) Riv. Mens. d. C. A. I. 1888, S. 68 ff.
[5]) Boll. d. C. A. I. 1875, S. 23, R. M. 1888, S. 68. — Guida della Valtellina, S. 208.
[6]) Boll. d. C. A. I. 1890, S. 157.

2911 *m*; hier nimmt der Grat bis zum schon erwähnten Monte Gleno, 2883 *m*, eine rein südliche Richtung an und schliesst so das ungeheure, nach Süden zu offene Viereck, dessen Ränder die höchsten Erhebungen der Bergamasker Alpen bilden.

Es war eisig kalt auf dem Gipfel des Coca, und schon nach kurzer Zeit verliessen wir ihn wieder, um auf bekanntem Wege zu der Scharte im Südgrate abzusteigen. Nach kurzer Rast wandten wir uns nun östlich, kletterten die leichten Felsen bis zu einem Firnfelde hinab, überwanden dieses abfahrend und gelangten über wahre Schuttströme zugleich mit einer mächtigen Staubwolke zum Ufer des Lago di Val Morta, 2161 *m* (8 Uhr 45 Min.). Hier beriethen wir, was noch zu unternehmen wäre. Der Druito und Diavolo erhoben sich in nächster Nähe. Da ich wusste, dass Purtscheller und Blodig den Diavolo di Val Seriana schon 1894 bestiegen hatten,[1]) stimmte ich für den Druito. Den Rucksack liessen wir zurück, umgiengen auf sehr steilen Grashängen den südlich herabziehenden Grat, arbeiteten uns dann mühsam über Schnee und feinen Schutt auf den Verschneidungspunkt mit dem Hauptgrate, und erreichten endlich von Westen über die unglaublich brüchigen Felsen einen Gipfel des Druito, 2901 (?) *m* (10 Uhr 10 Min.). Ob es der höchste Gipfel war, dürfte ohne genaue Messinstrumente schwer zu unterscheiden sein. Der langgestreckte Grat trägt mehrere fast gleich hohe Erhebungen. Wir befanden uns auf der vierten vom Passo del Diavolo aus. Erstiegen sind ausserdem P. 2863[2]) und P. 2790; letzterer auf einer abenteuerlichen Tour auf den Pizzo del Diavolo von Norden.[3])

Grabbe's Faust war kein Alpinist, sonst hätte er sich seinen Geisterpalast nicht auf den Gipfel des Montblanc hinauftragen lassen, wo die Aussicht nicht besonders hervorragend sein soll, sondern auf den Pizzo Druito. Und dann hätte er wohl gerufen: »Ich gebe das Zaubern auf, denn so kann ich's doch nicht.« Was ich da droben sah — ich will es zu beschreiben versuchen.

Senkrecht fällt die schwarze Felsmauer zur Vedretta del Cagamei ab, die sich, zerrissen von bläulichen Spalten, in blendender Weisse anschliesst an die dunklen Tannenwälder, die einsamen Höhenzüge der Valle Malgina. Langsam lösen sich die starren, eintönigen Conturen, werden heller und weicher, und vor uns liegt die freundliche Flur der von der Adda durchrauschten Val Tellina mit ihren gelben Getreidefeldern, den stolzen Schlössern und froh grüssenden Dörfern. In duftig blaue Felsberge verliert sich das Veltlin auf beiden Seiten. Wie ein letzter Wächter ragt im Westen der spitze Monte Legnone empor; im Osten schmelzen Apricas Waldhügel, Adamello und Presanella, zu einem von fruchtbarer Lieblichkeit bis zur titanenhaften Grösse sich aufbauenden Bilde zusammen. Drüben aber über dem Veltlin steigen die Eisriesen des Engadins, ihre ganzen ungeheuren Flanken dem Blicke bietend, in athemraubender Mächtigkeit zum Himmel. Ihr Fuss wurzelt in den freundlichen Gefilden des weiten Thales, das firnbedeckte Haupt kämpft mit den ziehenden Wolken. Und über all' der Schönheit strahlende Mittagsgluth! Sei mir gegrüsst, du Sonne des Südens, die du leuchtenden Farbenzauber webst. Deine Strahlen wandeln lebentötende Schneefelder in glänzende Crystalle, die Spalten der Gletscher werden zu märchentiefen, edelsteinbesetzten Höhlen, aus grauem, todtem Gestein schaffst du gleissender Burgen weithin zu erschauende Pracht — Leben weckt dein brünstiger Kuss allüberall, herrliches, lachendes Leben. — Plötzlich wehrt eine dicke Wolke dem segnenden Lichte. Zu Schatten erstarrt dräuen düster die finsteren Berge in unnahbarer Unerbittlichkeit, fremd dem Menschen und seinem Wunsche.

[1]) Jahrbuch des S. A. C. 1896.
[2]) Riv. Mens. 1894, S. 401. — Riv. Mens. 1892, S. 283.
[3]) Boll. del C. A. I. 1890, S. 161 ff.

Aber sieghaft zerstreut die Sonne das Nebelgespinnst, in weichen Dunst aufgesaugt fliegt es von dannen, und wieder liegt sie athmend in traumhafter Schönheit vor den trunkenen Augen, die Allmutter Erde. Baroni aber kann, was ich mit allen Künsten der Feder nicht vermocht habe: ergriffen fasst er alle Eindrücke in ein Wort zusammen und murmelt andächtig, leise: Che bellezza! —

Der Pizzo di Druito entsendet westlich von P. 2901 einen kurzen Gratast nach Norden, der sich im Pizzo di Faila zu einem selbstständigen Gipfel, 2480 *m*, aufschwingt. Indem wir den Ablösungspunkt vom Hauptkamme umgiengen, gewannen wir einen neuen Blick auf die kleine, zerschründete Vedretta Vagli, deren Abfluss schon der Val Arigna Nahrung spendet. Im Süden wurden jetzt zwei winzige, noch halb mit Eis bedeckte Seen sichtbar, die unterhalb des unpassierbaren Passo del Diavolo, 2601 *m*,[1]) gelegen sind. Die italienische Militärkarte verzeichnet hier einen »schwierigen Fusspfad« (sentiero diff^le.), der jetzt nicht vorhanden ist und wahrscheinlich auch nie vorhanden war.

Nachdem wir uns das Vergnügen gemacht hatten, vom morschen Grat einige Steinklötze in die Tiefe zu senden und so Miniaturlawinen zu verursachen, kehrten wir auf unserem Anstiegswege zum Lago die Val Morta zurück (1 Uhr 30 Min.). Der weitere Weg durch das todte Thal zwischen den vegetationslosen Abstürzen des Coca und des Pizzo Capponcello, 2548 *m*, rechtfertigt den Namen in vollstem Maasse, bis wir, uns endlich links wendend, das weite Becken des obersten Seriothales zu unseren Füssen sehen. In wenigen Minuten sind wir unten auf der ebenen Weidefläche des Pian di Barbellino. Noch muss der vom Gletscherwasser hoch angeschwollene Serio überschritten werden, um zum Rifugio zu gelangen. Trotzdem vier Pässe von hier ausgehen, der Passo della Malgina, 2763 *m*, Passo di Bondone, 2785 *m*, Passo di Caronella, 2611 *m*,[2]) in die gleichnamigen Seitenthäler des Veltlins, und der Passo Grasso di Pila, 2516 *m*, in das Belvisothal und nach Aprica, giebt es keine verkehrsvermittelnden Brücken. Baroni, lustig und bereitwillig wie immer, entkleidete sich daher dementsprechend und trug mich auf das andere Ufer. Noch ein kurzer Anstieg, einen niederen Felsvorsprung hinauf, und wir stehen vor dem neuen, behaglich aussehenden Rifugio Curò,[3]) ca. 1890 *m*.

Der Wirth von Bondione hatte mit meinen bei ihm zurückgelassenen Sachen Proviant und eine mächtige Korbflasche mit Wein heraufgeschickt, und da seit drei Tagen Brot und Wasser uns hatte genügen müssen, begrüssten wir die reichhaltigen Vorräthe mit Freuden. Während Baroni Latschen zum Feueranmachen abhieb, betrachtete ich von einem Felsvorsprunge die abwechslungsreiche Aussicht. Fast zu unseren Füssen liegt Bondione inmitten des grünen, lieblichen Seriothales. Dahinter blauen in weiter Ferne Arera und der seltsame Kegel des Monte Ferante. Eingefasst wird dieses Bild im Süden von den Hängen des erzreichen Monte Cimone, 2535 *m*, während nördlich der Redorta- und Cocagrat coulissengleich vorspringen. Rückwärts erhebt sich die kühne Felssäule des Berges mit dem schönen Namen Recastello, 2888 *m*, tief unten aber bricht aus finsterer, unsichtbarer Felsschlucht der Serio in tosendem Falle hervor.

Das Rifugio wurde von der Section Bergamo des C. A. I. unweit der alten Hütte erbaut. Es enthält einen offenen Raum, eine Küche mit Conservenkasten, sowie Wein in märchenhafter Güte, Billigkeit und Auswahl, und weist auch ein Schlafzimmer für zwölf Personen auf. Dass auch hier ein reicher Vorrath von Zacherlin vorhanden

[1]) Nach mündlicher Mittheilung nie begangen.

[2]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 104.

[3]) Nach Sig. Cav. Ing. Ant. Curò, dem hochverdienten Präsidenten d. S. Bergamo d. C. A. I.

ist, kam unserer Nachtruhe wesentlich zu Gute. Abends erschien Trivella mit zwei italienischen Touristen und brachte mir — ich will diesen Beweis echt italienischer Liebenswürdigkeit nicht unerwähnt lassen — einen Haufen Nüsse als Erinnerung an meinen Aufenthalt im Albergo alla Cascata, wo man von meiner Vorliebe für diese Früchte Kenntniss hatte.

Am 13. Juli brachen wir um 3 Uhr 15 Min. auf, stolperten im Dunkeln zum Pian di Barbellino hinab, überquerten die Weideflächen und folgten dann dem am Serioufer hinziehenden Fusspfade. Sehr merkwürdig gestaltete sich die Überschreitung mehrerer Gletscherbäche durch abenteuerliche Sprünge ins Ungewisse, die denn auch oft genug fehl giengen. Die Wanderung bis zum wundervoll blauen Lago Barbellino, 2152 *m* (5 Uhr 15 Min.), ist nicht besonders schön; von da ab wird sie sogar etwas eintönig. Wir stiegen die grünen, mit spärlichem Edelweiss bedeckten Hänge gegen Norden hinan, wandten uns hierauf rechts und kletterten an dem Südsüdwestgrate des Monte Torrena empor. Dieser Berg ist von jeder Seite zu erreichen, sowohl von Süden[1]) als Norden[2]) und bietet daher kein besonderes touristisches Interesse. Aber als Nordostpfeiler der Centralgruppe der Bergamasker Alpen gewährt sein Gipfel die günstigste Aussicht über deren mir noch unbekannten östlichen Theil. Um 6 Uhr 55 Min. hatten wir die erste Spitze erklommen und zehn Minuten später über den Grat leicht den höchsten Punkt des **Monte Torena**, 2911 *m*.

Der erste Blick brachte mir eine herbe Enttäuschung. Bis zum Camonicathal sah ich auf ein Gipfelmeer hinab, dessen einzelne Erhebungen eine unerreichte Einförmigkeit aufweisen; es sind langgestreckte, bräunlich-grüne Kämme, aus denen schwarze Schieferkuppen unansehnlich hervorragen. Jetzt begriff ich, warum über diese Berge in der alpinen Literatur so viel wie nichts zu finden ist. Sie zu ersteigen, ist unnöthig. Ersteigungen sind mir vom Monte Venerocolo, 2590 *m*, Monte Telenek, 2740 *m*, Dosso Passo, 2577 *m*, und Monte Torsoleto, 2708 *m*, bekannt geworden, doch ist kein Zweifel, dass sämmtliche Höhen schon lange vor Beginn der alpinen Ära von Schafhirten mit ihren Pflegebefohlenen betreten wurden.

Dennoch ist die Aussicht vom Monte Torena höchst grossartig. Drüben über der Val Camonica baut sich die Adamellogruppe in packender Übersichtlichkeit und Mächtigkeit auf. Die blauen Felshäupter des Baitone, Miller, Plem etc. schmiegen sich an die Eismassen des Adamello und Caré alto. Im Süden ragen Frisozzo und Listino aus dem Gewirr von Graten, Karen und Spitzen empor. Und in nächster Nähe glänzen die verschiedenfarbigen Seespiegel des Lago Nero und Lago Verde herauf, während aus dem schöngeschwungenen Belvisothale dunkle Tannenwälder grüssen. Weiter im Süden wecken die Dolomitthürme, und Zinnen und Zacken der Concarena und Cima di Camino Hoffnung auf reizvolle Klettertouren. Den Abschluss nach Norden bildet wieder der königliche Bernina, dessen gewaltige Gliederung immer gleicher Bewunderung und Huldigung würdig ist. Erst um 9 Uhr verliessen wir den aussichtsreichen Gipfel und kehrten zum Rifugio zurück (11 Uhr 40 Min.).

Nachmittags unternahmen wir einen Ausflug zur weitberühmten Cascata del Serio.[3]) Baroni führte mich einen kaum sichtbaren Pfad an steiler Felswand entlang, zwischen Latschen und Alpenrosen hindurch, einen wahren Märchenweg. Solche Blumenpracht hatte ich selbst in diesen vegetationsgesegneten Alpen noch nicht gesehen. Auf jedem grünen Fleckchen mischten sich zierliche Farren mit bunten Blumenkelchen, aus jeder Felsenritze grüssten tief leuchtende Glocken, duftende

[1]) Jahrbuch des S. A. C. 1896.
[2]) Riv. Mens. del C. A. I. 1889, S. 109.
[3]) Boll. del C. A. I. 1889, S. 437—441.

Dolden. Froh meiner botanischen Unkenntniss genoss ich mit allen Sinnen diese zauberhafte Farbenpracht. Der weise Baroni aber wusste von jeder Blume, jeder Wurzel, jedem Blatt eine heilsame Kraft zu berichten, und, wenn ich ihm glauben darf, muss ich mich wundern, dass es noch Krankheiten und Gebresten giebt, wo doch auf diesem kleinen Plätzchen Heilung für alle zu finden wäre.

Immer stärker werdendes Tosen und Donnern kündigte die Nähe des Falles an. Auf senkrecht abstürzendem Felsvorsprunge hat die Section Bergamo des C. A. I. durch Ebnen des Platzes und Anbringen von eisernen Geländern ein Belvedere geschaffen, von dem man direct auf den Serio blickt, der erst in vollem Gusse in den Abgrund schiesst, sich dann in einzelne, weissleuchtende Garben aufzulösen scheint, und in der Tiefe endlich in kochendem, brodelndem Wirbel mit donnerndem Schalle auf die Felsen aufschlägt. Die Höhe des Falles von hier oben abzuschätzen ist nicht gut möglich. Leider fehlte uns die Zeit, ihn von unten zu betrachten, wo er, noch zwei kleinere Fälle bildend, ein überwältigendes Bild bieten muss. 1 1/2 Stunden nach unserem Aufbruche betraten wir wieder das Rifugio.

Der nächste Tag (14. Juli) war der letzte für die Begehung der centralen Bergamasker Alpen bestimmte. Mit dem die Vedretta del Trobio einschliessenden Felsdreieck des Recastello, Pizzo dei tre Confini und Monte Gleno waren dann so ziemlich die Hauptpunkte des Gebietes erstiegen, und mit einem kurzen Besuche der südlichen Dolomitgruppe mein Ziel erreicht, die Durchquerung der Bergamasca vollendet. Dass das Schicksal mir nicht vergönnte, meine Pläne vollständig zur Ausführung zu bringen, ahnte ich glücklicherweise nicht, als ich mit Baroni früh morgens auszog, den **Recastello** zu bezwingen. Bezwingen ist eigentlich nicht das richtige Wort, es sei denn, dass man den nach meiner Ansicht kaum aussichtslosen Versuch machen würde, den Gipfel durch eine der nördlich herabziehenden Schneeschluchten zu besteigen; für den gewöhnlichen Weg dürfte ein minder kampffroher Ausdruck genügen.[1]) An steil abfallenden Platten querend, folgten wir dem undeutlichen Pfade in die einsame Valle della Cerviera. Prachtvolle Felswände zur Linken geben auf dem eintönigen Marsche ein willkommenes Schaustück. Bei einem dünnen Wasserfalle gieng es empor. Dann wandten wir uns ostwärts und standen jetzt in dem von unserem Ziele und dem Pizzo dei tre Confini begrenzten Kare. Die herrliche Gestalt des Recastello war zu einem formlosen Trümmerhaufen zusammengesunken, von dessen oberstem Rande spielende Gemsen Steine herabsandten, bis wir sie durch lautes Geschrei verscheuchten. Ein begrünter Kamin vermittelte den weiteren Anstieg, der uns auf den kurzen Südgrat brachte. Die Kletterei, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen darf, war leicht und lustig. Bald hatten wir den Hauptgrat erreicht, und auf und neben ihm, immer in die gähnende Tiefe zum Barbellinobecken hinabblickend, den Gipfel, 2888 *m* (6 Uhr 15 Min.).

Ein Wolkenmeer lag über der Ebene, klar ragten unsere alten Freunde, der Redorta, Coca, Druito und Torena in den Himmel. Zwischen ihren bräunlichen Felsmauern glitzerten die tiefdunklen Hochseen, welche jeder Bergamaskeraussicht einen besonderen Reiz verleihen. Direct zu unseren Füssen lag in unberührter Weisse strahlend die Vedretta del Trobio, ein ganz stattliches Eisfeld, von zahlreichen Thürmen bewacht, unter denen der bizarre Bau des Gleno besonders die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Er sieht aus, als ob Gigantenhände aus den umherliegenden Felstrümmern einen Riesenhaufen zusammengekehrt hätten, ein unwahrscheinliches Werk des Zufalls, nicht der gesetzmässig schaffenden Naturkräfte. Noch einen letzten Blick warfen wir auf das weithin sichtbare Serianathal, dann brachen wir auf,

[1]) Boll. del C. A. I. 1877, S. 358, unter Corno dei tre Confini.

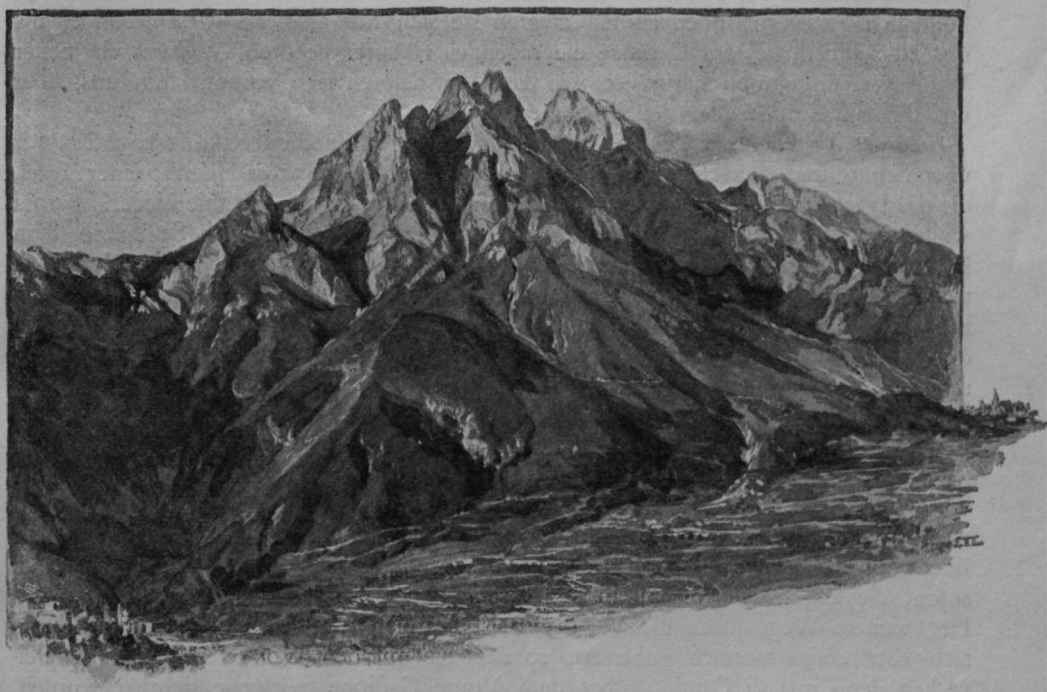
Gezeichnet von E. T. Compton.

C. Angerer & Göschl.

Gromo im Valle Seriana.

dem **Pizzo dei tre Confini** zu. Gern hätten wir versucht, ihn über den trennenden Grat zu erreichen, aber abgesehen von dem zweifelhaften Erfolge des Unternehmens mangelte uns auch die Zeit dazu. So stiegen wir denn wieder in das Kar hinab, schlenderten bequem auf steinhartem Schnee zu einer breiten Scharte empor und erkletterten über die Gipfelfelsen leicht den ersehnten Punkt, 2823 *m* (7 Uhr 45 Min.).

Infolge seiner weit vorgeschobenen, südlichen Lage ist der Pizzo dei tre Confini ein vorzüglicher Orientierungsberg. Leider schien sich das Wetter zum Schlechten ändern zu wollen. Dickgeballt lagen die Nebel wie tückische Feinde in der Val di Gleno, umzogen die Zinnen der Cima di Camino und schoben sich lautlos über den Passo della Manina[1]) gegen die grüne Kuppe des Monte Cimone heran. Eile that noth, wenn wir vom Gleno noch etwas anderes als seine düsteren Gipfeltrümmer sehen wollten. Und nun folgte einer der reizendsten Spaziergänge, die eine gütige Natur



Cima di Concarena.

eigens für den Alpinisten erschaffen zu haben scheint, über den Grat hinüber zum Gleno. Keinen Augenblick brauchten wir ihn zu verlassen. Links das von breiten Sprüngen durchzogene Eisfeld, rechts das freundliche Thal, aus dem sich steil die Wände des Tornellogrates erheben, bald fast ebene Strecken dünnen, zerborstenen Schiefers, dann wieder durcheinandergeworfene Blöcke mit bequemen Griffen und Tritten, nirgends so schwer, um ein Weiterkommen in Frage zu stellen, oder so leicht, dass man nachdächte, wozu Füsse und Bergstiefel überhaupt existierten — ein Idealgrat, ein alpiner, wohlgelungener Bergwitz. So abschreckend diese Thürme und Risse von ferne aussehen, so gemüthlich machte sich Alles in der Nähe, und schon um 8 Uhr 45 Min. standen wir auf dem Gipfel des **Monte Gleno**, 2883 *m*.

[1]) Mittheilungen des D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 103.

Dass der Gleno von allen einigermaassen schwierigeren Bergamasker Hochzinnen zuerst erstiegen wurde[1]) (über die Vedretta del Trobio), ist wohl nur ein Zufall, denn seine Aussicht ist durch die höheren Gipfel im Norden naturgemäss eine etwas beschränkte. Sehr hübsch ist der Blick in die Val di Gleno und das durch den Passo di Belviso mit ihm verbundene gleichnamige Thal. Viel mehr konnte ich im Süden nicht sehen, das wogende Nebelheer sandte seine Vorposten schon bis zu uns herauf. Im Norden führten die weissen, schleichenden Dünste noch einen erbitterten Kampf. Langsam krochen sie in den Schluchten des Coca und Redorta empor, legten sich wie fabelhafte Ungethüme in den Thälern in den Hinterhalt und schossen dann plötzlich, vom Winde erfasst, bis zu den Gipfeln, alles in ihrer feuchten Umarmung begrabend. Noch einmal riss der Sturm weite Breschen in die Wolkenmauern. Tief unter uns erblickten wir Wälder, Flüsse und schimmernde Seespiegel, plötzlich streckte ein Felszahn, ein Gratthurm die abenteuerlichen Formen aus den hüllenden Schleiern; noch einmal zeigten sie sich fast alle, die Riesenfreunde, die uns zu staubentrücktem Genusse die ragenden Häupter geboten. — Dann ein neuer Windstoss, und undurchdringlich wie das Meer dehnen sich vor uns, um uns, über uns fliehende, stockende, sich ballende Nebel.

Nach Osten unter dem Südgrate des Gleno hindurchquerend, erreichten wir über Schutt und morsche Felsen den Passo di Belviso, 2631 *m*. Unter einer Tafel, die das Jagen strengstens verbietet, liessen wir uns zum Abschiedsmahle nieder. Baroni wollte nach Bondione zurückkehren, ich durch die Val di Vo nach Schilpario, dem Hauptorte der Val di Scalve, absteigen. Mit Bedauern trennte ich mich von dem treuen Gefährten, der die Thatkraft und Umsicht des geborenen Führers, mit den liebenswürdigen Umgangsformen des Italieners, und der feinsinnigen Beobachtungsgabe des echten Naturfreundes vereinigt. Hoffentlich war sein herzliches: »Auf Wiedersehen« ebenso aufrichtig gemeint wie das meine.

Vom Passe weg querte ich die Trümmerhänge, welche von dem im Monte Tornello, 2688 *m*,[2]) gipfelnden Schiefergrate herabziehen, bis ich auf dem breiten Sattel des Passo di Gleno o Pila den Eingang in die Val di Vo gefunden hatte. Trotz der ausgezeichneten, einen Irrthum nicht entschuldigenden Karte, vergieng ich mich in den rechtsseitigen Abstürzen, und fand erst nach mühsamem Klettern über mit schönem Edelweiss bewachsene Felsen einen Ausweg zu der Malga Venano di sopra, die abgesehen von ihrem pompösen Namen nichts Einladendes an sich hat. Der weitere Weg durch die Val di Vo ist ziemlich langweilig. Das Wetter hatte sich aber einigermaassen gebessert, so dass die mit den Wolken ringenden Gipfelzacken der Cima di Camino über dem Monte Gaffione zeitweise sichtbar wurden. An hübschen Wasserfällen vorüber führt der gute Pfad zu der Vereinigung der Val di Vo mit der Valle Venerocolina, und in herrlichem Fichtenwalde fast eben hinaus in die Valle di Scalve, ein genussreicher Spaziergang. Nach fünf auf starrem Felsengrunde zugebrachten Tagen konnte ich mich wieder des Anblickes blühender Wiesen und lockender Getreidefelder erfreuen. Auf der ausgezeichneten Strasse gieng es wieder ein Stück aufwärts, dann hatte ich das stattliche Schilpario, 1135 *m*, erreicht. Im Albergo Alpino fand ich billige und ausgezeichnete Unterkunft. Da mir bekannt war, dass Schilpario als Sommerfrische von den Lombarden viel besucht sei, suchte ich mein Äusseres mit einem unerhörten Aufwand von Zeit und Mühe so civilisiert als möglich zu gestalten; erfuhr jedoch, als ich zur »table d'hôte« kam, dass die Saison noch nicht begonnen habe, und dass ich der einzige Gast wäre.

---

[1]) Freshfield »Italian Alps.«, S. 147 ff., I. Erst., Boll. d. C. A. I. 1877, S. 351.
[2]) Guida-Itiner. alle Prealpi Bergamasche, Milano 1888. — R. M. 1889, S. 109.

Der nächste Tag war der Ruhe gewidmet. In Schilpario selbst ist nicht viel zu sehen; die Umgebung aber ist in höchstem Grade reizvoll. Über dunkle Waldhügel strecken die Cima di Camino, 2492 *m*, und der Monte Sossino, 2403 *m*, ihre kühnen Dolomitzacken, von ferne glänzt über Dörfern, Wiesen und Feldern die Felsmauer der Presolana. Wenn das ungünstige Wetter auch jede weitere Tour in diesem Kalkstocke vereitelte, so tröstete ich mich damit, dass er der einzige Theil der Bergamasker Alpen ist, von welchem eine erschöpfende, Geschichte, Aufbau und Touristik umfassende Monographie existiert.[1]) Auch die Klettertour auf die Presolana ist ausführlich behandelt worden, sowohl der gewöhnliche Weg von Süden,[2]) als auch der schwierige Nordanstieg auf den Ostgipfel.[3]) Wer diese Berichte liest, wird mir beistimmen, dass Schilpario, zwischen dem Schiefergebirge des Nordens und den Dolomiten im Süden gelegen, für längeren Aufenthalt hervorragend geeignet erscheint. Ausgezeichnete Strassen verbinden es mit Bergamo und dem Lago d'Iseo, leichte Pässe führen ins Veltlin und Val Camonica. Im Thale schützt die verhältnissmässig bedeutende Höhe vor allzugrosser Sommergluth; auf den Bergen mag noch manch' unerstiegener Dolomitthurm den Alpinisten zur »Lösung eines Problemes« aneifern.[4])

Corno del Dente.

Der Morgen des 16. Juli sollte mir die letzte Entscheidung bringen. War die Witterung schön, so wollte ich die Post bis zum Giogo della Presolana benützen und am nächsten Tage die Besteigung dieses prächtigen Kalkgipfels versuchen; andernfalls hatte ich mich entschlossen, durch die weitberühmte Dezzoschlucht nach Lovere am Lago d'Iseo zu fahren und damit endgültig meine Wanderung in diesem Theile der Alpen abzuschliessen.

Und die Entscheidung kam in Gestalt eines fürchterlichen Gewitters. Als ich um $3^1/_2$ Uhr vor das Hotel trat, hatte seine ärgste Wuth schon ausgetobt, nur der

[1]) Concarena-Bagozza-Camino. P. Prudenzini, Boll. d. C. A. I. 1892, S. 109—167. — Siehe auch: Castelli G.: La valle di Scalve. Boll. del Club Alp. Italiano, Vol. XXX, 1897, S. 61—139.
[2]) Guid-It. alle Prealpi Bergam., S. 7—10.
[3]) Riv. Mens. del C. A. I. 1893, S. 326.
[4]) Siehe auch Guida al Lago d'Iseo ed alle Valli Camonica e di Scalve v. G. Rosa, Brescia 1886, und Guida Alpina della provincia di Brescia, 2d Brescia 1889.

Regen strömte noch mächtig hernieder. Unter geborgtem Schirme wartete ich geduldig auf die Abfahrt des Postwagens, der seinerseits wieder durch eine alte, verschlafene Bäuerin eine halbe Stunde aufgehalten wurde. Endlich, es mochte gegen 4 Uhr sein, fuhren wir hinaus in den blassen, noch von gelegentlichen Blitzen erhellten Morgennebel. Allmählig wurde es heller und die grossartige Umgebung langsam sichtbar, aber ihr fehlte der belebende Strahlenhauch der Sonne; dicke Wolken hiengen tief ins Thal herab und machten die Stimmung der Natur noch trüber. Die nach Vilmaggiore und Vilminore führende Strasse lassen wir rechts, dann wird das Gefälle stärker und in zahlreichen Serpentinen nähern wir uns dem erst tief unter uns dahineilenden Dezzo. In dem gleichnamigen, malerisch gelegenen Orte giebt es wieder Aufenthalt. Hier zweigt die Strasse nach Clusone und Bergamo ab.

Bald hinter Dezzo beginnt die Via mala des Südens, die 13 *km* lange Dezzoschlucht.[1]) Hier »unten« besitzt die Frage eine grosse Wichtigkeit, ob sie schöner sei als die Via mala, gerade so schön oder nicht so schön. Ich weiss nicht, ob eine erschöpfende Beantwortung bereits vorliegt, ich muss mich darauf beschränken, zu versichern, dass die Dezzostrasse jedenfalls ein alpines Schaustück ersten Ranges ist. Fast wird es dem bewundernden Blicke zu viel, 1½ Stunden lang glatte Felsmauern, gähnende Abgründe, in den Stein gesprengte Gallerien und Tunnels anzustaunen. Gemildert und belebt wird diese wilde Grossartigkeit nur durch die manchmal aus schwindelnder Höhe herabschauenden weissen Häuschen und die von allen Felshängen, aus jeder Seitenschlucht, aus jedem Loch, jedem Risse sprudelnden, stürzenden, schäumenden Quellen und Wasserfälle. Das Wetter hatte sich etwas günstiger gestaltet. Zwar jagten sich eilende Wolken in rasender Flucht, aber dazwischen öffnete blauer Himmel dem Sonnenlichte willkommenen Durchgang. Die Felscoulissen schoben sich auseinander, die Neigung der Hänge wird geringer, noch eine Biegung, und jetzt, wie eine Befreiung von den gewaltigen Eindrücken der letzten Stunde, wie der verkörperte Wunsch unserer Sehnsucht, liegt fruchtbar, farbenglühend, leuchtend, im Schmucke der Kastanien, Nussbäume und Weinstöcke, das weite Thalbecken von Angolo vor dem froh schauenden Auge. Die Weiterfahrt durch das untere Camonicathal ist nicht besonders interessant. In Lovere bestieg ich das Dampfboot, und, während es mich in abwechslungsreicher Fahrt über den Lago d'Iseo brachte, hatte ich genug Zeit, noch einmal die letzten 17 Tage mit all' ihren verschiedenartigen, unvergesslichen Eindrücken zu durchleben. Erinnerungen hatten sie mir geschenkt an Bilder voll düsterer, trotziger Grossartigkeit, wilder, erhabener Gebirgspracht, aber auch voll von erquickender Lieblichkeit, träumerischer Einsamkeit und berückender Schönheit. Auf dem Oberdecke stehend, rief ich über die schäumenden Wellen und grünen Uferhügel den nicht sichtbaren Bergfreunden im Norden ein wehmüthiges »Lebewohl«, ein hoffnungsfrohes: »Auf Wiedersehen« zu.

»Eine Wanderung durch die Bergamasker Alpen« ist die Aufschrift dieses Aufsatzes — eine »Wanderung« habe ich geschildert. Es mag wohl sein, dass ich einen Kamin, eine Geröllhalde oder einen Gratabsatz zu erwähnen vergessen habe; mein Hauptbestreben war, die erlebten Stimmungen und Eindrücke möglichst genau wiederzugeben, um sie solcherweise auf Andere wirken zu lassen. Hochtouristische Lorbeeren sind in einem Gebiete, wo jeder erfahrene Bergsteiger, der die einschlägige Literatur kennt und die nöthigen Karten[2]) besitzt, mit wenigen Ausnahmen

---

[1]) Mitth. d. D. u. Ö. A.-V. 1888, S. 103. Siehe auch über das ganze Gebiet Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1879, S. 399—408, sowie Tschudi's »Schweiz«.

[2]) 1 : 100000, 75000, 50000, 25000 erschienen. Ich fand 1 : 50000 am praktischsten.

auch die Hauptgipfel führerlos besteigen kann, auch nicht auf dem Papiere zu holen. Wer die Freude an der Gefahr, an der Überwindung grosser Schwierigkeiten allen anderen Emotionen vorzieht, der wird in den Bergamasker Alpen kaum auf seine Rechnung kommen. Sie sind zweifellos, was Grossartigkeit und mächtige Wildheit anbelangt, ein Gebirge zweiter Klasse, aber trotzdem besitzen sie Anziehungspunkte, die vereint vielleicht in keinem anderen Theile unserer Alpenwelt angetroffen werden dürften: in den Thälern Reste einer vielhundertjährigen, geschichtlichen Vergangenheit, auf den Hängen eine üppige, farbenleuchtende Vegetation, auf den bescheidenen Gipfeln endlich eine überwältigende Aussicht. Ein Land, wo im Laufe der Zeit Gallier, Langobarden, Römer, Guelfen, Ghibellinen, Viscontis, Malatestas, Venezianer, Franzosen, Osterreicher und jetzt Italiener hausten und herrschten, hat von der Eigenart seiner jeweiligen Bewohner etwas zurückbehalten. Sei es, dass uns ein Name, ein alter Thurm, ein zerbröckeltes Wappen an längst vergangene Zeiten erinnert, sei es, dass verblichene Gemälde, werthvoller Kirchenschmuck die Blüthezeit der Kunst wieder vor unseren Augen erstehen lassen — fast überall, in jedem noch so unansehnlichen Dörfchen finden wir Anregungen, welche in die sonnige Natur Träume von verflossenen Kämpfen, von längst zu Staub zerfallener Menschenmacht, von stillem Streben und ruhmvollem Glanze hereintragen.

Und steigen wir hinauf zu den ragenden Zinnen, lassen wir von ihren grauen Felsenhäuptern die Blicke in die Runde schweifen, so schmelzen all' die verschiedenen Eindrücke, die wir mit uns heraufgenommen, zu einem Bilde zusammen. Da liegt sie vor uns, die goldig schimmernde, lombardische Ebene, wo gar manchmal die ehernen Wogen der Weltgeschichte völkervernichtend zusammenrollten. Italien, Land unserer Sehnsucht! Der drohende Eiswall an deinen Grenzen hat dich nicht vor den Einfällen der Barbaren schützen können.

Wir, die wir von hier oben die träumerisch weiche, duftige Schönheit des Südens, die starre, kraftvolle Grösse des Nordens mit einem Blicke umfassen, verstehen das Sehnen der Völker, dem düsteren Eiseshauche ihrer rauhen Heimath zu entkommen, unterzutauchen da drunten im frohen, lichtvollen, lachenden Leben, dessen leuchtende Wogen bis zu uns herauf branden. Auf der Grenze von Nord und Süd, dem Scheiderücken zweier Culturformen stehend, sehen wir Natur und Menschenwerke vereint, auseinander hervorgehend, ineinander verschmelzend, geheimnissvolle Räthsel lösen sich dem sinnend schauenden Auge — und solche Stunden stillen Genusses wünsche ich von Herzen meinen Nachfolgern auf den Gipfeln der Bergamasker Alpen.

Aus den Bergen der südlichsten deutschen Sprachinseln.

Die Sauris oder Zahre im Friaul.

Von

Julius Pock.

In der mit Naturschönheiten reich gesegneten italienischen Provinz Friaul liegt, theilweise umschlossen von mächtigen Felshäuptern, ein lieblich grünes, von Deutschen bewohntes Eiland: die Sauris oder Zahre. Begrenzt — im weiteren Sinne — ist diese Sprachinsel: im Norden durch das Piovathal, den Ratzersattel, 1745 *m*, der zugleich die Wasserscheide zwischen dem Tagliamento und der Piave bildet, und die Pesarina (Canal S. Canziano); im Osten durch den Torrente Degano (Canal di Gorto); im Süden vom Oberlauf des Tagliamento (Canal di Socchieve), dem Mauriapasse, 1349 *m*, und durch das gleichnamige Thälchen; endlich im Westen durch die Piave. Den von diesen Grenzen eingeschlossenen Bergen kann passend der Name »Gruppe von Sauris« beigelegt werden.

Sie wird von dem in tiefer Erosionsfurche dahineilenden, meist wasserarmen Lumiëi- oder Mitterbach, dessen bedeutendste Zuflüsse das Thalenbächle und der Auenbach (Rio d'Auen) bilden, durchströmt, und dadurch in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt. Bei La Màina (Am Latteise), mit Schwont der einzigen menschlichen Ansiedlung in der Nähe seiner unwirthlichen Ufer, stürzt er sich unterhalb Ponte della Màina, 870 *m*, in eine gewaltige Klamm, die »Lunte« genannt, um dem Tagliamento zuzuströmen.

Der nördliche, der Schieferformation angehörige Theil, zeichnet sich durch sanft geformte, bis zum Scheitel mit üppigen Matten bekleidete Kuppen aus, nur beim Col Gentile und Monte Veltri, die gegen Osten mit wilden Felsstürzen endigen, tritt Kalkgestein zu Tage. Die bedeutendsten Erhebungen sind hier: der Col Gentile, 2077 *m*, der Monte Oberboden, 2032 *m*,[1]) das Ratzerkor, 2043 *m*, der Monte Pieltinis, 2027 *m*, und der Monte Navazza, 2024 *m*.

Einen gewaltigen Gegensatz bildet die südliche Hälfte, wo mächtige, schroffe, der Kalkformation angehörige Zacken aufragen. Gipfelpunkte sind hier: die Felsgerüste des Monte Bivera, 2474 *m*, des Clapsavon (Vesperkofel), 2463 *m*, des Monte Tiersine (Ratzerkofel), 2417 *m*, des Monte Piova, 2316 *m*, und des Monte Tudaio, 2274 *m*.

[1]) Für viele Örtlichkeiten, als Fluren, Berge, Alpen, Bäche u. s. w., sind nur deutsche Benennungen üblich.

Der Hauptort der gesammten Sauris ist das Pfarrdorf Sauris di sotto oder die Unter-Zahre, 1212 *m*. Höher oben, 1363 *m*, auf einem der Morgenleite entspringenden Zweigast, der »Rucke« genannt, hingebaut, liegt in freier Lage das zweite Kirchdorf, Sauris di Sopra, oder die Ober-Zahre. Beide Ortschaften liegen hoch ober der tiefen Furche des Mitterbaches am linksseitigen, steilen Hange wie hingeklebt; kaum einen Schritt kann man dort machen, ohne auf- oder abwärts steigen zu müssen. Weiters gehören noch dazu der am Südabhange der Olbe (Alpe) zerstreut liegende Weiler Latteis (Za Latteis), 1225 *m*, mit Modt, sowie die Einzelnhöfe Màina (Am Latteise), 949 *m*, Schwont, Felt, 1271 *m*, Wald, Rickerlen und Zeile.

Die Lage, besonders der Ober-Zahre, ist reizend. Prächtige Wiesen und üppige Waldungen zieren die Umgebung. Eingesäumt wird dieses liebliche Landschaftsbild von einem Kranze verschieden geformter Berge, als: Col Gentile, Monte Veltri, Monte Nauleni, Morgenleite, Ratzerkor und Kärle. Jenseits der dunklen Schlucht des Lumiëi ragen die stolzen Dolomitriffe des Monte Tinizza (Mittagkofel),[1]) der Monte Bivera, als Beherrscher dieses Gebietes, ferners der Clapsavon (Vesperkofel) und der Monte Tiersine (Ratzerkofel) auf.

Die Bewohner, circa 900 an der Zahl, sind deutschen Stammes. Jeder Eingeborne spricht den heimischen Dialect; viele Weiber sind sogar der italienischen Sprache unkundig. Die Schule ist italienisch. Der ehrwürdige, greise, von seiner Gemeinde hochverehrte Pfarrer, Monsignore Georg Plozzer, predigt deutsch, auch giebt es viele deutsche kirchliche Gesänge. Gelegentlich einer Messe, der ich beiwohnte, bemerkte ich, dass ein Bauer aus einem mit deutschen Lettern gedruckten Gebetbuche las. Ich erbat mir nach dem Gottesdienst Einblick in dasselbe und ersah daraus, dass es im Verlage von Lechleitner in Innsbruck erschienen war.

Der Dialect ist z. B. für einen Tiroler, der die Mundarten seines Vaterlandes kennt, vollkommen leicht verständlich; am meisten zu verwundern ist der Umstand, dass er sich in seiner Art so rein erhalten hat. Man kann lange Gespräche mit den Leuten führen, ohne ein einziges italienisches Wort als Beimischung zu vernehmen; nur wenige Ausdrücke klingen ganz fremd, wie z. B.: gomale = gemächlich, Schnur = Schwiegertochter, Wagensuhn = Egge, Wild = Gemse, glonstern = glänzen u. a. m. Über die Abstammung dieses friedlichen Hirtenvölkleins ist nichts Bestimmtes bekannt; am meisten ist unter den Leuten die Meinung verbreitet, dass sie von Heiligenblut in Kärnten eingewandert seien.

Im Jahre 1882 veröffentlichte ein Einheimischer, der Priester Luigi Lucchini, gegenwärtig Missionär in Ostindien, ein 30 Seiten starkes Bändchen unter dem Titel: »Saggio di Dialettologia Sauriana pel Sac. Luigi Lucchini.« Udine 1882. In der italienisch geschriebenen Vorrede werden die von verschiedenen Seiten aufgestellten Meinungen, dass die Zahrer von den Cimbern, Langobarden oder Dänen abstammen sollen, widerlegt und dargethan, dass der heimische Dialect von den in Tirol oder Kärnten gebrauchten Mundarten wenig verschieden sei. Beispielsweise führt der Verfasser an: »Als die Deutschen des Regimentes Hohenlohe im Mai 1848 durch Sauris marschierten, verstanden sie sehr gut unsern Dialect.« »Unser Dialect ist deutsch«, — fährt Lucchini fort — »er verdankt seinen Ursprung der einen oder der andern deutschen Mundart«. Über Bergmann's Ausspruch[2]): »Sie (die Sauriser) sprechen eine gedehnte, verdorbene, deutsche Mundart, die mit italienischen und unverständlichen Wörtern vermischt ist, so dass auch hier die deutsche Zunge bald abgestorben sein wird«, äussert sich Lucchini dahin, dass eben dieser Dialect

[1]) In den Mitth. 1896, Nr. 4, S. 49, irrigerweise als Morgenkofel angeführt.

[2]) II. Band des wissenschaftlichen Archivs d. Wiener Akademie, 1849.

besonders von den Weibern »mit einer verhältnissmässig bewunderungswürdigen Reinheit gesprochen wird«, so dass Lucchini glaubt, »er werde in den Familien ihrer Enkelkinder auch nach zwei oder drei Jahrhunderten gesprochen werden«.

Nach einer Tradition seien die ersten Bewohner der Zahre zwei Deutsche gewesen, die irgend einer Ursache wegen hieher flüchteten und anfänglich durch die Jagd ihr Leben fristeten. Eine zweite Überlieferung sagt, dass die Sauriser früher alljährlich nach Heiligenblut in Kärnten wallfahrteten, und es sei noch nicht lange her, dass die Procession unterlassen und an deren Stelle eine Sammlung veranstaltet wird (Schillich wom haligen Pluëte), um am 28. August eines jeden Jahres eine heilige Messe lesen lassen zu können. Manche glauben, dieser Bittgang sei mit der Entstehung von Sauris in Verbindung. Eine Durchsicht des Kärntnischen Wörterbuches von Lexer genügte Lucchini, um feststellen zu können, dass viele Formen und Redensarten des Zahrer Dialectes hauptsächlich in der Sprache des Möll- und Lessachthales vorkommen. Als Beleg dafür, dass die Zahrer Mundart nicht so verdorben sei, als Bergmann — der übrigens Sauris nie besucht hatte — behauptet, führt der Verfasser eine 24 Strophen umfassende Ballade an: »Der olte Pick Dörfar und s'Schbälbele.« Und in dieser ist wirklich nicht ein undeutsches Wort zu finden. Ein zweites im Drucke erschienenes, ebenfalls von einem gebornen Zahrer, dem Priester Ferdinand Polentarutti, verfasstes Schriftchen, wurde im Jahre 1890 herausgegeben. Es trägt die Aufschrift: Liëdlan in der Zahrer Sproche vame Priëster Ferdinand Polentarutti. Gedrucket za Beidn (Udine) 1890. Es ist dem Monsignore Georg Plozzer zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum geweiht. Die Vorrede, welche als authentische Sprachprobe — weil von einem Eingebornen herrührend — dienen möge, lautet:

»Earburdigster Hear Pforrar.[1]) Gött sei gedonket! Der schöana Tog ist do, 's ist do der hoache Veiertag, das i schon longe her borte, der sel Veiertag, am beïlme ünser Hear-Pforrar veiert's guldone Jubljohr. 'S bie an glitzntn Stearn on i patrochtet in do Tog nou va beitn: ober heute kent ar ber vir, as bie aufsteante, glostrnte Sunne in ame spiëglgchatrn Mörgant, benn derunter über de pluëmigen Biesn hin schoane lächlt der liëbe Longas. Va beitn nou on i in der Stille in do Tog gegrüësset, unt heute muss-i ihn vrei unt hoach grüëssen. O liëber, heiliger Tog, sei tausntvährte af peïste gegrüësset! Möigast du olse vradig voürubergean, as bie i di vradig heute grüëssel Ber bart di heute burdig veiern? An-ieder Zahrar, Hear Pforrar, kent heute vroa unt lustig in de Pforrkurche za grüëssan-Se, as Ihrn geistliche Voter, unt Ihn' za bünschan himblischa Gnodn unt olderla Gelücke. An-ieder donket ime liëbn Gött, dass-ar ot-Se erholtn pis af heute, unt pittet dass-ar Se nou ana Länge söllt erholtn. Kans ober mear as-i möiget heute donkn Gött-am Heara. Olla Toge on i van Ihn' etpar ana Guëtthat impfongen. Sie ont gethon unt gesörget vur mi, 's bie a guëter Voter, in olln mein Johr, das i on varprocht in mein Schuël. Pin-i heute Priëster, muss-i Ihn' gebn in gröasste Vardiënst. Unt do meina Donborkat unt Liëbe voadrn-mi heute öiffentlicher Beis Ihn' schoane za donkan. Vargel-s-Gött schoane! Der Ollmächtige geb' Ar Ihn' van teueristen Seïgn, unt scheïnk'-Ar Ihn' souvla Gnodn, as bie i on van Ihn' Guëttatn impfongen. Grode an Zachn va meinder Donborkat und Liëbe, sent de do gedruckatn Liëdlan, dass i on hinter-nonder gethon, bie on gemöiget, in ünserder Sproche, unt das ime do Püëchlan heute demüëthig oupfre.

I on za Vleisse in ünserder Sproche geschriebn, unt on groassa Houffige, dass nou Ondra barnt schreibn, unt viel peïssar, as i: ober kans bart schreibn mit mear Vrade unt mit mear Liëbe, as i on de do Sächelan vur Ihn geschriebn. Unt do bill-i houffn, dass-Se gearn barnt onnehmen in do Zachn va meinder Donkborkat unt Liëbe. Ar is a kla Zachn, an' ormnder Zachn, a Zachn, das net longe bart bähm, ober meina Donkborkat und Liëbe barnt tauern av eabig.

Ihr klaniste Diënar
Priëster Ferdinand Pollentarutti.

Als deutsche Familiennamen kommen nach Freiherrn v. Czörnig vor:[2]) Plotzer auch Plocer, Plozzer, Platzer, Stua, Trojer, Schneider, Ronzat, Minigher; als

[1]) Ähnlich wie im Dialect der Sette Communi — dem sogenannten »Cimbrischen« — wird auch in der Zahrer Mundart das w mit einem Anklang an b ausgesprochen und b geschrieben.

[2]) Die deutsche Sprachinsel: Sauris im Friaul. Zeitschrift des D. u. Ö. A.-V. 1880.

Hausnamen: Echelar, Drunter, Schuester, Drouberstein, Pontlar, Koch, Droubern, Oberster, Sbontar, Ecker, Mesner, Schuller auch Schueler, Maurer, Neidrer, denen ich noch hinzufügen kann: Ebentler, Morter, Messar, Noaslan, Davidlein.

Haupternährungszweige sind der Holzhandel und die Viehzucht; doch wirft ersterer des schwierigen Transportes wegen nur geringen Gewinn ab. Der hohen Lage und der Rauhheit des Klimas halber wird nur wenig Feldbau getrieben, doch gedeihen in günstigen Jahren Buchweizen, Bohnen, Rüben und Kartoffel, letztere von vorzüglicher Güte. Der Winter, welcher früh eintritt, zeichnet sich durch ergiebige Niederschläge aus. Während meines Aufenthaltes im Jahre 1889 verwandelte sich vom 21. zum 22. September die am vorherigen Tage noch im heiteren Herbstschmucke prangende Umgebung in eine Winterlandschaft. Die totale Mächtigkeit des im Winter 1887—88 in der Ober-Zahre gefallenen Schnees betrug 13·2 *m*, wovon auf den Monat Februar allein 5·6 *m* entfielen. Jeder Verkehr mit der Aussenwelt, selbst über den niedrigsten Pass (Monte Pura) war im Februar durch 15, im März durch vier Tage unterbrochen.

Die Unterkunft ist höchst einfach und kaum mässigen Ansprüchen genügend. Wohl giebt es in der Unter-Zahre drei Wirthshäuser einfachster Art, wovon jenes des Alois Domini, vulgo Messar, in der Mitte des Dorfes das empfehlenswertheste ist. Rechts (östlich) von der Kirche wurde das neue Gasthaus Schneider, vulgo Plozzer, eingerichtet, es scheint nicht übel zu sein; ein anderes, noch einfacheres, liegt am unteren Ende des Dorfes. Der Küchenzettel führt nur an: Polenta, Reis, Eier, Käse, Salami und Erdäpfel, es werden daher verwöhnte Gaumen ihre Rechnung nicht finden. Man ist auf den Fremdenverkehr eben nicht eingerichtet. War ich doch, als ich am 21. September 1889 das erste Mal Sauris berührte — wie man mir versicherte — der fünfte Deutsche der dahin kam. In der Ober-Zahre giebt es überhaupt kein Gasthaus. Ich wohnte da im trauten Heim des Bauers Ferdinand Petris, vulgo Morter, wo ich stets mit offenen Armen empfangen wurde.

Um in die Zahre zu gelangen, muss man über ein Joch steigen, da die Schlucht des Lumiëi, des Abflusses der spärlichen Gewässer des Beckens von Sauris, die »Lunte«, nahezu ungangbar und der durch dieselbe führende, schmale Fusssteig fast gänzlich zerstört ist, so dass er seiner Gefährlichkeit wegen selbst von den Einheimischen vermieden wird. Wohl wurde im Sommer 1893 probeweise auf eine kurze Strecke durch die »Lunte« eine Steiganlage ausgeführt, allein bei der gänzlichen Mittellosigkeit dieser Gemeinde dürften noch Jahrzehnte bis zu seiner Vollendung vergehen. Der leichteste Zugang ist jener von Stazione per la Carnia an der Pontebbabahn. Über Tolmezzo nach Ampezzo di Carnina hat man 6 Stunden; auf die Jochhöhe des »Berges« (Monte Pura), 1439 *m*, 2 Stunden; nach La Màina 1½ Stunden, und von da drei Viertelstunden in die Untere, sowie weitere drei Viertelstunden in die Obere Zahre.

Der Vollständigkeit halber seien noch einige von mir als Hin- oder Rückweg benützte Übergänge erwähnt. Das erste Mal schlug ich die Route über den Plöckenpass nach Timau (Tischelwang) ein. Von dort brach ich früh auf und erreichte über Paluzza, Cercivento (Val Caldo), Comelians und durch den Canal St. Canziano noch das letzte ärmliche Dorf Pesariis; das ist ein starker Tagesmarsch. Von da ab gieng ich am anderen Morgen über die Alpe Launa auf das Joch von St. Giacomo und das Obere Käsele (Casera Navazzuta), gelangte in den Felterbach (Rio Pielùnis) und nach Unter-Zahre in 7 Stunden. Von Ober-Zahre hat man auf dem gefährlichen Steig über den berüchtigten »Bösar Gugg« zur Ratzeralpe in die Val Frisono nach Campolungo 7 Stunden. Ebenso sind von der Ratzeralpe durch die Val Piova über Laggio nach Tre Ponti im Piavethale 7 Stunden. — Von Bladen (Sappada) aus über die Obere Enge in die hinterste Pesarina, über die »Neun Kehren« zur

Alpe Rioda, und über die »Flecke« nach Ober-Zahre sind 8 Stunden. Von da zur Alpe Chiansaveï und Casara Monte Maggiore (Rio Agozza) nach Domegge im Piavethal weitere 8 Stunden. — Es sei noch bemerkt, dass von Sauris bis zur Chiansaveï- oder Ratzeralpe für den des Pfades unkundigen Wanderer ein Führer dringend anzurathen ist.

Die Berge der Sauris können wanderlustigen Naturfreunden bestens empfohlen werden. Freilich für first climbers bieten sie ein wenig lohnendes Feld, wiewohl auch Aufgaben genug vorhanden sind, wo dieselben ihre Kletterkünste üben könnten. So ragen aus dem Kamme des Monte Tiersine einige namenlose, bis 2400 *m* hohe, sichtlich schwer erklimmbare Spitzen auf, deren Scheitel bis jetzt vielleicht noch keines Menschen Fuss entweiht hat. Dagegen ist die Lage der Gruppe eine solche, dass die Fernsicht von ihren Gipfeln eine ausserordentlich günstige genannt werden muss. Die Rundsicht dieser Zinnen reicht von den eisbedeckten Riesenhäuptern der Tauern und des Zillerthales bis in die venetianische Ebene und zur blauen Adria, von den Karnischen und Julischen Alpen bis zur Palagruppe und zu den Vizentinischen Bergen. Einzig grossartig ist der Anblick der nahen, jenseits des Tagliamento sich aufthürmenden, wildzerissenen Friulaner Hochalpen. Kaum von irgend einem anderen Standpunkte aus dürften sich diese majestätischen Felsgebilde so vortheilhaft zeigen als von den westlichen Erhebungen unserer Gruppe.

Es ist wohl dem spärlichen Besuche zuzuschreiben, dass die deutsche Literatur über dieses Ländchen nur eine äusserst lückenhafte ist; besonders in touristischer Beziehung fehlt bisher eine Arbeit, die zur Orientierung dienen könnte. Eingehende Schilderungen finden sich möglicherweise in italienischen Schriften. Bekannt ist, dass der verdienstvolle, äusserst thätige Herr Professor G. Marinelli am 13. August 1874 die beiden Rancolinspitzen, 2224 und 2296 *m*, sowie den Clapsavon, 2463 *m*, mit Natale Sala von Forni di sopra bestieg.[1]) Der Monte Bivera, 2474 *m*, wurde von den Herren Da Pozzo und P. Plotzer mit zwei Saurisern am 14. August 1877 besucht.[2]) Den Monte Tinizza bestieg Herr L. Pitacco am 30. August 1874 von Ampezzo di Carnia in 5 Stunden. Von deutscher Hand seien erwähnt die Abhandlungen des Freiherrn v. Czöernig: »Die deutsche Sprachinsel Sauris im Friaul« (Zeitschrift d. D. u. Ö. A.-V. 1880) und: »Von Innichen an die Pontafelbahn«. »Die Deutschen in Bladen und Zahre« von Mupperg. Mittheilungen 1878, Nr. 3. Beide Arbeiten enthalten wohl schätzenswerthe culturgeschichtliche und ethnographische Beiträge, aber nur wenig Touristisches.

Die vorliegende kleine Arbeit fusst nur auf eigener Anschauung, aber sie kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen; sie soll nur ein Versuch sein, die Aufmerksamkeit auf einen bisher unbeachtet gebliebenen Gebirgswinkel zu lenken. Möge dieses Bestreben freundliche Aufnahme und Beurtheilung finden.

Wanderungen.

Monte Pura (»Berg«), 1439 *m*. Immer wieder lenke ich meine Schritte nach der deutschen Enclave Sauris, um dort, fernab von der gewöhnlichen Touristenstrasse, einige Tage in der Mitte der liebenswürdigen Bevölkerung und in dieser mit Naturschönheiten reich bedachten Gegend zu verbringen. Im Jahre 1893 begab ich mich zum dritten Male dahin, damals auf der verhältnissmässig leichtesten Zugangslinie, über den »Berg« (Monte Pura). Dieselbe soll ausführlicher geschildert werden, weil sie doch zunächst für die Besucher interessant ist. Am 2. August verliess ich die

[1]) Cronaca Friulana I., 1881.
[2]) La Secione di Tolmezzo nel 1877. Udine 1878.

Stazione per la Carnia der Pontebbabahn und wanderte über Amaro und Tolmezzo nach Ampezzo di Carnia (sechs Stunden von der Bahn), woselbst ich im Gasthause der Signorina Susanna befriedigende Unterkunft fand. Am 3. August, morgens, verfolgte ich die breite, auf den Mauriapass führende Strasse etwa zehn Minuten lang bis zu einem rechts abzweigenden Steig. Ungewiss, ob derselbe auf den Monte Pura leite, ersuchte ich einen vor mir gehenden jungen Mann um Auskunft. Die Antwort wurde mir im Zahrer Dialect; mein Gewährsmann entpuppte sich als Sohn des Wirthes Domini von Unter-Sauris. Der holprige, stark ansteigende Saumweg führt meist durch Wald. Bisweilen gewährt eine Lichtung hübschen Ausblick in das Tagliamentothal und auf zahlreiche Erhebungen Friauls. Nach zweistündigem Marsche betraten wir den flachen Sattel des Monte Pura, 1439 *m*, und hielten bei einer frischen Quelle Rast. Leider musste ich mein Vorhaben, den nahen Monte Nauleni, 1863 *m*, von hier aus zu besteigen, des dichten Nebels wegen aufgeben. Fortwährend durch üppigen Wald, auf rauhem Pfad, an der wilden Schlucht des Rio storto vorbei, geht es jenseits der Jochhöhe hinab zum Lumiëi. Eine Menge Weiber, jede mit einer Last schwerer Holzscheiter auf dem Rücken, die sie für wenige Centesimi Entlohnung nach Ampezzo trugen, woselbst das Holz zu Binderarbeiten zugerichtet wird, begegneten uns. Nach einer Stunde schnellster Gangart, alle Abkürzungen benützend, überschritten wir die über den Lumiëi führende Brücke, und wenige Minuten später betraten wir das stattliche Gasthaus La Maina »Am Latteise«, 949 *m*, das erste zur Zahre gehörige Gehöfte. Beim Besitzer, Oswald Trojer, fanden wir freundliche Aufnahme und Bewirthung. Der steinige Weg führt dann an zwei Mühlen vorbei, ziemlich reizlos durch die Schlucht des Pockebaches nach Unter-Sauris, wo ich den ehrwürdigen Pfarrer Monsignore Plozzer besuchte, bei dem jeder Deutsche freundliche Aufnahme und Gastfreundschaft finden wird und wo ich auch Gelegenheit fand, den Pfarrer der Ober-Zahre, Herrn Anton Trojer, nebst mehreren angehenden Priestern, lauter Eingeborene, kennen zu lernen.

Gegen Abend begab ich mich nach der drei Viertelstunden höher liegenden Ober-Zahre, wo ich, wie immer, von der Familie des Ferdinand Petris, vulgo Morter, herzlich empfangen und mit echt deutscher Gastfreundschaft bewirthet wurde. Da es dort kein Wirthshaus giebt, so empfehle ich deutschen Bergfreunden, die etwa dahin kommen, diesen Hof; er ist leicht aufzufinden, da er auf dem ober der Kirche liegenden, kleinen Platze steht, zugleich der grösste ist, und sich durch mit lebhaften Farben an die Wand gemalte Heiligenbilder auszeichnet.

Monte Navazza, 2024 *m*, und Monte Pieltinis, 2027 *m*. Am 5. August, morgens 4 Uhr 30 Min., sprang ich wohlgemuth über die thaufrischen Wiesen nach Unter-Zahre; verliess dasselbe aber bereits 7 Uhr 10 Min. wieder und eilte an dem neuen Gasthause vorbei, die langen Windungen des holprigen Karrenweges vermeidend, über Grasböden gerade aufwärts. Nach etwa 20 Minuten war der Weg wieder gewonnen. In grossem Bogen gieng es über eine tief eingefurchte Mure — hier »Rieben« genannt —, die den Ursprung des Mitterbaches bildet, und weiter längs des waldigen Hanges der »Olbe« zu einer dicht neben dem Wege stehenden Almhütte, von wo aus ich wieder abwärts in das wüste Bett des Rio Pieltinis (Felterbach) gieng. Jenseits stieg ich über eine Thalstufe zu der von einem Kothmeere eingeschlossenen Plotzesalm hinauf; 9 Uhr 30 Min. Die Einladung des Hirten, an seiner eben fertig gewordenen, aus Polenta und Milch bestehenden Mahlzeit theilzunehmen, lehnte ich dankend ab, denn der nahe bevorstehende Witterungswechsel spornte mich zur Eile an. Über einen grünen Rücken ansteigend, wurde um 10 Uhr der Steinmann auf dem Gipfel des Monte Navazza oder — wie er in Sauris genannt wird — des Soraclap erreicht, woselbst ich, da nicht die geringste

Aussicht zu erhaschen war, nur wenige Minuten Aufenthalt nahm. In westlicher Richtung stieg ich hinab zum Joch von St. Giacomo und dann über ein steiles Köpfel wieder aufwärts auf den Monte Pieltinis (auch Monte Tschugg geheissen), 11 Uhr 30 Min. Genau wie bei meinem erstmaligen Besuche dieser Berge, am 21. September 1889, fuhren unheimlich leuchtende Blitze durch das Gewölk und betäubende Donnerschläge belehrten mich, dass ich mich so recht in der Mitte des Gewitters befand. In wilder Flucht gieng es über steile, durch den massenhaft herabstürzenden Hagel schlüpfrig gemachte Hänge hinab, ohne dass ich wusste, wohin ich gelangen würde. Ein grünes Thälchen nahm mich auf; den Lauf des kleinen Baches verfolgend, gelangte ich zu der mir schon bekannten Trojeralm und um 4 Uhr, bei strömendem Regen, in die Unter-Zahre, wo ich, von Monsignore Plozzer eingeladen, die übrigen Stunden in angenehmster Gesellschaft verbrachte.

Morgenleite, 1973 *m*, **Monte Festons (Verstonges-Berg)**, 1931 *m*, **Monte Oberboden**, 2032 *m*, **Ratzerkor**, 2043 *m*, und **Monte Pallone**, 2017 *m*. Bei wolkenlosem Himmel begann ich am 6. August 3 Uhr 30 Min. morgens den Aufstieg auf den nordöstlich streichenden Scheidekamm, welcher den Lumiëi vom Rio Rioda trennt, der sich durch meist sanftgeformte Kuppen auszeichnet. Den Gipfel der Morgenleite betrat ich um 5 Uhr. In wundervoller Beleuchtung erglänzte die nahe, vielzackige, mit wilden Stürzen abfallende Sappadagruppe. Nach fünfviertelstündiger, angenehmer Wanderung über die erstgenannten Kuppen langte ich auf der höchsten derselben, dem Ratzerkor, 2043 *m*, an, woselbst ich einige Stunden, gefesselt von der herrlichen Rundsicht, verweilte. Am Rückwege besuchte ich den Monte Pallone, von wo ab ich ein am steilen südlichen Hange sich hinschlängelndes, kaum spannbreites Steiglein benützte, das mehrmals bedenkliche Unterbrechungsstellen zeigte, deren Übersetzung nur mit der grössten Vorsicht bewerkstelligt werden konnte. Um 4 Uhr rückte ich wieder in mein Standquartier ein.

Monte Tiersine (Ratzerkofel), südöstlichster Gipfel, 2270 *m*. Westlich von Ober-Zahre, jenseits der tiefen Furchen des Thalenbächles und des Torrente Lumiëi, ragt ein trapezförmiger, nicht besonders imponierender, scheinbar isolierter Felskegel, aus den östlich an seinem Fusse sich ausbreitenden Weidegründen der Almen Mediana und Ratz auf. Frägt man einen Eingebornen um den Namen dieses Berges, so wird er kurzweg als Ratzerkofel bezeichnet. Eigentlich sind es drei Gipfel, sie sind jedoch so in ihrer Längenachse zusammengeschoben, dass man selbst bei aufmerksamer Beobachtung von dort aus nur ein einziges Felshaupt zu sehen vermeint. Dieser Gipfel, in der Carta d'Italia Monte Tiersine genannt, bildet die höchste Erhebung eines arg zerrissenen, mit einer Reihe fast gleichhoher, gegen Nord und Süd nahezu senkrecht abstürzender, namenloser Zacken gespickten Kammes; er entsendet gegen Südwest einen Zweigast mit den Crode i Puntioi, 2196 *m*. Nahezu gleichlaufend mit dem Hauptkamme, von Nordost gegen Nord streichend, durch ein wildes, trümmererfülltes, kesselartiges Hochkar, mit einer mittleren Höhenlage von 2100 *m* getrennt, erhebt sich ein dem Hauptkamme ähnlicher, äusserst schroffer Grat, dessen bedeutendste Erhebungen der Monte Tudaio, 2274 *m*, und der Monte Piova, 2316 *m*, bilden. Wohl die Mehrzahl dieser Zacken dürfte bisher unerstiegen geblieben sein. Ich beschloss, mich dort umzusehen.

Als ich am 7. August früh um 4 Uhr die Küche betrat, wurde ich angenehm überrascht durch die Gegenwart des Herrn Pfarrers A. Trojer und zweier Herren Theologen, Namens Petris, eines Bruders und eines Verwandten meines Wirthes, welche, da sie von meinem Vorhaben, heute den Ratzerkofel zu besteigen, gehört hatten, mir in liebenswürdiger Fürsoge das Geleite durch die für den Uneingeweihten fast undurchdringlichen Schluchten des Lumiëi geben wollten. Ueber die steilen,

schlüpfrigen Pfade des Breitersbodens gelangten wir rasch zum Bache, wo bei einer ruinenhaften, alten Mühle auf einem schwankenden Baumstamme das Flussbett des Lumiči (Mitterbach) überschritten wurde, 4 Uhr 45 Min. Fortwährend durch Wald, auf kaum kennbarem Steig, gieng es kreuz und quer scharf aufwärts. Ohne meine wegekundigen Begleiter würde ich mich wohl schwer in diesem Labyrinthe von Rippen, Gräben, Rinnen und Schluchten zurecht gefunden haben. Um 7 Uhr langten wir bei der Alpe Mediana an, wo ich von meinen freundlichen Führern, die zur Ratzeralpe und weiter zu gehen beabsichtigten, mit aufrichtigem Danke Abschied nahm. Ein gegen Westen streichender, anfänglich breiter und begrünter Rücken wurde verfolgt; rasch gewann ich an Höhe. Nach einer Stunde fleissigen Gehens verschärfte sich der Grat sichtlich. Eine viertelstündige Kletterei brachte mich auf einen Gratzacken (8 Uhr 15 Min.), wo mich der erste Blick belehrte, dass von hier ab das Vordringen auf dem Kamme selbst unthunlich sei. Ich stieg daher auf der Südseite hinab, gieng durch einen von einem mächtigen Felshöcker gebildeten Spalt und nun über feinen, und weil schon gefroren, wenig Halt bietenden Gries, sehr steil auf den Grat, dann ohne besondere Mühe auf einen südlichen Vorgipfel, den ich um 9 Uhr 15 Min. betrat. Heute trübte nicht das geringste Wölkchen das tiefblaue Firmament! Von den mächtigen Zillerthaler Eisdomen bis in die venezianische Ebene, von den karnischen Bergen bis zu den äussersten Dolomiten lag alles Sichtbare in seltener Klarheit vor mir. Glanzpunkte der Rundsicht sind die Dolomiten, die Bladner Berge und der, von hier aus gesehen, scheinbar alles überragende Paralba (Weissenstein). Ganz nahe im Westen ragte ein viel höherer, unersteiglich scheinender Zacken auf. Ich verzichtete für diesmal auf den Besuch desselben und begann um 10 Uhr 30 Min. den Abstieg. Mich östlich wendend, kletterte ich über abscheuliches Steingetrümmer in directer Richtung zur Ratzeralpe hinab, wo ich 11 Uhr 30 Min. eintraf. Die Hoffnung, meine Begleiter vom Morgen hier zu treffen, fand ich getäuscht, und so wählte ich für den Rückweg den mir schon von früher unangenehm bekannten, wohl aber deshalb auch gefürchteten Steig über die ungeheuer steil abschiessenden Rieben (Reisen) des Besar Gugg; wusste ich doch, dass, falls der Steig, wie immer nach einem Gewitter, abgebrochen wäre, an ein Überschreiten derselben nicht zu denken sei. Und in der That, was ich gefürchtet hatte, fand ich vollkommen bestätigt. Wie ich aus dem Walde trat, lag dieser riesige Bergschlipf, von dem das Weglein fast spurlos verschwunden war, mauerglatt vor mir. Mir war aber, da ich mit der Umgebung nicht unbekannt war, um einen Ausweg nicht bange. Ich konnte, wie das erste Mal, über die steilen Hänge auf das Ratzerkärle klettern, oder, es blieb mir der zwei Stunden lange Rückweg zur Alpe Mediana und von dort der am heutigen Morgen benützte Weg übrig; beide Richtungen entsprachen aber nicht meinem Geschmack. Warum sollte ich nicht selbst einen Ausweg suchen? Nur getrost hinunter in den tiefen, dunklen Schlund! Über einen sehr steilen, schlüpfrigen Hang rutschte ich zum hier wasserlosen Bette des Thalenbächles hinab, das ich längere Zeit verfolgte, dann aber seiner schweren Gangbarkeit wegen wieder verliess, um das Weiterkommen auf einem steilen Rücken zu versuchen. Durch wüstes Gestrüppe und dichten Wald drang ich weiter. Endlich wurde die Höhe des Rückens gewonnen und ich blickte in eine noch wüstere Schlucht hinab, die wieder übersetzt werden musste. So gieng es in lieblicher Abwechslung fort. Gegen vier Stunden kletterte ich in diesem höllischen Schlunde auf und ab. Endlich zeigte cultivierter Boden, eine abschüssige Wiese mit einer Pille, die Nähe menschlicher Niederlassungen an. Bald stiess ich auf ein mit Heuen beschäftigtes Bauernweib, welches ich um die ferner einzuschlagende Richtung frug. Sogleich rief sie einen Buben herbei und gab ihm den Auftrag,

mir den Steig über das »Tümberle« bis zum Kreuz zu zeigen, von wo ab ein Fehlgehen nicht mehr möglich sei. Um 6 Uhr traf ich daheim ein.

Die Olbe, 1658 *m.* Den 8. August gedachte ich als halben Ruhetag zu benützen, und nur den abseits von jedem Verkehre, am Südabhange der Olbe (Alpe) gelegenen Weiler Za Latteis (Latteis), 1225 *m*, zu besuchen; doch das sollte auf Umwegen geschehen. Zu diesem Zwecke begab ich mich bei Anbruch des Morgens auf den Rucke (Rücken), 1490 *m*, den ich seiner Erstreckung nach von Westen gegen Osten verfolgte, was einen genussreichen Morgenspaziergang gab. Steil und weglos gieng es dann hinab längs der »Bärfolle« auf den »Rossboden«. Hiebei stiess ich auf einen nach italienischer Art in feinen Sammt gekleideten Herrn, der sich als Ingenieur vorstellte und mich um Auskunft bat, wo er denn eigentlich sei, er habe alle und jede Orientierung verloren. Weiter erzählte er, dass er am vorhergehenden Morgen von Forni di sopra aufgebrochen sei, sich in den Schluchten des Lumiëi nicht mehr zurecht gefunden habe und gezwungen war, die Nacht obdachlos in dieser Wildniss zu verbringen.

Um 9 Uhr setzte ich mich wieder in Bewegung. Abermals schlug ich den Weg gegen den Felterbach ein, den ich eine Stunde lang einhielt; dann schwenkte ich rechts gegen die Schneideralpe ab, von wo aus ein steiniger Karrenweg bis zu einem Brunnen verfolgt wurde. Nun stieg ich ziemlich steil über Wiesen auf den breiten Rücken der Olbe, welchen ich um 10 Uhr 45 Min. erreichte. Reges Leben herrschte hier. Sämmtliche Latteiser, Männer, Weiber, Kinder und Greise, waren herauf gezogen, um bei der in diesem Sommer leider sehr spärlichen Heuernte mitzuhelfen. Ich genoss die Rundschau, denn die Olbe, ein durchaus begrünter Bergrücken, gewährt einen belehrenden Einblick in den Aufbau der ganzen Gruppe.

Um 11 Uhr gieng es über steile Hänge durch Wald gerade abwärts und eine halbe Stunde später traf ich in der Mitte des weit zerstreuten, im Hintergrund von prächtigen Buchen umstandenen Weilers Latteis ein, der wie ausgestorben schien. Nicht ein einziges menschliches Wesen konnte ich entdecken, um nach dem Weg in die Màina, den ich schliesslich auch ohne Hilfe längs des Kühenbaches fand und verfolgte, zu fragen. La Màina erreichte ich um 1 Uhr. Einer freundlichen Einladung des Monsignore Folge leistend, verbrachte ich in Unter-Zahre den Nachmittag in Gesellschaft mehrerer Theologen und einer Wiener Dame, die mit einem Mädchen schon zum dritten Male hier in der Sommerfrische weilte, höchst vergnügt.

Clapsavon (Vesperkofel), 2463 *m.* Am 9. August nahm ich schon um 5 Uhr morgens von meinen biederen Wirthsleuten Abschied. In eigenthümlicher, düsterer Färbung zeichnete sich der vielzackige Mittagkofel, der südliche Grenzwächter dieses deutschen Eilandes, vom einfärbig grauen Firmamente ab; der Monte Bivera und der Vesperkofel verhüllten ihre Felsenhäupter unter einer schmutzigweissen Nebelmütze. Ein nichts weniger als erfreulicher Umschwung in den bisherigen Witterungsverhältnissen war über Nacht eingetreten. Wieder gieng es hinunter in den heute noch viel düstereren Grund des Lumiëi; diesmal in Begleitung des in seine Heimath, Cella bei Forni di sopra, zurückkehrenden Wanderphotographen Luigi Cella. Bei einer Mühle übersetzten wir auf einem Baumstamme den Bach und bogen höher oben links (westlich) in den Auenbach (Rio d'Auen) ein. Ein recht schlechter, in der Nähe des linken Ufers hinführender Steig wurde verfolgt und nach einem forcierten Marsche, 7 Uhr 15 Min., die schon in Nebel gehüllte grosse Casera Chiansavëi, 1695 *m*, gewonnen. Trotz der ungünstigen Witterung brachen wir nach halbstündiger Rast um 7 Uhr 45 Min. auf. Die freundlichen Senner gaben uns auf Befragen über die Richtung des nun einzuschlagenden Weges möglichst genaue Anweisungen und so gelang es uns denn, trotz des dichten Nebels, ohne viele Irrwege gemacht zu haben, unschwierig —

ein einziges Mal fanden wir den Grat unterbrochen — nach zwei Stunden den höchsten Punkt des massigen Vesperkofels zu erreichen. Drei volle Stunden warteten wir auf einen Umschwung der Witterung, denn allzugern hätte ich auch den nahen Monte Bivera besucht. Doch vergebens! Ein einziges Mal zeigte sich sein schroffer, durch eine tiefe Scharte getrennter Gipfelbau wenige Sekunden lang in schwachen Umrissen, dann hüllte sich alles, wie vordem, in graue Dämpfe. Als nun gar ein Gewitter drohte, wurden eiligst die Daten unserer Besteigung in einer geleerten Weinflasche im Steinmanne geborgen. Fluchtartig eilten wir über den rauhen, steinigen Hang gegen Westen und erreichten um 2 Uhr die Casara Monte Maggiore im Bandaronathale (Rio Agozza). Die Südseite des Monte Lagna fällt als mächtige, brüchige, gelbgefärbte Wand zur Casara ab. Geschäftig tummelte sich eine grosse Anzahl Arbeiter umher, damit beschäftigt, durch Anbringung von Böschungen das Niederströmen der in fortwährender Bewegung begriffenen Schuttmassen einzudämmen, die, begünstigt durch das bedeutende Gefälle des Rio Agozza, zur Piave gefördert werden und dadurch zur Versandung des Flussbettes beitragen. Alsbald ward ich von den Werkleuten als Deutscher erkannt und mit Fragen bestürmt; merkwürdigerweise konnte sich fast Jeder in mehr oder minder gutem Deutsch ausdrücken, denn die Meisten hatten kürzere oder längere Zeit in deutschen Ländern verweilt und, wie es mir schien, ihrem Aufenthalt daselbst ein freundliches Andenken bewahrt.

Meist durch Wald, auf gutem Steig und an prächtigen, ähnlich wie im Zillerthal mit zahlreichen Pillen (Heustädel) bestandenen Wiesen vorüber, gieng es rasch und angenehm hinunter nach Cella (4 Uhr) und Forni di sopra (4 Uhr 15 Min.). Am andern Tage (10. August) lenkte ich meine Schritte, die Friulaner Hochalpen querend, über den beschwerlichen, wohl selten begangenen Pass Forcella Giaf oder Scodavacca, 2043 *m*, zwischen dem Monte Monfalcone, dem Monte Cridola und dem Monte Toro. Die Jochhöhe, welche ich um 10 Uhr erreichte, bietet ein Bild von so grossartiger Wildheit, wie sie ähnlich kaum oft wieder gefunden werden dürfte. Jenseits der Forcella bestand ich noch einen schweren Kampf mit dem ausserordentlich dichten Krummholz. Ankunft in Domegge im Piavethale 1 Uhr 45 Min., in Pieve di Cadore 3 Uhr und in Cortina d'Ampezzo 9 Uhr abends.

Monte Malins, 1945 *m*. Am Abend des 13. September 1894 langte ich, abermals über den Monte Pura kommend, in Unter-Sauris an. Mit der Absicht, den weit gegen Nordosten vorgeschobenen Monte Losa (Loastberg), 1954 *m*, zu besteigen, verliess ich am andern Tage früh 5 Uhr das Gasthaus Domini und schlug den schon erwähnten Weg über die »Rieben« in den Felterbach ein. Um 9 Uhr war die Plotzesalpe erreicht und wenig später der unbedeutende Leitenbach überschritten, als auch schon wieder dichte Nebelmassen einfielen. Unter diesen Verhältnissen fand ich es angezeigt, umzukehren. Es sah recht hoffnungslos aus. Missmuthig schlenderte ich ziellos westwärts. Der kleine Rio Navazza wurde übersetzt und jenseits auf die Costa Pieltinis aufgestiegen. Ein Riss in dem alles verhüllenden Nebelmeer gestattete für einen Moment einen Ausblick auf den nordwestlich aufragenden Monte Malins. Um doch etwas erreicht zu haben, beschloss ich, diesen Berg zu besuchen. Ein leichter Gang von einer Stunde brachte mich um 12 Uhr dahin. Zwei Stunden wartete ich umsonst auf günstiges Wetter. Als Rückweg benützte ich dann den gegen Osten verlaufenden Grat mit den Erhebungen Kor, Lahner und Seeben. Über die sehr steilen Wiesenböden des Ober- und Unter-Moleis gieng es hinab nach Unter-Zahre (5 Uhr) und nach kurzem Aufenthalt in die gewohnte Herberge von Petris.

Monte Bivera, 2474 *m*, und **Monte Lagna**, 2133 *m*. Südwestlich von Ober-Zahre, von dem Dörfchen durch den Lumiëi getrennt, ragt das Wahrzeichen von Sauris, der mit seinem höchsten Punkte, der Pala, sich zu einem luftigen Horn

aufschwingende, gewaltige Monte Bivera auf, dessen massiges Felsgerüste den weiter gegen Süden vorgeschobenen, langgestreckten, sanftgeformten Vesperkofel grossentheils deckt. Lothrecht stürzen seine blendend weissen Kalkwände zu einem trümmererfüllten Kar ab, das mehrere mächtige Schuttströme entsendet, dessen bedeutendster, »La sabbia bianca« (Weisser Sand), bis in die Nähe des Auenbaches reicht. Fast undurchdringliche Wälder bekleiden seinen Fuss. Ein unbeschreiblich herrliches, bei heiterem Wetter täglich sich wiederholendes Schauspiel bietet sich dem Beobachter, wenn die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Riesenstirne des Colosses küssen und die sonst geisterhaft bleichen Wände, einer rothglühenden Fackel ähnlich, aus den noch in Dunkel gehüllten Wäldern an seinem Fusse, gegen Himmel emporlodern. Der Besuch dieses Berges stand zunächst auf meinem Programme.

Meinem Wunsche gemäss weckte man mich am 15. September um 2 Uhr früh. Die Absicht, heute den Monte Bivera zu besteigen, wurde leider zu Wasser, denn als ich vor das Haus trat, regnete es ganz ergiebig. Den Nachmittag benützte ich zu einem Spaziergang auf den Monte Oberboden. Ich wollte mir den von italienischen Truppen angelegten, für Maulthiere gangbaren Steig, der den Scheidekamm zwischen dem Lumiëi und dem Rio Rioda übersetzen, und dadurch eine Verbindung mit dem Canal S. Canziano herstellen sollte, ansehen, fand denselben jedoch nur streckenweise fertig. Auf dem Oberboden, 2032 *m*, konnte ich eine prächtige Naturerscheinung beobachten. Während an der Westseite des Kammes undurchdringliche Nebel lagerten und bisweilen ein Sprühregen niedergieng, herrschte östlich von meinem Standpunkte herrliches Wetter. Die nahe unten liegende Alpe Rioda, 1795 *m*, und die Ober-Pesarina erstrahlten in reinstem Sonnengold. Die Bladnergruppe sowie die zahllosen gegen Ost und Südost sichtbaren Berge ragten in wundervoller Klarheit in den azurnen Äther. Eine so scharf ausgeprägte Wetterscheide zu beobachten, hatte ich bisher noch nie Gelegenheit.

Erst am 17. September gelang es mir, den Culminationspunkt der Gruppe, den Monte Bivera, zu erobern. Infolge eines längeren, damals erst kurz überstandenen, schmerzhaften Leidens fühlte ich mich noch nicht vollkommen gekräftigt, weshalb ich mich der Begleitung des Schmiedes von Ober-Zahre, Victor Polentarutti, vulgo Rossi, als Träger meines Gepäckes, versicherte. Polentarutti erklärte, mich für einen Taglohn von 3 Lire, wo immer hin zu begleiten und ich hatte die Mitnahme dieses freundlichen, dienstfertigen Mannes nicht zu bereuen.

Auf seine Ortskenntnisse bauend, brachen wir um 2 Uhr 45 Min. früh auf. Bei häufig durch schwere Wolken getrübtem Mondschein gieng es auf einem schmalen Steig über den steilen Breitersboden in den grausig düsteren Schlund des Mitterbaches und jenseits desselben auf spärlichem, fast ununterbrochen durch Wald führendem Pfade wieder hinauf. Mein Begleiter kannte jede Abkürzung. Ich humpelte, so gut oder schlecht es gieng, nach, aber trotzdem kamen wir schnell vorwärts, denn bereits um 5 Uhr standen wir bei beginnender Morgendämmerung vor der schon verlassenen Alpe Chiansavëi, 1695 *m*. Polentarutti schlug vor, durch die »Schottergrube«, eine bis zum Grat zwischen dem Vesperkofel und Monte Bivera reichende Schutthalde, anzusteigen, da wir uns dadurch den Umweg über den Vesperkofel ersparen könnten. Doch ich wählte den bequemeren, schon einmal gemachten Aufstieg. Um 7 Uhr 30 Min. war der Steinmann erreicht. Die im vorigen Jahre dort gelassene Flasche mit den Daten meiner Besteigung war verschwunden. Nur wenige Minuten währte der Aufenthalt. Sämmtliche höheren Spitzen hatten sich in schwere, bleigraue, von einer scharfen, horizontal verlaufenden Linie begrenzte Wolken gehüllt, die nach allen Richtungen hin gleichmässig und rasch tiefer sanken; ein untrügliches Zeichen baldigen Eintrittes schlechten Wetters. Nun

gieng es über den zu beiden Seiten abfallenden Grat — die einzige Stelle, welche Vorsicht erheischt — zum tief eingeschnittenen Sattel. Von den Pian delle Streghe (Hexenböden), 2128 *m*, einem hohen, durch unzählige Gruben, Einsenkungen und seine gelbe Färbung sich auszeichnenden Rücken, kam in grosser Eile ein mit einem Gewehre bewaffneter Mann, ein Gemsenjäger, mit bewunderungswürdiger Kletterfertigkeit über die jäh abstürzende Bergflanke fast athemlos herauf. In fliessendem Deutsch erklärte er, in Forni di sopra daheim zu sein und bat, ihm die Jagd nicht stören zu wollen und wenigstens so lange zu warten, bis er die Pala — so wird die höchste Spitze genannt — erreicht habe, denn sein Gefährte treibe ihm mit einem Hunde durch die »Schottergrube« die Gemsen zu; würden diese durch uns erschreckt, dann sei jede Hoffnung auf Beute ausgeschlossen. Wir kletterten zu einer windgeschützten Stelle und hielten da, 15 Minuten unter dem Gipfel, eine zwar nicht ganz freiwillige, einstündige Frühstücksrast. Längst trieb der fatale Kobold, Nebel, sein neckendes Spiel. Endlich gab uns der Schütze ein Zeichen, dass wir möglichst still, ohne den Grat zu berühren, folgen sollten. Als wir um 9 Uhr den Steinmann erreichten, lag der emsige Jäger in seiner leichten, linnenen, von Schweiss durchtränkten Kleidung, vom Froste geschüttelt, sonst unbeweglich, wie gebannt, auf einer Stelle, unverwandten Auges über die wilden Abstürze lugend. Lautlos, und dennoch in grösster Aufregung, hiess er uns durch Zeichen ein Gleiches zu thun. Tief unten erblickten wir — wohl das Ideal seiner heutigen Wünsche — vier äsende Gemsen. Wahrscheinlich fand der Mann seine Bemühungen doch gekrönt, denn es fielen spät nachmittags fünf Schüsse.

Seiner herrlichen Fernsicht wegen wird der Monte Bivera bisweilen von Italienern bestiegen. Wie mir mehrseitig bestätigt wurde, soll bei klarer Luft — eine Seltenheit unter diesem Himmelsstriche — der Markusthurm von Venedig sichtbar sein. Ich sah infolge der Verzögerung nicht einmal die nächste Umgebung. Heftiger und kalter Wind aus Westen verleidete das idyllische Stilliegen. Um 10 Uhr wurde aufgebrochen. Eine halbe Stunde später berührten wir wieder den Vesperkofel. Sogleich gieng es in nordwestlicher Richtung über Schutt und Platten hinab gegen den grünen Rücken, der Wasserscheide zwischen Lumiëi und Rio Aggoza. Ein tüchtiger Regenschauer zwang uns, unter einem mächtigen, überhängenden Felsblock, den wir gerade rechtzeitig entdeckten, Schutz zu suchen. Enge zusammengekauert, aber vor gänzlicher Durchnässung geschützt, wurde da der Vorübergang des Gewitters abgewartet, das etwa eine halbe Stunde währte.

Wohlgemuth gieng ich daran, den zweiten Theil meiner Aufgabe zu lösen, nämlich den nordwestlich aufragenden Monte Lagna zu besteigen. In der Annahme, dass wir von dem erwähnten grünen Grate durch Übersetzen der darauf folgenden felsigen Kammschneide dahin kommen könnten, wurden wir gründlich getäuscht. Mühsam gelangten wir auf den Punkt 2116 *m*. Ein Weiterkommen erwies sich aber als unausführbar. Es hiess also wieder hinunter und abermals steil hinan zum Punkt 2005 *m*, von dem es mir geschienen hatte, dass er unmittelbar mit dem Monte Lagna zusammenhänge. Abermalige Enttäuschung! Ich schlug meinem Begleiter, welchem dieser Berg gänzlich unbekannt war, vor, tief abzusteigen und an der nordwestlichen Seite einen neuen Versuch zu machen. Dieser gelang denn wirklich und um 12 Uhr 50 Min. hatten wir gewonnen. Noch immer raubten aber schwere Wolken jede Aussicht, so dass wir um 1 Uhr 30 Min. wieder über die abschüssigen, regenschlüpfrigen Hänge der Cresta di Tragonia zu der Casera Mediana (Casoni Piazza), 1540 *m*, unserem heutigen Nachtquartier abstiegen, woselbst wir um 5 Uhr eintrafen. Reges Leben herrschte hier. Eine Gesellschaft von Sauriser Bauern hat die herrlichen Waldungen angekauft. Nun werden die

urwäldlichen Stämme unbarmherzig geschlagen und die »Museln« auf den Ratzer Sattel geliefert, um von dort im Winter nach Campo longo geschleift zu werden. Nach und nach kamen 20 solcher »Muselmänner« zusammen, denen die schwere Arbeit Hunger gemacht hatte, und die nun begierig auf das Fertigwerden des frugalen, aus ungesalzener Polenta bestehenden Mahles warteten. Ab und zu trat ich vor die Hütte, um nach dem Wetter zu spähen. Ich hatte mir vorgenommen, am andern Tage den Monte Tiersine (Ratzerkofel) zu besteigen. Als um 8 Uhr ein tüchtiger Regen niederzuplätschern begann, liess ich mir verdriesslich meine Lagerstätte anweisen. Mein liebenswürdiger Gastfreund Petris, Mitunternehmer an diesem Holzgeschäft, hatte die Freundlichkeit, Decken, Linnenzeug und Kopfpolster eigens für meinen Gebrauch von Sauris herbeizuschaffen, um mir eine gute Schlafstelle zu bereiten, während er sich, wie alle andern, begnügte, ins Heu zu kriechen. Dennoch verbrachte ich eine ziemlich schlaflose Nacht. Besorgt horchte ich auf das ununterbrochene Geräusch des niederströmenden Regens. Auch das Wiehern und Stampfen von einigen zwanzig im nebenan befindlichen Stalle untergebrachten Pferden trug nicht dazu bei, mich in süssen Schlummer zu wiegen. Gegen 1 Uhr wurde es schon wieder lebendig; die Fütterung begann und noch lange ehe der Morgen graute, gieng es fort ans schwere Tagewerk. Um 9 Uhr trat ich, des noch immer strömenden Regens und eines verlorenen Tages wegen unwirsch, den Rückweg an. Die Langeweile des Nachmittags wurde mir durch den Besuch der erwähnten Wiener Dame, die mir in Begleitung des hochw. Herrn Trojer und des Pfarrers von Forni di sopra, da sie andern Tags die Heimreise antreten wollte, einen Abschiedsbesuch machte, verkürzt.

Col Gentile, 2077 *m*, **Monte Veltri**, 2003 *m*. Der Anblick des weit im Osten als schlankes, oben abgeplattetes Horn sich aufbäumenden, so keck in die Ober-Zahre blickenden Col Gentile hatte längst in mir den Wunsch aufkeimen lassen, auch seinen luftigen Scheitel zu betreten, und so wurde mit Rossi verabredet, dass er mich, obwohl mit diesem Theil seiner engeren Heimath unbekannt, dahin begleiten sollte. Ein weiter Weg stand uns bevor. Ich gab den Auftrag, mich bald nach Mitternacht zu wecken. Die gute Mutter Petris hatte schon den Kaffee fertig gestellt und so konnten wir den 19. September kurz nach 1 Uhr abmarschieren. Wir waren nicht die einzigen Frühaufsteher. Beim Brunnen gieng es schon geschäftig her. Weiber holten das zur Wirthschaft nöthige Wasser, denn herrlich strahlte der Mond am Himmelszelte, einen glänzenden Tag versprechend. Da heisst es bei diesem, fast ausschliesslich von der Viehzucht lebenden Völklein, einen solchen ganz ausnützen, um schon in den ersten Morgenstunden auf den hochgelegenen Mähdern einzutreffen und daselbst der Heuernte obzuliegen.

Um den Abstieg zur Unter-Zahre zu vermeiden, führte mich Rossi auf einem wenig ansteigenden Karrenweg. Über die Wiesengründe »Hotzach«, »Thöltern« und »Moleis« erreichten wir »Enter den Rieben« den schon mehrfach erwähnten Weg in den Felterbach und hiemit auch die Grenze der Terrainkundigkeit meines Begleiters. Erst nach mannigfachen Kreuz- und Querzügen gelangten wir in der Nähe der Plotzesalpe an, die ich, wohlbekannt in dieser Gegend, auf weit kürzeren Pfaden zu erreichen gewusst hätte. Meinen Vorschlag, lieber den weiten Halbbogen über den Monte Losa (Loastberg, 1934 *m*) auszugehen, welche Route ich schon früher ausgekundschaftet hatte, schlug er mit der Begründung ab, dass er vom Hörensagen bestimmt wisse, der kürzere Weg leite längs des Torrente Forchia zur Alpe Monteriù. So folgte ich halb unwillig. Aber lange genug irrten wir noch umher. Bei beginnendem Morgengrauen rutschten wir durch einen steilen Wald tief hinab bis nahe zu den Ufern des Torrente Forchia, wo wir endlich auf einen Steig trafen. Bald nach Übersetzung des Leitenbaches langten wir bei der erhöht am rechten

Ufer liegenden Alpe Cercenati di Forchia (6 Uhr 15 Min.) an, woselbst wir eine halbstündige Frühstücksrast hielten. In der engen, fast schluchtartigen, zu beiden Seiten von dunklen Wäldern umsäumten Thalsohle gieng es in mässiger Steigung rasch zum innersten Winkel. In der Nähe der Alphütte Monteriú ersuchten wir zwei des Weges kommende Hirten um Auskunft über die nun einzuschlagende Richtung. Dieselben konnten jedoch keinerlei Bescheid darüber geben, denn sie waren nie oben gewesen. Und doch weilen diese Leute den ganzen Sommer über in nächster Nähe, und nur einige hundert Meter tiefer. Guter Rath war theuer! Unser Ziel konnten wir von unserm Standpunkte aus nicht sehen. Gerade vor uns baute sich eine jäh abstürzende Felswand auf; sollten wir diese nach rechts oder gegen links zu umgehen trachten? Während wir noch beriethen, kam ein alter Sauriser Bauer — ein Bekannter meines Begleiters — der ein Stück weit desselben Weges gieng. Seiner Mittheilung zufolge hatten wir die Wand links liegen zu lassen und mussten trachten, längs derselben aufwärts zu kommen. Diese Andeutung befolgend gelangten wir wohl mühsam, aber ohne jede Fährlichkeit, rasch empor und, nach Überschreitung eines prächtigen Wiesbodens, um 9 Uhr auf die Spitze.

Meiner Gewohnheit gemäss durchsuchte ich den Steinhaufen auf dem Gipfel und wirklich fand sich eine fast vergilbte Karte mit den Namen: Mosè Schiavi, Mary Toscani, Carlo Nallino, Andrea Toscani. 29. VIII. 1894, 7¼.

Eine wahrhaft herrliche Aussicht lohnte den weiten Marsch! Staunend und bewundernd blickte das Auge über die wilden Felsstürze hinab auf die üppig grünen Hänge des Canal di Gorto mit seinen zahlreichen Dörfern, Kirchen, Weilern und Höfen. Gewaltig contrastierte dagegen das Tagliamentothal, dessen gänzlich verwüstete, einem Steinflusse gleichende Sohle, sich bis in die Nähe der Einmündung der Fella verfolgen lässt. Um nur das Bedeutendste der Fernsicht zu nennen, sei erwähnt, dass die Lienzer Dolomiten, der lange Zug der Karnischen Alpen, die Felshäupter von Bladen und Comelico, die Ampezzaner Riesen, zahlreiche Gipfel der Cadorischen, Agordinischen und Friulaner Hochalpen, der mächtige Triglav, das Gewirre der Raibler Dolomiten und Gailthaler Alpen, sowie die eisumwallten Tauern zu erschauen sind. Blauer, undurchsichtiger Dunst verhüllte die Ebene. Mit unsäglichem Wohlbehagen, umsäuselt von wonnig lauer Luft, lagerte ich auf dem weichen, mit der Lieblingsblume des Bergfahrers — selten schönem Edelweiss — durchwirkten Rasenteppich, nimmer müde werdend in der Betrachtung der unendlichen Schöpfung und der Majestät der Allmacht! Wie viele ehrwürdige Berghäupter, alte Bekannte, grüssten aus Nah und Fern freundlich herüber; mit Blitzesschnelle durchzuckte mein Gehirn das auf denselben Geschaute und Erlebte. —

All zu früh, 11 Uhr 30 Min., musste aufgebrochen werden, wussten wir doch beide nicht, wie der Übergang zum Monte Veltri, den ich auch noch besuchen wollte, beschaffen sei. Wir verfolgten den Grat, soweit es thunlich war, an der Südseite. Später gieng es über steile Schutthänge an die Ostseite und weiter, der besseren Gangbarkeit halber, auf die Westseite. So gelangten wir zur Forca del Calador, einem rauhen, nach Raveo und Enemonzo führenden Passweg, auf dem mit Anwendung aller möglichen Vorsicht — wie ich mich selbst überzeugte — Nutzvieh getrieben wird. Endlich stiegen wir zur tiefen Einsattlung und auf den Gipfel, den wir um 1 Uhr 30 Min. erreichten und wo wir bis 2 Uhr 45 Min. blieben. Vergebens hatten wir uns während des Aufenthaltes bemüht, einen geeigneten Ausweg gegen Latteis zu erforschen. Wohl sahen wir westlich der Casera Veltri einen gelben, einem Steige gleichenden Streifen, den ich aber für einen Wassergraben hielt. Wir steuerten, die Alphütte links liegen lassend, darauf los und wirklich fand ich meine Vermuthung bestätigt, es war ein Abzugskanal der nur bis

zum Rande der Bergwiese reichte. Eine steile, waldige Schlucht lag vor uns. Aus Nah und Fern tönten die rauhen Rufe der Holzhauer, und das Krachen der stürzenden Baumriesen verkündete beredt, dass auch dieser bis jetzt unentweihte Urwald in Bälde verschwinden wird. Auf gut Glück gieng es in die dunkle Schlucht, doch gelang es, auf eine eben erst aufgelassene Holzriese zu treffen, deren Spur wir verfolgten.

Vorsichtig drangen wir in der engen Bachklamm vor und stiessen auf Leute und Fuhrwerke, welche sich eifrig damit beschäftigten, die mächtigen, hier aufgestapelten Baumstämme auf die Höhe eines Rückens zu schaffen. Ein kaum erkennbares Steiglein leitete hinab zum tiefgelegenen, hier wasserlosen Bachbette des Torrente Forchia. Bei brennender Sonnengluth schlichen wir hinan zur niedrigsten Einsattlung der Olbe. Unsere Kräfte wurden hier auch noch dadurch in Anspruch genommen, dass wir ein auf dem sehr steinigen und steilen Weg stecken gebliebenes Heufuhrwerk flott machen und auf die Jochhöhe »Bam Putze« schieben halfen. Eilends gieng es hinab nach »Za Latteis«, wo wir — da auch hier kein Wirthshaus — im Hause des Bauern Simon Colli, vulgo Ebentler, die ersehnte Erfrischung erhielten; 5 Uhr 35 Min. Mit dem Bewusstsein, einen herrlichen, wenn auch mühevollen Tag durchlebt zu haben, betrat ich um 6 Uhr 50 Min. das einsame aber gastliche Wirthshaus »Am Latteise« (La Màina), wo wir nächtigten.

Monte Tinizza (Mittagkofel), 2121 *m*, **Monte Nauleni**, 1753 *m*. Als eine mächtige, fast senkrecht abstürzende Felswand bäumt sich westlich des Monte Pura der Mittagkofel auf, gleichsam als steinerner Thorwächter mit dem östlich gegenüber liegenden Nauleni den Eingang in die Zahre bewachend. Von so manchem erhöhten Standpunkte aus hatte ich vergeblich forschend hinübergespäht, um eine Stelle in seinen Felsmauern zu entdecken, die einen erfolgreichen Angriff verheissen würde. Selbst die Erklärung meines Begleiters, der mir gestern vom Monte Veltri möglichst genau die Richtung der Aufstiegslinie andeutete, machte mich nicht klüger, ich musste mich damit begnügen, seinen Worten, dass die Besteigung nur einige Ausdauer und volle Schwindelfreiheit erfordere, zu glauben.

Frohen Muthes verliessen wir am Morgen des 20. September um 4 Uhr 45 Min. La Màina, um die Fehde mit dem so unnahbar scheinenden Monte Tinizza aufzunehmen. Schnell gieng es der Höhe des Pura zu, die schon um 6 Uhr 15 Min. erreicht und ohne Aufenthalt auf gutem Jochweg in westlicher Richtung zur Alpe Tintina verlassen wurde, die wir um 6 Uhr 45 Min. erreichten. Einen überraschenden Anblick bot hier die noch in tiefe Schatten gehüllte Nordseite des Mittagkofels, der mit fast lothrechten, gelblichen Felsstürzen zum halbkreisförmigen Kar an seinem Fusse abfällt und durch seine Schroffheit jeder Annäherung von dieser Seite ein gebieterisches Halt entgegenzusetzen scheint. Nach Durchquerung eines ausgedehnten Zundernbestandes (Clariai di Tintina) empfieng uns ein steiler, mit Gras und Schutt bedeckter Hang, den wir nach Aussage meines Führers gerade aufwärts zu verfolgen hätten. Ich erwartete, ein recht mühsames Stück Arbeit vor mir zu haben, fühlte mich aber um so angenehmer enttäuscht, als uns ein schmales, unzählige Male gewundenes Steiglein aufnahm, auf dem wir erstaunlich schnell und bequem vorwärts kamen. Bald lag der waldige, 1702 *m* hohe Monte Cavallo unter uns, und wir standen dicht an den Steilwänden. Noch immer konnte ich trotz eifrigen Suchens keinen Punkt ausfindig machen, der den Aufstieg auf den Grat vermitteln sollte. Eine mächtige, jäh abfallende Platte wurde auf darüber befestigten Baumstämmen leicht überschritten. Ohne diese künstlichen Hilfsmittel dürfte diese Örtlichkeit kaum zu passieren sein. Ehe ich es erwartete, übersetzten wir um 7 Uhr 10 Min. den Kamm und giengen auf die Südseite über, wo abermals eine ähnliche Platte zu passieren war. Victor zeigte mir nun die schwierigsten Stellen, die zu

überwinden seien, um auf den Gipfel zu gelangen; sie sahen in der That nicht besonders einladend aus. An dem zur Rechten enorm steil abfallenden Hange windet sich ein kaum handbreites Steiglein zu einer nahezu vertical gegen die blaue Tiefe abstürzenden Felsnase und — so versicherte Victor — gerade dort, wo dieselbe am unzugänglichsten erscheint, müsse sie erklettert werden. Gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten, balancierte ich wohlgemuth hinüber. Nach zehn Minuten standen wir in einer kleinen Schuttnische. Eine geschlossene Mauer starrte uns entgegen. Mein Begleiter machte mich auf eine eingemeisselte Stufe aufmerksam und bei näherer Betrachtung bemerkte ich höher oben deren mehrere. Gehobenen Muthes stieg ich voran. Hastig arbeitete ich mich empor; überall fanden sich künstliche Tritte und Griffe. Zaglos blickte das Auge von dieser scheinbar unüberwindlichen Kletterstelle in die schauerliche Tiefe. Ein letzter Aufschwung, und wie bezaubert betrat ich eine weite, steile, mit üppig grünem Grasteppich und von tausenden schöner Edelweisssterne bedeckte Bergwiese. Um 7 Uhr 55 Min. erreichten wir den höchsten Punkt (2121 *m*).

Um nicht mit wiederholten Schilderungen der Fernsicht zu ermüden, sei blos erwähnt, dass dieselbe vorzüglich genannt zu werden verdient. Glanzpunkte sind die nahen, nur durch den Tagliamento geschiedenen, in erdrückender Wildheit aufstrebenden Friulaner Hochalpen. Mit vollem Vergnügen würde ich einige Stunden auf der prächtigen Zinne geweilt haben, allein ich hatte mir vorgenommen, heute noch den Monte Nauleni zu besuchen, weshalb um 10 Uhr aufgebrochen werden musste.

Beim Abstieg machten sich die künstlich ausgehauenen Tritte erst recht angenehm fühlbar; freilich sind dieselben nicht deshalb geschaffen, um den wenigen Besteigern dieses so dankbaren Gipfels zu dienen, sondern der Heumähder wegen; denn auch hier wird das so selten üppige Gras — das Getreide der Zahrer — gewonnen, an windstillen Tagen über die Wände bis in die Nähe des Steigleins — wo auch eine Quelle rieselt — hinabgeworfen, daselbst gesammelt und am Rücken oder Kopfe heimgetragen; eine mühselige und gefährliche Arbeit. Polentarutti, ein leidenschaftlicher Jäger, kam ganz ausser Fassung, als er hier in Schussweite eine Gemse entdeckte. Wie bereute er es, kein Gewehr mitgenommen zu haben.

Von 11 Uhr 32 Min. bis 12 Uhr wurde beim Brunnen am Monte Pura Mittagsrast gehalten, dann der Sattel gegen Osten überschritten und nach erbittertem Kampfe mit einer fast undurchdringlichen Wildniss um 1 Uhr 15 Min. der Monte Nauleni erreicht. Wirr durcheinander geworfene, morsche Baumstämme und Äste, innig verschlungene Legföhren, üppig wuchernde Alpenrosenstauden und andere Gestrüppe, zahlreiche, mit trügerischem Moos überwachsene Löcher erheischten vorsichtige Gangart. Buckel auf Buckel folgte; durch so manche Felsenge mussten wir uns durchwinden. Plötzlich fühlte ich einen Ruck an meinem Fusse, der mich zu Fall brachte, mein rechtes Bein hatte sich in eine Drahtschlinge verstrickt; nun aufmerksam gemacht, entdeckte ich noch zahlreiche solcher Werkzeuge einer unedlen Jagd, aber bestimmt hat sich in keines derselben weder Mensch noch Thier mehr verfangen. Da sich östlich ein noch etwas höherer, aber durch eine Einsattlung getrennter Kopf (P. 1857 *m*) bemerkbar machte, so gieng es nach kurzem Verweilen sogleich auf denselben los. Wieder gab es ein schweres Ringen mit den dicht verfilzten Zundern, ehe wir um 2 Uhr seinen gegen Ost abstürzenden Scheitel gewannen. Meine Absicht: den von hier aus unbedeutend erscheinenden, noch dazu durch mehrere tiefe Schartungen getrennten Monte Sesilis zu besuchen, gab ich auf. Ab 2 Uhr 25 Min. Bis zur Alpe Nauleni gieng es leidlich; von da an wieder pfadlos. Abermals durch eine rauhe Wildniss (Regione Colmajor) bald auf-, bald absteigend, erreichten wir endlich in der Nähe der Brücke den Saumweg und um

4 Uhr 12 Min. das Gasthaus »Am Latteise«, wo wir jedoch niemanden daheim fanden, so dass wir auf die gewünschte Erfrischung verzichten mussten und rastlos die Wanderung nach Ober-Zahre fortsetzten.

Monte Tiersine (Ratzerkofel), Mittlerer Gipfel, circa 2330 *m*. Zweiter Versuch. Alle Bemühungen, Jemand ausfindig zu machen, der den jenseits des Lumiei, westlich von Ober-Zahre aufragenden, trapezförmigen, 2417 *m* hohen Ratzerkofel bestiegen habe, blieben erfolglos. Allgemein wurde mir mitgetheilt, man wisse nur, dass ein junger Zahrer, der gegenwärtig seiner Militärpflicht obliege, im Jahre 1889 gelegentlich der Neuaufnahme ein Triangulierungszeichen dort errichtete.

Am 21. September 1894, früh 3 Uhr, verliess ich nach ungeheucheltem, herzlichen Abschied von der »Schnur« (Schwiegertochter) und der Mutter Petris, der ich versprechen musste, ja gewiss wieder zu kommen, in Begleitung Victors die traute Zahre, um die Schritte nach der Heimath zu lenken; dies sollte, wenn möglich, mit dem Umwege über den Ratzerkofel geschehen. Wir verfolgten den guten, bis zu den berüchtigten Rieben des »Besar Gugg« führenden Steig. Nun gieng es steil und pfadlos durch Gestrüpp und Wald bei fahlem Mondenschein über den Hang der »Ruckelana« hinunter zum tiefeingefurchten »Thalenbächle«; dann wieder eben so unangenehm hinan zur Untern und Obern Besar-Guggalpe. Um 5 Uhr 30 Min. überquerten wir den von Mediana zur Ratzeralpe heraufziehenden, durch Muselfuhren belebten Weg. Höher oben, am grünen Hange, wurde Rast gehalten, 6 Uhr. Langsam stiegen wir, 6 Uhr 30 Min., weiter, übersetzten den Grat und giengen auf die Westseite über. Da wohl ich, nicht aber mein Begleiter, schon einmal hier gewesen war, so konnte ich die Führung übernehmen. Wohlweislich vermied ich den unnützen Aufstieg über den das erste Mal berührten felsigen Kamm, der zur Rechten (östlich) blieb. Um 7 Uhr 15 Min. hielten wir vor der schon erwähnten, fast lothrechten Mauer Rath, was nun weiter zu thun sei. Ich schlug vor, den argen Steilhang an der Westseite nach Nord zu überqueren. Polentarutti erklärte, den Versuch machen zu wollen, gerade aufwärts zu klimmen. Seinem Vorsatz folgte schnell die Ausführung. Mit katzenartiger Gewandtheit erkletterte er die ersten Absätze. Jedem seiner Schritte und Griffe folgte eine Steinlawine. Obwohl in respectvoller Entfernung seinem Treiben zusehend, musste ich mich, um vor den schwirrenden Geschossen sicher zu sein, auf einen Gratzacken zurückziehen. Mehrmals rief ich ihm zu, von dem tollkühnen Beginnen abzulassen, doch vergeblich! Wie es mir däuchte, wollte Victor zeigen, dass er auch unter schwierigen Verhältnissen seinen Mann stellen könne. Nach etwa einer halben Stunde entschwand er meinen Blicken, und ich hörte nichts mehr als das Gepolter der abstürzenden Steinmassen. Der Verabredung gemäss sollte er seine Ankunft am Gipfel durch einen Jauchzer kund thun. Nach langem Harren kam er wieder auf die von meinem Standpunkt aus bemerkbare höchste Stelle in meinen Gesichtskreis, und auf die Frage, ob er die Spitze erreicht habe, antwortete er ausweichend: ich sollte selbst kommen, um es zu bestimmen, aber nicht in der von ihm genommenen, sondern in der von mir vorgeschlagenen Richtung. Ich ahnte nichts Gutes. — Hurtig machte ich mich auf. Ich folgte am linksseitigen, steil abstürzenden Hange den Gemsspuren, die — wie ich schon so oft bemerkt — auf schwierigem Terrain über die best gangbaren Stellen leiten. Einige Mühe setzte mir eine von prallen Rändern eingefasste, tief eingefurchte Rinne entgegen. Nach Überwindung derselben kroch ich auf allen Vieren auf den begrünten, felsgesprenkelten, mauersteilen Hang hinauf, bis zur Mündung eines nahezu senkrechten Kamines. Rossi war mir entgegengekommen. Mühsam arbeiteten wir uns durch den schmalen, mit losen, bei jedem Schritt in Bewegung kommenden Steinen angefüllten Spalt empor. Um 9 Uhr betrat ich den arg zertrümmerten

Scheitel, aber zu meinem grössten Verdruss wieder nicht den Culminationspunkt, sondern einen südlich davon aufstrebenden Vorgipfel (circa 2330 *m*).

Die eigentliche Spitze, durch eine kurze Gratsenkung gesondert, ragte, etwa 80—90 *m* höher, als kühne, scharfgespitzte Nadel in geringer Entfernung, nördlich von unserem Zacken auf. Ich fühlte mich körperlich nicht hinreichend wohl, um einen weiteren Versuch anzustellen.

Vor Allem bedurfte ich ergiebiger Rast; stand mir doch der weite Weg bis S. Stefano im Comelico bevor. Meine hochfliegenden Pläne, heute noch den Monte Piova, 2316 *m*, und den Monte Tudaio, 2274 *m*, zu besuchen, zerannen in Nichts. Dieser letztere lockte mich auch nicht mehr, denn kaum merklich überragte er die nordwestliche Flanke eines mit mehreren, fast gleichhohen Zacken gespickten, wild zerrissenen Kammes, den wir, wollten wir nicht auf gleichem Weg zurückkehren, übersetzen mussten.

Um 11 Uhr kletterten wir hinab in ein mit zahllosen Trümmern und Blöcken erfülltes Kar. Nach Überquerung dieser schauerlichen Steinwüste stiegen wir wieder aufwärts und strebten, wohl oder übel, einer der zahlreichen Scharten zu; wir hatten die richtige getroffen. Über abschüssige, schuttbedeckte und grasige Hänge gieng es beschwerlich hinüber zum Ratzersattel, wo wir 12 Uhr 30 Min. eintrafen.

Auf weichem Grase, im Schatten einer Fichte, schlief ich den Ärger über die abermals misslungene Besteigung aus. Um 2 Uhr 30 Min. setzten wir den Marsch durch das erst in seinem unteren Theile hohe Reize entfaltende Frisonethal und nach S. Stefano fort, wo wir 6 Uhr 30 Min. einzogen.

Als Rückweg wählte ich, da mir die Strasse über den Kreuzberg schon bekannt war, die Route durch das Visdendethal, über das Tilliacherjoch, 2092 *m*, nach Tilliach, Kartitsch und Sillian, eine wenig empfehlenswerthe Strecke.

Monte Tiersine (Ratzerkofel), Hauptgipfel, 2417 *m*, **Crode i Puntioi**, 2196 *m*. Am Abend des 12. September 1896 begrüsste ich zum fünften Mal die Zahre. Ich quartierte mich diesmal im Gasthause »Schneider« ein, das sich vortheilhaft verändert hatte; man erhält nun Zimmer mit erträglichen Betten. Des andern Tages regnete es, aber auch den 14. und 15. September lagerten bleigraue Nebelmassen auf Berg und Thal. Als endlich mittags den 16. sich das bisher dichte Gewölk zu zerstreuen begann, eilte ich in die Ober-Zahre, wo mir mein alter Gastfreund Petris die Mittheilung machte, dass ich in den Casoni Piazza, 1540 *m*, weil dieselben jetzt unbesetzt seien, Unterkunft finden könne. Ich beschloss, mein Standquartier für einige Tage dorthin zu verlegen. In Begleitung meines Trägers, Victor Polentarutti, und der Hausmagd, die auf Anordnung der fürsorglichen Mutter Petris Bettzeug und das Wenige an frugalen Lebensmitteln, was eben zu erhalten war, in einem mächtigen Rückenkorb hinüberbefördern sollte, brachen wir um 4 Uhr nachmittags auf. Hurtig gieng es über die steilen Wiesböden »Rickelen« zum Mitterbach hinunter, wo wir, da der durch den fast ununterbrochenen Regen angeschwollene Bach die Brücke, ein paar rohe Baumstämme, weggeschwemmt hatte, um hinüberzukommen, einen Nothsteg erbauen mussten. Das Mädchen eilte mit ihrer gewichtigen Bürde wie ein flüchtiges Reh dahin, diese Weiber leisten im Tragen schwerer Lasten Unglaubliches.

Der jederzeit nasse Steig erwies sich heute als tiefe Schlammrinne, wesshalb wir, aus dem Walde tretend, den fast ebenen und festen, zu den Casoni führenden Weg froh begrüssten. Die Hütte, in der wir um 6 Uhr eintrafen, fanden wir freilich unbesetzt, aber auch ohne den geringsten Holz- oder Heuvorrath. Während Victor Latschen für die Schlafstelle herbeischleppte, besorgte ich das nöthige Brennholz. Bei beginnender Dunkelheit prasselte ein lustiges Feuer am Herd, an dem wir unser lukullisches, aus Eiern bestehendes Mahl bereiteten. Auf einer Mehlkiste errichtete

ich mir meine Lagerstätte, Rossi wühlte sich in das Gezweige ein. Bald hielt uns köstlicher Schlaf umfangen, aus dem wir unliebsam um 11 Uhr durch Stimmen und Pochen an der Thür geweckt wurden. Drei mir bekannte Herren von der Zahre, mit einem Träger, die des anderen Tages den Monte Bivera zu besteigen beabsichtigten, erkundigten sich freundlich nach meinem Befinden, worauf sie zur eine halbe Stunde höher liegenden Alpe Mediana, 1665 *m*, und da sie dort wegen Überfüllung keine Unterkunft fanden, noch zu den weitere drei Viertelstunden entfernten Hütten Chiansavëi wanderten. — Mit dem Schlaf war es aber vorbei, denn die bekanntlich in allen italienischen Alphütten so reich vertretene Gilde der Spring- und Beisskünstler übte unbarmherzig ihr Hausrecht aus, so, dass ich noch vor Morgengrauen aufsprang, um den Anbruch des Tages beim frisch entfachten Herdfeuer zu erwarten.

Nach sorgfältiger Verbergung des Bettzeuges in einem schwer auffindbaren Winkel des nebenliegenden Stalles, schritten wir um 6 Uhr 30 Min. voll frohen Muthes nach Mediana hinauf; galt es doch, heute hoffentlich nicht vergeblich, dem Ratzerkofel an den Leib zu rücken. Ein Häuflein von etwa 12 bis 14 Holzknechten und einigen Weibern begegneten uns. Der Maestro, ein freundlicher, älterer Mann, machte uns die Mittheilung, dass die ganze Truppe in den Casoni für längere Zeit ihr Lager aufschlagen werde. Unter diesen Verhältnissen war an ein Bleiben dort nicht mehr zu denken; wir ersuchten ihn, unser Gepäck nach Mediana zu senden, was er zu thun versprach. Das Unnöthige wurde in der genannten Hütte hinterlegt, wo uns auch für einige Nächte Unterkunft zugesagt wurde.

Über grasige, scharf ansteigende Hänge strebten wir in westlicher Richtung dem von uns zwei Jahre früher schon besuchten Vorgipfel zu, der auf dieser Route nicht allzuschwierig zu gewinnen ist. Der gegen Südwest abzweigende, sich zu den Crode i Puntioi aufschwingende Seitenast wurde ohne erhebliche Hindernisse übersetzt. Vorsichtig arbeiteten wir uns über schlecht gangbare Hänge und Platten längs der mächtigen Abstürze der Südwand des Ratzerkofels bis zum Fusse des Gipfelmassivs. Hätte mir Victor nicht versichert, dass er von da gerade aufwärts einen Besteigungsversuch gemacht und die Spitze wirklich erreicht habe, wohl kaum hätte ich es für möglich gehalten, dass die uns entgegenstarrende, fast senkrecht abstürzende Wand erklimmbar sei; freilich, so versicherte er, sei die Besteigung schwierig, wesshalb er Fusseisen und Seil mitgenommen habe. Er drang darauf, dass ich das letztere nehme und so gab ich seinem Wunsche nach, freilich nur ungern, denn es geschah das erste Mal, dass ich über Fels angebunden klettern sollte. Rossi stieg selbstverständlich als Erster aufwärts, eifrig damit beschäftigt, mit seinen schweren Fusseisen in dem äusserst brüchigen Gestein möglichst verlässliche Standpunkte herzustellen. An gesicherter Ortlichkeit wartete ich. Mit unheimlichem Geprassel stürzten ganze Lasten losgesprengten Gesteines zur Tiefe, denn kaum berührte die Hand oder der Fuss dieses lockere Gefüge, so kam es auch schon in Bewegung. Nicht auf eine einzige gute Kletterstelle trafen wir, bis um 9 Uhr 50 Min. der schlanke Gipfel erreicht wurde.

Die Betrachtung der herrlichen Fernsicht bei tadellos klarer Luft fesselte mich bis 11 Uhr 55 Min. Der Abstieg erheischte noch grössere Vorsicht, doch gieng er anstandslos von statten. Ich fühlte nicht die mindeste Lust, so zeitig zur rauchigen Sennhütte zurückzukehren und beschloss, die gegen Südwest vorgeschobenen Crode i Puntioi zu besuchen.

Die plattigen und schuttigen Hänge, die zu einem tief unten eingebetteten, mit Schneeflecken durchsetzten, äusserst öden Kar jäh absetzen, wurden an der Westseite des zu den Crode hinstreichenden Kammes überquert. Allmählig verlief das rauhe Geschröfe in einen meist begrünten, grösstentheils angenehm gangbaren Grat, den

verfolgend wir um 2 Uhr die Spitze erreichten, die einen hübschen Einblick in das oberste Tagliamento-Thal und auf den Mauria-Pass gewährt.

Zum Rückweg, der um 2 Uhr 30 Min. angetreten wurde, benützten wir die Ostseite des erwähnten Zweiggrates. Drei Hirten der Alpe Tragognia, inmitten einer grossen Anzahl Rinder, riefen ängstlich herauf, acht zu haben, dass wir keine Steine losträten, wodurch möglicherweise ihr Vieh geschädigt werden könnte; wir machten infolge dessen einen wahren Eiertanz über diese steilen, mit Geröll bedeckten Hänge. Wieder aufwärts steigend, übersetzten wir einen begrünten Rücken, jenseits desselben hielten wir, ins weiche Moos hingestreckt, eine ausgiebige Rast, die durch den melodischen Gesang dreier Hirtenmädchen gewürzt wurde. Erst kurz vor dem Dunkelwerden trafen wir in Mediana ein, wo wir vom Padrone Piccoti Giuseppe und seiner Frau auf das freundlichste aufgenommen wurden.

Monte Piova, 2316 *m*, **Monte Tudaio**, 2274 *m*, **Col Merenda**, 2080 *m*. Den 18. September 4 Uhr 30 Min. morgens marschierten wir nach einer schlecht verbrachten Nacht zur Ratzeralpe und verfolgten von dort ab durch etwa eine halbe Stunde den in das Piovathal leitenden Steig. Auf gut Glück — denn weder ich noch mein Begleiter kannten die weitere Umgebung — bogen wir links (südwestlich) ab, überstiegen einen mit krüppelhaften Bäumen spärlich bestandenen Rücken und überquerten dann einen beängstigend jäh zur tief eingefurchten Valetta Roda abschiessenden, mit kurzem, dick bereiftem, daher äusserst schlüpfrigem Gras bewachsenen Hang. Polentarutti, wohlbewaffnet mit riesigen Steigeisen, hatte leichtes Spiel, während ich auf jeden Tritt die grösste Achtsamkeit verwenden musste, um nicht auszugleiten und eine blitzschnelle Fahrt in den tiefen Grund zu machen. Die oberste, enge, von prallen, mächtigen Wänden eingeschnürte Falte des Thälchens wurde gegen rechts (nördlich) übersetzt. Recht mühsam gestaltete sich der Übergang an einer abgebrochenen Stelle, aber auch nicht minder unangenehm der erste Einstieg in das Geschröfe, dessen Rauheit höher oben sich zusehends milderte, um schliesslich in einen sanft geformten Kopf auszulaufen, von welchem ab uns ein kurzer, angenehmer Gang auf dem breiten Grat vollends auf die Spitze brachte, 9 Uhr, wo ich im Genusse der prächtigen Aussicht, besonders auf die verhältnissmässig nahen Ampezzaner Dolomiten, bis 10 Uhr schwelgte.

Um unserem nächsten Ziele, dem in geringer Entfernung östlich gegenüberliegenden, aber durch mächtige Wandstürze getrennten Monte Tudaio näher zu kommen, mussten wir wieder zum erwähnten Thalschluss zurück, hielten uns aber möglichst hoch, immer knapp an den zur Rechten aufstrebenden Wänden, um die beide Spitzen scheidende, sanfte Einsattlung zu gewinnen. Schlecht gangbares, grobes Getrümmer verzögerte das Aufwärtsdringen; erst um 11 Uhr 15 Min. lag der Monte Tudaio als blendend weisse, scharf aufstrebende, die zahlreichen, arg zersägten Zacken seines Kammes nur wenig überragende Spitze in geringer Entfernung vor uns; augenscheinlich musste sich die Ersteigung schwierig gestalten. Meiner Ansicht nach war der richtige Anstieg durch die links unterhalb des Gipfels entspringende, mächtige Schuttreise zu suchen, während Rossi seine Meinung dahin aussprach, dass das letzte Stück des Grates allzusteil sei, um erklommen werden zu können; er schlug vor, weiter rechts (östlich) einen Versuch zu machen, womit ich mich nicht einverstanden erklärte, denn es schien mir ausgemacht, dass schon die untersten, plattigsteilen Absätze unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen würden; er liess sich bereden. Während ich den Apparat auspackte, um eine Aufnahme zu machen, entfernte sich Victor eilenden Schrittes, mir im Abgehen zurufend, er wolle, um mir den unnützen Anstieg zu ersparen, eine Recognoscierungsfahrt machen, »denn auf meiner Route gehe es doch nicht«. Viel zu schnell, als dass er den

Gipfel erreicht haben konnte, sauste er dann wieder über die Schutthalde herab. Seine Meldung lautete: Er sei nahe der Spitze gewesen, allein das letzte Gratstück sei so schmal und zerrissen, dass es nicht zu bezwingen sei. Ich antwortete ihm ruhig, dass mich bis jetzt ein schmaler Grat noch nie abgeschreckt hätte, ich wolle mir die Sache selbst ansehen und, dass ich sicher glaube, hinüber zu kommen. Damit war das Zeichen zum Einpacken und Aufbruch gegeben (1 Uhr) und wenige Minuten später keuchten wir bei wahrhaft italienischer Hitze über den schier endlos langen und bitter steilen Schutthang empor. Die schlimmste Stelle, ein äusserst brüchiger Wandabsatz, wurde von Victor nach schwerem Ringen überwunden und mit Hilfe des Seiles gelang es auch mir, über dieses äusserst schwierig zu erklimmende Wandel wohlbehalten hinaufzukommen. Nun lag der gefürchtete Grat vor mir. Wohl nicht »blätterdünn« aber auch häufig nicht breiter als eines Mannes Fuss setzt er zur nahen Spitze. Meinem Begleiter zurufend, dass ich seiner Hilfe nicht mehr bedürfe, balancierte ich aufrecht hinüber, noch ein weiterer Schritt, und ich stand beim halb verfallenen Steinmann, 2 Uhr 10 Min. Verwundert, als ob er erst jetzt davon überzeugt sei, rief mein Begleiter aus: »Schwindlig sind Sie nicht«. Nur zehn Minuten gönnten wir uns Rast, um 2 Uhr 10 Min. wurde der Rückweg angetreten.

Pfeilschnell gieng es über den Schutt hinunter. Rossi musste tiefer hinab, um das zurückgelassene Gepäck aufzunehmen. Ich glaubte klüger zu handeln, wenn ich die Geröllhänge möglichst hoch, knapp unter den Wandabstürzen, gegen Osten überquerte, was mir aber schlecht bekam. Die von den schneeweissen Felsen abprallenden Sonnenstrahlen erzeugten eine solche Hitze, dass auf der den Stock tragenden, rechten Hand schmerzhafte Blasen auffuhren. Schon die Gangart ermüdete aufs höchste, indem der rechte Fuss fast nach jedem Schritt im losen Schutt abwärts glitt. Rossi hatte, indem er den ansteigenden Karboden verfolgte, die bessere Wahl getroffen. Nur ein einziges Mal milderte ein flüchtiges Rudel Gemsen die Monotonie dieses schauerlich öden Kessels. Zweimal kletterte ich zu tief eingefurchten Schartungen empor, hoffend, eine zweckdienliche Abstiegstelle zu entdecken, doch vergebens! Gänzlich ungangbares Geklüfte starrte mir entgegen. Wir mussten hinauf zum äussersten Ostwinkel des Kares, zur von uns schon zweimal benützten Scharte. Obschon von der Hitze arg mitgenommen, bestand ich dennoch darauf, den nahen Col Merenda zu besuchen; aber der letzte, steile Anstieg wurde mir noch schwer genug. Gerne liess ich mich zur einstündigen Rast auf seinen begrünten Scheitel nieder, 4 Uhr 40 Min. bis 5 Uhr 50 Min. Nicht das schnellste Tempo einschlagend, langten wir um 7 Uhr 20 Min. in Mediana an.

Ich hoffte, diese Nacht erquickenden Schlaf zu finden, darin sollte ich mich abermals täuschen. — Etwa um 10 Uhr klopfte es an der Hüttenthür. Ein kleines bewegliches Männchen — ein Cadorischer Viehhändler — trat ein. Nun wurde mit der den Italienern eigenthümlichen Lebhaftigkeit eine bis 4 Uhr in lautester Tonart geführte Debatte eröffnet, und recht unterhaltend musste das im Friulaner Dialekt geführte Gespräch sein, denn sämmtliche Insassen der Hütte — bis auf mich — brachen nach kurzen Pausen in wahre Lachsalven aus. Nichts weniger, als durch gesunden Schlaf gestärkt, befanden wir uns um 5 Uhr auf dem Weg nach Chiansavëi. Wie staunte ich aber, als sich das durch zwei Tage makellos reine Firmament urplötzlich mit schweren Wolken zu überziehen begann. Ich trieb zur Eile, denn noch hoffte ich, dass es gelingen würde, auf dem von mir schon früher ein- beziehungsweise zweimal besuchten Monte Bivera und Clapsavon (Vesperkofel) von der vielgerühmten Aussicht etwas zu erhaschen.

Nach einem wahren Dauerlauf langten wir um 7 Uhr 10 Min. am Kofel und um 8 Uhr 45 Min. auf der Pala an.

Ein eigenthümlicher Anblick fesselte mich: Ich sah rings in der Runde ein Wolkenmeer, aus dem einzig der Paralba (Weissenstein), der Monte Cridola und unser eigener Standpunkt, von der Sonne hell beschienen, aus dem unermesslichen Wolkenozean hervorragten; besonders vom Süden wälzten sich schwere, mächtigen Eisbergen ähnliche Wolkenbänke heran, ein in der That überwältigend schöner Anblick. Nach wenigen Minuten hüllte auch uns dichter Nebel ein, weshalb wir schon nach 20 Minuten, 9 Uhr 5 Min., Kehrt machten. Von der tiefsten Einsattlung zwischen Monte Bivera und Vesperkofel wandten wir uns rechts (nördlich), kletterten ein wenig steil zu einer von hohen Wänden anfänglich eng eingeschlossenen, mit losem Schutt erfüllten Halde, »Schottergrube« genannt, durch die wir mit solcher Schnelligkeit hinabfuhren und sprangen, dass wir schon um 10 Uhr 15 Min. in Mediana ankamen. Wir hatten daher zum Abstieg nicht mehr als 1 Stunde und 10 Min. benöthigt. Die immer dienstfertige Padrona beschäftigte sich eben eifrig damit, uns ein warmes, aus in Milch gekochtem Reis bestehendes Mahl zu bereiten, als wir vor der Hütte einen ängstlichen Hilfeschrei und gleichzeitig den schweren Auffall eines menschlichen Körpers vernahmen. Erschrocken sprangen wir auf und sahen zu unserem Entsetzen, dass ihr Mann fast leblos, vom Schlage gerührt, zusammengestürzt war, denn, dass dem so sei, sagte mir ein flüchtiger Blick.

Gut, dass ich »Die erste ärztliche Hilfeleistung« gelesen hatte, denn, während alle rathlos schrieen und jammerten, befreite ich den Kranken von den beengenden Kleidungsstücken, liess kalte Umschläge auf das hoch gehaltene Haupt legen, die schon erkaltenden Pulse und die Herzgrube bis zum Heisswerden reiben und als der Unglückliche nach langen Bemühungen endlich wieder schwer und unregelmässig zu athmen begann, brachten wir den gewichtigen Mann auf ein hochaufgerichtetes Heulager.

Infolge dieses Unfalles sah ich mich abermals genöthigt, mein Standquartier zu verändern und da sich die höher liegende Ratzeralpe, 1745 *m*, zu der wir bei heftig und kalt wehendem Nordwind hinaufstiegen, als solches aus mehrfachen Gründen ganz ungeeignet erwies, so beschloss ich, nach Ober-Zahre zu gehen, zudem konnte für den folgenden Tag mit Bestimmtheit auf schlechtes Wetter gerechnet werden. Wir schlugen den anfänglich breiten und guten, bis 1809 *m* ansteigenden, später jedoch als rauher, schnell zur Casara Pezzacucco di sopra, 1667 *m*, abfallenden Steig ein. Nach etwa einer Stunde passierten wir die Hütte und wenige Minuten später standen wir vor den enorm steil abschiessenden, berüchtigten »Rieben« (Reisen) des »Bösar Gugg«. Diese Reisen bestehen aus einem Gemisch von Sand und kleinen Steinen; sie entspringen hoch oben am Monte Pallone und setzen in einer Flucht, mit einer Neigung von etwa 60°, zum Thalenbächle ab. Wenn das magere, die Reisen überquerende Steiglein nicht eben frisch hergerichtet ist — was aber meist nur während der Heuernte der Fall —, so ist dessen Begehung ohne scharfe Fusseisen wirklich lebensgefährlich, besonders aber bei einem Gewitter oder bei schmelzendem Neuschnee, wo Tausende und Tausende von Steinen in ununterbrochener Reihenfolge herabsurren, was ich selbst zu beobachten einmal Gelegenheit hatte.

Wie wir kaum anders erwarteten, fanden wir das Steiglein schon vom Beginn an abgebrochen. Unheimlich glotzte uns die erste, mächtig breite und scharf abfallende »Riebe« entgegen. Victor überliess mir seine mit ungeheueren Zacken versehenen Fusseisen, die er leicht entbehren konnte, da er nach Zahrer Brauch mit zolllangen Eisenspitzen versehene Schuhe trug. Vorsichtig, jeden Tritt prüfend, übersetzten wir binnen etwa 15 Minuten die erste Riebe ohne Unfall. Nun gieng es wieder durch Wald zur zweiten, ganz gleichartigen, nur noch viel breiteren Reise. Mein Begleiter machte mich auf eine besonders kritische Stelle aufmerksam, an

welcher erst vor sechs Tagen ein mit einem schweren Rückenkorb beladener Bursche abgestürzt war; zu seinem Glück verfieng sich der Korb etwa 6 *m* tiefer an einem mit dem Schutt abgerutschten Baumstrunk, so dass er unbeschädigt davon kam. Fast erleichtert athmete ich auf, als der böse Bergschlipf hinter mir lag. Am Waldessaum giebt ein »Marterl« dem Wanderer Kunde, dass eine Jungfrau Petris beim Überschreiten des »Bösar Gugg« durch Absturz ihren Tod fand.

Im Bewusstsein, für heute in den Besitz eines guten Bettes zu kommen, gieng es fröhlich auf gutem Wege längs der Wiesenhänge »Ruckelana«, »Tümberle« und »Lehneiche« nach Ober-Zahre. An 6 Uhr 45 Min. Sonntag den 20. September regnete es in Strömen. Mein Wunsch, eine deutsche Predigt anzuhören, wurde vollauf befriedigt. Da aber der Seelsorger der Ober-Zahre, Anton Troyer, zum Leidwesen seiner kleinen Gemeinde in ein hochgelegenes Dorf des Canal di Ferro versetzt wurde, daher die Kirche verwaist ist, musste ich zur Unter-Zahre. Der Rasttag kam mir gar nicht so unerwünscht. Nach einer köstlich durchschlafenen Nacht, ausgerüstet mit einem geborgten Regenschirm, unter dessen Fittichen wohl vier Personen hätten Schutz finden können, gegen die tropenartig niederstürzenden Wassermassen gefeit, wurde der Gang zur Unter-Zahre angetreten, wo ich im Verkehr mit den Herren des gastlichen Widums und mit den Dorfinsassen nur allzulang verweilte.

Monte Rementera, 1914 *m*. In der Nacht entlud sich ein heftiges Gewitter. Am Morgen des 21. September zeigten sich alle Höhen bis tief herab beschneit, aber von der Sonne beschienen. Seltsam contrastierten die noch immer üppig grünen Wiesen gegen die mit winterlichem Schmuck gezierten Berge. Um den Tag auszunützen, wurde ein Ausflug auf den unbedeutenden, nordwestlich von der Casara Razzo (Ratzeralpe), sich erhebenden Monte Rementera beschlossen. Es blieb nur zwischen zwei Richtungen die Wahl, entweder der zwar nähere, aber immerhin, besonders nach einem Gewitter, unangenehme Gang über den »Bösar Gugg«, oder der schon so oft gemachte Abstieg zum tiefeingerissenen Lumiëi. Dieser Spalt macht den Besuch des südlichen Theiles der Gruppe von Zahre aus, das hoch oben am linksseitigen, steilen Hange hingeklebt liegt, mühsam und zeitraubend. Weder in Unter- noch Ober-Zahre giebt es ein Bächlein, kräftig genug, um ein Rad zu treiben. Das Getreide muss, um gemahlen werden zu können, zu den Mühlen am Mitterbach getragen oder gesäumt, das nöthige Brennholz von den jenseitigen Wäldern mühsam am Rücken herauf gebracht werden. Es ist nicht ausgeschlossen, dass ein mit einer schweren Last Heraufkeuchender voll Unmuth diesen Riss, der den Bewohnern das Dasein verbittert, mit »Sauriss« bezeichnete und dass auf diese Weise die Bezeichnung »Sauris« für dieses Ländchen entstand (?).

Der Gang zur Ratzeralpe, woselbst wir auf dem gewöhnlichen Wege nach vier Stunden um 9 Uhr 30 Min. eintrafen, und weiter, gestaltete sich recht unangenehm. Von Mediana ab patschten wir ununterbrochen in dem bis an die Knöchel reichenden, wässerigen Schnee. Dagegen fanden wir die Südseite des Monte Rementera, auf dessen ausgedehntem Gipfelplateau wir um 10 Uhr 15 Min. anlangten, nahezu aper. Die Ausschau auf die in geringer Entfernung nördlich gegenüberliegenden Südabstürze der pittoresken Felsriffe des oberen Comelico (Gruppe von S. Stefano), den Monte Cornon, 2381 *m*, den Monte Brentoni, 2549 *m*, den Cresta Castellati, 2397 *m*, den Pupera Valgrande, 2516 *m*, die Forcella Cadin alto, den Monte Schiavon, sowie auf die kühn aufragenden Zacken Sappadas mit der Croda Naje, 2231 *m*, den Monte Terzza grande, 2586 *m*, den Eulenkofel (Crette di Mimojo), 2320 *m*, den Engenkofel, 2413 *m*, und den Hinterkärle, 2467 *m*, ist wirklich herrlich. Für den Rückweg wurde die gleiche Richtung eingeschlagen. Zu meinem Erstaunen begegneten wir hier einem Herrn, von dessen Hute unser Vereinszeichen schimmerte.

Herr Dr. Hofer aus Wien war der Träger desselben; er kam von Forni di sopra herüber, um seine in Unter-Zahre sich befindliche Familie abzuholen. In angenehmster Unterhaltung, welche mir Neuigkeiten von der Aussenwelt brachte, verflog in der grossen Küche bei Petris eine Stunde in vergnügter Weise.

Am 22. September um 4 Uhr morgens begann ich, nach wie immer herzlichem Abschied von der mir werthen Familie Petris, fast wehmüthig gestimmt, die Heimreise anzutreten. Ich beabsichtigte, entweder durch die Val Grande nach S. Stefano, oder über den Monte Cornon nach Campolongo zu gehen. Aus dem tief herabhängenden, dunkelgrauen Gewölk fielen einzelne Schneeflocken träge herab, aber bald schneite es unaufhörlich; tüchtig durchnässt passierten wir die Casara Razzo, wo wir nicht einkehren wollten, weil eine Menge Viehbesitzer, welche mit ihren Herden flüchteten, sich dort eingefunden hatte. Bei schwerem Schneegestöber drangen wir aufwärts und da auch Rossi keinerlei Kenntnisse der Umgebung besass, so wussten wir beide nicht, ob es gelingen werde, die bei heller Witterung weithin sichtbare, hochgelegene Kaserne aufzufinden. Um 8 Uhr entdeckten wir, von Nässe triefend, eine kleine Vogelstellerhütte in der Nähe eines mächtigen Roccolo. Ein hellflackerndes Feuer wurde angefacht, bei dessen wohlthätig wärmestrahlenden Flammen wir uns allmählig behaglich fühlten. Ein des Weges kommender, in seine Heimath, Laggio, zurückkehrender, alter Holzknecht trat in Begleitung eines Buben ein, um den Vorübergang des ärgsten Schneesturmes abzuwarten. Wohl machte er uns aufmerksam, dass der Steig über den Cornon nicht mehr praktikabel sei, da erst unlängst an der schlechtesten Stelle ein gewaltiger Abbruch stattgefunden habe; dagegen wären, um den Weg zur Kaserne zu gewinnen, nur einige hundert Schritte aufwärts nöthig. Um 10 Uhr hatte das Unwetter ausgetobt. Der Saumweg war bald gefunden; nachdem wir eine halbe Stunde aufwärts gewandert, standen wir vor dem ansehnlichen, fest gemauerten, wohlverschlossenen Gebäude. Merkwürdigerweise ist diese alpine Kaserne auch in der Carta d'Italia nicht eingezeichnet. Wie staunten wir aber, als wir uns in der Annahme, von dort aus eine Fortsetzung des Weges zu finden, vollständig getäuscht fanden, denn die Kaserne steht auf einem halbinselartigen, nach drei Seiten steil abfallenden Rücken. Das Losungswort hiess: Zurück!

Nun, da sich das Wetter halbwegs aufklärte, fiel die Orientierung nicht schwer, zudem stiessen wir auf eine verwitterte Wegweisertafel, welche uns die Richtung zur Forcella Losco anzeigte. Die Casara Losco, 1690 *m*, links (westlich) tief unten liegen lassend, gieng es steil hinan zur Forcella, 1781 *m*, und so gelangten wir auf den bis zur Forcella Valgrande ausgebauten Militärweg, dessen Ausführung den königlich italienischen Sappeuren zur Ehre gereicht. Es müsste ein wahrer Genuss sein, diesen Weg bei schöner Witterung zu wandern. Wir sahen freilich aus den wilden, tief eingefurchten Gräben zur Rechten, nur hässlich brodelnde Nebelmassen aufsteigen, die an uns vorüberhuschend, selten einen freien Blick auf den imposanten, dreizackigen Monte Brentoni zu unserer Linken, an dessen Steilabstürzen wir so bequem dahinschlenderten, gestatteten. Doch so ganz leichten Kaufes sollten wir nicht davonkommen. An der bedenklichsten Stelle, einer jäh abstürzenden, plattigen Klamm, fanden wir den Weg vollkommen zerstört, nur ein über den grausen Spalt hinüberreichender, runder, zudem mit einer Eiskruste überzogener Baumstamm hatte Stand gehalten. Wollten wir nicht umkehren, so musste der Übergang über diese schlüpfrige, aber auch einzige Verbindung gewagt werden, denn einen anderen Ausweg gab es infolge der ungünstigen Terrainverhältnisse nicht. Mit festen Tritten bohrte Polentarutti die an seinen Schuhen befestigten Eisenstifte in den halbmorschen Balken ein, unheimlich klirrend hüpften losgesprengte

Eisplättchen über die schlüpfrigen Platten, der grauen Tiefe zu; unwillkürlich überkam mich der Gedanke, dass ein Fehltritt, ein Bruch des Stammes während des Überschreitens für uns eine ebenso schnelle Fahrt in das Jenseits zur Folge haben müsste. — Ein banger, von der kräftigen Hand Victors unterstützter Balancegang von etwa zehn Schritten, und die fatale Kluft lag im Rücken und wir standen wieder auf sicherem Boden. Bisweilen windet sich der Weg mauersteil mit kurzen Serpentinen über vorspringende Rippen; kaum hält man es für möglich, dass da noch beladene Maulthiere durchkommen. Bei einem steinernen Läpide (Marterl), dessen kaum mehr entzifferbare Inschrift besagt, dass während des Baues dieses Alpenweges einer der wackeren Sappeure infolge Absturzes den Tod fand, wurde kurze Rast gehalten. An der Forcella Valgrande, 2037 *m*, endigt der Reitweg, dagegen findet er als schmaler, in die Felsen gesprengter Steig in nordöstlicher Richtung seine Fortsetzung, dadurch mit dem militärischen Ricóvero Alpina, 2045 *m*, nördlich des Monte Cornon, eine Verbindung herstellend.[1]) Nun entdeckten wir hoch oben in den Wänden des Cornon einen die Kluft überspannenden, wie es schien, eisernen Balken, welcher derzeit die einzige Verbindung mit der jenseitigen Fortsetzung des Steigleins herstellte; nur rittlings hätten wir vielleicht hinüber gelangen können, doch darauf verzichteten wir.

Bis über die Kniee im Neuschnee watend, erreichten wir um 12 Uhr 15 Min. die Jochhöhe. Unter dem Schutze eines mächtigen Felsblockes halbwegs vor dem erstarrend kalt wehenden Westwind, der heulend graue Nebelfetzen über das zu beiden Seiten aufragende Geklüfte jagte, geschützt, wurde bis 12 Uhr 55 Min. ausgehalten. Recht mühsam gestaltete sich der Abstieg durch das schauerlich einsame, von mächtigen Riffen eingeengte, grossartig öde Val Grande. Da ertönt nicht die Glocke der weidenden Herden und kein Ruf der Hirten erschallt, nicht eine Alpenhütte ladet zur Einkehr oder Unterkunft ein. Besteigungen der bis jetzt meist unbesucht gebliebenen Spitzen des Thalgebietes müssten von S. Stefano aus unternommen werden, wenn nicht ein Bivouak vorgezogen wird.

Jedes Anzeichen eines Steiges — wenn es überhaupt von der Jochhöhe ab einen solchen giebt — war verschwunden. Nur behutsam konnten wir über das tief verschneite, grobe Getrümmer abwärts dringen; alle Achtsamkeit konnte oftmaliges Einbrechen in verborgene Löcher nicht verhindern. Erst da, wo der Rio Camino durch eine enge, wohl mehrere hundert Meter hohe Spalte fast senkrecht herabstürzend den Thalboden erreicht (1200 *m*), bekamen wir aperen Boden und einen ausgeprägten Steig unter die Füsse. Den waldigen Col Trondo, 1314 *m*, links (westlich) liegen lassend, gewannen wir, durch ein lieblich grünes Thälchen vordringend, nahe bei S. Stefano, 908 *m*, um 4 Uhr die Strasse, und nach einem weiteren, zweieinhalbstündigen Marsch das von Deutschen bewohnte Bladen (Sappada), 1218 *m*, wo ich mich, um für den morgigen Tag einen Vorsprung zu haben, in dem allseitig befriedigenden Gasthaus Cecconi (Tshigung) einquartierte. Leider hüllten, als wir den 23. September um 5 Uhr 30 Min. Bladen wieder verliessen, neidische Nebel die grossartige Umgebung ein. Von Cima di Sappada, 1294 *m*, sinkt die Strasse, meist von prächtigem Wald begleitet, mit gewaltigem Gefälle nach Forni Avoltri, 889 *m*. Auf angenehmem Bergweg, anfänglich etwas steil, geht es zu den ärmlichen Bergdörfern Frasenetto, 1090 *m*, Sigiletto, 1142 *m*, Collinetta, 1189 *m*

[1]) Auch aus dem Frisonethal leitet ein hochinteressanter, in eine fast senkrechte, circa 400 *m* hohe Felswand eingesprengter Steig, dessen Begehung nur vollkommen Schwindelfreien empfohlen werden kann, zum Ricovero. Alle Achtung für die Leistungsfähigkeit der italienischen Alpenjäger, die auf solch' schwierigem Terrain mit Sack und Pack und Waffen Übungen und Märsche ausführen.

und Collina, 1214 *m* (Specialkarte), empor, in welch' letzterem Orte wir wider Erwarten ein sehr gut gehaltenes Wirthshaus fanden, so dass wir daselbst wohlverpflegt von 10 Uhr 15 Min. bis 12 Uhr verweilten. Ein italienischer Finanzer erbot sich, uns bis zur Grenze am Wolayerjoch zu begleiten. Der gute Mann schlug eine derart schnelle Gangart ein, dass wir bereits um 1 Uhr 10 Min. die Jochhöhe und damit die Grenze überschritten.

Längs des westlichen Ufers des prachtvoll gelegenen Wolayersees arbeiteten wir uns durch den massenhaft angehäuften Schnee zur freundlich herüberwinkenden, eben erst vollendeten Hütte der Section Ober-Gailthal des D. u. Ö. A.-V., die wir zu unserem Leidwesen geschlossen fanden.

Nach halbstündiger Rast mühten wir uns, steif vor Kälte, — ebenso anstrengend wie gestern — durch die bis an die Schenkel reichende, das Getrümmer trügerisch deckende winterliche Hülle zum Thörl, 2136 *m*, hinan. Wohl folgten wir der bisweilen sichtbaren Markierung, allein von etwas Steigartigem bekamen wir nichts zu fühlen; überhaupt scheint das mit grossartigen Naturschönheiten ausgestattete, von Gemsen reich belebte Valentinthal in dieser Hinsicht stiefmütterlich bedacht zu sein; hoffentlich wird in Bälde der Zugang zu dem so herrlich gelegenen Schutzhaus durch eine bequeme Steiganlage erleichtert und gefördert werden, das vermöge seiner günstigen Lage als Ausgangspunkt für viele hochlohnende Touren benützt werden kann. Wie angenehm und leicht ist von dort ab z. B. die deutsche Enklave Bladen (Sappada, 5 Stunden) mit seiner grossartigen, bisher so wenig gewürdigten Bergwelt zu erreichen, von wo ab eine tadellose Kunststrasse entweder über Auronzo zum Misurinasee und über den Tre Croce-Pass oder nach Pieve di Cadore, somit ins Herz der viel umworbenen Dolomiten leitet.

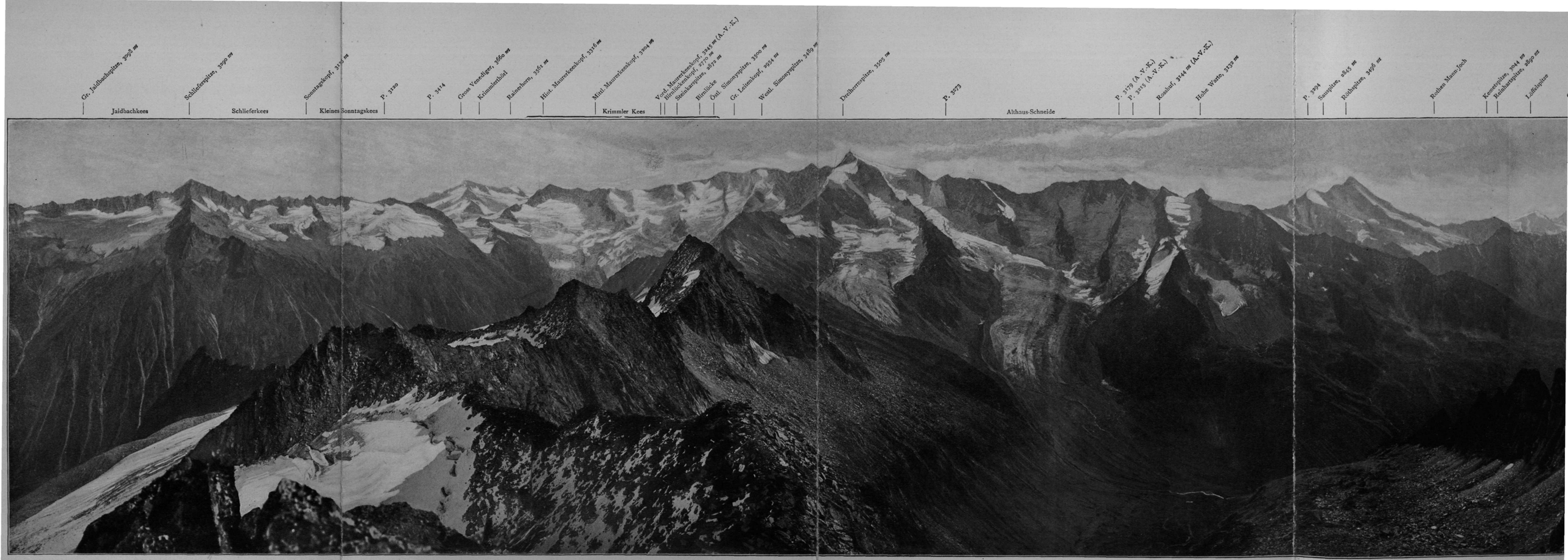
Erst kurz vor der Valentinalpe hörte die lästige Schneetreterei auf. Flink gieng es zum einsamen Gasthaus »Eder«, 5 Uhr 55 Min., wo ich mich an dem langentbehrten Genuss frischen Bieres labte.

Nun hiess es aber auch von meinem bewährten Begleiter Victor Polentarutti, den ich seines freundlichen, zuvorkommenden Benehmens, sowie seiner nun gründlichen Ortskenntnisse wegen, jedem Besucher der Zahre als Führer bestens empfehlen kann, Abschied nehmen. Er eilte hinauf zum Plöcken und ich, von der Nacht überfallen, durch dunkle Wälder hinab nach Kötschach, wo ich um 9 Uhr ankam.

Mögen diese Zeilen doch wenigstens das eine oder andere Mitglied unseres mächtigen Vereines bestimmen, seine Schritte von den vielbetretenen Touristenwegen ab, nach diesen herrlichen, aber bis jetzt gemiedenen Bergen zu lenken. Sowohl die Reize der Natur als die Liebenswürdigkeit der Bewohner dieses Erdenwinkels werden gewiss eines jeden Besuchers Herz und Gemüth erfreuen und ihm volle Befriedigung gewähren.

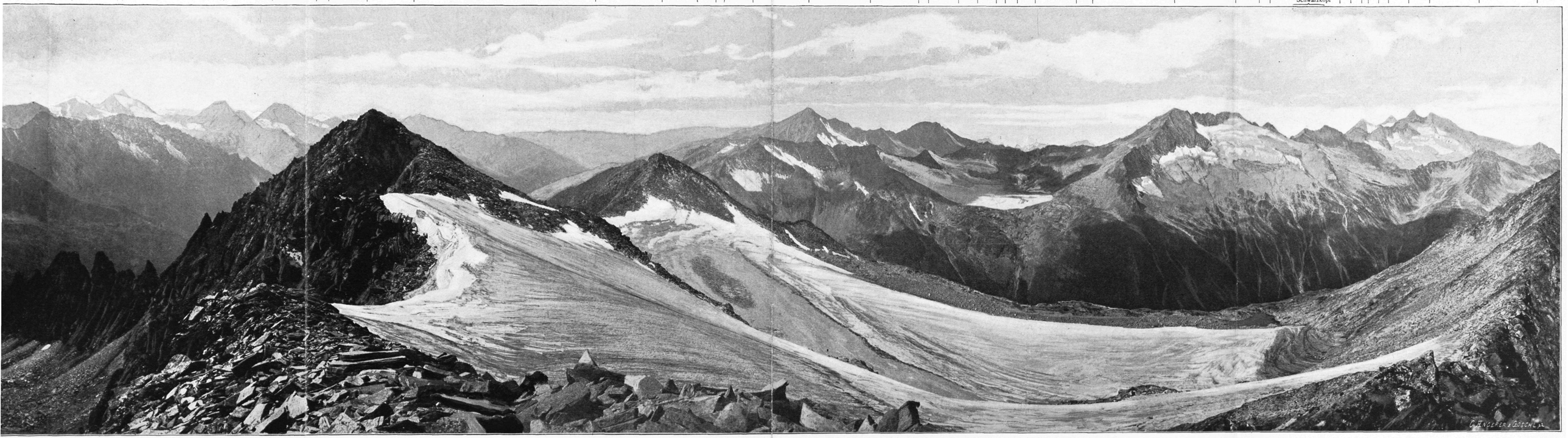
Klingen uns zudem in dieser, durch einen mächtigen Wall einer eine andere Sprache sprechenden Nation eingeschlossenen, südlichsten aller deutschen Sprachinseln, von jedem Munde noch die süssen Laute unserer lieben Muttersprache entgegen.

Anmerkung: Auf Wunsch des Herrn L. Norman Neruda verzeichnen wir hier ausdrücklich, dass der Druck seines Aufsatzes »Die Rosengartengruppe« (Seite 293 u. ff.) ohne seine Correcturen erfolgen musste, weil die bezügliche Sendung den in der zur Verfügung gestandenen Zeit verreisten Verfasser unliebsamerweise nicht erreichen konnte. Selbstverständlich wurde aber der Aufsatz unter gewissenhafter Vergleichung mit der Handschrift genau durchgesehen. Die Schriftleitung.



Venedigergruppe und Zillerthaler A

Naturaufnahme von F. Würthle & Sohn (vorm. Wür



Süden

Grat vom Glockenkarkopf, 2914 *m*, zum Pfaffenkopf

Westen

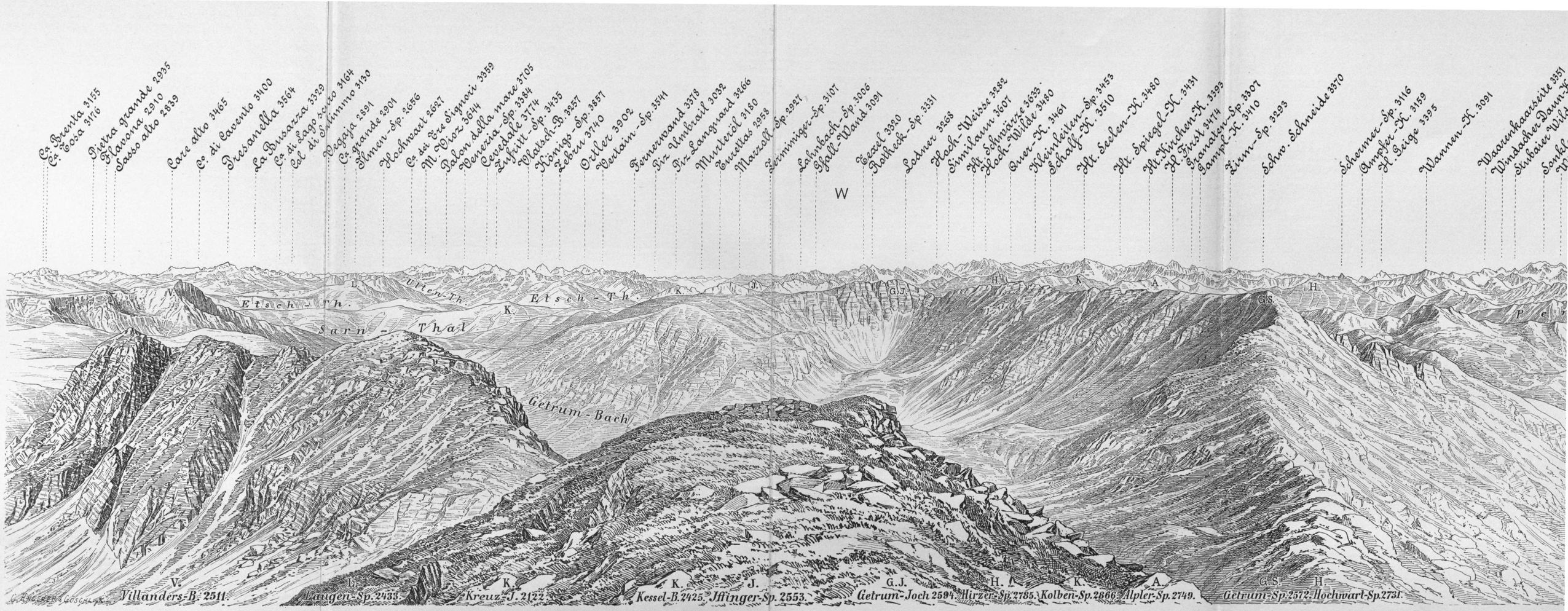
Östl. Windbachkees

Windbachthal

Grat vom Glockenkarkopf zum Schlachtertauern

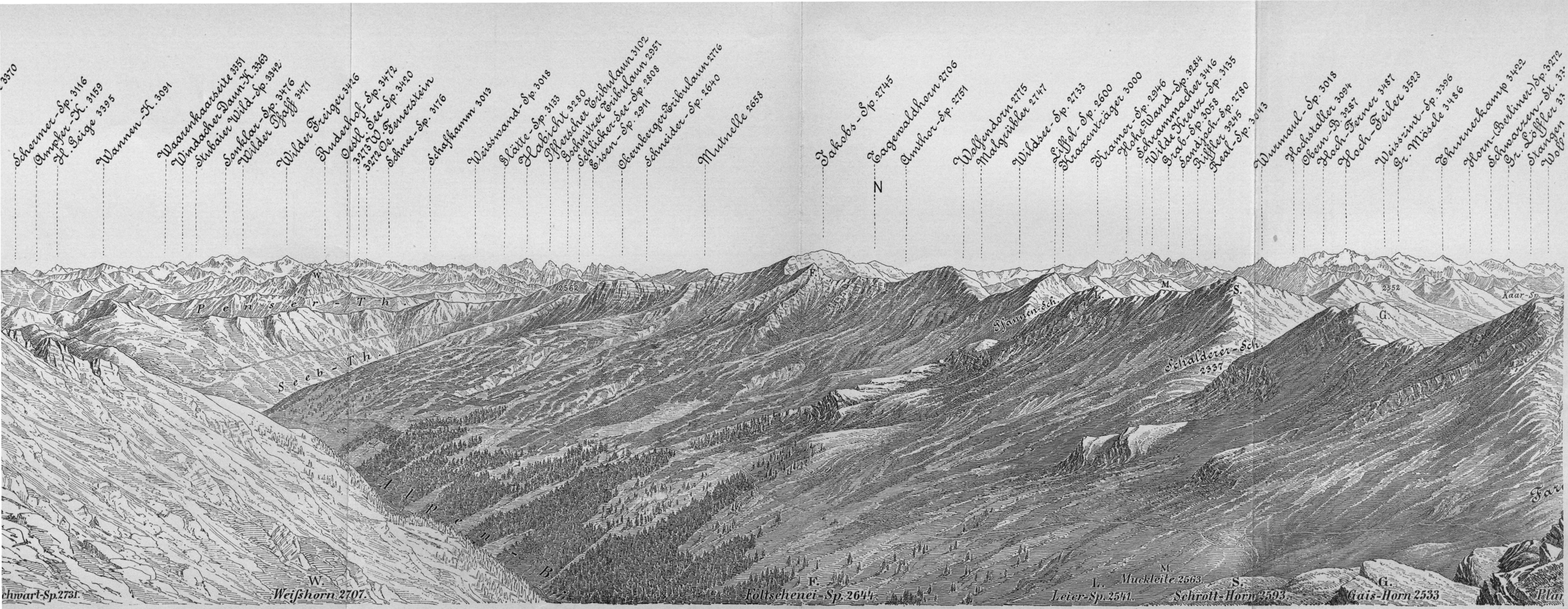
Zillerthaler Alpen vom Glockenkarkopf.

Würthle & Sohn (vorm. Würthle & Spinnhirn) in Salzburg.



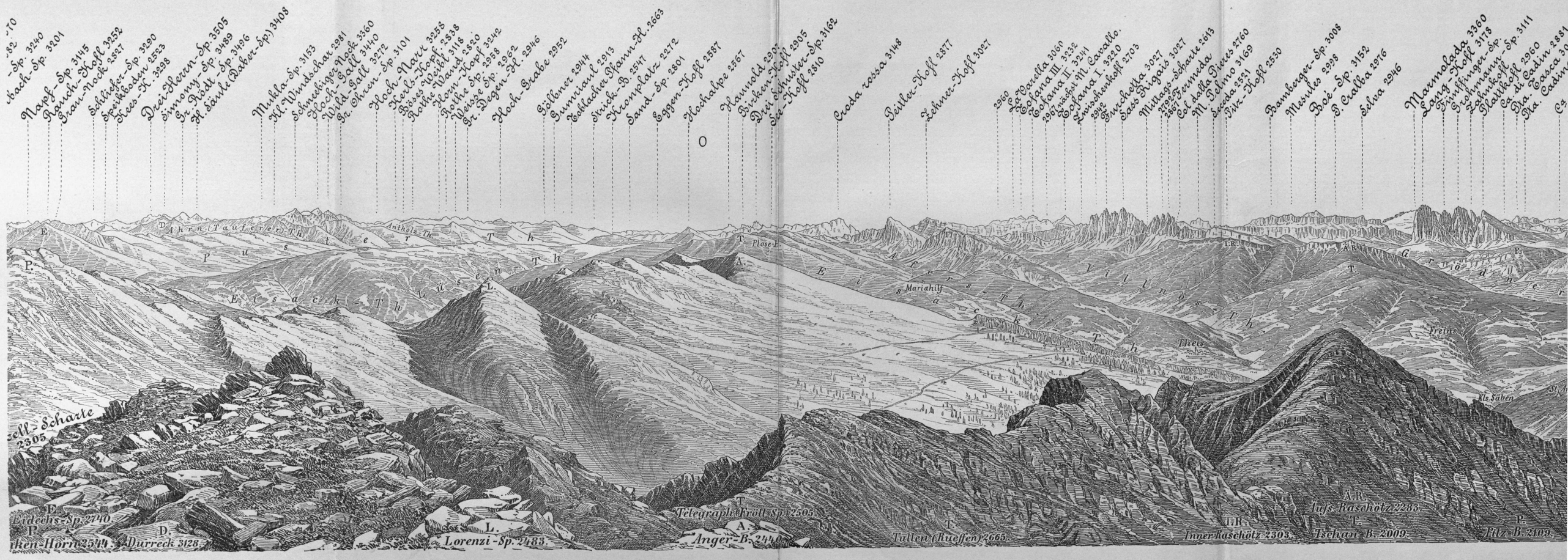
Rundschau von der Kassianspitze, 2583 m.

Nach der Natur gezeichnet von J. R. v. Siegl.



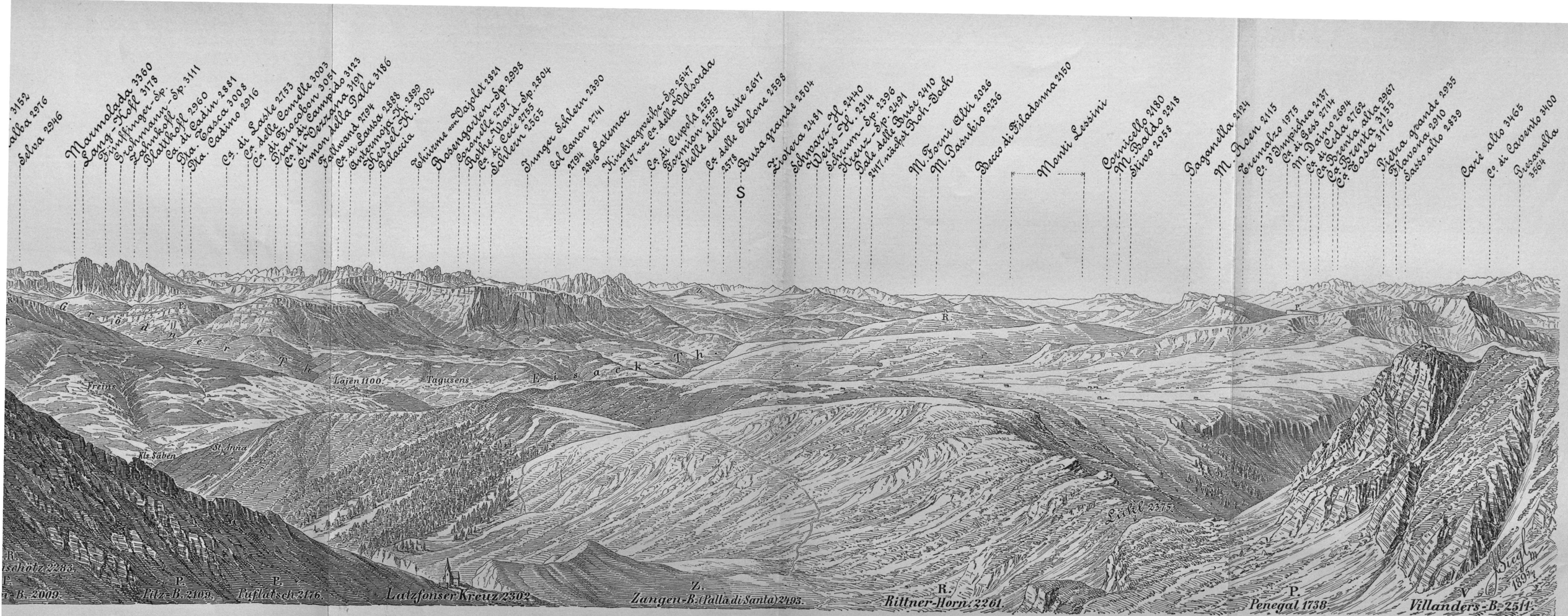
von der Kassianspitze, 2583 m. Blatt I.

Nach der Natur gezeichnet von J. R. v. Siegl.



Rundschau von der Kassianspitze, 2583 m.

Nach der Natur gezeichnet von J. R. v. Siegl.



m der Kassianspitze, 2583 m. Blatt II.

Nach der Natur gezeichnet von J. R. v. Siegl.

Skizze der Zunge des KLEIN FLEISS-KEESES.

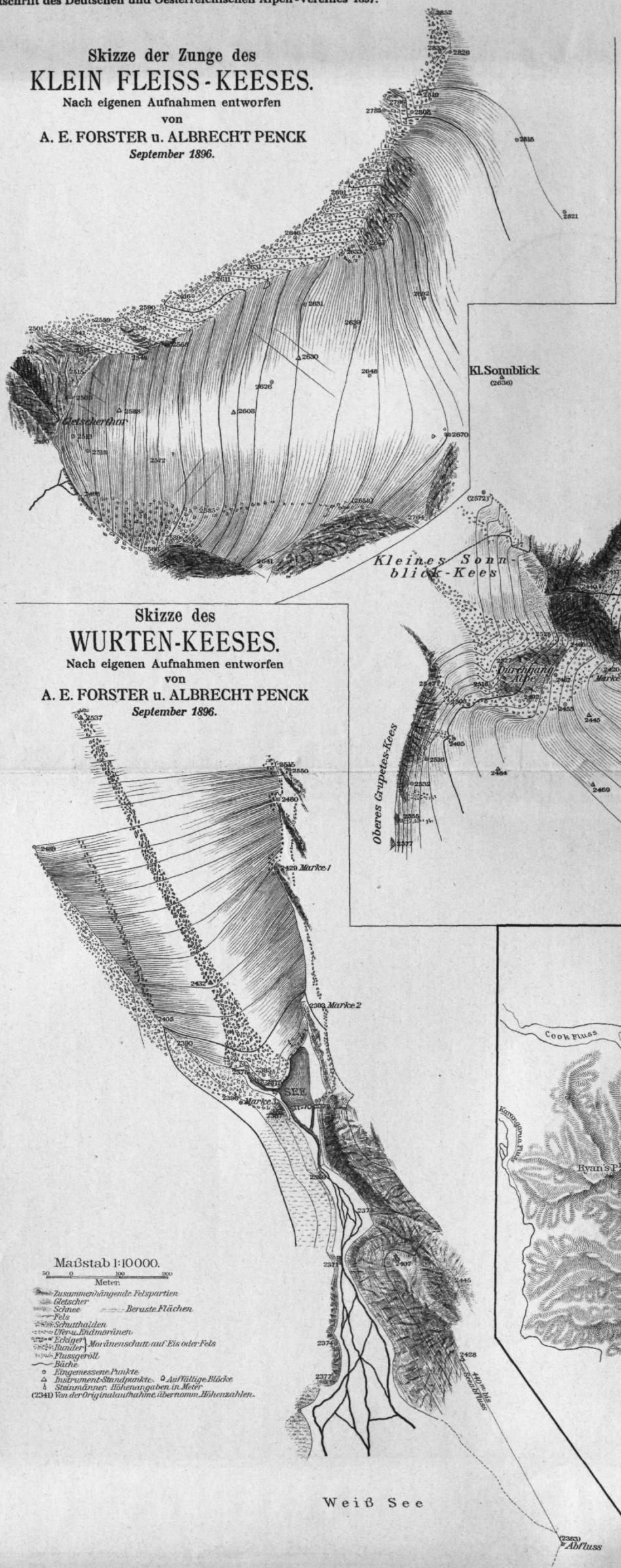
Nach eigenen Aufnahmen entworfen
von
A. E. FORSTER u. ALBRECHT PENCK
September 1896.

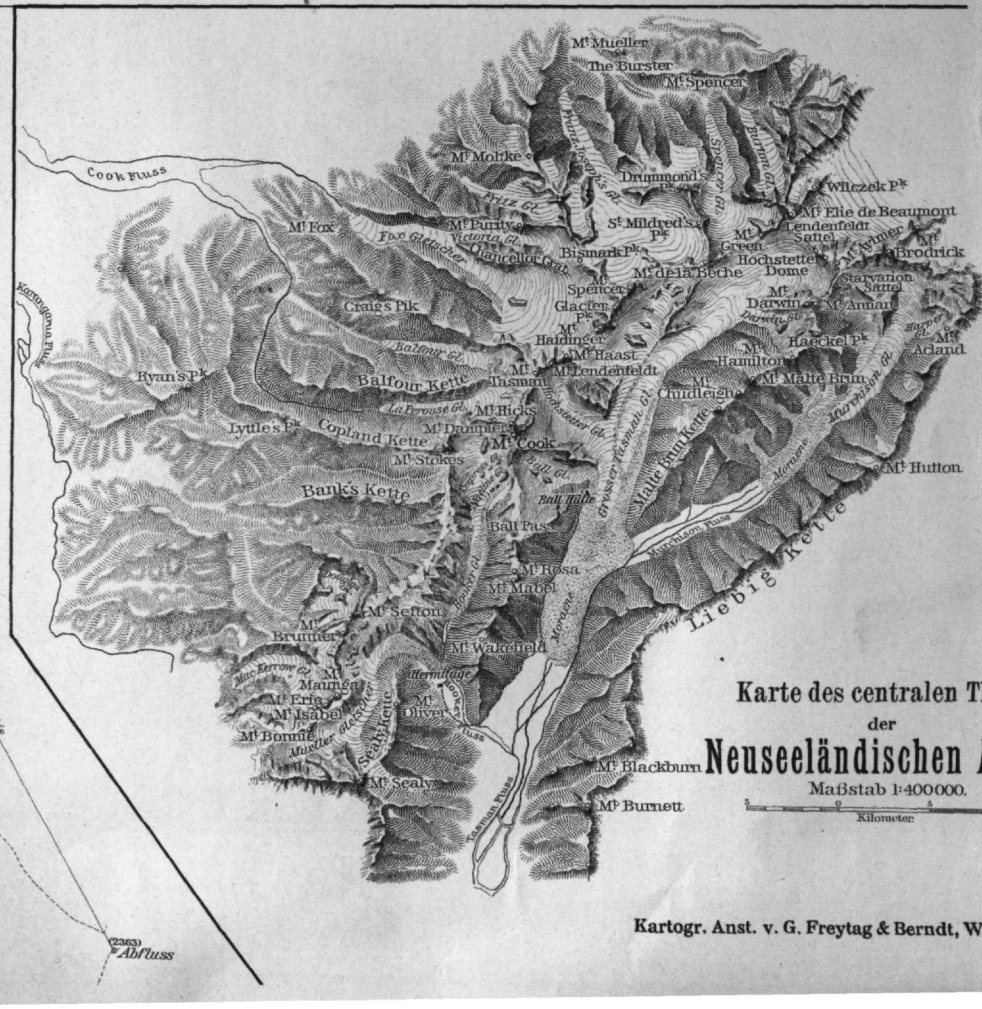
Skizze des WURTEN-KEESES.

Nach eigenen Aufnahmen entworfen
von
A. E. FORSTER u. ALBRECHT PENCK
September 1896.

Skizze der Zunge des GOLDBERG-GLETSCHERS.

Nach eigenen Aufnahmen entworfen
von
A. E. FORSTER u. ALBRECHT PENGK
September 1896.





Kartogr. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien.

S. Gurgl.

OETZTHAL & STUBA

1:50000.

ÖTZTHAL & STUBAI.

1 : 50000.

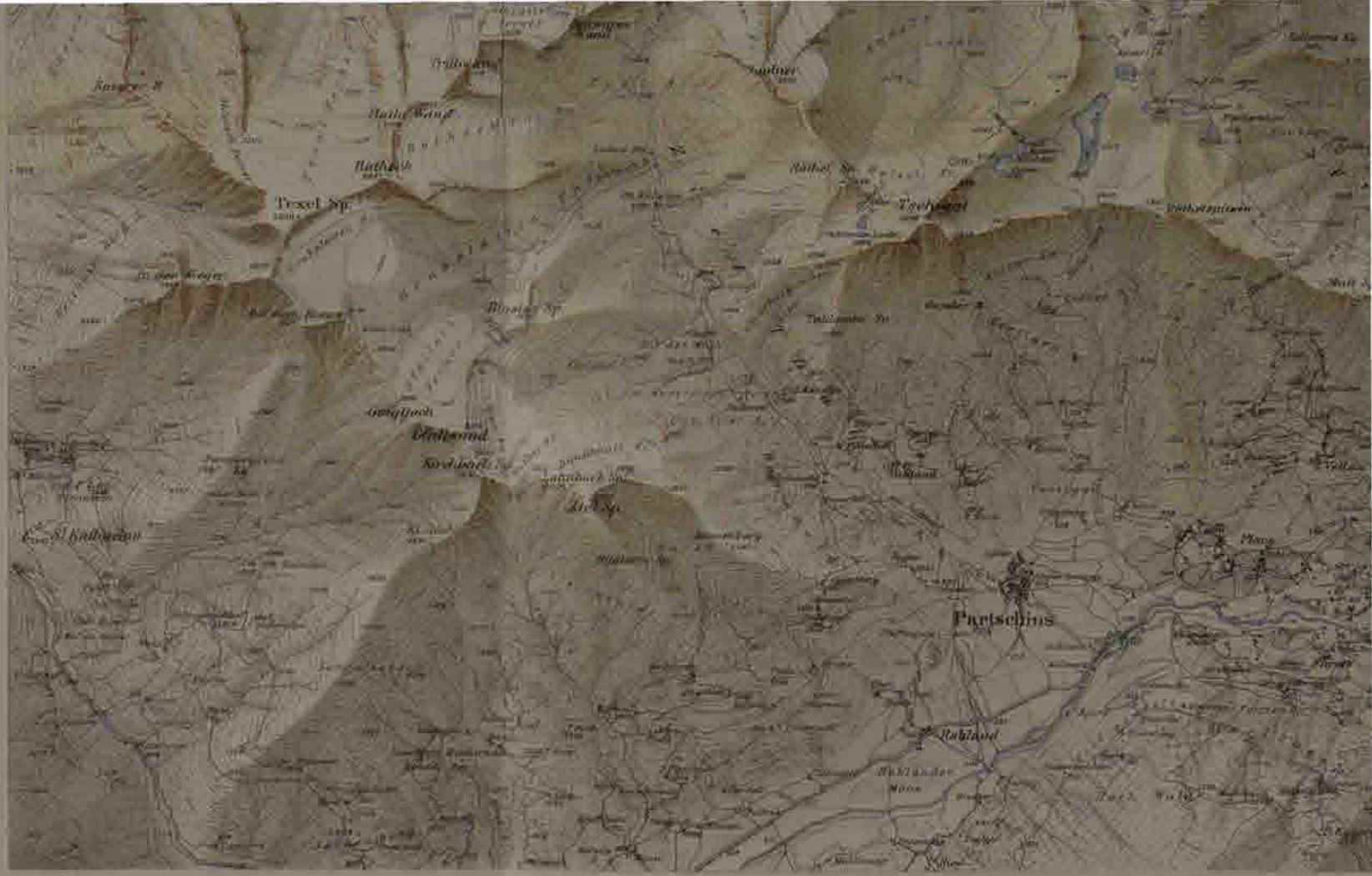
Blatt III.

Ob Gurgl
Königs Kg
Mittl
Grosser
Ramel Kg
Spiegel Kg
Kirchen Kg
Hohe Fürst
Seelen Kg
Schalf Kg
Meiders
Höhen Sp.

Rabenstein
Königs Kg.
Granden Kg.
Hohe Forst
Secher Sp.
Platt
Platter B.
Pfelders
Plant
Mulz
Ross Gb.
Matais Sp.
Leonhard
St. Martin

Texel Sp
Parlschins

Pfelders
St. Martin
Kolbenspitzen
Mutt Sp.
Oh. Tall
Ent. Tall



Stich u. Druck v. GIESECKE & DEVRIENT Leipzig u. Berlin.

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen
1897

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgegeben v. Deutschen u. Oesterreichischen Alpen Verein.
1897

Alle Rechte vorbehalten.

Auf Grundlage der Originalaufnahmen des K.u.K. Militärgeograph. Instituts
neu bearbeitet von S.SIMON, Ingenieur in Interlaken.